# Schul- und Lesebuch

zum Gebrauche

in den obern Klassen

der deutschen Volksschulen.

---

Herausgegeben

von


**And. Büschl,**

k. geistl. Rathe, Bezirksschul-Inspektor und Stadtpfarrer bei St. Maximilian in Augsburg.

**Michael Frey,**

Lehrer der 3. Knabenklasse der Stadtpfarrschule bei St. Georg und Vorbereitungs-Hauptlehrer der Schullehrlinge in Augsburg.


Staatsbibliothek München

Erster Theil.


Augsburg und München.

Math. Rieger'sche Buchhandlung.

1864.


452 C

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

# Der Gesellschaft Lebensfragen

## Zum Gespräche

# Ehe und Ehescheidung

# Vorrede.

Dem Bedürfnisse eines Schullesebuches für die obern Klassen der Werktagsschulen und für den Gebrauch desselben in den Sonntagsschulen ist durch die Herausgabe solcher Bücher in Deutschland und im engern Vaterlande, — in Bayern — längst abgeholfen. Es sind in den letzten Decennien viele vorzügliche und zweckmäßig eingerichtete und ausgestattete Lesebücher, welche sowohl die Haupt- als Nebengegenstände des deutschen Schulunterrichtes zur Erleichterung für Lehrer und Schüler — zur Hebung der Schulbildung enthalten, im Drucke erschienen. Wir erwähnen nur der weitverbreiteten und in mehreren Schulen eingeführten Lesebücher — von Heintsch und Ludwig in Bamberg; von Bumüller und Schuster in Freiburg, und von Haesters in Essen herausgekommen.

Dessenungeachtet wagen es die Unterfertigten — nach ihren im vieljährigen Schulleben gemachten Erfahrungen und nach ihrer subjectiven, über den Unterrichtsgegenstand gewonnenen Anschauung — diesen erschienenen Lesebüchern noch ein neues — beizufügen, wohlwissend, daß allen an ein solches Buch gestellten Anforderungen nicht so leicht Rechnung getragen werden könne. —

Die Herausgeber verkannten die Schwierigkeit und die Opfer nicht, welche mit der Herausgabe und mit der Bearbeitung eines zweckmäßigen, den Wünschen der Lehrer und Schulvorstände möglichst entsprechenden Schulbuches verbunden sind; wohlerwägend die Worte des Dichters: „non unum primatur in annum.“

Viel und umfassend ist das Material für ein solches Buch, und Anordnung, Zusammenstellung und Darstellungsweise sind wohl in's Auge zu fassen, um es der Fassungskraft der Schuljugend anzupassen. Die Frage: „Was soll aus jedem einzelnen Gegenstande ausgehoben werden?“ bleibt immer eine schwierige Beantwortung bei der Ausarbeitung eines Schulbuches, da an die Materie und Form eines solchen die verschiedensten — oft einander entgegengesetztesten Anforderungen gemacht werden.

Die Herausgeber nahmen in der Anlage ihres Schullesebuches die vorzüglichsten im Drucke erschienenen Lesebücher zum Vorbilde, und gingen theils nach eigener Anschauung, theils nach den bestehenden Schulverordnungen

bezüglich der Schulunterrichtsgegenstände, so wie nach den laut gewordenen Wünschen und Anträgen erfahrener Schulmänner zu Werke. Es wurde aus den einzelnen Gegenständen das Wissenswerthe, für die Jugend Lehrreiche und Interessante zwar ausgewählt, doch der Gegenstand dadurch nicht zerrissen; was zusammen gehört, wurde im Zusammenhange gehalten, so daß immer der Gegenstand als Ganzes erscheint.

Weil das Schullesebuch in Einem Bande zu voluminös würde, und im Preise zu hoch wäre, wenn es auf einmal ganz angekauft werden müßte, so erscheint es in zwei Theilen. —

Der erste Theil enthält Lesestücke von Gott, von den Menschen; dann die allgemeine und vaterländische Geschichte. Den Schluß bilden verschiedene in der deutschen Sprache vorkommende Aufsätze. Der zweite Theil wird die Geographie, die Naturlehre, und Naturgeschichte, und als Anhang eine kurze Sprachlehre enthalten.

Ueber Gott sind nur wenig Lesestücke aufgenommen, weil das Schullesebuch kein Religions-Hand- und Lehrbuch werden sollte. Da aber Alles mit Gott beginnen soll, Gott in Allem der Anfang und das Ende ist, Religion die Grundlage alles Unterrichts und aller Erziehung ist, so wurde auch das Schullesebuch mit Gott angefangen. Sein Dasein, seine göttlichen Eigenschaften oder Vollkommenheiten, seine Dreieinigkeit, sein Verhältniß zur Welt als Vater, Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher, seine heil. Kirche, und die religiöse Bestimmung der Menschen sind der Inhalt dieser Lesungen.

Mehrere Lesestücke zählt das Lesebuch über den Menschen. Der junge Mensch soll vor Allem von seinem Wesen, seiner leiblichen und geistigen Natur, seiner ihm von Gott durch die Natur verliehenen körperlichen und geistigen Anlagen und Fähigkeiten, von seiner zeitlichen und ewigen Bestimmung, von seinem staatlichen und bürgerlichen Leben, von seiner Geschäfts- und Berufsthätigkeit Kenntniß und Wissenschaft in der Schule erhalten, und dadurch angeeifert werden, mit allem Fleiße an seiner Ausbildung zu arbeiten, sich für einen Stand und einen Beruf im bürgerlichen und staatlichen Leben tüchtig und brauchbar zu machen, die größtmögliche Selbstständigkeit und Verwendbarkeit zu erwerben und sein zeitliches und ewiges Wohl und Glück dauernd und sicher zu gründen.

Nach diesen Lesestücken folgt die Geschichte, die allgemeine und vaterländische. Zur Erreichung des Zweckes im geschichtlichen Unterrichte wurde aus den besten, uns bekanntesten Geschichtswerken das Interessanteste und Merkwürdigste nach unserm Urtheile ausgewählt, zusammengestellt und in das Lesebuch aufgenommen.

Die allgemeine Geschichte ist ethnographisch bearbeitet. — Das Charakteristische und Eigenthümliche eines jeden Volkes, seine Werke, Erfindungen, Großthaten; seine großen Männer, seine Fürsten und Regenten; seine Schicksale, seine Entwicklung und Bildung, seine Staatsverfassung; seine Erhebung und Erniedrigung wurde hervorgehoben. Die lesende Jugend

soll in der Geschichte den allen großen Ereignissen zu Grunde liegenden Plan Gottes, seine Weltregierung, seine Fügung und Lenkung der Geschicke einzelner Menschen und ganzer Völker, — sein Weltgericht — kennen lernen und erfahren, was ein Volk, was den einzelnen Menschen erhebt und groß macht, — oder erniedrigt und zu Grunde richtet. Die Geschichte weis't nach, wie das staatliche, sociale Leben allein zur Begründung des Glückes und Wohlstandes eines Volkes nothwendig ist; wie Recht und Gesetzlichkeit, Friede und Ordnung nur unter einem weisen, gerechten und guten Regenten eines Landes herrschen, wie aber bei der Auflösung der socialen Bande der Völker — Macht und Wohlstand verschwindet, die Völker selbst untergehen.

In der Geschichte erscheint Christus als der Mittelpunkt; er war die Erwartung und Hoffnung der Völker. Das Ringen und Streben nach Höherm und Besserm führte zur Einsicht, daß durch menschliche Kräfte Höheres nicht errungen werden könne, und das Errungene nicht genügend sei: — daß Hilfe vom Himmel kommen müsse. Diese Hilfe kam durch Christus, den Sohn des lebendigen Gottes. Sein Evangelium, seine Lehre, sein Leben und Tod brachte der Welt das Heil; das Christenthum war die rettende That, die Wahrheit des Evangeliums brach sich Bahn zu allen Völkern der Erde; durch seine göttliche Kraft war der Sieg über das Juden- und Heidenthum nach den blutigsten Verfolgungen errungen. Wissenschaft und Gesittung, Bildung und Cultur verbreitete sich überall hin, wo die Lehre des Sohnes Gottes, das Evangelium, Aufnahme gefunden, und die Kirche Jesu Ausbreitung und Begründung erhalten hatte.

Die Geschichte bietet der Jugend Beispiele edler Gesinnungen und schöner Tugenden zur Nachahmung; aber auch Beispiele niedriger Leidenschaften und böser Thaten zur Verachtung und zum Abscheu. Sie ist die beste und weiseste Lehrmeisterin der Jugend. —

Wenn hie und da geschichtliche Thatsachen und Charakterzeichnungen etwas umständlicher erzählt sind, so wolle dies aus dem Grunde entschuldiget werden, daß diese Geschichte für Leser geschrieben wurde, welche die Umstände der That und den Zusammenhang der Ursache mit der Wirkung nicht durch eigenes Nachdenken so leicht folgern können, — und weil Charakterzeichnungen für die Jugend weit anziehender und interessanter sind, als Erzählungen mehr fernliegender, — wenn auch wichtiger — geschichtlicher Ereignisse.

Der allgemeinen Geschichte folgt die vaterländische, welche um so kürzer gefaßt werden konnte, als schon in der allgemeinen Geschichte „Vieles" aus der bayerischen Geschichte erzählt werden mußte.

Nur wurde aus der bayerischen Geschichte noch hervorgehoben, was in den Herzen der Jugend und bei jedem vaterländischen Staatsbürger Liebe und Anhänglichkeit an den Regenten des Landes, Liebe zum Vaterlande, Gehorsam gegen Gesetze und Staatsverfassung zu erwecken und zu befestigen

geeignet ist, — jene Momente ausgewählt, welche zur Erreichung dieses Zweckes dienen können.

Die Quellen, aus welchen die allgemeine und bayerische Geschichte geschöpft und entnommen wurden, sind:

„Annegarn, Bumüller und Dr. Schuster, Driendl, Eulenhaupt, Fick, Grube, Haesters, Heinisch, Hepp, Hindelang, Hofmann, Dr. Höfler, Ingerle, Lesebuch des englischen Fräulein-Instituts dahier, Lesebuch von Kellner, Lesebuch für die katholischen Volksschulen Württembergs, Reiser (Lehr- und Lesebuch, Realien und kath. Volksschüler), Rendschmidt, Dr. Ritter, Welter, Wolf u. m. a." —

Nach der Geschichte enthält das vorliegende Schullesebuch Aufsätze aus der deutschen Sprache, welche dem Lehrer und Schüler zum Sprachunterrichte, zur Sprachkenntniß dienen sollen. Die deutsche Sprache ist ein Hauptgegenstand des deutschen Schulunterrichtes. Die in das Lesebuch aufgenommenen Arten der Aufsätze, Erzählungen, Parabeln, Beschreibungen u. s. w. in gebundener und ungebundener Rede sollen zu Uebungen und zur Nachbildung benützt und verwendet werden. Die Schüler sollen die verschiedenen Aufsätze, das Eigenthümliche derselben, die Darstellungsweise, die Ordnung der Gedanken, den Zusammenhang des Ganzen kennen lernen, und dadurch nicht nur Sprachkenntnisse, sondern auch Sprachfertigkeit und Sprachgewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke erlangen. Der Lehrer kann diese Aufsätze zum Vorlesen, zur logischen Besprechung, zur Zergliederung der einzelnen Theile und Sätze, zum Abfragen, zum freien Vortrage, zur Deklamation, zum Auswendiglernen, zum Rechtschreiben u. s. w. verwenden, und so den Zweck des Sprachunterrichts fördern.

Diesen Aufsätzen sind die im bürgerlichen Geschäftsleben vorkommenden Aufsätze, bei denen es sich hauptsächlich nur um die Form handelt, beigefügt, um das Lesebuch so viel möglich, zweckmäßig auszustatten.

Wie weit vorliegendes Schullesebuch den gerechten und billigen Anforderungen, welche an ein solches Buch von sachverständigen Schulmännern gestellt werden, entsprechen wird, wird dessen Aufnahme und Abnahme kund geben. Materielle Vortheile leiteten die Herausgeber dieses Buches nicht, sondern Liebe zur Schule, Interesse am Schulunterrichte und an der Schulerziehung. Sie wollten nur dem Lehrer ein den Unterricht erleichterndes und die Schulbildung förderndes Lehrmittel, dem Schüler ein sowohl für die Schule als für das spätere Leben lehrreiches und nützliches Lesebuch in die Hände legen, dem geistigen Saatfelde der Schule guten Saamen darbieten: sie wollten säen und begießen. Wachsthum und Gedeihen, Früchte der Saat wird Gott spenden, der allein Wachsthum und Gedeihen geben kann.

Augsburg, im November 1863.

Die Herausgeber.

# Inhaltsverzeichniß.


Seite

## I. Von Gott.

**Von Gott** . . . . . **1**

## II. Der Mensch.

1. Vom Leibe des Menschen (Lesebuch von J. Bumüller und Dr. J. Schuster) . . 20
2. Von der Seele des Menschen (nach Münch) . . . . . 34
3. Der Mensch im bürgerlichen Leben (nach Overhage) . . . . . 46
4. Der Mensch im geschäftlichen Leben . . . . . 52

Der Ackerbau (nach Schubert) . . . . . 52
Das Zimmerhandwerk (Reiser, Lehr- und Lesebuch) . . . . . 54
Das Tischlerhandwerk „ . . . . . 55
Das Wagnerhandwerk „ . . . . . 56
Die Bierbrauerei (Herbst, Lesebuch) . . . . . 57
Die Oelschlägerei „ . . . . . 57
Bereitung des Papiers (Reiser, Lehr- und Lesebuch) . . . . . 58
Die Kürschnerei (Herbst, Lesebuch) . . . . . 59
Die Gerberei (Reiser, Lehr- und Lesebuch) . . . . . 60
Das Schuhmacherhandwerk „ . . . . . 62
Das Schneiderhandwerk „ . . . . . 63
Die Bereitung der Seife „ . . . . . 63
Verarbeitung der Metalle (Münch'ner Lesebuch) . . . . . 65
Die Glashütte (Herbst, Lesebuch) . . . . . 70
Die Porzellanfabrikation (Reiser, Lehr- und Lesebuch) . . . . . 71
Künste (nach Löhr) . . . . . 74
Die Zeichenkunst (Mersy) . . . . . 74
Die Schreibkunst „ . . . . . 75
Die Malerkunst „ . . . . . 76
Die Baukunst „ . . . . . 77
Die Bildhauerkunst „ . . . . . 78
Vorschriften zu einem höflichen Betragen (Reiser, Volksschüler) . . . . . 80
Goldne Regeln ꝛc. „ . . . . . 83

## III. Geschichte.

1. Allgemeine Geschichte . . . . . 85
Die Babylonier, Assyrer (und Meder) . . . . . 88

Seite

Die Meder . . . . . 90
Die Perser . . . . . 91
Die Egypter . . . . . 94
Die Phönizier . . . . . 97
Die Hebräer . . . . . 98
(Die Zerstörung Jerusalems, Dr. F. Herbst nach Stolberg) . . . . . 99
Die Griechen . . . . . 105
Die Römer . . . . . 114
Die Deutschen . . . . . 139
2. Vaterlandsgeschichte . . . . . 207

## IV. Aufsätze.

Nro. 1. — 9. (nach H. Herzog's deutschen Stilübungen — Aarau) . . 257 — 295
10. Verschiedene Lesestücke . . . . . 295
11. Anfangs- und Schlußformeln ꝛc. zu Briefen (H. Reiser) . . . . . 323
12. Geschäfts-Aufsätze, (nach Eulenhaupt, Geist, Gollnisch, Hindelang, Wiedemann und Madel, Weth u. a. . . . . 325

# I.

# Von Gott.

## 1. Es ist ein Gott.

Nur der Unvernünftige, der Thor, spricht in seinem Herzen: „Es ist kein Gott!“ Und mit keinem andern Namen, als mit dem eines Thoren kann der bezeichnet werden, welcher das Unvernünftigste glaubt. Um nicht glauben zu müssen, daß ein lebendiger persönlicher Gott ist, müßte man entweder glauben, daß die Welt von Ungefähr entstanden, oder Himmel und Erde aus sich selbst geworden sind. Es läßt sich aber nicht denken, daß Etwas vorhanden ist, welches keinen Urheber, oder keine hervorbringende Ursache hat. Wo immer eine Erscheinung ist, muß auch ein Grund der Erscheinung sein.

Am allerwenigsten läßt sich denken, daß ein so wohlgeordnetes, so zweckmäßig und so herrlich geordnetes, und in allen seinen Theilen so innig zusammenhängendes Werk, wie die Welt ist, durch irgend einen Zufall entstanden ist. Die Welt ist entweder von einem höchstmächtigen und unendlich weisen Gott gemacht, oder sie ist von sich selbst. Wäre die Welt von sich selbst, so müßte sie vor Allem unveränderlich sein, und die Kraft haben, sich selbst und Alles in ihr und auf ihr vor dem Tode und vor dem Verfalle zu bewahren. Wir sehen aber die Welt voll Veränderungen, wir sehen auf ihr ein stetes Kommen und Gehen, ein Zunehmen und Abnehmen, ein Erscheinen und Verschwinden. Wäre die Welt von sich selbst, dann müßten die unvollkommenen Dinge von den vollkommenen herkommen; und da der Mensch das vollkommenste Geschöpf und Wesen ist, so müßte Alles auf Erden von ihm herkommen, das Geringste wie das Höchste, das Kleinste wie das Größte; von ihm müßten die Thiere, die Bäume, das Wasser, die Luft, das Feuer, Blitz und Donner, Regen und Sonnenschein kommen! Alles müßte von dem Menschen gemacht worden sein, und noch gemacht werden können; und dieß wird wohl kein Mensch von sich glauben? Nur der Unvernünftige, der Thor, kann sagen: „es ist kein Gott!“

Kein Ding ist weder durch Zufall, noch von sich selbst geworden; es ist ein Wesen, welches allen Dingen das Dasein, den Anfang gibt, Alles leitet, ordnet und erhält, und dieses Wesen, welches durch Niemand andern gemacht, sondern von sich selbst ist, und alle Dinge erschaffen und gemacht hat, welches Alles so schön geordnet, und so weise eingerichtet hat, dem wir Leben und Dasein, und Alles verdanken, nennen wir Gott.

„Es ist ein Gott,“ diese Wahrheit lesen wir auf jedem Blatte der heiligen Schriften, welche Gott erleuchtete heilige Männer unter dem Beistande des heiligen Geistes geschrieben und hinterlassen haben.

„Es ist ein Gott," diese frohe Botschaft brachte der Sohn Gottes, der von Ewigkeit bei Gott war, Gott selbst gewesen, und in der Zeit Mensch geworden ist, den Menschen vom Himmel.

„Es ist ein Gott," wurde von seinen Aposteln allen Völkern der Erde verkündet, und wird verkündet werden bis zum Ende der Zeiten; alle Gläubigen, besonders alle Christgläubigen glauben und bekennen: es ist ein Gott! und die Völker aller Zeiten haben an einen Gott geglaubt.

„Es ist ein Gott," diese Wahrheit ist mit unauslöschlicher Schrift mitten in das Herz des Menschen geschrieben. Es hält den Menschen eine innere Stimme zurück, wenn er eine böse That vollbringen will, und mit Furcht und Unruhe ist er erfüllt, wenn er die Sünde vollbracht hat; ebenso fühlt er sich zur edlen That hingezogen, und eine innere beseligende Zufriedenheit wohnt in ihm, wenn er Gutes gethan hat.

Der Glaube an Gott gibt wahre Glückseligkeit, und ohne diesen Glauben erfreut den Menschen kein Erdenglück; denn es ist vergänglich, und der Gedanke an die Vergänglichkeit nimmt die Freude an ihm und betrübt die Seele. Unglück aber und Mißgeschicke, wer kann sie ohne Glaube an Gott muthvoll und standhaft ertragen? Nimmt man einem unglücklichen armseligen Menschen den Glauben an Gott, so nimmt man ihm den einzigen Trost, der allein gegen so viel Kummer und Elend des irdischen Lebens ausreicht; und die letzte Stütze, an welche sich seine gebeugte Seele anklammern könnte.

Wenn aber ein Gott ist, der mit aller Weisheit und Macht angethan ist, und mit seiner Weisheit und Allmacht die Welt regiert, woher die scheinbare Unordnung in der Welt? „Ich erkannte," sagt der Weiseste der Vorzeit, — „unter der Sonne folgende Unordnung: daß zum Wettkampfe nicht bestimmt werden die Schnellen, zum Kriege nicht die Starken; daß die Geschäfte nicht anvertraut werden den Weisesten, und der Reichthum nicht immer den Besten beschieden ist, sondern daß Alles vom Zufall und von der Willkühr abhängt, daß es dem Guten ergeht, wie dem Bösen, und die Weisen dasselbe Schicksal haben, wie die Thoren. Aber wo ich diese Unordnung sah, dachte ich auch in meinem Herzen: Gott wird einstens richten den Gerechten wie den Ungerechten, und dann werden alle Dinge geordnet sein." Eine Wahrheit, ein Glaube, welcher dieses Weisesten aller Menschen würdig ist.

## 2. Gottes Ewigkeit, Unveränderlichkeit und Allgegenwart.

Der Mensch allein glaubt, und kann vermöge seiner Gottähnlichkeit allein glauben: „es ist ein Gott." Der Glaube gibt die Wissenschaft Gottes; ohne Glauben weiß der Mensch Nichts von Gott. Der Glaube lehrt ihn: „Gott ist das allerhöchste und vollkommenste Wesen, das höchste Gut; der Schöpfer der ganzen Welt, des Himmels und der Erde." Die Wissenschaft Gottes und des Göttlichen ist die höchste Wissenschaft. „Ein Funken wahrer Gotteserkenntniß," sagt ein christlicher Weiser, „ist besser als die genaueste Kenntniß aller Dinge dieser Welt." Je vollkommener wir Gott erkennen, desto vollkommener werden wir ihn lieben; wir lieben ihn deßwegen so wenig, weil wir ihn so wenig kennen. Gott kennen, ohne ihn zu lieben, heißt ihn verkennen. — Doch wir sind nicht im Stande, hienieden ihn vollkommen zu erkennen, seine Wesenheit zu erschauen; jemehr wir ihn aber in seinen Eigenschaften — Vollkommenheiten erkennen, desto mehr erkennen wir ihn selbst. —

Die erste Eigenschaft Gottes, welche ihm allein eigen ist, ist seine Ewigkeit. Gott allein ist ewig, und nicht blos, weil er ohne Anfang und

Ende ist, während alle, auch die geistigen Geschöpfe, wenn diese auch zu sein nicht aufhören, doch alle zu sein angefangen haben; sondern vorzüglich deßwegen, weil er sein Dasein von sich selbst hat. Er allein ist der Unerschaffene, alle Geschöpfe sind von ihm und durch ihn erschaffen worden; und die endlose Fortdauer der geistigen Geschöpfe hängt von seinem Willen und von seiner Gnade ab. „Ich bin Jehova — der Ewige," — sprach Gott zu Moses in der Wüste, und unter dem Namen des Ewigen wurde er im A. B. angebetet! —

Das Wort „Ewigkeit" zu begreifen und zu erfassen, ist dem menschlichen Verstande nicht möglich. Der Glaube an die Ewigkeit Gottes fordert uns auf zur ehrfurchtsvollsten Anbetung Gottes, des allein Ewigen, und zum Vertrauen auf ihn, der da lebt, wenn wir sterben, und uns ewiges Leben geben will. —

In der Eigenschaft der Ewigkeit Gottes ist auch seine Unveränderlichkeit eingeschlossen. — Gott ist unveränderlich seiner Natur und Wesenheit nach — er ist von Ewigkeit zu Ewigkeit derselbe — der Vollkommenste. Er kann nicht abnehmen und nicht zunehmen, nicht vollkommener und nicht unvollkommener werden. Gott ist zwar der Urheber, der Schöpfer aller Dinge, welche sich stets ändern; er aber ändert sich nicht — nicht seinen Willen, nicht seine Rathschlüsse; und wenn es von ihm heißt: „Er liebt heute den bekehrten Sünder, dem er gestern zürnte, und er naht sich dem, von dem er sich gestern entfernte"; so sind dieß keine Veränderungen, die in ihm, sondern die in den Geschöpfen vorgehen. Er naht sich dem Menschen mit seiner unendlichen Güte und Gnade, wenn der Mensch sich ihm naht, und besonders wenn er die Wirkung seiner Gnade in sich aufnimmt. Er entfernt sich von ihm, wenn der Mensch sich von ihm entfernt, von ihm abfällt; gleichwie man von der Sonne sagt, sie tritt in ein Haus ein, oder sie verläßt ein Haus, jenachdem das Haus ihren Strahlen zugänglich wird, oder sich denselben verschließt. Gott bleibt, er mag uns lieben oder uns zürnen, uns nehmen oder geben, uns von sich stoßen oder sich unser erbarmen, unwandelbar und ewig derselbe, wie die Sonne dieselbe bleibt, ungeachtet ihre Wirkungen auf die Dinge nach der Verschiedenheit derselben verschieden, oft gerade entgegengesetzt sind; dieselbe Sonne verhärtet den Thon, welche das Wachs erweicht.

Der Glaube an die Veränderlichkeit Gottes, die rechte Erkenntniß dieser göttlichen Eigenschaft muß uns beim Anblicke des Wechsels und der Veränderlichkeit alles Irdischen zu Ihm hinziehen, bei dem kein Wechsel, und keine Veränderung und kein Schatten der Veränderung ist. —

Alle Geschöpfe leben in der Zeit und an einem bestimmten Orte; Gott der Ewige und Unveränderliche, ist über Zeit und Raum erhaben; Er ist überall, im Himmel und auf Erden; es gibt keinen Ort, wo Gott nicht ist, — Er ist allgegenwärtig. — Er ist von keinem Orte eingeschlossen und von keinem Dinge, obschon er an allen Orten und in allen Dingen ist. In ihm sind wir, leben wir und bewegen wir uns. Die Himmel der Himmel können ihn nicht fassen, und doch hat er seine Wohnung auch unter uns und in uns, so daß wir gleichsam seine Tempel sind; und je vollkommener wir ihn erkennen und lieben, desto inniger und fester ist seine Wohnung in uns. Vorzugsweise ist Gott im Himmel, wo wir ihn am vollkommensten erkennen, ihn von Angesicht zu Angesicht schauen und am innigsten lieben werden.

Der Glaube und die Erkenntniß seiner Allgegenwart fodert uns zur heilsamen Furcht vor der Sünde und zur Ehrfurcht gegen Gott auf, ermun-

tert uns beim mühevollen Tagwerk, tröstet uns in trüben Stunden, und erfüllt uns mit Zuversicht im Leben und im Tode. Ist Gott bei uns und mit uns, wer kann wider uns sein? —

## 3. Die Allwissenheit, Allmacht und Weisheit Gottes.

Gott, der vollkommenste Geist, besitzt auch die vollkommenste Erkenntniß; er erkennt sich selbst, und die unendlichen Vollkommenheiten seines Wesens. Er begreift sich, und nur Er begreift sich. Wie ihn kein noch so erhabenes Geschöpf lieben kann, wie er liebenswürdig ist; so kann auch keines ihn erkennen, wie er erkennbar ist; der heil. Apostel Paulus schreibt: „Keiner erkennt, was Gott ist, als nur der Geist Gottes selbst". Wie aber Gott sich selbst erkennt, so erkennt er auch Alles außer sich, das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige, die Geschöpfe wie ihre Eigenschaften, ihre Zustände und Umstände, ihre innern und äußern Handlungen, selbst die geheimsten Gedanken des Geistes, die leisesten Wünsche und Verlangen, die verborgensten Regungen und Gefühle des Herzens. Er wird deßwegen in den hl. Schriften der Erforscher der Herzen und Nieren genannt. Gott erkennt Alles auf die vollkommenste Art. Er erkennt durch die Anschauung, und erkennt Alles von Ewigkeit her, mit einer unveränderlichen von jedem Vergessen freien Erkenntniß. Wie er seine eigene Machtvollkommenheit erkennt, so erkennt er auch Alles, was sie hervorgebracht hat, und noch hervorbringen kann.

Die Erkenntniß der Allwissenheit Gottes muß uns in Allem unseren Thun und Lassen zur Vorsicht leiten. Gott weiß Alles, Gott sieht uns, überall und allzeit, diese Wahrheit muß uns zurückhalten von der Sünde nicht nur in der That und im Werke, sondern auch in Gedanken und Verlangen; Gott weiß Alles, muß mich trösten und aufrichten in guten Werken, besonders im Gebete, im Unglücke, im Leiden; und mich ermuntern, bei ihm die wahre Wissenschaft und Erkenntniß zu holen, weil er die Quelle alles Erkennens und Wissens ist.

An seine Allwissenheit schließt sich die Eigenschaft seiner göttlichen Allmacht an. Gott ist allmächtig — er hat alle Macht im Himmel und auf Erden; er kann Alles machen, kein Ding ist ihm unmöglich, — er braucht Nichts, um Etwas zu machen. Gott macht aber nur so viel, als er will, obwohl er weit mehr machen könnte. Er macht Alles, wie er will, obwohl er noch Besseres machen könnte, und auch weit Besseres, als unsre Erde ist, gemacht hat — nemlich den Himmel. Seine unendliche Allmacht läßt sich kurz so ausdrücken: Gott hat bisher Alles gemacht; die ganze Welt aber, die er gemacht hat, ist nur ein geringer Theil von dem, was er machen kann, seine unendliche Macht kann tausend Welten erschaffen, und ist durch diese tausend Welten nicht erschöpft. So wie Gott noch weit mehr machen kann, als er gemacht hat, so kann er auch noch Besseres und Vollkommneres machen, als er gemacht hat.

Der Glaube und die Erkenntniß der göttlichen Allmacht fodert uns auf zum Vertrauen auf Gott, zum Gebete in allen unseren Anliegen und Bedrängnissen. Der Arm des Allmächtigen ist stark und nie verkürzt, wenn er uns helfen und retten soll, bei Gott, der den Himmel und die Erde aus Nichts erschaffen hat, ist allezeit unsre Hilfe. Er kann uns jetzt ebenso in den Feuerofen der Trübsal einen Engel senden, wie jenen drei Jünglingen in Babylon, um uns zu retten. Ihm, dem Allmächtigen, gebührt Anbetung und Dank in Ewigkeit!

Mit seiner Allmacht ist seine unendliche Weisheit auf's innigste vereinigt.

Gott hat nicht nur Alles im Himmel und auf Erden erschaffen, sondern Alles auf die beste und vollkommenste Weise gemacht; er versteht Alles am besten, er ist die Weisheit selbst, und macht daher Alles so, wie es sein soll. Seine Werke können nicht besser, zweckmäßiger und schöner sein, als sie sind. Die Weisheit Gottes leuchtet aus allen hervor, und kommt uns in allen seinen Geschöpfen entgegen, wir mögen sie im Einzelnen oder im Ganzen, im kleinsten oder größten Dinge betrachten. In Allem sehen und erblicken wir Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schönheit. Seine Weisheit hat auch bei allen Werken die beste Absicht, und wird dieselbe mit allen Geschöpfen erreichen; sie weiß die Mittel und Wege am besten, Alles zum erhabensten Ziele zu führen; Alles zu vollenden, was er angefangen hat. Seine unendliche Weisheit regiert, lenket und leitet Alles; auch unsere Schicksale stehen in der weisesten Hand Gottes, und er wird sie lenken zu seinem Ruhme und zu unserm Besten.

Alle Weisheit, welche wir in den Geschöpfen erblicken, und auch unsre Wissenschaft, unser Verstand, unsre Weisheit ist von ihm, der Urquelle der Weisheit. Gott theilt einem jeden seiner Geschöpfe nach dem Maße seiner Liebe mit, daß es weise sei.

Der Glaube und die Erkenntniß der unendlichen Weisheit Gottes ermuntert uns, auch nach Weisheit zu streben, und weise zu sein. Unsere Weisheit besteht darin, daß wir das Wahre von dem Falschen, das Gute von dem Bösen, das Rechte von dem Unrechten wohl unterscheiden, das Wahre, Gute und Rechte stets vollbringen; Lüge, Unrecht und Sünde allzeit verabscheuen und meiden. Weise ist nach der hl. Schrift derjenige, der nicht sündigt. Wir sind weise, wenn wir unsere erhabene Bestimmung erkennen und die Mittel anwenden, diese unsere Bestimmung zu erreichen. Die Weisheit ist eine göttliche Gabe; wie Salomon im A. B. wollen wir sie vom Himmel uns erflehen. Der göttlichen Weisheit können wir uns in allen Schicksalen hingeben; sein heiligster Wille soll von uns und mit uns geschehen!

## 4. Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit.

Gott ist unendlich heilig, die Heiligkeit selbst seiner Natur und Wesenheit nach; in ihm nichts Unheiliges, keine Sünde kann in ihm gefunden werden. „Ich, der Herr dein Gott bin heilig, und du sollst mein heiliges Volk sein," läßt er seinem Volke durch den Propheten sagen. Heilig, heilig, heilig ist Gott — so schallt es durch die Chöre der Engel von einem Himmel zum Andern! Diese Wahrheit verkündete uns der Sohn Gottes, und lehrten alle seine Apostel, und bis an's Ende der Welt wird sie seine hl. Kirche lehren. — Wegen seiner Heiligkeit muß Gott sich selbst, als das höchste Gut unendlich lieben, und nur das Heilige und Gute kann ihm in seinen Geschöpfen gefallen. Es war auch seine Freude mit den Menschen im Paradiese zu sein, so lange sie in Heiligkeit wandelten; darum hat er seine Seligkeit im Himmel bei seinen hl. Engeln und allen Heiligen; darum sprach er von dem Heiligsten, den je die Erde gesehen: „Dieß ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein innigstes Wohlgefallen habe."

Wie aber Gott nur das Heilige liebt, und in dem Heiligen sich erfreut, so muß er im innersten Grunde seines Wesens die Sünde, die Uebertretung seiner hl. Gebote verabscheuen, und dem Sünder zürnen, so lange dieser in der Sünde verharrt. Die Sünde und die Heiligkeit, der Sünder und Gott können sich ewig nicht vereinigen; wie Nacht vor dem Tag flieht, wird die Sünde ewig vor Gott fliehen.

Der Glaube an die Heiligkeit Gottes fodert uns auf, in Heiligkeit Gott ähnlich zu werden. Liebe zum Guten, und Freude am Guten soll unser Herz, unsere ganze Seele erfüllen; heilig unser Denken, Wollen, Reden uud Handeln sein; alle Sünde aus uns entfernt bleiben, das Böse nie unsere Seele, die der hl. Geist mit Heiligkeit geschmückt hat, entweihn und entheiligen; daß wir heilig sind, ist der Wille Gottes; dann werden wir einst als Heilige den Heiligsten schauen, und mit den Engeln und Heiligen ihn ewig preisen und verherrlichen können.

Mit der Heiligkeit Gottes ist die Gerechtigkeit aufs Innigste verbunden, sie gehört zum heiligsten Wesen Gottes. Gott ist wie die Heiligkeit, so die unendliche Gerechtigkeit selbst. Gott übt Gerechtigkeit, bestraft die Ungerechtigkeit, — die Sünde, und belohnt die Gerechtigkeit, — die Tugend. Wir schauen zwar in diesem Leben, wenn wir die Schicksale der Menschen betrachten, nicht immer die Tugend belohnt, und die Sünde bestraft; wir sehen im Gegentheile wie der Tugendhafte unglückliche Tage hat, während der Böse, der Sünder nur glückliche schaut; wie der Gerechte mit Armuth kämpft, während der Ungerechte im Ueberflusse schwelgt; wie der Gute trauert, während der Ungläubige, der Böse sich freut. Die Gerechtigkeit Gottes wird diese scheinbare Ungerechtigkeit ausgleichen; sie wird die Tugend mit ewiger Glückseligkeit belohnen, die mit Geduld ertragene Armuth mit ewigem Reichthume vergelten; und jede Traurigkeit in unendliche Freude verwandeln. „Mein ist das Gericht, ich werde vergelten," spricht der Herr, der Gerechte.

Die Gerechtigkeit Gottes fodert uns zur Gerechtigkeit auf, welche wir dadurch üben, daß wir nach den Gesetzen Gottes unser Denken, Reden und Handeln einrichten, unsere Pflichten in allen Verhältnissen getreu nachkommen und gewissenhaft erfüllen, jedem Menschen das Seinige geben und das Seinige lassen und vor Gott ohne Sünde wandeln. Wer die Gerechtigkeit übet, wird die Krone der Gerechtigkeit erlangen, und sie wird sein Antheil ewig bleiben!

## 5. Die göttliche Güte und Barmherzigkeit.

Güte und Barmherzigkeit sind Eigenschaften Gottes, welche seiner Natur und Wesenheit ganz vorzüglich eigen sind. Gott würde nicht strafen, hätten die Menschen nicht gesündigt; aber erbarmen würde er sich immer derselben. Er ist die unendliche Liebe und Barmherzigkeit selbst. Es gibt kein Werk der göttlichen Allmacht, aus dem seine Barmherzigkeit und Güte uns nicht entgegenleuchtet. Alle seine Werke im Himmel und auf Erden sind Werke seiner Güte und Barmherzigkeit; und wie Alles aus seiner Liebe und Barmherzigkeit hervorgegangen, so ist auch Alles Gegenstand seiner Liebe und Erbarmung. In seiner Liebe und Barmherzigkeit hat uns Gott erschaffen, und als die Menschen sündigten, hat sie Gott nicht hoffnungslos verstoßen, sondern sich ihrer erbarmt, und sich ihrer in seiner unendlichen Liebe angenommen. Allen Sündern, wenn sie sich reumüthig zu ihm von ganzer Seele wenden, wird Vergebung der Sünden, und Gnade; er trägt Geduld mit ihnen, wie mit dem Feigenbaume, von dem er hofft, daß er Früchte bringe, weil er ihn sorgfältig und liebevoll pflegt.

Seine Güte und Barmherzigkeit ist unendlich; wir mögen sie nach der Höhe oder Tiefe oder Breite messen; und unerschöpflich ist der Reichthum ihrer Güter. Ihr verdanken wir Alles — vom geringsten Bissen irdischen Brodes, das unsern Leib nährt, bis zu jenem wunderbaren Himmelsbrode, das unsere Seele erquicket und stärket.

Dieser unendlichen Liebe und Barmherzigkeit Gottes sind wir vor Allem

Dank schuldig. Wir werden dadurch unsere Dankbarkeit gegen Gott kund geben, wenn wir die natürlichen und übernatürlichen Güter und Gnaden, die wir dem Leibe und der Seele von Gott empfangen, zu seiner Ehre und unserm Heile allzeit anwenden; und wenn wir auch Barmherzigkeit gegen alle Geschöpfe, aber vorzüglich gegen unsere Mitmenschen üben; wenn wir uns erbarmen der Hilfsbedürftigen und Unglücklichen, uns ihrer annehmen, und von Herzen verzeihen Allen, die uns beleidigen oder Unrecht thun. „Selig die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Die Engel, welche vor dem Throne Gottes stehen, preisen die Güte und Barmherzigkeit Gottes, denn ihr verdanken sie ihre Glückseligkeit und Erhabenheit; die Heiligen des Himmels beten sie an; denn sie erkennen sich als Kinder dieser Barmherzigkeit; die Propheten des alten Bundes, und insbesondere der königliche Sänger David, die hl. Apostel und alle frommen Gläubigen des neuen Bundes ermuntern uns durch ihr Wort und ihr Beispiel, die Güte und Barmherzigkeit Gottes zu preisen. Seine Barmherzigkeit währet ewig!

Da es uns nicht an Dankgefühl gegen unsere irdischen Wohlthäter fehlt, so soll uns auch an Dankbarkeit gegen Gott, unsern himmlischen und höchsten Wohlthäter nicht fehlen. Doch wie viele Menschen sind undankbar gegen Gott, indem sie seine Wohlthaten nicht anerkennen, seine Gaben und Gnaden öfters mißbrauchen, und unbarmherzig gegen ihre Mitmenschen handeln. Viele küssen die Hand nicht, welche sie täglich segnet und mit Wohlthaten überhäuft; sie denken nicht an Gott, wenn ihnen eine gute That gelingt, oder ein unerwartetes Glück zu Theil wird; nicht selten bereiten sie sich aus dem ihnen von Gott gespendeten Glücke, Elend und Unglück. Weil aber die Dankbarkeit und Liebe zu Gott fehlt, daher so wenig Tugend, so wenig Muth und Vertrauen. Die Tugend stammt aus dankbarem Herzen, aus der Liebe zu Gott. Dankbarkeit gefällt Gott, und darum soll der Mensch dankbar zu Gott aufblicken und die Barmherzigkeit Gottes preisen.

## 6. Gottes Einheit und Dreifaltigkeit.

Es ist nur ein Gott, aber in Gott sind drei Personen, — der Vater, der Sohn und der hl. Geist; jede göttliche Person ist wahrhaft Gott, besitzt göttliche Eigenschaften und Vollkommenheiten, und den Namen Gott; doch sind es nicht drei Gott, sondern es ist nur ein Gott. Dieses Geheimniß ist das erhabenste und unbegreiflichste, aber zugleich das heiligste und wichtigste Geheimniß des Glaubens; dasjenige Geheimniß, an dessen ausdrückliche Fürwahrhaltung unsre Glückseligkeit geknüpft ist. Wir müssen Alles glauben, was Gott in seiner unbegränzten Liebe geoffenbaret hat; aber wir brauchen nicht Alles ausdrücklich zu wissen, es genügt in verschiedenen Glaubenswahrheiten zur Seligkeit die Absicht, der feste Wille, Alles zu glauben, was Gott kund und offenbar gemacht hat, wenn es uns auch zur Zeit noch nicht bekannt ist. Hinsichtlich dieses Geheimnisses aber ist ein solcher Wille zu glauben nicht genug. Dieses Geheimniß darf uns nicht unbekannt sein; wir können, unbekannt mit ihm, unser Heil nicht wirken; es gehört zu denjenigen Wahrheiten des Glaubens, welche man zur Erlangung der Seligkeit nothwendig wissen muß. Dieses Geheimniß nebst dem Geheimnisse der Menschwerdung des Sohnes Gottes bildet den Grund aller andern Geheimnisse des christlichen Glaubens. Weil es so unbegreiflich ist, erscheint der Glaube an dasselbe Gott auch besonders wohlgefällig und vor ihm verdienstlich; der Größe des Glaubens entspricht die Größe des Verdienstes.

Diese Anschauung gibt sich kund im ganzen Leben der Kirche. Warum anders fängt man den Heilsunterricht gerade mit diesem heiligsten Geheimnisse an, während man in allen andern Wissenschaften vom Leichtern ausgeht und zum Schwerern fortschreitet? Der Glaube nämlich an dieses Geheimniß ist Gott das angenehmste Opfer, der Grund unserer Hoffnung, die Quelle unserer Verdienste und unserer Heiligkeit. — Der Sohn Gottes, der uns diese Wahrheit vom Himmel brachte und verkündete, befahl seinen Aposteln und ihren Nachfolgern hinzugehen in die ganze Welt, zu lehren die Völker und zu taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes. Diese erhabensten Worte, welche das Geheimniß der heiligsten Dreifaltigkeit ausdrücken und enthalten, wendet die Kirche auf Anordnung Gottes bei allen ihren hl. Handlungen an. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes tritt der Priester täglich vor den Altar, das Opfer des neuen Bundes darzubringen; — in diesem dreifachen Namen spendet er alle hl. Geheimnisse des Glaubens; alle Sonn- und Feiertage beginnt er mit diesem Geheimnisse die Verkündigung des göttlichen Wortes. Nicht nur die Vorsteher und Priester der Kirche sprechen in allen ihren Verrichtungen diese geheimnißvolle Wahrheit aus, sondern auch alle Gläubigen, wenn sie ihre Gebete beginnen und schließen; am frühen Morgen, wenn sie aufstehen, und am späten Abend, wenn sie sich zur Ruhe legen. Im Namen der hl. Dreifaltigkeit geht jeder Christ an sein Tagwerk, für den Himmel seine Arbeiten, seine Geschäfte und Verrichtungen zu heiligen, sie verdienstlich zu machen und den Segen des Himmels auf sie herab zu ziehen. In diesem dreifachen Namen segnen die Eltern ihre Kinder, und werden gesegnet Alle, die Segen und Frieden wünschen und verlangen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert erschallt es durch die ganze Kirche: „Ehre sei dem Vater, dem Sohne und dem hl. Geiste," — und bis zum Ende der Zeiten wird fortschallen das Gebet: „Ehre sei Gott dem Vater, dem Sohne und dem hl. Geiste!" — Dieses Geheimniß aller Geheimnisse offenbart sich schon bei der Erschaffung des Menschen. Gott sprach: „Laß't uns den Menschen machen, ein Bild das uns gleich sei." Er deutete auf die Mehrheit der Personen hin und schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde. Bei der hl. Taufe, in welcher der Mensch zum Kinde Gottes umgeschaffen und wiedergeboren wird, spricht der Priester: „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes"; und bei dem Hingange in die Ewigkeit betet er: „Zieh' hin, christliche Seele, im Namen des Vaters, der dich erschaffen, des Sohnes, der dich erlöset, im Namen des hl. Geistes, der dich geheiliget hat!" —

Der Glaube an dieses Geheimniß, das uns der Sohn Gottes gelehret, läßt uns in Gott schauen und erkennen einen Vater, der uns mit unendlicher Liebe von Ewigkeit zu Ewigkeit liebt; einen Sohn, der uns zu lieb Mensch geworden, und für uns am Kreuze gestorben und dadurch Retter und Heiland, ewiger Mittler und Hoherpriester geworden ist; einen hl. Geist, der uns in der Taufe geheiligt, und noch heiligt und heiligen wird, damit wir Kinder und Erben Gottes sind — und bleiben möchten. — Durch dieses Geheimniß hat sich die Erkenntniß Gottes erweitert, vermehrt, und dadurch auch unser Glaube, unser Vertrauen und unsere Liebe. — Je mehr wir Gott erkennen, je tiefer wir in das Wesen Gottes hineinschauen durch den Glauben, desto mehr wächst und entflammt sich unsere Liebe zu ihm. Ihm, dem Dreieinigen, gebührt alle Ehre, aller Ruhm und aller Preis vom Anfang bis zum Ende, von Ewigkeit zu Ewigkeit!

## 7. Gott ist Vater der Menschen.

Gott ist von Ewigkeit Vater des von Ewigkeit aus ihm gebornen Sohnes; aber zugleich der beste und liebevollste Vater der Menschen. Diese frohe Botschaft verkündet uns der Sohn Gottes, der vom Vater in die Welt gesandt wurde. Schon im alten Bunde läßt Gott seinem Volke sagen: „Kann eine Mutter ihres Kindes vergessen, und wenn sie es könnte, so werde ich deiner nicht vergessen, denn ich habe dich in meine Hand und in mein Herz geschrieben.“ „So sehr hat er die Welt geliebt,“ lehrte uns der Heiland, „daß er seinen eingebornen Sohn hingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“

Seine Vaterliebe umfaßt alle seine Geschöpfe im Himmel und auf Erden; sein liebevollstes Herz ist auf alle gerichtet, und trägt für alle die zärtlichste Sorge. Er kleidet die Lilien des Feldes so schön, wie Salomon in all' seiner Pracht nicht gekleidet war, er nährt die Vögel des Himmels, ohne daß sie säen und ernten, er gibt der Sonne ihren Glanz und dem Monde und den Sternen ihr Licht; seine unbegränzte Liebe erhält die ganze Welt.

Aber ganz vorzüglich ist seine Vaterliebe und Sorge den Menschen zugewendet, die er zu seinen Kindern angenommen, und zu Erben seines himmlischen Reiches eingesetzt hat. Ihnen will er Alles geben, was sie immer bedürfen, und ihre Bitten und Flehen will er überall und allzeit erhören. Ihre Schicksale, — ihr Glück und Unglück, ihre Freude, ihr Schmerz, Gesundheit und Krankheit, Geburt und Stand, Talente und Würde, Reichthum und Armuth, Leben und Tod stehen in seiner Hand; denn alle Haare ihres Hauptes sind gezählt, und keines fällt ohne sein Wissen vom Haupte. Alles, was dem Menschen begegnet und geschieht, begegnet ihm nicht von ungefähr, sondern geschieht entweder durch Zulassung oder auf Anordnung seines liebevollsten und besten Vaters im Himmel!

Vertrauensvollst sollen wir zu diesem Vater rufen: Vater unser, der du bist in dem Himmel, vertrauensvollst zu ihm uns wenden: Er hat alle Macht und kann uns Alles geben; er besitzt alle Liebe, und will uns Alles geben, und ist voll Weisheit, und weiß uns allezeit zu helfen und uns zu retten. Auf ihn sollen wir alle ängstliche Sorge werfen, seine Liebe sorgt für uns. Er weiß besser, was wir bedürfen, als wir es ihm sagen können. Im Leiden, im Unglücke, in der Trübsal sollen wir zu ihm unsre Zuflucht nehmen, bei ihm Hilfe und Trost suchen. Wo die Noth am größten, ist Gott am nächsten. Der Wille des Vaters im Himmel soll geschehen von uns und mit uns. Wenn wir ihm kindlich vertrauen und anhängen, wenn wir auf Erden seinen Willen stets vollbringen, er wird uns in die Heimath, zu sich in den Himmel nehmen!

## 8. Gott ist Schöpfer der Welt.

Gott schuf in der Zeit die Welt, den Himmel und die Erde. Er schuf im Himmel die Engel, die reinen seligen Geister, auf der Erde die Menschen als seine vorzüglichsten Geschöpfe. — Alles im Himmel und auf Erden hat er in seiner Allmacht aus Nichts erschaffen und zum Dasein und Leben gerufen. Darum nennen wir ihn den Schöpfer der Welt.

Der allmächtige Gott wollte nicht allein von Ewigkeit zu Ewigkeit seine Herrlichkeit und Glückseligkeit genießen; er wollte mit Millionen der Millionen Geschöpfe seinen Himmel theilen. Er schuf daher am Anfange in seiner unaussprechlichen Liebe die Engel — starke mächtige Geister, die er mit

vollkommener Kenntniß, mit vollkommener Tugend und Glückseligkeit ausstattete und zu Genossen seines ewigen Lebens machte. Diese Engel, sie verherrlichen und preisen Gott, sie schauen das Angesicht Gottes, sie schauen voll Verwunderung in die Geheimnisse Gottes, in die erbarmungsvollen Anstalten zum Heile der Menschen und freuen sich aller Wahrheit und aller Tugend. Gott schuf unzählige Schaaren von Engeln, wie aus den Aussprüchen der hl. Schrift erhellet. Der Heiland selbst sprach bei seiner Gefangennehmung am Oelberge zu Petrus: „Meinst du nicht, ich könnte jetzt noch meinen Vater bitten, und er würde mir mehr als zwölf Legionen Engel senden?" — und erschuf sie zu seinem Dienste. Sie sind seine Boten an die Menschen, durch sie macht er seinen Willen und seine Rathschlüsse kund. — Als unsterbliche Kinder Gottes erschienen sie seinen noch sterblichen Kindern auf Erden als Boten des Friedens und der Gnade, als ihre Beschützer und Beschirmer und als Ankündiger und Vollzieher der Gerichte Gottes. Schaaren von Engeln waren gegenwärtig, als Gott unter Posaunenschall, unter Blitz und Donner seine hl. Gebote auf den Höhen von Sinai verkündete; Schaaren von Engeln feierten die Geburt des Sohnes Gottes auf Erden mit dem herrlichen Liede: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden"; Schaaren von Engeln werden am jüngsten Tage, beim allgemeinen Weltgerichte, den Weltenrichter umgeben.

Gott schuf in seiner Liebe die hl. Engel auch zum Dienste und Schutze der Menschen. Einem jeden Menschen hat Gottes Huld einen schützenden Engel auf seiner Pilgerfahrt hienieden zur Seite gestellt. „Mein Engel," spricht der Herr, „geht vor dir her und geht dir zur Seite, habe acht auf ihn"; und in den Psalmen des von Gott erleuchteten Königs David lesen wir: „Gott hat den Engeln befohlen, daß sie dich auf allen deinen Wegen begleiten, daß sie dich gleichsam auf ihren Händen tragen, damit dein Fuß nicht an einen Stein anstoße." — Diese Wahrheit, daß die Engel die Menschen beschützen, besonders um die Schwachen und Kleinen sich annehmen, bestättigt der Sohn Gottes mit den Worten: „Ich sage euch: sehet zu, daß ihr keines aus diesen Kleinen verachtet: ihre Engel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist."

Die Engel sind Zeugen der Tugend und der Buße des Sünders, — sie freuen sich über ihn, wenn er Buße thut, und werden einst Zeuge sein bei dem endlichen und allgemeinen Gerichte der Welt! Sie sind aber auch Fürbitter bei Gott, wenn wir sie in unsern Anliegen anrufen, wenn wir sie erfreuen durch unsre Tugenden, wenn wir den Willen Gottes auf Erden thun, wie sie ihn im Himmel vollbringen; wenn wir acht geben, daß wir sie durch unsre Sünden nicht beleidigen, daß wir in ihrer Gegenwart nicht sündigen, und kein Unrecht üben gegen unsre Mitmenschen, im Gegentheil unsrem Nächsten Gutes erweisen; und ihm als sichtbarer Engel zur Seite stehen, wenn er unsrer Liebe und unsres Schutzes bedarf. —

Nicht alle Engel, welche Gott erschaffen, haben ihre Prüfungszeit bestanden, viele sündigten aus Hochmuth, fielen durch Ungehorsam von Gott ab, und wurden von dem allgerechten Richter aus dem Himmel verstoßen. Die Wahrheit: es gibt gute und böse Geister ist in den hl. Schriften begründet. Wie die guten Engel unsre treuesten Gefährten und Begleiter durch dieses irdische Leben sind, so sind es die bösen Engel, die uns nachstellen, in uns die bösen Gedanken und Begierden erwecken und aufregen, uns zur Sünde verführen; und was sie nicht durch sich selbst vermögen, vermögen sie durch die bösen Menschen. Sie werden die Feinde des Menschengeschlechtes genannt. Der Sohn Gottes nennt den bösen Engel, den Satan, — den

Fürsten der Welt, dessen Macht ist: Lüge und Sünde zu verbreiten. Doch sein Reich, welches dem Reiche Gottes, wie die Finsterniß dem Lichte entgegensteht, ist zernichtet; „der Fürst der Welt ist gerichtet, seiner Macht beraubt" lesen wir in der hl. Schrift; er kann uns nichts anhaben, wenn wir an die Wahrheit uns halten, und mit Gott vereinigt leben; wenn wir ein mäßiges, nüchternes Leben führen, und im Glauben an Gott ihm fest widerstehen. —

Nach den Engeln schuf Gott die Menschen, er schuf sie nach seinem Ebenbilde und stattete sie vor allen Geschöpfen der Erde mit den herrlichsten Anlagen und Eigenschaften aus. Der Leib, aus Erde gebildet, war am Anfange groß, stark, keiner Mühseligkeit und keinem Tode unterworfen, unsterblich wie seine Seele, welche ihm von Gott eingehaucht wurde. Der Geist, die Seele des Menschen, war mit Wissenschaft und Kenntniß, mit Tugend und Gerechtigkeit ausgeschmückt, und mit himmlischem Frieden und aller Glückseligkeit erfüllt. Gott hatte seine Freude und sein Wohlgefallen an den Menschen, und gab ihnen ein Recht auf das ewige glückselige Leben im Himmel. Er führte sie in den Garten des Paradieses, der alle Schönheiten der sichtbaren Welt in sich vereinte, und übergab ihnen diesen Garten zum Bebauen. Mit dem Hauche des Lebens von Gott beseelt, waren sie mit ihrem Schöpfer aufs innigste verbunden, und mit ihm dem alliebenden und allmächtigen Gott hätten sie in innigster Verbindung bleiben sollen; es würde sich ihre unwandelbare Tugend und ihre Heiligkeit und ihre Glückseligkeit von Geschlecht zu Geschlecht auf alle ihre Nachkommen verbreitet haben. Doch um ihre Treue und Anhänglichkeit, ihre Liebe und ihren Gehorsam zu prüfen, sprach Gott zu Adam: „Du sollst essen von allen Bäumen im Garten, nur von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen, der mitten im Garten steht, sollst du nicht essen, und wenn du davon issest, wirst du des Todes sterben." Nur ein so unschuldiges Verbot ziemte sich für unschuldsvolle Menschen.

Die hl. Geschichte erzählt uns, daß unsere Stammeltern ihre Prüfung nicht bestanden haben. Sie ließen sich von der Schlange, dem Satan, — der auch in den Wundergarten des Paradieses unter Gottes Zulassung gekommen war, zur Uebertretung des ihnen von Gott gegebenen Verbotes, zur Sünde, verleiten; sie aßen von der verbotenen Frucht, und die erste Sünde, die Sünde des Ungehorsames, war vollbracht; es gingen ihnen die Augen auf, und sie erkannten das Gute und das Böse, und aus den glückseligsten wurden die unglückseligsten Menschen. Nur die traurigsten Folgen hatte die Sünde für die Menschen; alle Vorzüge der Gnade gingen an ihrem Leibe und an ihrer Seele verloren. Ihr Leib wurde den Mühseligkeiten des Lebens und dem Tode unterworfen; ihre Seele verlor die höhere Wissenschaft, ihre Kraft zum Guten, ihren inneren himmlischen Frieden, ihre Glückseligkeit; Scham und Furcht, womit Gott jede Sünde bestraft, quälte ihre Herzen; die Ebenbildlichkeit Gottes war in ihnen untergegangen. Doch der größte Verlust war der Verlust der Gnade, Liebe und Freundschaft Gottes, der Verlust der Anwartschaft auf den Himmel, der Verlust des Himmels selbst. Gott hatte in seiner Gerechtigkeit den Tod, den ewigen, auf die Sünde gesetzt, und dieses ewigen Todes haben sich die Menschen durch die Sünde schuldig gemacht.

Aber auch das irdische Paradies war auf immer von der Erde verschwunden, und die Erde in ein Thränenthal umgewandelt.

Diese traurigen Folgen der Sünde, und ihre von Gott über die Sünde ausgesprochenen Strafen verbreiteten sich auf alle Menschen, denn von sündigenden Eltern konnten nur sündigende Menschen abstammen; und wohin immer die Menschen gekommen, haben sie die Uebel der Sünde hingebracht.

Die hl. Geschichte erzählt uns, wie die Wissenschaft von Gott und göttlichen Dingen unter den Menschen fast ganz untergegangen, wie die Menschen Geschöpfe statt den Schöpfer anbeteten, und zuletzt Bilder, welche sie selbst gemacht hatten; wie nur eine Ahnung von einem höhern Wesen, und vom Fortleben der Seele nach dem Tode in ihnen geblieben, und diese Ahnung hatten nur die bessern Menschen der Vorzeit. Sie verfielen in Thorheit und Unwissenheit in allen jenen Dingen, deren Wissenschaft und Kenntniß nur von Gott kommt, und die der bessere Mensch gerne erkennen und wissen möchte. Neben der Wahrheit verbreitete sich Lüge und Unwahrheit, neben wenig Tugend viele Ungerechtigkeit; neben wenig Liebe und Menschenfreundlichkeit Lieblosigkeit und Unbarmherzigkeit, neben dem Reichthume die Armuth und das Elend, neben wenig Frieden viel Zwietracht und Unfrieden, und der Tod ging auf Alle über, weil Alle in Einem gesündigt hatten. — Doch in seiner unaussprechlichen Liebe erbarmte sich Gott der sündigenden Menschen. Seine Gerechtigkeit ist erbarmende Liebe, die verdiente Strafe lauterer Wohlthat. Er versprach einen Erlöser, einen Retter, und sandte ihn auch in der Fülle der Zeit den Menschen! —

## 9. Gott Sohn, Erlöser der Welt.

Vier Jahrtausende gingen vorüber seit dem Sündenfalle bis zur Erlösung des Menschengeschlechtes durch den Sohn des allerhöchsten Gottes. Der Glaube, die Hoffnung und die Erwartung eines Erlösers und Retters wurde immer unter den guten, Gott treu gebliebenen Menschen, aufrecht erhalten. Gott hatte diese Hoffnung selbst durch seine Verheißungen in das Menschenherz gelegt. Sogleich zu den ersten Menschen, als sie durch die Sünde unglücklich geworden waren, sprach er: „Einer der Nachkommen des Weibes wird der Schlange den Kopf zertreten", dem Satan seine Macht nehmen, und die Macht der Lüge zerstören. Die Verheißung eines Erlösers, eines Messias wiederholte Gott den frommen Vätern des alten Bundes, indem er zu Abraham, dem Stammvater des israelitischen Volkes, sprach: „Durch Einen deiner Nachkommen werden alle Völker der Erde gesegnet werden." Er gab diese Verheißung dem Moses und allen Propheten in Juda und Israel. Mit Begeisterung und mit dem Hochgefühle der Freude verkündigten diese die Ankunft des Weltheilandes, und erzählten sie seine Größe und Macht, so wie die Größe und Ausdehnung seines Reiches. Sie sagten vorher die Zeit seiner Ankunft, und bestimmten den Ort, oder die Stadt seiner Geburt; sie schilderten seine Person, sein Leben, seine Wunderthaten, sein Leiden, seinen Tod, seine Auferstehung von den Todten und seine Auffahrt in den Himmel; sie verkündigten ihn als den Sohn Gottes, den Herrn der ganzen Welt, als einen König und Priester, wie Melchisedech!

Die Schuld der Sünde war eine unendliche, denn Gott der Unendliche war durch die Sünde beleidigt; die beleidigte unendliche Gerechtigkeit foderte eine unendliche Genugthuung und eine ewige Versöhnung; der Mensch, das Werk der göttlichen Allmacht war durch die Sünde zerstört, nur der allmächtige Gott konnte ihn wiederherstellen; die ewigen göttlichen Güter gingen durch die Sünde verloren, der Himmel war dem Menschen durch die Sünde verschlossen; nur Gott, bei dem allein Gnade und Barmherzigkeit ist, konnte diese Güter ihm wieder schenken, und seinen Himmel wieder öffnen. Kein endliches Wesen, nicht die Engel im Himmel, so lieb sie die Menschen haben, noch weniger die Menschen selbst, hätten die Erlösung und Wiederherstellung des Menschen vollbringen können; Gott nur konnte uns Erlösung

verschaffen. Als die Fülle der Zeit gekommen war, wurde der Sohn Gottes Mensch, nahm die menschliche Natur an, wurde uns in Allem gleich, nur nicht in der Sünde, und vollbrachte das Werk der Erlösung von der unendlichen Schuld der Sünde und der ewigen Strafe, und erwarb uns wieder die durch die Sünde verlornen Güter — Gnade Gottes und ewiges Leben.

Der Eingeborne des Vaters im Himmel wurde das Sühnopfer für unsere Sünden, wurde unser Erlöser und ewiger Hoherpriester, indem er sein heiligstes Blut für uns vergoß, und den Tod des Kreuzes für uns starb. Er ging durch eigenes Blut — ein für allemal in das Heiligthum, in den Himmel ein; er war das wahre Lamm, das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt. Das Osterlamm der Juden war nur ein schwaches Vorbild von ihm. Er ward aufgeopfert, weil er selbst wollte; für des Volkes Sünden wurde er getödtet, wie der Prophet Isaias vorherverkündet hat. Durch seinen Tod am Kreuze sind wir erlöst worden!

Der Kreuzestod ist die wichtigste Begebenheit in der göttlichen Geschichte. Aus diesem Tode erkennen wir die unendliche Liebe des Vaters, die des Eingebornen nicht schonte, sondern ihn hingab; die unendliche Liebe des Sohnes, die kein Bedenken trug, für uns sündigende Menschen in den Tod zu gehen; die Liebe des hl. Geistes, welche dieses Opfer in der Menschwerdung bereitete. —

Dieser Tod lehrt uns die Größe und das Schreckliche der Sünde in den Augen Gottes, denn nur der menschgewordene Sohn Gottes vermochte die Schuld der Sünde bei Gott zu tilgen durch die Vergießung seines Blutes; lehrt uns die Strenge der Gerechtigkeit Gottes, welche des Eingebornen nicht schonte, an ihm den Kelch des Leidens und Todes nicht vorübergehen ließ, sondern ihn hingab in den Tod; und wenn dieß am grünen Holze geschehen, was wird am dürren geschehen?

Der Hinblick auf das Kreuz soll uns auf das kräftigste von der Sünde zurückschrecken und am mächtigsten zur Tugend und Erfüllung der Gebote Gottes antreiben.

Der Kreuzestod vermag uns am eindringlichsten zu überzeugen, was es Großes und Hohes um das Heil unsrer unsterblichen Seele ist, welchen Werth unsre Seele hat; denn nicht um Gold und Silber sind wir erlöst und gekauft worden, sondern um das reine und kostbare Blut des reinsten und heiligsten Lammes; um den höchsten Preis sind wir ein Eigenthum Gottes unsers Herrn geworden! Wir sollen uns niemals wiederverkaufen an die Sünde, oder einen andern Herrn, oder an die Welt und ihre Güter! Da er uns aus unendlicher Liebe erlöst hat, so sollen wir ihn aus ganzem Herzen und aus ganzer Seele entgegen lieben; da er für uns sein Leben hingegeben, sollen wir ihm auch unser Leben zum Opfer bringen. „Niemand," spricht er, „hat eine größere Liebe, als der sein Leben gibt." Für seine Erlösung sei ihm ewiger Dank und ewiger Preis von allen Geschöpfen!

Wie er uns durch seinen Tod am Kreuze von der Sünde und ewigen Strafe erlöset hat, so hat er uns durch seine himmlische göttliche Lehre aus der Unwissenheit und aus dem Irrthume gerettet. Seine Lehre ist Wahrheit und im Lichte der Wahrheit erkennt der Mensch allein sein Verhältniß zu Gott, Gott selbst und seinen heiligsten Willen; in diesem Lichte hat er die wahre Wissenschaft über alles Göttliche, nach welcher sich die Menschen so sehr sehnten, und die sie so lange vergebens suchten, gefunden. Diese göttlichen Lehren verbreiten Licht in alle Verhältnisse des Menschen; sie lassen uns die Lebensschicksale als Zulassungen Gottes erkennen, und dieselben muthvoll und standhaft ertragen im Hinblicke auf das verheißene ewige Leben; selbst der Tod erscheint uns nur als ein Heimgang zum himmlischen Vater, und das

Grab als eine Ruhestätte nach mühesam vollbrachtem Tagwerke, aus dem uns Gott einst herrlich wieder auferwecken wird. — Wie seine Lehre, so ist auch das Leben des göttlichen Erlösers ein Licht dem Menschen auf dem Wege zur ewigen Heimath. Er ladet uns ein und fodert uns auf, daß wir ihm nachfolgen, und in seinem Lichte wandeln sollen; „wer mir nachfolgt," spricht er, „wandelt nicht in Finsterniß, sondern hat das Licht des Lebens, und wo ich bin, wird auch der sein, der mir nachfolgt." In seinem Gehorsame gegen Gott, in seiner Gerechtigkeit vor Gott, in seiner Liebe und Menschenfreundlichkeit, in seiner Geduld und Sanftmuth sollen auch wir wandeln, und wir werden mit ihm die Herrlichkeit des Himmels theilen.

## 10. Gott der heilige Geist, unser Heiligmacher!

Die Versöhnung der Welt mit dem Himmel, des Menschen mit dem Gott ward vollbracht, die Gnade Gottes den Menschen wieder erworben und der hl. Geist, die dritte Person in der Gottheit, wahrer Gott, wie der Vater und der Sohn, konnte sich nun mit den Menschen, von denen er wegen der Sünde gewichen war, wieder vereinigen, und durch diese Vereinigung uns Menschen jene Heiligkeit und Gerechtigkeit wieder verschaffen, welche wir durch die Sünde verloren hatten. „Es ist gut, daß ich hingehe," sprach der Sohn Gottes, als er von seinen Jüngern und Aposteln Abschied nahm; „denn, wenn ich nicht hinginge, so käme der Tröster nicht zu euch; wenn ich aber hingehe, will ich ihn euch senden."

Der hl. Geist wird der Geist des Vaters und der Geist des Sohnes genannt, weil er vom Vater und Sohne von Ewigkeit her ausgeht, und vom Vater und Sohn in die Welt gesendet wurde. Er ist die ewige und innigste Gemeinschaft, das heiligste Band der Liebe des ewigen Vaters zu seinem ewigen Sohne, und des ewigen Sohnes zu seinem ewigen Vater. Der hl. Geist wird mit dem Vater und Sohn zugleich angebetet und verherrlicht.

Eine allgemeine Ausgießung des hl. Geistes über das ganze Menschengeschlecht, hatte Gott durch den Propheten Joel im A. B. vorher verkündigt, und der Sohn des Allerhöchsten Gottes sprach zu seinem Apostel: „Ich lasse euch nicht als Waisen zurück, ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, damit er bei euch bleibe in Ewigkeit. Der Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt; ihr werdet ihn kennen; denn in euch wird er wohnen, und in euch wird er sein. Der Tröster der hl. Geist, welchen der Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch Alles lehren, und euch an alles das erinnern, was ich euch gesagt habe. Ihr werdet nach wenigen Tagen mit dem hl. Geiste getauft werden; ihr werdet die Kraft des hl. Geistes empfangen; und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria, und bis an die äußersten Grenzen der Erde."

Wie sich der Himmel geöffnet hatte bei der Taufe Jesu am Jordanflusse, und der hl. Geist in Gestalt einer Taube herabkam auf Christus, den Gesalbten des Herrn; so öffnete sich der Himmel am Pfingstfeste der Juden, wo sie die Erinnerung an die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai feierten. — Es entstand plötzlich ein Getöse vom Himmel, gleich dem Brausen eines gewaltigen Windes, und erfüllte das Haus, in welchem die Apostel, die

Jünger und Jüngerinen des Herrn im Gebete einmüthig versammelt waren; und zertheilte Zungen, wie Feuer ließen sich auf einen jeden von ihnen nieder, und alle wurden voll des heiligen Geistes, und fingen an in fremden Sprachen zu reden, so wie es ihnen der hl. Geist in den Mund legte, um die großen Thaten Gottes zu verkündigen. In Feuerflammen erschien der hl. Geist, wie der Herr einst dem Moses in der Flamme des brennenden Dornbusches erschienen ist; denn das Feuer sinnbildet am herrlichsten das Wesen Gottes, und die Wirkungen seiner Gnade und Liebe. Es ist unbegreiflich in seinem Wesen wie Gott, aber leuchtend und erwärmend, wie die Sonne der ewigen Wahrheit.

Die Apostel und Jünger des Herrn waren die Ersten, welche die Heiligung durch den hl. Geist, ihre Einweihung zu Priestern des neuen Bundes und ihre göttliche Sendung und Ausstattung, das Evangelium allen Völkern zu verkünden, wunderbar empfangen hatten. Der hl. Geist verlieh ihnen Macht, Wunder zu wirken; in allen Sprachen verstanden zu werden, und alle Sprachen zu reden; die Wissenschaft und die Weisheit, die Unwissenden über Gott und göttliche Dinge zu belehren; den Muth und die Unerschrockenheit, den Juden, welchen der Gekreuzigte ein Aergerniß, und den Heiden, denen er eine Thorheit war, zu verkünden, und sich vor den Richterstühlen der Juden und Heiden zu verantworten. Von ihm war ihre Standhaftigkeit und die Ausdauer im Kampfe und in den Verfolgungen und Leiden aller Art, in Martern und im Tode. Unter dem Beistande des hl. Geistes schrieben uns die Apostel die heiligen Schriften des neuen Bundes; er lehrte die vorher Unwissenden die göttliche Wahrheit, und erinnerte sie an Alles das, was sie gesehen und gehört hatten. Durch den hl. Geist empfingen aber nicht nur die Apostel und ersten Jünger des Herrn ihre göttliche Weihe und ihre innere Heiligung; sondern die ganze Welt, alle Völker der Erde sollen durch ihn Heiligung und ewiges Leben empfangen; ein heiliges Geschlecht und ein priesterliches Volk sollen durch ihn die Menschen auf Erden werden.

Der hl. Geist, welcher bei der Schöpfung der Welt, als die Erde noch wüst und leer war, über den Gewässern schwebte, hat zu allen Zeiten das heilige und göttliche, das höhere und übernatürliche Leben der Menschen hervorgerufen. „Der hl. Geist ist es, der lebendig macht," lesen wir in der hl. Schrift. Vom hl. Geiste hatte Noe seine Gerechtigkeit, Abraham seinen Glauben und seinen Gehorsam, der fromme Job seine Geduld, Joseph in Aegypten seine Gottesfurcht, Moses seinen Gesetzeseifer, die Propheten des A. B. ihre höhere Erleuchtung, ihre Wissenschaft und ihre Weissagungen. Durch den hl. Geist wurde Maria die seligste Jungfrau zur Würde der Mutter Gottes erhoben; der hl. Geist erfüllte zur Zeit der Geburt des göttlichen Heilandes mehre frommen Gemüther, und sie erkannten in dem zu Bethlehem gebornen Kinde den Heiland der Welt, den verheißenen Messias, und preisen Gott wegen seiner Liebe und Barmherzigkeit. Durch den hl. Geist verbreitete sich der Glaube unter den Völkern der Erde, und wuchs das Senfkörnlein, welches der Sohn Gottes in die Erde gelegt hatte, zu einem großen und mächtigen Baume heran, auf dessen Aesten und Zweigen Ruhe und Frieden den Seelen und Herzen der Gläubigen entgegenkommt; durch ihn hat die Kirche Gottes ihre Festigkeit und Dauer bis zum Ende der Welt. Nicht die blutigen Verfolgungen in den ersten drei Jahrhunderten, nicht der Unglaube, nicht die Ketzereien und der Irrglauben, und keine andere Macht, welche die Hölle bis auf unsre Zeiten herab aufgeboten hatte, konnte das Reich der Gnade und Wahrheit von der Erde verdrängen; der hl. Geist wird bei der Kirche sein bis zum Ende der Welt; durch den

hl. Geist haben wir die Millionen Heiligen im Himmel, und die Heiligen auf Erden; durch ihn sind auch wir geheiligt worden.

„Meine Gesetze," spricht der Herr, „will ich in ihren Sinn legen, und in ihr Herz schreiben; und ich will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein." Die Gesetze Gottes sind keine andern, als die Gesetze der Liebe; und die Einschreibung derselben in unsre Herzen, ist die Erneuerung des ganzen Menschen, unsre Heiligung. — In der hl. Taufe haben wir diese Heiligung vom hl. Geiste empfangen; wir sind durch das Wasser und den hl. Geist rein gewaschen worden von der Sünde, und unsre Seele hat den Schmuck der göttlichen Tugenden, ihre Ebenbildlichkeit Gottes, wieder erhalten. „Die Liebe Gottes ist in unsre Herzen ausgegossen durch den hl. Geist" — schreibt der hl. Apostel Paulus. „Wir sind abgewaschen, geheiligt, gerechtfertigt durch den Namen unsers Herrn Jesu Christi, und durch den Geist Gottes." Durch den hl. Geist sind wir zum Tempel Gottes eingeweiht, und unsre Seele ist ein Paradies geworden, in welchem Gott mit Lust wohnet. „Wisset ihr nicht," schreibt derselbe Apostel, „daß der Leib ein Tempel des hl. Geistes ist, und der Geist Gottes in euch wohnet." Alle, die vom hl. Geiste getrieben werden, sind Kinder Gottes, und die Kinder Gottes sind Erben Gottes und Miterben Jesu Christi. Durch diese hohe Würde der Kindschaft Gottes haben wir ein Recht auf den Himmel erlangt, auf die ewige Glückseligkeit bei Gott. Der hl. Geist hat uns in der hl. Taufe eingepflanzt in den Weinstock, welcher ist Christus, uns einverleibt der Heerde des besten Hirten, eingeführt in das Reich der Freiheit der Kinder Gottes, und zu heiligen Gliedern an dem verherrlichten Leibe des göttlichen Heilandes, zu Bürgern im irdischen und himmlischen Reiche Gottes umgeschaffen und erwählet. Mit dem Chrysame des Heiles sind wir gesalbt worden zu standhaften Bekennern des Glaubens, sind wir versiegelt worden mit dem göttlichen Siegel, und hat unsre Seele die Waffenrüstung zum Kampfe und das unauslöschliche Merkmal der göttlichen Gnade empfangen. Der hl. Geist gibt unsrer Seele das höhere, übernatürliche Leben; das Leben im Glauben an Gott; das Leben in der Hoffnung auf Gott; das Leben in der Liebe Gottes und des Nächsten, wie uns die Tugenden der Heiligen, die Heiligen Gottes selbst — lehren und bezeugen.

Der hl. Geist ist uns deßwegen unendlich nothwendig, um heilig und selig zu werden. Wer den hl. Geist des Vater und Sohnes nicht hat, der gehört dem Vater und Sohn nicht an. Kein Heil der Welt ohne Stillung des Durstes, keine Stillung des Durstes ohne Ströme des lebendigen Wassers, und keine Ströme solchen Wassers ohne hl. Geist. Des hl. Geistes bedarf des Menschen Herz wie die Erde der Sonne; wie ohne Sonnenlicht und Wärme auf der Erde Alles finster, kalt und matt ist, und keine Frucht reift, so ist ohne hl. Geist das Herz des Menschen finster, kalt und matt, und keine Tugend wird erstarken und vollkommen werden. Ohne Erleuchtung, ohne Gnade und Hilfe des hl. Geistes ist der Glaube, die Hoffnung, die Liebe, die Buße und das Gebet uns unmöglich. „Wer nicht wieder geboren ist aus dem Wasser und dem hl. Geiste," sagt der göttliche Heiland, „kann nicht eingehen in das Reich Gottes" — nicht in das Reich der Wahrheit und Gnade in uns; nicht in das Reich Gottes, der Kirche außer uns, und nicht in das Reich Gottes — in den Himmel — ober uns.

Die Anrufung des hl. Geistes war zu allen Zeiten die wichtigste Angelegenheit der Christen. Uralt und allgemein ist die Sitte, bei der Wahl eines Standes, bei dem Antritte eines Amtes, bei dem Unternehmen eines wichtigen Geschäftes; vor der Anhörung des göttlichen Wortes in Predigt

und Christenlehre, vor dem Empfange des hl. Sakramentes der Buße; vor dem Gebete selbst den hl. Geist mit Andacht und Inbrunst anzuflehen, daß er die Herzen aufschließe, unsern Geist mit dem Lichte seiner Gnade erleuchte, unsern Willen mit seiner göttlichen Kraft stärke, und unsre Seelen mit dem Feuer seiner göttlichen Liebe entflamme, und uns fruchtbar mache an allen Tugenden und guten Werken. Vom hl. Geist kommt Weisheit und Verstand, Rath und Stärke, Wissenschaft und Frömmigkeit und heilige Furcht Gottes.

Für unsre Heiligung sind wir aber auch dem hl. Geist unaufhörlichen Dank schuldig. Alles Gute in uns, alle unsre Tugenden und guten Werke, unsre guten Gedanken, Gesinnungen und frommen Entschlüsse sind seine Gnaden-Wirkungen. Wir werden ihm unsern Dank und unsere Verehrung dadurch am schönsten zeigen, wenn wir uns seiner göttlichen Leitung und Führung hingeben, den Einsprechungen seiner Gnade Gehör schenken; und unsern Leib und unsre Seele heilig bewahren, und in Ehren halten; vorzüglich wenn wir die Früchte des hl. Geistes hervorbringen, welche da sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Treue, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit und Keuschheit. „Die Christus angehören," schreibt der hl. Paulus, „kreuzigen ihren Leib mit den Lüsten und Begierden. Leben wir im Geiste, so laßt uns auch im Geiste wandeln!" Bringen wir diese Früchte des hl. Geistes, so werden wir selbst einst als gute Frucht in die ewigen Scheuern eingesammelt werden!

## 11. Die Kirche.

Die Kirche ist die sichtbare Gesellschaft aller rechtgläubigen Christen unter dem sichtbaren Oberhaupte, dem Nachfolger des hl. Apostels Petrus. Sie ist das sichtbare Reich Gottes auf Erden, das von dem Sohn Gottes zum Heil und Segen aller Menschen gestiftet, und vom hl. Geiste am Pfingstfeste bleibend befestigt und begründet worden ist.

Dieses Reich soll die ganze Welt in sich einschließen, seine Grenzen ausdehnen bis zu den äußersten Grenzen der Erde; alle Völker in sich aufnehmen, so daß nur Ein Hirt und Eine Heerde sein wird, und dauern und fortbestehen bis zum Ende der Zeiten. Die Macht der Hölle wird dieses Reich des Sohnes Gottes nie von der Erde verdrängen, und nie überwältigen. „Du bist der Felse," sprach Christus zu Petrus, seinem Apostel, „und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Macht der Hölle wird sie nicht überwältigen."

Auf eine unsichtbare, wunderbare Weise ist der Stifter dieses Reiches mit denen, die an ihn glauben, bis zum Ende der Welt aufs innigste vereinigt. „Ich werde bei euch sein alle Tage, bis zum Ende der Welt," sprach er in seiner Liebe zu seinen Jüngern und Aposteln. Er will mit seinem Lichte der Wahrheit und Gnade jeden Menschen, der in diese Welt eintritt, erleuchten; er will als Weinstock allen Rebzweigen Leben und Fruchtbarkeit geben, und als Hirte alle seine Schafe, die er mit seinem Blute sich erworben, in seine Hürde nehmen, damit keines verloren gehen möge.

Zu seinen sichtbaren Stellvertretern wählte er seine Apostel und ihre Nachfolger. Ihnen übergab er seine himmlische Gewalt und denselben Auftrag, den er vom Vater im Himmel empfangen hatte. „Mir ist alle Gewalt gegeben," sprach er, „im Himmel und auf Erden, und wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch." Er stellte sie auf als Verkünder seiner himmlischen göttlichen Lehre, indem er ihnen befohlen: „Gehet hin in die ganze Welt und predigt das Evangelium jedem Geschöpfe, und lehret alle

Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes; wer da glaubt und getauft ist, wird selig werden." Er gab ihnen die Gewalt, den reumüthigen Sündern ihre Sünden zu vergeben, indem er sie anhauchte und sprach: „Nehmet hin den hl. Geist, denen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben, und denen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten." Er weihte sie ein zu Priestern des neuen Bundes, daß sie Gott das Opfer seines Leibes und Blutes darbringen, welches er am letzten Abende seines irdischen Lebens einsetzte, indem er das Brod in seine hl. Hände nahm, zum Himmel aufblickend es segnete und sprach: „Dieß ist mein Leib, der für euch hingegeben wird," und dann den Kelch mit Wein segnete und sprach: „Dieß ist mein Blut, das für euch und für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden; dieß thut zu meinem Andenken, und so oft ihr es thun werdet, werdet ihr meinen Tod verkünden, bis ich wiederkomme." Er stellte sie auf zu Hirten seiner Heerde, befahl ihnen zu weiden seine Schafe und Lämmer, sie zu führen auf die grünen Auen der Wahrheit, sie zu beschützen und ihre Tritte zum Himmel, zum ewigen Schafstalle, zu leiten.

Die Kirche ist die wahre Heilsanstalt für das ganze Menschengeschlecht; sie gibt den Menschen das Heil, Wissenschaft und wahre Erkenntniß Gottes durch ihre hl. Schriften, durch ihre mündlichen Ueberlieferungen und durch die Auslegung und Erklärung der von Gott geoffenbarten Wahrheiten; sie unterstützt und stärkt den im Guten schwachen Willen des Menschen durch die göttlichen Verheißungen; reicht dem müden Pilger das lebendige Brod des Himmels und salbt den gläubigen Kämpfer mit dem Chrysame des Heiles, und den frommen Sterbenden mit dem hl. Oele der Gnade; sie spendet dem Herzen den innern himmlischen Frieden, Beruhigung und Beseligung durch die Versöhnung und Vereinigung mit Gott durch ihre Gebete und Segnungen.

Es gibt außer ihr keine andere Anstalt des Heiles; sie allein besitzt Alles, was der Sohn Gottes zur Erlösung der Menschen gethan und angeordnet; sie verkündet seine Lehre, seine Wahrheit, feiert den Tod der Erlösung und spendet aus seine hl. Geheimnisse. Wie die Erde nur Eine Sonne hat, von der sie Licht, Wärme, Leben und Fruchtbarkeit erhält, so ist auch nur Eine Sonne der Wahrheit und Gnade, Christus durch seine hl. Kirche, welche erleuchtend, erwärmend, heiligend und beseligend auf die Seelen der Gläubigen sich ergießt, damit sie Früchte der Tugend und guten Werke hervorbringen. Dieser Sonne müssen wir uns zuwenden, wenn wir Licht und Leben und Fruchtbarkeit des Geistes erhalten wollen. In der Kirche, dieser göttlichen Heilsanstalt, müssen wir unser Heil suchen durch die Anhörung des Wortes Gottes, durch frommen Empfang der hl. Geheimnisse, durch gläubiges Mitfeiern ihres heiligsten Opfers, durch heiligen gerechten Wandel vor Gott; und wir werden von diesem irdischen Reiche in das ewige Reich Gottes, in den Himmel, eingehen.

## 12. Bestimmung des Menschen.

Der Mensch ist nach dem Bilde Gottes zur Gottähnlichkeit erschaffen. Alles, was er ist und hat, alle seine Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten, durch welche ihn Gott vor allen andern Geschöpfen der Erde dem Leibe und der Seele nach ausgezeichnet hat, besonders die Güter der göttlichen Gnade, hat er von seinem Gott und Schöpfer nur empfangen, daß er Gott, seinem Schöpfer ähnlich werde. „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, der seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen läßt,

und seinen Regen über den Acker des Gerechten und Ungerechten herabsendet," lehrte uns der Sohn Gottes auf Erde wandelnd.

Um aber diese Vollkommenheit, die möglichste Gottähnlichkeit erlangen zu können, muß der Mensch vor Allem Gott erkennen durch den Glauben an die göttlichen Offenbarungen; muß er die ihm von Gott gegebenen Gebote mit der Freiheit eines thatkräftigen Willens freudig vollbringen, und mit seinem für hl. Liebe zu Gott und den Geschöpfen, besonders zu seinen Mitmenschen, geschaffenen Herzen von ganzer Seele sich zu Gott hinwenden, in ihm seine Seligkeit suchen. Die Erkenntniß Gottes, die Vollbringung des göttlichen Willens, die Tugenden der Liebe, Barmherzigkeit und Menschenfreundlichkeit führen ihn zur Gottähnlichkeit, zur möglichen Vollkommenheit.

Seine Auszeichnung vor allen Geschöpfen hat der Mensch zum Ruhme und zur Ehre Gottes erhalten. Er ist die Krone der Schöpfung, er hat die hohe Würde der Kindschaft Gottes, er trägt den Namen des dreieinigen Gottes; er muß sich daher vor allen Geschöpfen auch auszeichnen durch Vernünftigkeit, durch Weisheit und Verstand, Heiligkeit und Gerechtigkeit; er muß das Licht, das in ihm ist, leuchten lassen, daß die Menschen seine Werke sehen und Gott den Vater preisen; er darf den Namen Gottes nicht vergebens führen, nicht durch die Sünde entweihen und entheiligen.

Da der Mensch Alles, was er hat, von Gott hat, und Alles, was er ist, durch Gott ist, so ist er ganz von Gott abhängig. Er gleicht dem Rebzweige am Weinstocke. Wie die Rebe nicht leben und Früchte bringen kann, außer sie ist mit dem Rebstocke vereinigt, so kann der Mensch auch Nichts thun, kein höheres Leben führen, keine Früchte der Tugend bringen, außer er bleibt mit Gott aufs innigste vereinigt. Diese Abhängigkeit muß er erkennen durch den Glauben an ihn, durch die Hoffnung auf ihn, durch die Liebe zu ihm, durch das Gebet, den steten geistigen Umgang mit Gott. In dieser Abhängigkeit muß er leben, und sein Tagwerk hienieden vollbringen. Nicht für diese wenigen Jahre irdischen Lebens ist der Mensch von Gott erschaffen, nicht für die vergänglichen Güter der Erde, nicht für die leeren und eitlen Vergnügungen dieser Welt, in diesen findet der Mensch nie den wahren Himmel; sondern für eine Ewigkeit, für unveränderliche ewige Glückseligkeit, für Gott, das höchste Gut selbst. Diese Hoffnungen hat Gott in des Menschen Brust gelegt durch seine Verheißungen. Aus diesen Hoffnungen schöpft er Muth und Kraft in allen Lebensschicksalen, vorzüglich unter der Bürde und Last des Tagwerkes, Trost und Beruhigung im Leben und im Sterben; nicht die Erde, sondern der Himmel, wo Gott sein Vater ist, ist seine wahre Heimath. Auf dieser Erde ist er Pilger und Fremdling; er ist Kind Gottes und Erbe des ewigen Reiches; — sein Glauben wird ein Schauen, seine Hoffnung ein ewiger Besitz, seine Liebe ein ewiger Genuß in Gott werden. Er wird Gott, den Dreieinigen, schauen, und dann wird seine Freude vollkommen sein.

# II.

# Der Mensch.

## 1. Vom Leibe des Menschen.

Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde, er sollte das vornehmste Geschöpf auf Gottes Erdboden sein und der Herr werden über alle Thiere auf der Erde, in der Luft und in dem Wasser. Er gab ihm eine unsterbliche Seele, welche in dem Leibe wohnt und den Leib zu ihrem Werkzeuge hat, so lange der Mensch auf Erden wandeln soll. Der Leib des Menschen ist vollkommener als der Leib der Thiere; der Mensch allein steht aufgerichtet da und blickt zum Himmel empor, während die Thiere zur Erde gebückt sind, in der sie vermodern werden. Auch der menschliche Leib wird zu Erde und ruht im Grabe, bis ihn Christus auferweckt; denn er soll nicht immer Erde bleiben, sondern verklärt und verherrlicht in ein ewiges Leben eingehen. Er ist ja nicht bloß die Wohnung des menschlichen Geistes; sondern er wird geheiligt durch das Sakrament der Taufe und der Firmung, er nimmt das Fleisch und das Blut des Heilands in dem heiligen Altarssakramente in sich auf, und wenn er seiner Auflösung nahet, weiht die Kirche Christi ihn durch die letzte Oelung und übergibt ihn mit Gebet und Segen dem Schooße der Erde. Der Leib des Christen ist zugleich, wie der Apostel sagt, ein Tempel des heiligen Geistes, und diesen Tempel sollen wir heilig halten und ehren, wir sollen ihn zieren und schmücken, wie eine fromme Gemeinde ihren Tempel schmückt. Wie die größte Zierde einer Kirche eine Gemeinde ist, welche sich in Andacht in derselben versammelt und sich zu christlicher Tugend stärkt, so ist die Zierde des menschlichen Leibes der Geist, welcher nach den Geboten der Religion Christi zu leben sich bestrebt. Demuth, Sanftmuth, Keuschheit und ein gottergebener Sinn sind der rechte Schmuck des Geistes, und dieser Schmuck ziert dann durch den Geist auch den Leib. Denn der Leib ist wie ein Spiegel, in welchem du deine Gestalt siehst; die Tugend macht den Menschen schön. Das Angesicht, auf welchem Milde und Freundlichkeit wohnt, ist schöner als das blühendste Gesicht, auf welches Hartherzigkeit und Feindseligkeit ihre Zeichen schreiben; und ein Angesicht, auf welchem die Unschuld thronet, ist schöner, als goldenes Geschmeide, als blühende Farbe. Die Tugend verschönt, das Laster verwüstet den Menschen. Sieh', wie häßlich der Neid das Angesicht färbt, wie es der Zorn verzerrt, wie die Frechheit es widerlich macht, wie das schlechte Gewissen ihm ein scheues Ansehen gibt, und ist ein thierisches Gesicht so ekelhaft als das des trunkenen Menschen, der den Gebrauch seiner Vernunft verloren und sich unter das Thier herabgewürdigt hat?

Ja, die bösen Neigungen und Gelüste, die Leidenschaften und Laster prägen dem Menschen ein Merkzeichen auf, das er nicht anders verwischen kann, als durch die Umkehr zur Tugend. Die Tugend aber verherrlicht den Menschen auch dem Leibe nach, macht ihn wohlgefällig in den Augen guter Menschen und veredelt sein Angesicht. Wie lieblich ist nicht der Anblick eines unschuldigen Kindes, wie erhebend der Anblick eines frommen Beters! Und die Abbildungen Christi, seiner jungfräulichen Mutter, der Heiligen Gottes zeigen uns in jedem Bilde, wie der Mensch auch dem Angesichte nach geadelt wird, wenn der Geist von dem Geiste Gottes erleuchtet ist. Bedenke wohl: Nur die Tugend macht schön, nur die Tugend ziert den Menschen. Doch zeige auch äußerlich, daß du deinen Leib ehrest. Du läßt kein werthes Geräthe und kein Werkzeug mit Schmutz oder Staub bedeckt; du waschest oder reinigest dasselbe; also thue auch deinem Leibe, diesem Werkzeuge des Geistes und zeige durch die Sorgfalt und Achtsamkeit, welche du ihm widmest, daß du ihn als eine Gabe Gottes dankbar erkennest und schätzest.

## Die Sinne des Menschen.

Wie der Schöpfer Seele und Leib mit einander verbunden hat, ist ein Geheimniß; wir sehen wohl, daß ein todter Menschenleib alle Theile hat, wie ein lebendiger; er hat Augen, aber sieht nicht; er hat Ohren, aber hört nicht; er hat Arme und Füße, aber er bewegt sie nicht. Wir sehen, daß der todte Menschenleib etwas verloren hat, welches der lebendige hatte, und dieses ist der Geist oder die Seele, welche den Leib verlassen hat; darum ist der Leib todt. Während des Lebens können wir, so oft wir nur wollen, sehen, wie die Seele den Leib beherrscht; wenn ich z. B. meine Hand ruhig auf dem Buche liegen habe, so kann ich bei mir denken: „Ich will den Arm aufwärts bewegen und das Buch in meiner Hand halten," und augenblicklich thut Arm und Hand, was ich bei mir gedacht habe. Fleisch und Bein denkt nicht, Arm und Hand kann nicht zu sich sagen: „Ich will mich ausstrecken, ich will das Buch halten," sondern sie gehorchen einem Befehle, der an sie ergangen ist, und diesen Befehl ertheilt die Seele oder der Geist; darum ist der Leib regungs- und bewegungslos, wenn ihn die Seele verlassen hat. Der lebendige Leib hat Sinne oder Werkzeuge, durch welche die Seele empfindet, wahrnimmt, oder weiß, was mit dem Leibe vorgeht, und durch welche sie mit der Welt außerhalb in Verbindung ist. Zu jedem Sinneswerkzeuge gehen von dem Gehirne oder dem Rückenmarke Nerven, welche gleichsam die Wege sind, durch welche jede Empfindung dem Gehirne und durch dasselbe der Seele zugetragen wird.

## Das Auge.

Am weitesten reicht der Sinn des Gesichts in die Welt hinaus. Durch das Gesicht nehmen wir nicht blos wahr, was in unserer Nähe um uns herum ist, sondern auch was meilenweit von uns weg ist, ja, durch das Gesicht reicht unsere Seele hinaus in die weite Gotteswelt, und schaut Sonne, Mond und Sterne an dem Himmel, in einer Entfernung, die uns fast unglaublich scheint, für die wir fast kein Maß mehr haben. Durch den Sinn des Gesichts offenbart uns Gott die Größe seiner Werke und die Schönheit seiner Werke; denn auch die Pracht der Farben, mit denen er Himmel und Erde ausgeschmückt hat, wird uns durch den Sinn des Gesichts kund. Ohne ihn wäre uns Alles schwarz, und wir wären so hilflos als ein Blinder ist.

Das Werkzeug des Gesichtes sind die Augen; als die Wächter unseres Lebens hat sie der Schöpfer hoch in dem Haupte gestellt, damit sie frei umherblicken und uns vor jeder Gefahr warnen, welche uns bedroht, sowie sie das in der Nähe und Ferne zeigen, was uns angenehm, nützlich oder nothwendig ist. Weil die Augen so edle Werkzeuge sind, liegen sie in tiefen Höhlen und sind von festen Knochen umschlossen; damit sie sich bei ihrer Bewegung nicht reiben, sind die Knochen mit weichem Fett umhüllt. Gegen Staub und Schweiß, der von der Stirn herunter in sie fallen könnte, schützen sie die bogenförmig gewölbten Augenbrauen. Die Augendeckel schließen sich schirmend über sie, und die Augenlieder mit den Augenwimpern vollenden ihre Schutzwehr gegen Schweiß und Staub. Sie sind beständig feucht; in den Thränendrüsen wird diese Feuchtigkeit bereitet und den Augen mitgetheilt, so daß jedes Stäubchen, das dem Auge schaden oder es verdunkeln könnte, weggewaschen und in die Augenwinkel geschafft wird. Der ganze Augapfel ist mit einer harten Haut umgeben, die vornen in der Mitte durchsichtig ist, damit die Lichtstrahlen durchgehen können; dort sieht man den Augenstern, in dessen Mitte die Kristalllinse liegt. Auf der Rückseite des Auges tritt der Augennerv in den Augapfel und breitet sich als Netzhaut aus. Wenn der Augennerv erkrankt und seine Kraft verliert, so entsteht die Krankheit, welche der schwarze Stahr genannt wird. Diese Krankheit ist unheilbar, und wenn sie beide Nerven befällt, so ist der Mensch blind. Es geschieht aber auch bisweilen, daß die Kristalllinse sich mit einer grauen Haut überzieht und undurchsichtig wird. Diese Krankheit heißt der graue Stahr, und es gelingt der Kunst des Arztes sehr oft, sie zu heben, indem er die graue Haut von dem Augensterne entfernt.

Daß man ohne Licht nicht sehen kann, ist eine bekannte Sache. Das Licht der Sonne, der Gestirne, das künstliche Licht, das der Mensch anzündet, das Feuer u. s. w. theilt sich in unzählbar viele und unendlich zarte Strahlen, und diese Strahlen haben ferner die Eigenschaft, daß sie zurückgeworfen werden. Die Strahlen des Sonnenlichtes z. B., die durch das Fenster in eine Stube kommen, treffen an die Wände, an den Boden, an die Decke und werden dort zurückgeworfen oder prallen ab. Der abgeprallte Strahl geht wieder in gerader Linie fort und trifft wieder auf Etwas, wo er abermals zurückgeworfen wird, und so geht es fort und fort, so daß die ganze Stube durch die Lichtstrahlen erhellt wird, welche durch das Fenster hineinkommen. Hätte der Schöpfer den Lichtstrahlen diese Eigenschaft nicht gegeben, so wäre da überall Finsterniß, wo zwischen der Sonne oder einem künstlichen Lichte ein undurchsichtiger Gegenstand sich befindet, und wir hätten jedesmal Nacht, so oft eine dichte Wolke zwischen uns und die Sonne tritt: so aber kommt das Licht der Sonne, das an der Wolke vorbei auf andere Punkte der Erde herabschießt, in unser Auge, weil es da, wo es auf die Erde trifft, zurückgeworfen und überallhin gesendet wird.

Wir sehen jeden Gegenstand, von welchem Lichtstrahlen in unser Auge gelangen; jeder hingegen ist uns unsichtbar, von welchem kein Lichtstrahl in unser Auge kommt. Je mehr Lichtstrahlen ein Gegenstand in unser Auge sendet, um so heller und deutlicher sehen wir ihn; je weniger, desto dunkler und undeutlicher erscheint er uns. Von einem jeden Gegenstande, den wir sehen, bildet sich ein kleines Bild in unserem Auge, aber wie dieses geschieht, wissen wir nicht. So sollte man auch meinen, da wir zwei Augen haben, müßten wir jeden Gegenstand doppelt sehen; dies ist aber nicht der Fall, aber das Warum? ist uns unbekannt. So groß ist unsere Unwissenheit und so wenig Ursache haben wir, auf unser weniges Wissen stolz zu sein! Danken wir also Gott, der uns das Augenlicht geschenkt hat, und wenden wir es in

seinem Dienste und zu unserm Heile an! Der Schöpfer hat das Auge so sorgfältig beschützt und behütet; darum ist es auch unsere Pflicht, dasselbe vor jeder Gefahr zu bewahren. Derjenige begeht eine große Sünde, welcher durch Schlagen, Stoßen oder Werfen das Auge seines Mitbruders gefährdet; denn er kann es ihm nie wieder geben. Dem Auge schadet ein zu grelles Licht, daher ist es Muthwille, in die Sonne zu schauen oder ohne Noth das Auge auf ein starkes Feuer oder Licht, z. B. das des Blitzes, zu heften. Dem Auge schadet Dampf und Rauch, darum sollte Niemand sich Tabaksrauch in die Augen blasen und die Gewohnheit des Rauchens schon deßwegen nicht anfangen. Man verderbt auch das Auge durch Lesen in der Dämmerung, ebenso wenn man das Buch zu nahe hält. Sehr gesund ist für die Augen das frische Wasser, darum wasche dich jeden Morgen! Und vor Allem vergiß nie, Gott dafür zu danken, daß du nicht blind bist, und verspotte ja niemals einen Blinden!

Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort.
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug,
Ihm ist ein Augenblick genug.

## Das Gehör.

Die Ohren sind die Werkzeuge des Gehöres; sie stehen zu beiden Seiten des Hauptes, und die Ohrenhöhlen dringen tief in dasselbe ein. Ihr innerer Theil ist ein gewundener oder schneckenförmiger Gang. In demselben endigt sich der Gehörnerv, welcher aus dem Gehirne in das Ohr gehet. Was das Licht für das Auge ist, das ist die Luft für das Ohr; ohne Licht können wir nicht sehen, ohne Luft nicht hören; ohne Licht erhält unser Auge kein Bild eines Gegenstandes, ohne Luft unser Ohr keinen Schall. Schall heißt nämlich, was wir hören; der Schall ist äußerst mannigfaltig. Wenn uns ein Gegenstand hörbar werden soll, oder wenn von einem Gegenstand ein Schall in unser Ohr kommen soll, so muß die Oberfläche des Gegenstandes in schwingende Bewegung kommen und diese schwingende Bewegung der Luft mittheilen, so daß die Luft wellenförmig bewegt wird, wie ungefähr das Wasser, in das ein Stein geworfen wird. Die Schwingungen eines schallenden Körpers sind gewöhnlich so schnell, daß wir sie mit den Augen nicht verfolgen können; bei den dicken Saiten eines Instrumentes, z. B. eines Klaviers, einer Baßgeige jedoch können wir sie doch einigermaßen wahrnehmen. Ebenso sehen wir den Staub auf dem Resonanzboden eines Klaviers oder auf einem Trommelfell, oder einer Kupferplatte u. s. w. in beständiger Bewegung, so lange der Schall, d. h. die Schwingung eines dieser Körper fortdauert. Durch den Sinn des Gefühls können wir diese Schwingungen noch besser merken oder wahrnehmen. Wenn z. B. eine Glocke, welche eben geläutet wurde, aufgehalten wird, so daß der Klöppel nicht mehr anschlägt, so gibt die Glocke dennoch einige Augenblicke einen etwas gedämpften Ton von sich, welches man das Summen der Glocke nennt und ziemlich weit hört. Wie man aber an die summende Glocke die Hand fest legt, so hört das Summen augenblicklich auf. Dies erklärt sich so: Die Schläge des Klöppels haben

das Metall der Glocke in eine schwingende Bewegung gebracht und diese dauert einige Zeit lang fort, wenn der Klöppel auch nicht mehr anschlägt; allmälig wird die Schwingung immer schwächer, das Summen deßwegen immer leiser, bis es endlich ganz aufhört; legt man aber die Hand fest auf die Glocke, so wird die Schwingung augenblicklich beendigt und damit der summende Ton. Die gleiche Beobachtung kann man bei einer Saite, einer Trommel u. s. w. anstellen.

Wenn die Luftschwingungen, welche man Schallwellen nennt, zurückgeworfen werden, so entsteht der Wiederhall. Man kann einen Saal, ein Gewölbe u. s. w. so bauen, daß die Schallwellen an einem gewissen Punkt zurückgeworfen werden, wo man also jeden Ton aus dem ganzen Saale oder Gewölbe hört. Dergleichen Bauwerke gibt es verschiedene. Ein Baumeister, der eine Kirche baut, muß die Regeln, wie sich die Schallwellen verbreiten und zurückgeworfen werden, genau kennen und beobachten, weil es sich sonst wohl ereignen kann, daß die Stimme des Predigers an einigen Orten der Kirche gar nicht gehört wird oder aber wiederhallt, was noch schlimmer ist.

Das Ohr ist nicht so vielen Krankheiten unterworfen, wie das Auge, und ist auch in seinen äußeren Theilen nicht so empfindlich. Wird ein Ohrennerv gelähmt, so hört man auf dem Ohre, zu dem er gehört, nicht mehr; das Gleiche ist der Fall, wenn das Trommelfell, eine im Innern des Ohres ausgespannte Haut, durchbohrt oder sonst verletzt wird. Ein Schlag auf den Kopf kann diese Folgen haben, eben so ist es auch schon geschehen, daß durch muthwilliges Spielen mit spitzigen Sachen, z. B. Spindeln, Stricknadeln oder durch andere Unvorsichtigkeit das Trommelfell verletzt wurde. Gegen das Eindringen von Insekten ist das Innere des Ohres durch das Ohrenschmalz geschützt. Käme ein Insekt bis an das Trommelfell, so würde dies rasende Schmerzen verursachen. Ein Beispiel der Art hat sich 1838 im Aargau zugetragen. Ein Bauer schlief auf einer Wiese und sprang dann furchtbar schreiend auf und geberdete sich einige Stunden lang wie ein von der Tobsucht befallener Mensch. Er starb noch an demselben Tage, und als die Aerzte seinen Kopf öffneten, fanden sie hinten im Ohre eine Grille.

Wer nicht sieht, ist unglücklich, weil er hilflos ist und die Werke Gottes nicht betrachten kann; wer nicht hört oder taub ist, der hört keinen Gesang, keine Musik, und was traurigeer als dies ist, er hört die menschlichen Worte nicht. Wer taub geboren ist, bleibt auch stumm; denn weil er nie ein menschliches Wort gehört hat, so kann er auch keines nachahmen. In neuerer Zeit hat man eigene Anstalten gegründet, in welchen Taubstumme aufgenommen werden. Da lernen sie auf die Zeichensprache achten, beobachten den Mund des Redenden oder lernen durch die Bewegung des Mundes bei einem Sprechenden die Worte verstehen, die er spricht. So werden die taubstummen Kinder unterrichtet, lernen lesen und schreiben, erhalten Kenntniß von unserer heiligen Religion, und ihr Unglück wird also sehr gemildert. Taubstumme Personen bleiben aber sehr erregbar, und es ist eine große Sünde, wenn man sie muthwillig zum Zorne reizt. Ein christlich gesinnter Mensch behandelt sie mit Sanftmuth und Geduld und sucht ihr Unglück dadurch zu erleichtern.

## Geruch und Geschmack.

Diese beiden Sinne haben die Bestimmung über die Ernährung zu wachen; das Werkzeug des Geruchssinnes ist die Nase, des Geschmackssinnes die Zunge und der Gaumen. Es gibt verschiedene Gerüche, die wir nach dem Gegenstande benennen, von welchem sie ausgehen; es gibt einen Thon-

geruch, einen Schwefel-, Harz-, Essig-, Wein-, Aasgeruch u. s. w. Viele Blumen riechen sehr angenehm, z. B. Rosen, Nelken, Reseden, Veilchen; sie enthalten nämlich ein ungemein feines Oel, welches in unsichtbaren Theilchen verdunstet, die wir durch die Nase einathmen und empfinden, wenn sie die Geruchsnerven in der Nase berühren. Uebelriechende Speisen erregen uns Eckel und sind ungesund; schädliche Pflanzen, Beeren u. s. w. widerstehen uns meistens schon durch ihren Geruch. Doch ist dies nicht immer sicher, und wir dürfen eine Frucht deßwegen nicht für unschädlich halten, weil sie nicht übel riecht. Der Geruch ist bei dem Menschen nicht so scharf, als wie bei manchen Thieren; denn der Mensch hat Verstand und soll durch den Verstand unterscheiden lernen, was ihm gut und was ihm schädlich ist. Die Thiere hingegen haben keinen Verstand, deßwegen hat ihnen der Schöpfer einen so feinen Geruch gegeben, daß sie durch ihn die schädlichen Nahrungsmittel erkennen. Darum beriecht das Thier seine Nahrung, bevor es dieselbe verzehrt.

Der Geschmack hingegen ist bei dem Menschen viel feiner, weil ihm der Schöpfer viel mehr Nahrungsmittel angewiesen hat, als dem Thiere. In krankhaften Zuständen verändert sich der Geschmack des Menschen; was ihm früher wohl schmeckte, macht ihm Eckel und umgekehrt. Die Arzneimittel sind selten wohlschmeckend, die meisten sind bitter, herbe, eckelerregend, und es gibt wohl hie und da einen eigensinnigen oder thörichten Menschen, welcher deßwegen die Arznei nicht einnehmen will. Der Geschmack kann sehr verfeinert werden; Köche und Weinhändler z. B. haben meistens einen außerordentlich feinen Geschmack. Viele Menschen pflegen den Geschmack nur zu sehr, und nehmen Speise und Getränke fast mehr des Wohlgeschmackes wegen zu sich, als weil sie ihnen zur Nahrung dienen sollen. Das ist übertrieben und hat auch keine guten Folgen; denn überflüssige Nahrung ist nicht gesund. Wir dürfen uns der Speise und des Trankes wohl erfreuen, aber in Mäßigkeit und mit Dank gegen den Schöpfer; darum betet man auch in christlichen Familien vor und nach dem Essen. Die einfachsten und gesundesten Nahrungsmittel haben keinen scharfen Geschmack, das Wasser ist geschmacklos, Milch, Brod, Mehlspeisen, Obst, Fleisch haben ohne künstliche Zubereitung ihren natürlichen Wohlgeschmack, der aber nicht zur Leckerei und Schwelgerei verführt, wenn die Kochkunst nicht mit Gewürzen und verschiedenen andern Stoffen nachhilft, so daß der Geschmackssinn immer auf das neue gereizt wird. Es gibt einen vortrefflichen Koch, der jede Speise wohlschmeckend macht und der zudem gar nichts kostet, dieser beste Koch ist der Hunger, wie das Sprichwort sagt. Der Hunger ist ein Genosse der Arbeit; wer brav arbeitet, dem schmeckt sein Essen gewiß gut. Ein anderes Sprichwort sagt: „Wohlgeschmack führt zum Bettelsack."

## Der Tastsinn und Gefühlssinn.

Dieser Sinn ist über die ganze Oberfläche des Körpers verbreitet; denn es endigen sich überall in der Haut feine Nervenzweige, und diese empfinden jeden Druck, Stoß, Schlag und noch mehr jede Verletzung; besonders aber sind es die Fingerspitzen, durch welche das Geschäft des Tastsinns, das Tasten oder Fühlen, am vollständigsten ausgeübt wird. Der Tastsinn ist sehr sicher; Augen und Ohren täuschen uns hie und da, besonders in krampfhaftem Zustande, der Tastsinn aber nie oder selten. Wir prüfen daher gerne die Wahrnehmungen des Gesichtssinnes mit dem Tastsinne; z. B. wenn wir Nachts etwas vor uns sehen und nicht recht unterscheiden können, was es ist, so

greifen wir mit den Händen darnach und überzeugen uns. Wir unterscheiden mit dem Tastsinn die Härte, Weichheit, Rauhheit, Glätte u. s. w., ob ein Körper stumpf, spitz, rund, eckig u. s. w. ist, ob warm oder kalt. Der Tastsinn kann sehr ausgebildet werden; Arbeiter, welche mit sehr feinen Stoffen umgehen, z. B. der Uhrenmacher, der Seidenweber, die Mousselinstickerin haben einen viel feineren Tastsinn, als z. B. ein Bauer oder Schmied, welche mit schweren Werkzeugen arbeiten und sie kräftig handhaben müssen. Den feinsten Tastsinn haben die Blinden; es hat schon solche gegeben, welche mit den Fingerspitzen die Buchstaben unterscheiden und also lesen konnten, und die meisten verrichten mit den Fingern Arbeiten, die mancher Sehende nicht zu Stande brächte, z. B. feine Stickereien, geschnitzte Bilder und dergleichen. Wenn ein Gefühlsnerv einen sehr starken Druck und Schlag erleidet, so empfinden wir Schmerz; jeder Nerv schmerzt uns, wenn von demselben die ihn bedeckende Haut weggenommen ist und er nur im mindesten berührt wird, daher thun offene Wunden so wehe. Wird ein Nerv durchschnitten, so hat der abgeschnittene Theil keine Empfindung mehr. (Haare und Nägel haben keine Nerven, darum auch keine Empfindung; daher kann man sie abschneiden, ohne daß es schmerzt.)

## Die Ernährung.

Der menschliche Leib bedarf zu seiner Erhaltung der Speise und des Trankes; durch beide wird er ernährt. Der Mensch genießt Speise aus dem Pflanzenreiche und aus dem Thierreiche. Hierauf ist er durch die Schöpfung Gottes selbst angewiesen. Aus dem Pflanzenreiche genießt er Baumfrüchte und Beeren frisch oder getrocknet ohne weitere Zubereitung; andere Pflanzenstoffe aber muß er erst zubereiten, z. B. aus Oelfrüchten Oel pressen; das Getreide muß er ärnten, dreschen, mahlen, das Mehl kochen oder backen. Aus dem Thierreiche genießen gesittete Völker fast Alles nur zubereitet, nur einige Muscheln und ähnliche Thiere werden roh gegessen; wilde Völker verschlingen rohes, blutiges Fleisch fast eben so gierig wie Raubthiere, sie werden aber durch eine solche Nahrung auch wild und grausam. Als Getränke ist fast überall das gesunde Quellwasser in Fülle vorhanden; der Mensch bereitet aber durch Kunst geistige Getränke; aus der Traube preßt er Wein, aus dem Obste Most, aus Gerste und Hopfen siedet er Bier, und seit einigen hundert Jahren brennt man aus Getreide, Obst, Beeren, Kartoffeln u. s. w. ein sehr gefährliches Getränk, den Branntwein. Mäßig und zu rechter Zeit genossen dienen die geistigen Getränke zur Stärkung; wer sie aber unmäßig genießt, schadet sich an Leib und Seele.

Die Ernährungswerkzeuge des Menschen sind: der Mund mit den Zähnen, der Zunge und dem Gaumen; der Schlund, der Magen und die Gedärme; durch diese wird die Nahrung aufgenommen, verarbeitet und so zubereitet, daß der Leib so viel erhält, als ihm nothwendig und nützlich ist. In dem Munde wird die Speise gekaut; dazu dienen die Zähne. Sie sind fest und mit einer harten Glasur umgeben. Gesunde Zähne sind ein wahres Glück, nicht nur deßwegen, weil sie die festen Speisen gut zermalmen, sondern auch darum, weil kranke Zähne ein sehr schmerzhaftes Uebel, das Zahnweh, verursachen. Man beschädigt die Zähne und bereitet sich Zahnweh 1) durch muthwilliges Zerbeißen fester Körper, z. B. sehr harter Nüsse. 2) Durch den Genuß heißer Speisen und Getränke, besonders wenn man darauf wieder Kaltes zu sich nimmt. 3) Durch Stochern mit Gabeln, Messerspitzen u. dgl. 4) Durch Zuckerwerk, scharfgewürzte Speisen, auch

durch Rauchen. Leute, welche einfache Speisen genießen, welche keinen Leckereien u. dgl. nachfragen, haben gesunde Zähne. Während die Speisen gekaut werden, vermischen sie sich in dem Munde mit dem Speichel, welcher der Vorarbeiter des Magens ist und mit den gekauten Speisen in den Magen gelangt. Tabakraucher schaden ihrer Gesundheit, weil sie entweder den Speichel auswerfen, oder den durch den Tabak fast verbitterten Speichel hinunterschlucken und damit ihren Magen verderben. „Gut gekaut ist halb verdaut," sagt eine uralte Gesundheitsregel; darum schadet man durch gieriges, hastiges Essen seiner Gesundheit, und zudem thut ein Mensch, der darauf los ißt, als ob ihm seine Nahrung entlaufen könnte, oder als ob außer ihm Niemand Etwas bekommen sollte, nicht viel anders als ein Thier, das hungrig ist oder ein anderes sieht, dem es Nichts lassen will.

Aus dem Munde geht die Nahrung durch die Speiseröhre oder den Schlund in den Magen, welchem das Hauptgeschäft der Verdauung obliegt, und aus dem Magen in die Gedärme. Da wird der Theil der Nahrung, welcher in dem Körper bleiben soll, zu einer Flüssigkeit, welche Milchsaft genannt wird, und dieser geht dann durch feine Canäle in das Herz, um sich da mit dem Blute zu vermischen.

Ohne hinreichende und gesunde Nahrung leidet die Gesundheit des Menschen, und sein Leben wird verkürzt; darum beten wir auch: „Herr, gib uns heute unser tägliches Brod!" Wer arbeiten kann und mag, wer in seinen jungen, kräftigen Jahren nicht nur arbeitet, sondern auch spart, der hat in den meisten Fällen auch hinlängliche Nahrung, und geräth er auch einmal in Noth, so sorgt Gott für ihn durch gute Menschen. Es kommt nur sehr selten vor, daß Menschen durch Mangel an Nahrung krank werden oder gar Hungers sterben; aber sehr häufig ist es, daß Menschen durch Unmäßigkeit im Genusse von Speise und Trank sich Krankheiten zuziehen und ihr Leben verkürzen. Die Unmäßigkeit schwächt den Magen, und ein verdorbener Magen bereitet kein gesundes Blut; so verliert der Körper seine Kraft, und den Menschen befallen mancherlei Uebel, z. B. Kopfweh, Brustleiden, Schwindel, Mattigkeit, Verdrüßlichkeit. Ein berühmter Arzt kam einmal zu einem Hirtenvölklein und bot seine Dienste an. Er wurde sehr freundlich aufgenommen und fragte den Aeltesten und Vorsteher nach der Lebensweise seiner Leute. „Wir essen nur," sagte dieser, „wenn wir hungrig sind, und trinken nur, wenn uns dürstet, und wenn wir gesättigt sind, dann hören wir auf." „Dann habe ich bei euch Nichts zu thun," sprach der Arzt, „denn ihr seid selbst eure besten Aerzte." So ist es auch; der Genuß von Speise und Trank, wenn er übermäßig oder zu reichlich ist, macht nicht nur ungesund, sondern auch träge zur Arbeit, erregt böse Begierden und führt zu Sünde und Laster; das Laster aber ist das größte Gift für den Leib.

## Der Blutumlauf und das Athemholen.

Das Blut wird in unzählbaren Adern durch den ganzen Körper geleitet; es geht von dem Herzen aus, und was nicht an die verschiedenen Theile des Körpers abgegeben wird, kehrt wieder in das Herz zurück. Die Adern, durch welche das Blut aus dem Herzen durch den Leib getrieben wird, heißen Puls- oder Schlagadern; die Adern, durch welche es wieder in das Herz zurückkehrt, heißen Blutadern. Das Herz zieht sich in jeder Minute ungefähr 70mal zusammen oder es schlägt etwa 70mal, und mit jedem Schlage treibt es eine Blutwelle in die Adern, an welchen wir diesen Schlag empfinden, wenn wir

einen Finger auf eine solche Ader legen (Puls). Nun berechnet einmal, wie oft das Herz eines 80jährigen Menschen geschlagen hat! Und dies geschieht ohne des Menschen Willen, man kann fast sagen, ohne sein Wissen; es ist also Gottes Einrichtung, sein Wille, daß es schlägt; wie es still stände, wäre es um das Leben des Menschen geschehen; darum sagt auch der Apostel Paulus: „Gott ist es, durch den wir leben und sind."

Das Blut enthält alle Theile, aus welchen der menschliche Leib besteht, und durch das Blut erhält er immer wieder, was er durch Ausdünstung verliert. Es beträgt dem Gewichte nach etwa $^1/_6$ des ganzen Menschen, und in dem Kopfe ist das meiste Blut. Es ist die Lebensquelle, daher sagt man oft statt Leben „Blut"; so sagt man z. B. „Junges Blut, spar' dein Gut, darben im Alter wehe thut;" statt Gesundheit sagt man auch „gesundes Blut"; auch für die Gemüthsart des Menschen sagt man wohl auch bisweilen Blut, z. B. ein heißes Blut, statt: ein hitziger, zum Zorne gereizter Mensch.

Wir wissen bereits, daß das Blut besonders durch den Magen aus der Nahrung bereitet wird, und daß zu der Nahrung besonders Wasser gehört, wie denn auch das Wasser ein Hauptbestandtheil des Blutes ist. Das Blut bedarf aber auch Luft, und diese erhält es durch die Lunge. Diese besteht aus zwei Flügeln, Lungenflügel benannt; sie ist locker wie ein Schwamm, weil sie unzählige kleine, häutige Zellen hat. Von der Lunge geht die Luftröhre bis zur Mundhöhle und liegt neben dem Schlunde. Sie ist mit einem Deckel versehen, der sich bei jedem Athemzuge öffnet und dann wieder schließt; dies verhindert, daß von Speise und Trank etwas in die Luftröhre komme; geschieht dieses dennoch, so müssen wir es durch heftiges Husten wieder ausstoßen, sonst würden wir an einem Wassertropfen oder an einer Brosame ersticken. Die Lunge zieht sich ohne unser Wissen und unsern Willen zusammen, dann öffnet sich der Deckel der Luftröhre, und wir blasen durch Mund und Nase die Luft aus, welche die Lunge nicht brauchen kann. Hierauf dehnt sie sich wieder aus, der Deckel der Luftröhre öffnet sich wieder, und die Luft strömt durch die Luftröhre in die Lunge, wir holen Athem oder wir athmen ein. Die eingeathmete Luft gelangt durch die Luftröhre und ihre Verzweigungen in alle Zellen der Lunge; aus dem Herzen wird alles Blut in die Lunge getrieben und vertheilt sich in tausend Aederchen in die mit eingeathmeter Luft gefüllten Zellen, so daß sich das Blut auf eine wunderbare Weise mit der Luft verbindet und von ihr das aufnimmt, was für das Leben des Menschen nothwendig ist. Die Luft, die wir ausathmen, ist durchaus nicht mehr dieselbe, die wir eingeahmet haben, sie ist in der Lunge verändert worden; nur ein kleiner Theil derselben taugt wieder zum Einathmen, der größere Theil ist zu kohlensaurer Luft geworden. So nennt man die Luftart, weil sie auch beim Verbrennen der Kohle (des Holzes) entsteht; sie entsteht auch bei dem Gähren des Weines und anderer geistigen Getränke und ist viel schwerer als die gewöhnliche Luft. Deßwegen senkt sie sich zu Boden und sammelt sich in verlassenen Kellern, in tiefen Brunnen u. s. w. an, die nicht gelüftet werden. Solche Luft entsteht in ungeheurer Menge durch das Athmen so vieler Millionen Menschen und Thiere, durch die Feuer auf so vielen Herden und in so vielen Oefen, durch das Gähren der geistigen Getränke; aber der Schöpfer hat dafür gesorgt, daß sie sich nicht zu sehr anhäufe. Er läßt die Winde wehen, welche die kohlensaure Luft zerstreuen; der Kalk saugt diese Luft ein, und vor Allem sind es die Blätter der unzähligen Pflanzen und Bäume, welche die kohlensaure Luft einsaugen und statt ihrer Lebensluft ausströmen. Ist das nicht eine wunderbare Einrichtung!

In der kohlensauren Luft kann kein Mensch athmen, ohne zu ersticken; in ihr erlischt das Licht, und man erprobt durch hinabgelassenes Licht die Tiefen der Keller und Brunnen; brennt das Licht, so kann der Mensch dort auch athmen, erlischt das Licht, so erstickt Jedermann, wer dort hinkommt. Wenn wir in einem Zimmer, das verschlossen ist und keinen Luftzug hat, Kohlen in einem Becken verbrennen, oder wenn wir in einem Ofen Feuer anmachen und denselben verschließen, ehe die Kohlen verbrannt sind, so daß die kohlensaure Luft aus dem Ofen in das Zimmer strömt, so füllt sich das Zimmer mit kohlensaurer Luft, und wer darin ist, wird betäubt und erstickt zuletzt, wie leider fast in jedem Winter Fälle vorkommen. Wo viele Menschen beisammen sind, entsteht durch das Athmen solche Luft; daher brennen die Lichter düster, das Athmen wird schwer und wir befinden uns nicht wohl.

Dagegen hilft das Aufmachen eines Fensters, einer Thüre u. s. w. Die schrecklichste Erfahrung in dieser Beziehung haben die Engländer im vorigen Jahrhundert gemacht. Ein Fürst in Ostindien ließ über hundert kriegsgefangene Engländer in eine unterirdische Höhle sperren; anfangs standen sie dichtgedrängt aneinander, aber nach wenigen Minuten fing das schreckliche Leiden an. Die einen sprangen in die Höhe, andere fielen nieder und wanden sich im Krampfe des Erstickens, die andern drängten sich an die Wände der Höhle u. s. w., nach etwa 12 Stunden waren keine zwanzig mehr am Leben; die noch Lebenden ließ der grausame Fürst wieder an die Luft bringen, so daß diese gerettet wurden.

Durch das Athemholen, durch die Verbindung der Lebensluft mit dem Blute, entsteht zum Theil die Wärme des Blutes und des menschlichen Leibes; eine andere Quelle dieser Wärme ist die Ernährung, welche durch den Magen und die Gedärme hervorgebracht wird. Diese Wärme ist zur Erhaltung des Lebens nothwendig; wenn sie aus dem Körper entweicht, so erfriert der Mensch.

Dies begegnet im Winter manchmal einem unglücklichen Verirrten, viel häufiger aber einem Betrunkenen. Der Betrunkene legt sich gewöhnlich nieder und schläft ein; der Schlafende athmet langsamer, daher entsteht auch weniger Blutwärme. Die Luft, die kalte, entzieht ihm die Wärme zuerst in den äußeren Theilen, den Händen, den Füßen, dem Gesichte; denn es ist wohl zu merken, daß jeder kalte Körper, Schnee, Eis, Stein, Holz, Luft u. s. w. von der Wärme an sich zieht, welche in einem warmen Körper, z. B. dem menschlichen Leibe, mit ihm in Berührung kommt. So wird das Blut zuerst in den äußeren Theilen kalt und stockt; dieses kalte Blut entzieht dem warmen Blute im Innern des Körpers nach und nach auch seine Wärme, das Blut erkältet und stockt immer weiter in das Innere des Leibes, und wenn es bis zu Herz und Lunge stockt, so erfolgt der Tod.

Hat man einen Fuß oder eine Hand sehr erkältet oder erfroren, so muß man sie ja nicht gleich an die Wärme eines Ofens bringen, sonst wird das plötzlich erwärmte Blut brandig, und man kann Arm und Fuß verlieren. Man reibe vielmehr den erfrornen Theil mit Schnee, Eis, einem nassen Tuche u. s. w., wodurch allmälig Wärme entsteht und das Blut wieder zum Fließen kommt.

Gott hat den menschlichen Körper so eingerichtet, daß er eine Wärme und Kälte ertragen kann, wie kein Thier; daher ist es ihm möglich unter allen Himmelsstrichen zu leben, in den wärmsten wie in den kältesten. Er gab ihm Verstand, sich seine Bekleidung und seine Nahrungsmittel so zu bereiten, wie es zur Erhaltung der Lebenswärme nothwendig ist. In heißen Himmelsstrichen, und bei uns im Sommer, bedarf der Mensch keiner wol-

lenen Bekleidung, weil die Luft warm genug ist; er bedarf auch keiner so nahrhaften Speisen, wie im Winter, sondern er verlangt mehr Pflanzenkost, Mehlspeisen, kühlende Gemüse, wie Salat u. s. w. In den heißesten Ländern wachsen deßwegen auch die kühlendsten Früchte und Gemüse, und bei uns gibt der Sommer Salat, Rettige, Gurken, Erdbeeren, Kirschen und mannigfaltiges Frühobst, während aus den Tiefen der Erde kühlendes Quellwasser hervorsprudelt. Nun gilt aber wieder Vorsicht; wir dürfen auch hierin nicht blind dem Verlangen unseres Leibes folgen und im erhitzten Zustande ohne weiteres kühle Speise und kühlen Trunk zu uns nehmen. Schon mancher Europäer hat sich durch diese Unvorsichtigkeit in heißen Ländern unter die fremde Erde gebracht, und auch bei uns vergeht kein Sommer, ohne daß manche Menschen das Opfer ihrer Unvorsichtigkeit werden. Der menschliche Leib erträgt einen hohen Grad von Kälte und Wärme, aber das erträgt er nicht, daß von der Wärme plötzlich zur Kälte und von der Kälte zur Wärme übergegangen wird. Darum schadet dem Erhitzten die kältende Zugluft, die kühle Kellerluft, und wer sich erhitzt in das Wasser begibt, setzt sich der Gefahr einer Krankheit oder gar eines plötzlichen Todes aus, wovon wir nur zu viele Beispiele haben. Dies ist Erkältung von außen, nämlich durch Luft und Wasser; durch Speisen und Getränke kann man sich innerlich erkälten und Gesundheit und Leben einbüßen. Viele Tausende haben sich schon den Tod hineingetrunken, indem sie erhitzt das kalte Quellwasser gierig einschluckten. Man muß sich demnach vorsichtig abkühlen und nicht auf einmal von der Wärme zur Kälte übergehen. Daher ißt man vorher einen Bissen Brod, ehe man den kühlen Trunk nimmt, oder noch besser, man tunke den Bissen Brod in das Wasser oder in das Getränke, das man genießen will, wie einst die Israeliten zur Aerntezeit gethan haben, was wir in der Geschichte der Aehrensammlerin Ruth lesen. Man kühle sich äußerlich ab, indem man sich Hände und Kopf benetzt, und erst dann, wenn der Leib auf diese Weise vorbereitet worden ist, lasse man ihm die Abkühlung angedeihen, die man ihm zu geben wünscht. Besonders ist Vorsicht nothwendig, wenn man sich durch schwere Arbeit, durch Laufen und Springen und dergleichen erhitzt hat; darum setze man sich auch nicht unnöthiger oder muthwilliger Weise einer allzustarken Erhitzung aus, und wenn es die Pflicht erfordert oder das Wohl unsers Nebenmenschen es gebietet, z. B. bei Feuersbrünsten, vergesse man nicht, was man sich selber schuldig ist. Nach der Unmäßigkeit ist plötzliche Erkältung, die fast immer nur die Folge der Unvorsichtigkeit ist, die häufigste Ursache gefährlicher Krankheiten und des frühen Todes so manches jungen Menschen. Es ist damit nicht gesagt, daß man sich nicht in Schweiß arbeiten solle, daß man jede starke Anstrengung fliehe, die Hitze im Sommer und die Kälte im Winter meide, nein, im Gegentheile, man soll sich an Hitze und Kälte gewöhnen, aber man soll überall die Vernunft gebrauchen, weil sie uns Gott gegeben hat, damit wir durch sie für unser leibliches Leben sorgen. Das Thier in Feld und Wald hat der Schöpfer durch Triebe geschützt, die er ihm angeschaffen hat und durch die es von Allem zurückgehalten wird, was ihm schaden könnte; dem Menschen gab er aber eine größere Lebensaufgabe, und darum schenkte er ihm das Himmelslicht Vernunft. Der vernünftige Mensch ist auch verpflichtet, für das Thier zu sorgen, das in seinem Dienste ist, weil dieses nicht für sich selbst sorgen kann wie das Thier in seiner Freiheit. Was soll man deßwegen von einem Fuhrmanne denken, der seine Pferde übermäßig treibt, damit er länger im Wirthshause sitzen kann, oder der auf seine Pferde lospeitscht, weil er zu lange im Wirthshause gesessen ist und nun doch nicht zu spät an seinen Ort kommen will? Oder

wenn man im Winter Pferde vor einem Wirthshause stehen sieht, welche von dem Fuhrmanne gesagt worden sind, daß sie dampfen und schnauben, während ihr Meister in der Wirthsstube beim Trunke sitzt? Solche Menschen sorgen nicht für ihr Vieh, und diese befolgen auch Gotttes Gebote nicht. „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehs, der Gottlose aber ist unbarmherzig", sagt die hl. Schrift.

## Die Haut.

Sie umgibt den ganzen Leib des Menschen; sie ist aber nicht nur eine schützende Decke, sondern auch ein wichtiges Werkzeug zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens. Sie ist mit unzähligen feinen Oeffnungen (Poren) versehen, durch welche der Körper ausdünstet; diese Ausdünstung ist so fein, daß sie das menschliche Auge meistentheils nicht sehen kann, nichts destoweniger geht sie immer vor sich und entfernt unaufhörlich diejenigen Theile aus unserm Leibe, die ihm nicht mehr förderlich sind. Bei starker Erwärmung wird diese Ausdünstung sichtbar; sie sammelt sich dann in Tropfen auf der Haut und wird Schweiß genannt. Schweiß reimt sich auf Fleiß, und schwitzen auf besitzen; ohne Müh' und Schweiß gibt Gott dem Menschen nichts, denn es ist sein Wille, daß alle irdischen Güter durch Arbeit erworben werden sollen. Der Schweiß ist also nicht schädlich, sondern im Gegentheile ist er nützlich. Man darf sich also vor ihm nicht scheuen, er ist gesund, wenn der Mensch reinlich ist. Wenn die Fenster schwitzen, (erklärt einmal, wie dieses zugeht!) so wischt sie die sorgfältige Hausfrau ab oder läßt sie durch ein Kind abwischen; denn geschieht dieses nicht, so setzt sich der Staub, dessen feinste Theilchen immer in der Luft schweben, an das feuchte Glas, ebenso der Rauch, und das Fenster bekommt eine dünne Kruste und wird trübe. So geht es auch der menschlichen Haut, wenn man sie nie wascht; der Schweiß und die feinere Ausdünstung überzieht sie mit einer Hülle wie mit einem Lacke, der um so dichter wird, wenn noch Schmutz hinzukommt, der auch nie ausbleibt und bei vielen Beschäftigungen nicht ausbleiben kann. Darum wasche dich! dann bleiben die Poren der Haut offen, und sie kann den Dienst thun, welchen ihr der Schöpfer zugewiesen hat. Wie wohlthätig und wichtig diese Ausdünstung der Haut ist, kann man besonders in Krankheiten sehen; wie oft verschreibt der Arzt dem Kranken ein schweißtreibendes Mittel, und wie mancher Kranke ist schon durch einen zu rechter Zeit eingetretenen Schweiß gerettet worden! Durch den Schweiß wird also offenbar der Krankheitsstoff aus dem Leibe geschafft; sollte diese Ausdünstung also nicht auch in gesunden Tagen nützen und die Haut nicht die so leichte Pflege des Waschens verdienen? Laß dich nicht durch das freie Thier beschämen! Alle Thiere, welche im Freien leben, vierfüßige und Vögel, halten sich äußerst reinlich, weil sie es ihr Naturtrieb lehrt. Wer einen Vogel im Käfige hat, weiß, daß er ihn reinlich halten muß, wenn er munter und gesund bleiben soll. Man weiß, daß das Pferd reinlicher Pflege bedarf und nur dann ein schönes Thier wird — um wieviel mehr verdient also nicht des Menschen Leib sorgfältige Reinlichkeit? Der Unreinliche straft sich durch die Folgen seiner Trägheit; Hautausschläge und andere Uebel finden sich gerne bei der Unreinlichkeit ein. Wem gefällt ein unreinlicher Mensch? wer mag einen Unreinlichen gern in seinen Dienst nehmen? was empfiehlt namentlich einen jungen Menschen mehr als ein reinliches Aussehen? Und damit thut man wahrlich nicht Unrecht. Denn einmal ist die Unreinlichkeit des Menschen ein Beweis, daß er zu träge ist, für sich selbst recht zu sorgen,

und zu nachläſſig, auf ſeinen Leib Achtung zu geben. Wer aber nicht auf ſich ſelbſt achten mag, darf man von dem erwarten, daß er auf die Sachen eines Anderen beſſer ſieht, und wer für ſich zu träge iſt, daß er für Andere fleißig ſein wird? Wer ſich ſelbſt reinlich hält, will auch in ſeinem Hauſe Reinlichkeit haben, und darum kann er keinen Menſchen aufnehmen wollen, der dieſe Tugend nicht beſitzt. Sodann glaubt man, und meiſtens nicht mit Unrecht, daß ein Menſch, welcher auf die Reinheit ſeines Leibes nicht achtet, auch in Sitten, an ſeiner Seele nicht rein iſt. Soviel iſt wenigſtens gewiß, daß die Reinlichkeit eine Begleiterin iſt der Schamhaftigkeit und Züchtigkeit; wer ſollte auch bloß ſeinen Leib ehren und ſeine Seele dagegen verunehren? iſt ja die Seele mehr werth als der Leib und das Gewand. Nur verwechsle nie Eitelkeit und Reinlichkeit; der Eitle ſucht durch ſeinen Putz und ſein Weſen ſich vor Andern auszuzeichnen, aber Schmuck und Zierden gelten nur bei thörichten Menſchen als ein Vorzug; der Reinliche dagegen hält Gewand und Leib in Ehren, und zeigt dadurch, daß er ſich ſelbſt achtet.

## Die Muskeln.

Wir können unſern Leib und deſſen einzelne Glieder bewegen; wir können ſtehen, ſitzen, liegen, wir können uns nach jeder Seite drehen, wir können beſonders unſern Armen und Händen die mannigfaltigſte Bewegung geben. Die Werkzeuge der Bewegung ſind die Muskeln, und dieſe ſind nichts anderes, als was man gewöhnlich unter dem Namen Fleiſch begreift. Wenn wir das Fleiſch etwas genauer betrachten, ſo erkennen wir bald, daß ſich dasſelbe in einzelne kleine und größere Parthien zertheilen laſſe, welche meiſtens in Sehnen oder ſehnigen Häuten endigen, und an den Knochen oder Knorpel, ſo wie an die Haut und die Nägel ſich anfügen; dieſe Sehnen bemerken wir z. B. deutlich an dem oberen Theile der Hand, an den Gelenken des Vorderarms, am Kniegelenke, und die allerſtärkſte Sehne iſt oberhalb der Ferſe. Jeder einzelne Muskel beſteht aus einer Anzahl Faſern, welche man bei gekochtem Fleiſche ſehr leicht trennen kann, und jede einzelne Faſer beſteht wieder aus einer großen Anzahl kleiner Faſern. Der größere Theil der Muskeln unſeres Leibes iſt willkürlich beweglich, d. h. wir können ſie bewegen, wenn wir wollen, und in Ruhe laſſen, wenn wir wollen; andere Muskeln bewegen ſich aber ohne unſern Willen, wie die Muskeln zum Dienſte des Athemholens, des Blutumlaufes, der Verdauung, der Augen u. ſ. w.

Wunderbar iſt die Schnelligkeit, mit welcher ſich die Muskeln bewegen; ſo braucht z. B. der Schienbeinmuskel ſchneller Läufer zu einer Zuſammenziehung nur ½ Terze Zeit, und die Fingermuskeln gewandter Klavierſpieler kaum halb ſo viel; eine Terze aber iſt der 60ſte Theil einer Sekunde!

Eben ſo wunderbar iſt die Kraft der Muskeln. So ſchnellen die Muskeln des Fußes beim Hüpfen oder Springen den ganzen Körper in die Höhe; ſo kann man ſich mit 2 Fingern an einem Aſte ſchwebend erhalten, und die Muskeln zweier Finger tragen dann die ganze Laſt des Körpers. Welche ſchwere Laſten können wir nicht mit den Armen heben, auf dem Kopfe, den Schultern und dem Rücken tragen! Erſtaunlich iſt die Ausdauer der Muskeln, welche ſich beſonders bei ſchweren Arbeiten zeigt; darin übertrifft der Menſch jedes Thier, und dies beweist uns auch deutlich, daß Gott den Menſchen zur Arbeit geſchaffen hat. Wäre dies nicht der Wille Gottes, ſo hätte er den Menſchen auch nicht ſo reichlich mit Muskelkraft ausgeſtattet. Bei der Anſtrengung der Muskeln kommt es aber nicht blos auf Fleiſch und Bein an, ſondern da muß auch die Seele des Menſchen mitwirken. Manch-

mal glauben wir z. B. eine Arbeit gehe über unsere Kräfte, wir seien offenbar zu schwach, und wirklich ist es auch meistens so, wenn wir unwillig an die Arbeit gehen, wenn unsere Seele den Muskeln und Nerven nur ungerne, verzagt und mißtrauisch ihre Befehle gibt. Wie ganz anders aber geht die Arbeit von statten, wenn wir sie gerne thun, wie gehorchen dann nicht die Muskeln so rasch, wie kräftig und schnell bewegen sie sich nicht alsdann, so daß die schwere Arbeit leicht und Mühe zur Freude wird! Wer einen weiten Weg zu machen hat, wird sehr bald müde, seine Muskeln erschlaffen und verweigern ihren Dienst, wenn er den Weg nur ungerne und widerwillig unternimmt; wie leicht geht es aber, wenn der Wanderer freudigen Muthes seine Schritte macht, wenn z. B. der Sohn aus der Ferne in die geliebte Heimath zu seinen Eltern wandert, oder wenn der Mann den nothleidenden Mitbrüdern zu Hilfe eilt, oder wie der 12jährige Jesus zu einem hl. Orte wallt! Ja, der Mensch ist nicht blos Fleisch und Bein, nicht blos Muskeln und Nerv, in seinem Leibe wohnt die unsterbliche Seele, welche dem Leibe gebietet, ihn stärkt und ihm eine so erstaunliche Ausdauer und Kraft gibt. Darum sollen wir bei jeder Arbeit, bei jeder Mühe, bei jeder Last zuerst unsere Seele erwecken. Wir sollen uns an unsere Pflicht erinnern, die uns Gott auferlegt hat, nie vergessen, daß wir Gottes Knechte sind und daß er uns sieht, ob wir ruhen oder schaffen, ob wir willig oder unwillig arbeiten. Der Gedanke an Gott erwecket die Seele, und diese belebet den Leib; darum beginnt ein guter Christ sein Tagewerk mit Gebet und faßt bei jeder Arbeit einen frommen Gedanken; er fängt die Arbeit in Gottes Namen an und hört in Gottes Namen auf. „Lust und Lieb zu einem Ding macht alle Müh' und Arbeit ring," sagt ein alter und wahrer Spruch, und Lust und Lieb zur Arbeit stellt sich ein, wenn man an Gott, den liebevollen Vater und strengen Richter denkt. Recht gebetet ist halb gearbeitet!

## Schlaf und Tod.

Der Tag ist dem Menschen zur Arbeit gegeben, die Nacht zur Ruhe; auf die Arbeit folgt Ermüdung, die Muskeln verlieren allmälig ihre Spannkraft, die Sinne ermatten, der Leib und die Seele sehnen sich nach Ruhe. Dann breitet Gott die Schatten der Nacht über die Erde aus, und über die Menschen sendet er den wohlthätigen Schlaf. Der Schlaf ist eine Gabe Gottes, ein Labsal des Menschen; er wird dem Arbeitsamen zu Theil und flieht den Trägen; er ist der Lohn des guten Gewissens, wie die Schlaflosigkeit die Strafe des Lasters ist. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, und wer seine Schuldigkeit während des Tages nicht thut, verdient auch die Ruhe des Schlafes nicht. Ist die Tagesarbeit vollbracht, naht das Dunkel der Nacht, so ermahnt uns die Glocke vom Kirchthurme herab, daß wir Gott danken sollen für den verlebten Tag, für die Kraft, die er uns zu unserer Arbeit verliehen, und die Gnade, die er unserm Thun und Schaffen gespendet hat. Das Geräusch des Tages verstummt allmälig, eine tiefe Stille tritt ein, und da geht der fromme Christ noch einmal in sich, denkt nach über sein Thun und Lassen während des Tages, bittet Gott um Verzeihung für das Gute, das er unterlassen, und das Böse, das er gethan hat, und empfiehlt sich in den Schirm des Allerhöchsten, bevor er sich der nächtlichen Ruhe überläßt. Denn während des Schlafes ist der Mensch so hilflos als ein Kind in der Wiege; er hört Nichts, sieht Nichts, empfindet Nichts; er kann sich gegen keine Gefahr schützen, ja nicht einmal für sein leibliches Leben sorgen. Da sind alle Menschen einander gleich; der Kaiser ist so hilflos wie

der Bettler, der Reiche kann seine Schätze nicht gebrauchen, und der Weise ist nicht klüger als der Unwissende, Alle sind gleich hilflose Geschöpfe. Aber Gottes Vatersorge wacht über uns; er macht, daß unsere Augen sich bedecken, daß die Lunge Athem schöpft, das Blut seinen Kreislauf vollbringt, der Leib neue Kraft sammelt zum kommenden Tagewerke. Wenn das Licht des neuen Tages herannaht, so erweckt uns Gottes Allmacht wieder, und wer in Gottes Namen zur Ruhe gegangen ist, der erhebt sich auch wieder in Gottes Namen, und wenn die Morgenglocke tönt, so dankt er Gott für seinen gnädigen Schutz während der Nacht und bittet ihn um seinen Segen für den neuen Tag und seine Arbeit. So wechselt Ruhe und Arbeit, Nacht und Tag, Licht und Finsterniß, ohne daß der Mensch es hindern, ohne daß er Gottes Einrichtung verrrücken kann, und so erkennen wir abermals und abermals, daß wir in Gott leben, uns bewegen und sind.

---

„Arbeitet so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo Niemand mehr wirken kann!“ So sagt uns der Heiland; er meint damit die Nacht des Todes, welche unsere Lebenstage beschließt. Manchen Menschen wirft schon in seinen jungen Jahren eine Krankheit auf das Lager, und die Krankheit zehrt die Kräfte seines Leibes so auf, daß er der Seele nicht mehr länger als Werkzeug dienen kann; dann verläßt die Seele den Leib, der Mensch stirbt. Ein anderer Mensch altert und geht dem Tode langsam entgegen; er wird allmälig schwächer, die Kräfte nehmen mehr und mehr ab, wie bei einem recht ermüdeten Menschen, und lebensmüde sinkt er endlich in den Todesschlaf. Todesschlaf nennt man den Tod, und die Gestorbenen oder Todten nennt man auch die Entschlafenen, weil der Schlaf dem Tode so ähnlich ist. Denn im Schlafe sehen und hören wir nicht, im Schlafe wissen wir nichts um uns und können uns nicht helfen, können uns nicht dem Schlafe entreißen; ja wir können uns auch den Schlaf nicht abwehren, sondern er überfällt uns, auch wenn wir mit Gewalt wachen wollen, wie uns auch der Tod überfällt, ohne daß wir ihn abwenden können. Im Schlafe ruhen wir von des Tages Last und Mühe, im Grabe von des Lebens Arbeit, Sorgen und Kummer; im Schlafe vergessen wir Schmerz und Leiden, der Tod befreit uns von allen Uebeln des irdischen Lebens. Der Leib wird im Grabe zu Staub, er ruht aber nicht für immer und ist nicht der Verwesung für immer anheimgegeben; er wird aus dem Todesschlafe erweckt durch das Licht des letzten irdischen Tages und die Boten Gottes, die hl. Engel. Dann ist der Tag der großen Auferstehung aus dem Todesschlafe für alle Entschlafenen, die Tage des Gerichtes für die verlebten Tage auf der Erde. Auch du wirst einst an jenem Tage aus dem Grabe hervorgehen! Wer die Tage des irdischen Lebens in Gottes Namen schließt, wird auch seinen letzten Lebenstag getrost beschließen und sich dem Todesschlafe ruhig, wie dem Schlafe der Nacht, hingeben. Wer an jedem Morgen in Gottes Namen aufsteht, wird auch am großen Auferstehungsmorgen mit der Gnade Gottes sich aus dem Grabe erheben.

---

## 2. Von der Seele des Menschen.

Der allmächtige und unendlich gütige und weise Schöpfer aller Dinge hat in dem Menschen das Leibliche mit dem Geistigen wunderbar vereinigt; er hauchte dem Leibe eine unsterbliche Seele ein, die er zugleich mit den herr-

lichsten Anlagen und Kräften auszeichnete. Die Seele ist das Gottähnliche im Menschen und erhebt ihn über alle andern Geschöpfe der Erde. Die Seele ist ein geistiges Wesen, wir können sie mit leiblichen Augen nicht sehen; sie hat folgende drei Hauptkräfte: a) die Erkenntnißkraft, b) die Gefühlskraft, c) die Willens-Thatkraft.

## A. Die Erkenntnißkraft.

Die Erkenntnißkraft oder das Erkenntnißvermögen begreift in sich: 1) das Wahrnehmungvermögen, 2) die Einbildungskraft, 3) das Gedächtniß und die Erinnerungskraft, 4) den Verstand und 5) die Vernunft.

### 1. Das Wahrnehmungsvermögen.

Dieses Vermögen ist die Fähigkeit der Seele, Eindrücke von den Dingen zu empfangen, in sich aufzunehmen, und dadurch Anschauungen und Vorstellungen von denselben zu erhalten. Dies geschieht entweder durch die äußern Sinne oder durch den innern Sinn. Durch die äußern Sinne: die Augen, die Ohren u. s. w. erhalten wir Vorstellungen von Dingen außer uns, und diese Vorstellungen nennen wir die sinnlichen. Wenn wir eine Rose im Garten betrachten, oder den Klang einer Glocke vernehmen, so erhält unsere Seele eine Vorstellung, und ebenso, wenn wir an einer Blume riechen, oder eine Speise kosten. Was wir also sehen, hören, schmecken, riechen und fühlen, ist nicht in unserer Seele, sondern außer derselben, denn es kommt von Dingen der Außenwelt. Je länger wir bei einer Sache verweilen, je aufmerksamer wir dabei sind, desto richtiger, klarer und deutlicher wird auch unsere Vorstellung von ihr sein. Im Gegentheile sind die Vorstellungen von einem Gegenstande unklar und dunkel.

Wie sich die Seele Vorstellungen macht von den Dingen außer ihr, so nimmt sie auch wahr, was nicht von Außen kommt, was in ihr selbst ist und in ihr vorgeht. Dieser Sinn der Seele, der ihr den eigenen Zustand offenbart, heißt der innere. Durch denselben wird sich die Seele ihrer selbst bewußt und kann sich von den Dingen anßer ihr unterscheiden. Durch denselben Sinn also erkennt die Seele ihre eigenen Gedanken, Wünsche und Begierden, ihre Gefühle und Empfindungen, Traurigkeit und Betrübniß, Fröhlichkeit und Heiterkeit, Schmerz und Freude, Gram und Neid, wie Güte und Wohlwollen, Dankbarkeit und Undankbarkeit, Abneigung und Zuneigung u. dgl. Mittels des innern Sinnes kann sich der Mensch Vorstellungen von vergangenen oder künftigen, frohen oder trübeu Stunden, von Sorgen, Kummer und Leiden machen. Auch bei den Vorstellungen des innern Sinnes gibt es dunkle, klare und deutliche, wie bei den äußern Sinnen.

Wer sich gewöhnt, auf das, was in ihm vorgeht, genau zu achten, der ist auf dem Wege zur Kenntniß seiner selbst, welche einem Jeden so überaus nothwendig ist; denn diese Kenntniß ist, wie die Demuth, der erste Schritt zur Vollkommenheit.

Da die Thiere auch Sinne, und manche von ihnen weit schärfere als der Mensch besitzen, so müssen sie wohl auch Vorstellungen von den äußern Gegenständen erhalten. Das sehen wir an der Taube, die ihre Wohnung, und an der Schwalbe, die ihr Nest im Sturme findet; das beweisen uns das Lamm, die Ziege, das Pferd u. s. w. genügend. Auch sie geben Freude und Schmerz zu erkennen; ob sie aber auch wissen, daß sie sich freuen oder betrüben, oder daß sie leiden, — davon haben wir keinen sichern Beweis.

Man sagt daher: Zu den Vorzügen, die der Mensch vor den Thieren hat, gehört der innere Sinn, oder das Vermögen, sich dessen bewußt zu sein, was in seinem Innern vorgeht.

## 2. Die Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft ist das Vermögen, sich abwesende Dinge lebhaft vorzustellen und selbst neue Anschauungen und Vorstellungen in sich zu erzeugen oder hervorzubringen. Insoferne sie aus den mannigfaltigen Anschauungen ganz neue Bilder schafft, und die Bilder mit schönen Farben ausmalt, heißt sie Phantasie oder Dichtungsvermögen. Durch diese Kraft der Seele kann der Mensch nicht nur die Gegenstände der Natur und Kunst, sondern auch Ereignisse, freudige und traurige, ebenso Gegenden und Orte, die er gesehen, genau und aufmerksam betrachtet hat, anschaulich beschreiben, interessant darstellen, und das, was die Sinne der Seele selbst vor langer Zeit überbracht haben, wieder lebhaft vergegenwärtigen.

Man unterscheidet auch eine wieder erneuernde und selbstbildende Einbildungskraft. Die erstere bringt schon einmal gehabte sinnliche Vorstellungen wieder hervor; die letztere bildet neue. Wenn sich Jemand den großen freien Platz in München, auf welchem die Denksäulen derer stehen, die sich für das Vaterland geopfert haben, und den er schon öfters gesehen, vorstellt, so wiederholt die Seele eine früher durch den Sinn erhaltene Wahrnehmung. Denkt er sich aber eine goldene Spindel, die sich von selber bewegt und aus dem Spinnrocken lauter Goldfäden zieht, so malt ihm seine Einbildungskraft Etwas, was er nie gesehen hat; sie bringt keinen früher gehabten Eindruck zurück, sondern macht eine neue Erfindung. Die Einbildungskraft ist besonders im Traume geschäftig. Da führt sie uns bekannte und unbekannte Dinge vor, und mengt sie oft gar seltsam untereinander. Wer dunkeln und verworrenen Vorstellungen, die selbst im wachenden Zustande von der Einbildungskraft veranlaßt werden, nachhängt und sich davon beherrschen läßt, denn nennt unsere Sprache einen Schwärmer.

Da die Einbildungskraft zu aller Erkenntniß nothwendig ist, so muß sie auch gehörig geweckt und geübt werden. Sie kann aber auch ausarten und schädlich werden, wenn sie nicht vom Verstande beherrscht und geleitet wird.

## 3. Das Gedächtniß.

Das Gedächtniß ist jene Fähigkeit und Kraft der Seele, welche erhaltene Vorstellungen bewahrt. Diese Kraft erstreckt sich auf Alles, was man gelernt und erfahren hat, während die Einbildungskraft nur auf sinnliche Wahrnehmungen, oder auf solche, welche der Seele in einem Bilde vorschweben können, sich erstreckt. Das Gedächtniß setzt uns also in den Stand, Vorstellungen und Bilder aufzubewahren, zu behalten, — uns dieselben nach Belieben aufs Neue vorzustellen oder zurückrufen, und wird deßwegen auch Erinnerungskraft genannt.

Auch das Gedächtniß ist eine überaus wichtige Kraft der Seele, wofür wir Gott nicht genug danken können. Es würde uns wenig nützen, auch noch so viele Kenntnisse gesammelt zu haben, wenn sie, gleich dem Morgennebel beim Aufgange der Sonne, bald wieder verschwänden. Gott hat daher in seiner endlosen Güte und Weisheit auch dafür gesorgt, daß die von uns

erworbenen Kenntnisse aufbewahrt und zum beliebigen Gebrauche hinterlegt und wieder hervorgerufen werden können. Wenn aber gleichwohl diese Seelenkraft jedem gesunden Menschen verliehen ist, so äußert sie sich doch auf sehr verschiedene Weise. Bei Einigen ist das Gedächtniß schnell, bei Andern langsam, je nachdem sie Etwas schnell oder langsam fassen; wieder ist es bei Einigen treu, bei Andern untreu, jenachdem sie sich auf Etwas leicht oder schwer besinnen, Etwas ganz genau oder nur ungenau wiedergeben können. Behält ein Mensch Etwas auf lange Zeit getreu, so hat er ein starkes Gedächtniß; weiß er es aber nur kurze Zeit, dann ist sein Gedächtniß ein schwaches. Bezüglich des Gegenstandes, den der Eine oder der Andere leichter in seinem Gedächtniß einprägt, gibt es ein Wort-, Zahlen- und Sachgedächtniß, ein mechanisches und ein denkendes Gedächtniß. Selten sind alle Vollkommenheiten des Gedächtnisses beisammen. Mancher faßt schnell, vergißt aber wieder ebenso schnell. Mancher lernt langsam auswendig, behält aber das Gelernte lang. Bei einzelnen Menschen findet sich ein außerordentliches Gedächtniß.

Demosthenes, ein berühmter Redner Griechenlands, wußte die sämmtlichen Bücher des griechischen Geschichtschreibers Thucydides auswendig herzusagen, und der macedonische König Alexander der Große die 63,000 Verse des griechischen Dichters Homer.

Auch in der neuern Zeit fehlte es nicht an ähnlichen Beispielen. Franz Suarez, aus dem Jesuitenorden, hatte die sämmtlichen 12 Bände des heiligen Augustin von Wort zu Wort inne, und wußte jede Stelle, nach der er gefragt wurde, aus dem Gedächtnisse herzusagen. Sein Ordensbruder, Johannes Perez, konnte schwer Etwas wieder vergessen. Nach 20 Jahren gab er noch genau und schnell die Stelle an, die er sich vor dieser Zeit aus Büchern gemerkt hatte. So lebte auch im Jahre 1802 ein Mädchen zu Liggersdorf, welche jede Predigt von Wort zu Wort aus dem Gedächtnisse hersagen konnte, die sie in der Kirche gehört hatte.

Soll das Gedächtniß die nöthige Stärke und Kraft erlangen, so muß es besonders in der Jugend fleißig geübt und gepflegt werden. Kinder lernen Wörter und Sätze einer fremden, oder ihrer Muttersprache auswendig, wenn sie dieselben öfters laut oder in Gedanken hersagen. Das wörtliche Auswendiglernen trägt viel zur Stärkung des Gedächtnisses bei.

Auch an der Wiederholung darf es nicht fehlen, denn diese erzeugt Fertigkeit. Am leichtesten lernt man auswendig, wenn man das, was vom Gedächtnisse aufgenommen und behalten werden soll, zuvor durchlies't und überdenkt.

Da das Gedächtniß nur zu sehr von der Fassungskraft oder dem Erkenntnißvermögen abhängig ist, so ist dies nie aus dem Auge zu lassen. Je deutlicher man einen Gegenstand wahrnimmt, je genauer man ihn im Ganzen wie in seinen Theilen überschaut und begriffen, und je öfter man die Merkmale desselben seiner Seele vorgeführt hat, desto bleibender haftet er im Gedächtnisse, und desto leichter erinnert man sich desselben wieder.

Die bisher genannten Seelenkräfte bilden das niedere, die folgenden aber: Verstand und Vernunft das höhere Erkenntnißvermögen.

## 4. Der Verstand.

Der Verstand ist das Vermögen oder die Kraft der Seele zu begreifen, zu verstehen, zu urtheilen und zu schließen. Wenn wir mehrere wesentliche Merkmale in Eines zusammenfassen, so erhalten wir einen

Begriff; und wenn wir die wesentlichen Merkmale eines Begriffes, eines Gegenstandes aufzählen können, verstehen wir den Begriff oder den Gegenstand. Die Merkmale: Wurzel, Stamm, Aeste, Zweige geben uns den Begriff — Baum; sie sind die wesentlichen Merkmale eines Baumes. Eiche, Tanne u. s. w. sind daher Bäume. Was zwei Füße, Federn und Schnabel hat, ist ein Vogel, daher Sperling, Taube, Amsel, Huhn u. s. w. Vögel sind.

Die Seele besitzt also die Kraft zu vergleichen, und dabei nur gewisse ähnliche Vorstellungen zu berücksichtigen, um aus diesen wieder neue Vorstellungen zu bilden. So ist aus den Vorstellungen: Wurzel, Stamm, Aeste, Zweige die neue Vorstellung — Baum, und aus den Vorstellungen: Federn, Schnabel, zwei Füße, ebenfalls die Vorstellung — Vogel entstanden. Diese Vorstellungen, welche auf solche Weise gebildet werden, heißen Begriffe.

Bei der Bildung der Begriffe kommt es also darauf an, daß man die Aehnlichkeiten der Dinge aufsuche. Die Aehnlichkeiten sind gleichsam ein Band, das sie um das schlingen, was man zusammenfassen will. Die Aehnlichkeiten, auf denen der Begriff ruht, heißen seine Merkmale. So sind die Merkmale von Thier: Empfindung und willkürliche Bewegung. Manchmal läßt sich das Merkmal für einen Begriff nicht angeben, weil es nur durch den Sinn wahrgenommen werden kann, z. B. die Farbe der Rose, der Feuerlilie, des Zinnobers. So verschieden ihre Farbe ist, so nennen wir sie doch nicht anders als roth. Die Aehnlichkeit, die auch hier vorhanden ist, läßt sich mit Worten nicht bezeichnen.

Wie es nun dunkle, klare und deutliche Vorstellungen gibt, so ist dieß auch bei den Begriffen der Fall. So wurde einmal ein Knabe gefragt, woran er denn einen Garten erkenne. Er wußte es nicht zu sagen, meinte jedoch, das, was an einem Hofe liege, und wo sich eine Laube befinde. Sein Begriff vom Garten war demnach ein dunkler, weil er kein richtig bezeichnendes Merkmal aufführen konnte. Ein anderer setzte noch bei, daß im Garten Obstbäume seien. Dieser hatte schon einen klarern Begriff. Ein dritter sagte: Unter einem Garten verstehe ich ein eingeschlossenes Stück Land, um da allerlei Gewächse zum Nutzen und Vergnügen zu ziehen. Da dieser letzte Knabe die wesentlichsten Merkmale angegeben hatte, so war sein Begriff deutlich.

Man unterscheidet Art- und Gattungs-Begriffe. Die erstern bezeichnen eine Aehnlichkeit mehrerer Einzeldinge in wesentlichen Eigenschaften; die letztern dagegen eine Vereinigung von Dingen ähnlicher Art unter einer gemeinsamen Benennung. So bezeichnet Hafer, Gerste, Roggen, Waizen den Begriff einer Art; diese Arten kann man aber auch unter dem Gattungsbegriff „Getreide" benennen. Die Gattungsbegriffe fassen demnach mehr in sich, haben einen größeren Umfang als die Artbegriffe. Uebrigens können Gattungsbegriffe wieder Artbegriffe werden. Dies ist dann der Fall, wenn sie in einem höhern enthalten sind. Die Ulme ist ein Artbegriff, Baum ein Gattungsbegriff; nehmen wir aber Baum und Pflanze, so erscheint Baum als Art, und Pflanze als Gattung. So sind Sperling, Vogel, Thier, Geschöpf — immer höher steigende Begriffe, indem der erste im zweiten, der zweite im dritten und der dritte im vierten enthalten ist.

Soll ein Begriff erklärt werden, so gibt man ihm den Namen des höhern, und setzt noch die wesentlichen Kennzeichen hinzu, welche ihn unterscheiden, z. B. statt daß wir sagen: der Strauch ist eine verworren gewachsene Staude mit holzigen Stengeln, sagen wir: der Strauch ist eine Pflanze, welche mehrere holzige Stengel aus der Wurzel treibt ꝛc. — Gebot ist ein Gesetz, wel-

ches aussagt, was man thun soll. Granit ein Stein, der aus Quarz, Feldspat und Glimmer besteht u. s. w.

Wir wissen, was Begriff und begreifen heißt; wir müssen nun auch kennen lernen, was man unter urtheilen und Urtheil versteht. — Urtheilen heißt eigentlich von einem Dinge aussagen, was es ist oder nicht ist; von einem Dinge etwas bejahen oder verneinen; angeben, was es thut, oder wie es beschaffen ist. Wenn wir denken oder sagen: „Die Blume ist eine Pflanze, das Feuer macht warm, die Biene ist fleißig und emsig, die Erzählung ist wahr, die Sage ist unwahr," — so urtheilen wir. Ein Urtheil ist daher die Vorstellung des Verhältnisses zweier Begriffe. In jedem Urtheile sind zwei Begriffe, die zusammen gehören. Sagen wir: „Der Diamant ist ein Edelstein," — so zeigen wir, daß die beiden Begriffe zusammen gehören; sagen wir aber: „Das Eis ist warm," dann würden wir zwei Begriffe miteinander verbinden, die nicht zusammen gehören, und wir haben dann unrichtig oder falsch geurtheilt. In einem Urtheile wird bestimmt, ob zwei Begriffe zu einander gehören oder nicht, oder was dasselbe ist, in welchem Verhältnisse sie zu einander stehen.

Das Vermögen der Seele, Urtheile zu bilden, wird Urtheils-Kraft genannt.

Es gibt:

1. Bejahende, verneinende und verneinend bejahende Urtheile. Wenn durch ein Urtheil ausgesagt wird, daß sich die in demselben enthaltenen Begriffe als vereinigt denken lassen, oder daß das Ausgesagte dem Gegenstande, von dem es ausgesagt wird, wirklich zugehört, so ist das Urtheil bejahend, im Gegentheil verneinend. Bejahende Urtheile sind z. B.: Der Knabe schreibt; — die Mutter spinnt; — die Morgenzeit hat großen Werth; — die Frühlingstage sind angenehm. Dagegen sind verneinende: „Der Mond hat kein eigenes Licht; — das Gold ist nicht spröde; — der Apfelbaum blüht nicht. Verneinend bejahende: Wenn einer Person oder Sache der Begriff, welcher ihr nicht zugehört oder mit ihr nicht vereinbar ist, abgesprochen wird, dann wird ein verneinend bejahendes Urtheil ausgesprochen; z. B. Gott ist nicht ungerecht; — das Wort Gottes trügt nicht; — der Mensch ist seinem Schöpfer nicht unähnlich; — die Thiere sind nicht ohne Empfindung.

2. Einzelne, besondere und allgemeine. In einem einzelnen Urtheile wird nur von einer Sache Etwas ausgesagt. Wenn wir sagen: München hat herrliche Paläste; — der Rhein entspringt am Gotthardt in der Schweiz; — der Honig ist süß; — die Rose ist roth, — so haben wir einzelne Urtheile ausgesprochen. Wenn wir mehrern Dingen gleicher Art entweder etwas zu- oder absprechen, z. B. manche Blumen welken bald; — viele Berge sind kahl; — einige Landstriche wasserreich, — so haben wir besondere Urtheile gebildet. Wenn wir dagegen allen Gegenständen einer Gattung einen vereinbaren Begriff beilegen, oder absprechen, z. B. alle Körper haben Zwischenräume; — die Farrenkräuter blühen nicht; — die Ströme enden in das Meer; — jedes lebende Geschöpf bedarf der Nahrung, — so haben wir allgemeine Urtheile ausgedrückt.

Durch manches Urtheil wird Etwas ausgedrückt, was unter gewissen Umständen sein oder geschehen kann; man unterscheidet hierin zweifelhafte und nothwendige Urtheile. Zweifelhafte Urtheile wären z. B.: Allzuanstrengende Arbeiten können dem Menschen schädlich werden; — die Birne kann rund oder länglich sein; — ein Morgen Ackerland kann in einem Tage ge-

pflügt werden. Nothwendige Urtheile wären z. B.: Der Mensch bedarf der Kleidung; — zum Schmieden braucht man warmes Eisen.

Es gibt Urtheile, welche aus zwei Sätzen bestehen, so daß einer ohne den andern nicht verstanden werden könnte. Es gehören sonach beide wesentlich zusammen. Der erste enthält die Bedingung, der zweite die Folge. Derlei Sätze bilden ein Bedingungsurtheil, z. B. wenn die Früchte des Feldes reif sind, werden sie abgeschnitten; — kommt der Wind von Westen, so bringt er Regen; — wenn es warm wird, schmilzt der Schnee u. s. w.

Wieder gibt es Urtheile, die aus sorgfältiger Beobachtung und Erfahrung hervorgegangen sind. Von dieser Art Urtheile ist folgendes: „Anselm aß unreife Kirschen und wurde krank. Nach einiger Zeit genoß er bläuliche, aber noch harte Pflaumen, und er fühlte Magenschmerzen. Als er beide Krankheitsfälle mit einander verglich, fand und erkannte er, daß sie von unreifem Obste herrührten. Hieraus bildete er das Urtheil: „Unreifes Obst darf man nicht essen."

Wie jede Kraft der Seele nur durch Uebung zunimmt und erstarkt, so verhält es sich auch mit der Urtheilskraft; jemehr sie geübt wird, desto schärfer wird sie auch. Alles gedeiht durch die Uebung.

Das dritte Geschäft des menschlichen Verstandes ist das Schließen, was nichts anders heißt, als aus zwei gegebenen Urtheilen ein drittes finden; z. B. auf Bergen ist die Luft rein; das Dörflein Schönfeld liegt auf einem Berge, also muß in Schönfeld reine Luft sein. — Die Cyanen haben blaue Blumen; die Blumen dieser Pflanze sind nicht blau, sie kann deßhalb keine Cyane sein. — Der Fromme ist Gott wohlgefällig; Bertha war fromm, darum war sie Gott wohlgefällig. In diesen Schlüssen bildet das erste Urtheil immer den Obersatz, das zweite den Untersatz, und das dritte den Schlußsatz. Doch nicht immer kommen die zu einem Schluß erforderlichen Urtheile in dieser Reihenfolge vor. Es kann der Schlußsatz auch zum ersten Satz genommen werden, und der erste oder Obersatz zum Schlußsatze; z. B. Bertha war Gott wohlgefällig, denn sie war fromm, und die Frommen sind Gott wohlgefällig. Oefter geschieht es, daß eines der drei Urtheile ausgelassen wird, z. B. Martin wurde von einer Biene gestochen, weil er sie in ihrer Arbeit störte. In diesem Schlusse fehlt der Obersatz: „Wenn Jemand die Bienen in ihrer Arbeit stört, wird er gestochen." — Auch blos durch Ein Urtheil läßt sich ein Schluß geben, z. B. „Die Bäume werden blühen." Diese Aussage setzt die beiden nicht ausgesprochenen Urtheile voraus: „Wenn es anhaltend warm ist, so blühen im Frühlinge die Bäume; nun war es lange warm u. s. w. Wenn entweder der Obersatz oder der Untersatz ein falsches Urtheil enthält, dann ist der ganze Schluß falsch. Oft hört man sagen: „Wenn die Eule schreit, so stirbt Jemand im Dorfe;" in der vorigen Nacht hat die Eule geschrieen; es wird also Jemand sterben. Hier ist das erste Urtheil falsch, — daher der ganze Schluß. Durch richtige Schlüsse gelangt der Mensch zu vielen schönen und nützlichen Wahrheiten und ist im Leben vor Täuschungen gesichert. Durch richtiges Denken und Beobachten lernt der Mensch Schlüsse bilden, kann er seine Kenntnisse erweitern und ein verständiger Mensch werden.

## 5. Die Vernunft.

Die Vernunft ist die vorzüglichste Kraft der Seele; durch sie hat Gott den Menschen von allen andern Geschöpfen der Erde ausgezeichnet; sie ist das Auge der Seele für Gott und das Göttliche, für das Uebernatürliche, für das Unsichtbare, Ewige und Himmlische. Durch die Vernunft vermag

der Mensch Gott und die geoffenbarten Wahrheiten zu erkennen, das Rechte vom Unrechten, das Gute vom Bösen zu unterscheiden; nur durch die Vernunft ist ihm Religion, der Glaube an einen Gott, die Wissenschaft überhaupt möglich. Wie sich das Denken und Leben der gewöhnlichen Menschen mehr im Irdischen und Vergänglichen bewegt und nur zeitliche Zwecke im Auge hat, so befaßt sich das Denken und Leben derjenigen, die durch ihre Vernunft ihre höhere Bestimmung erkennen, mit dem, was göttlich, himmlisch und ewig ist. Sie haben Freude an jeder Lehre und Wahrheit, die sie mit der höhern Anschauung des Lebens vertraut macht, und ihren Gang auf dem Wege der Tugend fördert. Die Vernünftigkeit ist die schönste Tugend der Menschen; sie erhebt uns zur höchsten Würde und bringt uns Ehre und Ruhm vor Gott und den Menschen.

Weil die Vernunft eine den Menschen auszeichnende Gabe, ein so vorzügliches Geschenk Gottes ist, so soll sie frühzeitig im Menschen angeregt, gepflegt und gebildet werden. Es ist nicht genug, blos mit der Anschauungs- und Begriffswelt vertraut zu werden, sondern wir sollen und müssen das erkennen, was göttlich, gottgefällig, was recht und gut ist; unser Erkennen, unser Wollen und Thun muß im höhern Leben sich bewegen, muß ganz in Gott und in seinem hl. Gesetze wurzeln und ruhen.

Verstand und Vernunft werden zusammen das Denkvermögen und zwar das höhere genannt. Diese beiden Kräfte — von Gott in unsere Seele gelegt — haben durch seinen Geist und seine Gnade eine höhere Erkenntnißfähigkeit erhalten. Vom göttlichen Lichte erleuchtet ist durch sie dem Menschen die Wissenschaft Gottes möglich und die möglichste Vollkommenheit der Tugend. Mit der vom höhern Lichte erleuchteten Vernunft haben hl. Männer in die Geheimnisse Gottes und in seine Offenbarungen eingedrungen, durch Nachdenken sich bewunderungswürdige Kenntnisse angeeignet. Ihre Schriften bezeugen diese Wahrheit. Mit der natürlichen Vernunft erreicht der Mensch blos die Wissenschaft des Irdischen und Zeitlichen, die Wissenschaft der Natur und anderer Gegenstände; aber zur Wissenschaft des Göttlichen erhebt er sich allein durch das vom Glaubenslichte durchdrungene Erkenntnißvermögen. [Wenn dieses Glaubenslicht in der Seele dadurch untergeht, daß der Mensch von Gott sich wegwendet, vom Uebersinnlichen zum Sinnlichen herabsteigt, verliert er diese höhere Erkenntnißfähigkeit. Der Sinnesmensch begreift das Uebersinnliche nicht mehr.]

Verstand und Vernunft zeigen sich auch in Witz und Scharfsinn. Der Witz äußert sich darin, daß er an unähnlichen Dingen leicht und schnell eine Aehnlichkeit findet; und der Scharfsinn, daß er die feinen und versteckten Unähnlichkeiten, die nicht leicht in die Augen fallen, noch findet. Witz und Scharfsinn fehlen vielen Menschen; doch findet man diese Gaben auch bei Leuten, welchen selbst die gewöhnlichen Schulkenntnisse mangeln. Man erzählt von einem Maler, er habe ein Kind, das Weintrauben in einem Körbchen hielt, so täuschend dargestellt, daß die Vögel des Himmels herbeiflogen und an den Beeren pickten. Da bemerkte ein schlichter Landmann: „Wenn die Trauben so natürlich waren, so muß das Kind schlecht gemalt worden sein, weil sich die Vögel vor ihm nicht fürchteten.“ — An dergleichen witzigen Einfällen fehlt es nicht.

## B. Die Gefühlskraft.

Unter Gefühlskraft versteht man die Fähigkeit und Empfänglichkeit der Seele, von wirklichen oder von blos gedachten Gegenständen angenehm oder

unangenehm ergriffen und angeregt zu werden, Lust oder Unlust zu empfinden. Die Gefühlsfähigkeit wird auch das Herz des Menschen genannt. Das Herz des Menschen kann von sinnlichen Gegenständen, der sinnlichen Natur nach ergriffen werden, und die Gefühle heißen dann sinnliche, und zwar sinnlich angenehme, wenn die leibliche Natur vergnügt sich fühlt, wie z. B. im Besitze der Gesundheit, im Genusse von Speis und Trank, — besonders wenn Hunger und Durst vorausgegangen; oder sinnlich unangenehm: z. B. wenn eine Krankheit uns befällt, ein körperlicher Schmerz uns trifft, Hunger und Durst uns quält; oder wir können von geistigen Dingen in unsrer geistigen Natur angeregt werden, dann entstehen geistige Gefühle. Geistig angenehme: z. B. die Freude an gewordenem Glücke, die Hoffnung auf künftiges Gut; die Zuversicht und Gewißheit dieses Gutes; die Zufriedenheit im Besitze und Genusse des erlangten glücklichen Schicksals und Verhältnisses; das Bewußtsein nach vollbrachtem guten Werke; die Heiterkeit und Fröhlichkeit im Besitze eines guten Gewissens. Geistig unangenehme: z. B. die Traurigkeit beim Verluste eines Gutes; die Betrübniß im Unglücke; Kummer und Sorge in Mißgeschicken; die Furcht vor einem sich nahenden Uebel; die Angst und der Schrecken in großen Gefahren; die Reue und der Schmerz nach böser, ungerechter Handlung ꝛc. ꝛc.

Außer den angenehmen und unangenehmen Gefühlen gibt es noch gemischte Gefühle, in welchen Lust und Unlust, Freude und Leid zugleich empfunden werden. Ein solches Gefühl ist das Gefühl der Wehmuth, welches wir auf den Gräbern unsrer lieben Verstorbenen in unsern Herzen empfinden. Die Erinnerung an sie und an das genossene Gute, an ihre Liebe zu uns macht uns traurig, bewegt uns zu Thränen; dagegen der Gedanke, wie sie nun im Grabe Ruhe und Friede nach mühesam vollbrachtem Tagewerke und nach überstandenen Leiden gefunden, und wie sie der Seele nach bei Gott im Himmel sind, dort den Lohn ihrer Arbeit ewig genießen, so wie die Hoffnung des Wiedersehens besänftigt unsre Trauer, lindert unsern Schmerz und erfüllt uns mit Trost und Beruhigung. Solche Gefühle entstehen auch in unserm Herzen beim Anblicke eines Furcht und Schrecken erregenden Natur-Ereignisses, wenn wir während desselben in Sicherheit uns fühlen und wissen.

Zu den geistigen Gefühlen gehören vorzüglich:

1. Das Gefühl der Theilnahme, das Mitgefühl an fremdem Glücke oder Unglücke. Es heißt Mitfreude, wenn wir mit dem Glücklichen uns freuen; Mitleid, wenn wir mit dem Unglücklichen mitleiden. Das Mitleiden gibt sich so freundlich zu erkennen in der Erzählung des Heilandes vom barmherzigen Samariter. Diese Gefühle der Theilnahme bringen die Menschen einander näher und erleichtern die Mißgeschicke und Leiden dieses Lebens, so wie sie die Freuden erhöhen und verdoppeln. Theilnahme ist Bedürfniß der menschlichen Natur und von Gott selbst in das Herz des Menschen gelegt.
2. Das Gefühl der Erkenntniß der Wissenschaft des Verstandes, welches in uns sich regt, wenn wir eine Kenntniß, eine Wissenschaft erlangt, eine Einsicht in einer Sache gewonnen haben, entweder durch eigenes Nachdenken, oder durch Belehrung und Unterricht; oder wenn unsere Kenntnisse und Fertigkeiten sich erweitern und fester begründen. Es freut und ergötzt uns daher das Lesen eines lehrreichen Buches, das Anhören eines belehrenden Vortrages, der Unterricht in nützlichen und interessanten Gegenständen. Die Freude an der Wissenschaft und an Kenntnissen scheut keine Anstrengung, keine Mühe, und treibt den Menschen an, seine Kenntnisse immer mehr zu erweitern. 3. Das Gefühl des Wohlgefallens am Schönen, des Mißfallens am Häßlichen, welches angeregt wird beim Anblicke und der Be-

trachtung des Schönen in den Werken Gottes, wie sie die Natur vor unsere Augen stellt, sowie in den Werken der Kunst, wie sie der Künstler in seinen herrlichen Gebilden uns vorlegt. Wer betrachtet nicht mit Freude im Frühlinge einen blühenden Apfelbaum, oder einen vollen Rosenstrauch? Wer verweilt nicht mit Lust und Wonne in einem Saale, wo die herrlichsten Gemälde zur Schau ausgestellt sind? Allerdings muß der Mensch das Schöne erkennen, oder er muß wissen, was schön ist. Wer das Schöne erkennt und in einem Gegenstande leicht findet, der besitzt Schönheitsgefühl, oder hat Geschmack am Schönen. Ein solcher Mensch hat auch Sinn für alles Anständige, und ihm mißfällt alles Unanständige und Unschickliche in der Haltung des Körpers und den Geberden, alles Schmutzige in Liedern und Gesprächen. 4. Das sittliche oder moralische Gefühl, welches sich in Achtung und Liebe des sittlich Guten, der Tugend, und in der Verachtung und im Abscheu des sittlich Bösen, der Sünde und des Lasters äußert. Vermöge dieses Gefühles haben wir Freude an allen edlen guten Handlungen, und je uneigennütziger, je opferwilliger der Handelnde erscheint, desto mehr verehren und achten wir ihn und erheben seine That. Der Mann, welcher zu Verona in den reißenden Strom sprang, um eine hilflose Familie vom nahen Untergange zu retten, und die angebotene Belohnung standhaft ausschlug, obschon er arm war, gefällt uns durch seine edle und schöne That; dagegen erfüllt uns mit Abscheu und Mißfallen der kranke Reisende, der von einem mitleidigen Landmanne beherbergt und verpflegt wurde, ihn aber dann statt des Dankes beraubte und heimlich davon ging. 5. Das religiöse Gefühl, welches in uns durch den Gedanken an Gott und an seine unendliche Liebe geweckt und belebt wird. Von Liebe und Dank wird unser Herz durchdrungen, wenn wir der Wohlthaten gedenken, die uns täglich und stündlich aus seiner unendlichen Güte zuströmen; wenn wir hinblicken auf die Gaben, Kräfte und Vorzüge des Leibes und der Seele, mit welchen seine unermeßliche Liebe uns ausgestattet und vor allen andern Geschöpfen ausgezeichnet hat. Zur tiefsten Ehrfurcht und zum kindlichsten Vertrauen werden wir ermuntert, wenn wir Gottes Allmacht in den Werken der Natur, im Sturme und in den Wasserfluthen schauen, wenn wir unsre Ohnmacht und Abhängigkeit von ihm anerkennen, und betrachten, wie er Alles im Größten und Kleinsten nach seiner ewigen Weisheit leitet und lenket. Wie unaussprechlich wohl fühlt sich unsere ganze Seele, wie glückselig schon im Erdenthale hienieden, wenn wir die himmlischen Lehren und Wahrheiten, die uns Gott kund gethan, und durch deren Befolgung er uns zur Quelle ewigen Lebens führen will, erkennen, und in unser Herz aufnehmen, insbesondere aber, wenn wir im frommen Gebete vertrauten Umgang mit ihm, dem Allerheiligsten, pflegen! Wie unaussprechlich selig werden wir sein, wenn wir am Ende der Pilgerfahrt gewürdigt werden, ihn dort ewig zu schauen und zu genießen im Heiligthume seiner Herrlichkeit.

Aus den weisesten Absichten hat Gott die Gefühle in unsere Seele gelegt, oder ein fühlendes Herz gegeben. In den Gefühlen liegt Freude und Leid, Glück und Unglück, Wohl und Weh unseres Lebens. Diese Gefühle muß der Mensch in seinem Herzen heilig nähren, pflegen und bilden, und sie daher immer dem Verstande und der Vernunft unterordnen und so vor Ausartung bewahren; nie dürfen und sollen wir bloße Gefühlsmenschen werden, sondern Menschen der guten That. Wir müssen uns in Freud und Leid mäßigen, dürfen im Unglücke nicht verzagen, im Glücke uns nicht erheben, müssen in Traurigkeit und Schmerz uns beruhigen, im Mißgeschicke dulden, ausharren können, das Angenehme uns versagen, das Unangenehme

mit Muth ertragen. Wie Licht und Schatten in der Natur wechseln, so Freuden und Leiden, Glück und Unglück im Leben der Menschen.

## C. Die Willens = Thatkraft.

Die Seele des Menschen hat auch die Kraft, etwas zu wollen und zu vollbringen; sie hat einen Willen und kann diesen Willen zur That werden lassen. Man nennt diese Kraft das Begehrungs=Vermögen. Man unterscheidet einen niedern sinnlichen Willen, welcher von der niedern Natur zu niedern und sinnlichen Verlangen und Handlungen angeregt wird, und einen höhern sittlichen und vernünftigen, welcher von höhern Gegenständen durch die Vernunft und den Verstand zum Wollen und Handeln bestimmt wird. Das Wollen und Thun macht den Menschen aus. Es sind dem Menschen vorzüglich zwei Triebe angeboren, nemlich der Trieb sich selbst zu erhalten, und seinen Zustand möglichst zu vervollkommnen.

Mächtig ist der Trieb im Menschen, sein Leben zu erhalten. Es ist ihm nicht wohl, wenn er seine Zeit müßig und geschäftslos zubringen soll, er will auf diese oder jene Weise thätig sein; es ist ihm der Trieb zur Thätigkeit eigen, wie wir dies schon bei kleinen Kindern wahrnehmen. Ebenso hat er einen Trieb zur Geselligkeit; er geht mit Andern um, sucht Unterhaltung, Belehrung und Theilnahme, und wünscht sich auch mitzutheilen; ferner einen Trieb nach Freiheit; er will nach eigener Wahl und Ueberlegung handeln, in seinem Thun und Lassen nicht beschränkt sein; einen Trieb nach Kenntnissen, — (Wißbegierde); er sucht daher Unterricht und Belehrung, und bemüht sich seine Kenntnisse zu erweitern, seine dunkeln und unklaren Vorstellungen aufzuhellen und klar zu machen, und das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Endlich äußert sich in ihm der Trieb nach Freundschaft und Liebe; er fühlt sich zu Diesem und Jenem hingezogen und hat sein Wohlgefallen an ihm. Alle diese Triebe sind dem Menschen angeboren zur Selbsterhaltung.

Es ist aber auch in ihm ein Verlangen, ein Trieb nach Wohlsein; er strebt nach dem, was angenehm, zunächst auf seine sinnliche Natur einwirkt, und ist bemüht, das von sich zu entfernen, was ihm unangenehm erscheint und ihn unangenehm berührt. Er weis't keine wohlschmeckende Frucht zurück, — flieht nicht den kühlen Schatten während der Sonnenhitze; dagegen wendet er sich ab von übelriechenden, in Fäulniß übergegangenen Speisen, — sucht Schutz und Schirm gegen Regen und Sturm. Da diese Triebe und Verlangen durch die Sinne im Menschen veranlaßt werden, so wird dieß der niedere sinnliche Wille genannt.

Die Triebe steigern sich im Menschen zu Begierden, welche ihn stärker antreiben in den Besitz eines Gegenstandes zu kommen, und wenn er denselben nicht erreicht, sein Verlangen, seine Begierde nicht befriedigt wird, ihn mit Zorn, Grimm und Neid erfüllen, und ihn betrüben. Sind die Begierden anhaltend und fortwährend nach einer Sache, so entspringen daraus Neigungen; werden diese so heftig und so stark, daß der Mensch Vernunft und Gesetz nicht mehr achtet, und sie nur mit Mühe niederhalten kann, dann heißen sie Leidenschaften. Wie weit den Menschen die Leidenschaft bringen kann, sehen wir an Tausend Beispielen im Leben. Judas Ischariot hat aus Geiz seinen Herrn und Meister verrathen und ihn den Händen blutdürstiger Menschen überliefert. Jeder Spieler und Trinker, der Tag und Nacht im Wirthshause beim Spielen und Trinken zubringt, achtet nicht mehr auf die Seinigen, und stürzt sich und die Seinigen in Unglück und Elend.

Ist eine Leidenschaft stark und beharrlich geworden, nennt man sie Sucht; es gibt eine Herrschsucht, eine Habsucht, eine Ehrsucht, eine Vergnügungssucht u. s. w. Damit die Triebe nicht zu Begierden, die Begierden keine bleibenden Neigungen, die Neigungen keine Leidenschaften und diese nicht zur Sucht werden, muß der Mensch frühzeitig sich überwinden und sich selbst beherrschen lernen; müssen auch seine sinnlichen Verlangen und Neigungen niedergehalten und unterdrückt werden, durch Angewöhnung und Abgewöhnung, durch vernünftige Abhärtung, und überhaupt durch eine vernünftige, weise Erziehung von Seite der Eltern und aller derer, die sich um Erziehung annehmen und mit ihr beschäftigen.

Das Wollen des Menschen, sein Thun und Lassen wird nicht nur durch die Sinnlichkeit bestimmt, sondern vorzüglich von dem Verstande und der Vernunft. Der Mensch hat auch einen höhern, vernünftigen, sittlichen Willen; dieser äußert sich besonders dann, wenn ihn nicht Gewinn oder Verlust, Lohn oder Strafe, sondern seine bessere Einsicht, die Ansprüche Gottes, seine Vernunft und sein Gewissen zum Thun und Lassen bestimmen. Je höher die Verpflichtungs- und Beweggründe für ihn sind, desto mehr ist er zur That, zur guten Handlung aufgefodert. Je reiner und vollkommener die Absicht und je edler seine Gesinnung, desto werthvoller und verdienstlicher ist sein Handeln. Die Freiheit des Willens, welche ihm Gott gegeben, macht ihn zurechnungsfähig; wenn er mit freiem Willen, mit Liebe und aus Liebe zu Gott und zu seinen Mitmenschen das Gott Wohlgefällige, das sittlich Gute vollbringt, handelt er verdienstlich, findet er Lohn und Vergeltung; wenn er mit fester Entschlossenheit und mit Beharrlichkeit, mit Ueberwinduug und großen Opfern den Willen Gottes, seine Pflichten — erfüllt, übt er Tugend, und die Tugend erhebt ihn und gibt ihm Ehre und Ruhm vor Gott und seinen Mitmenschen. Die Uebung des Willens ist von größter Wichtigkeit, und muß frühzeitig vorgenommen werden. Nur Uebung gibt Fertigkeit in der Tugend und verschafft Angewöhnung; angewohntes Guthandeln kommt den Menschen leicht an, und wird von ihm nicht sobald aufgegeben. Der an die Tugend gewöhnte Mensch wird in ihr bis zu seinem Lebensende verharren.

Die Seele des Menschen ist unsterblich. Sie kam von Gott, dem Urquell alles Lebens, und geht beim Tode des Leibes wieder zu Gott, und wird dann ewig fortdauern. Für diese ewige Fortdauer der Seele spricht Gottes Gerechtigkeit, nach welcher dem Laster seine Strafe und der Tugend ihre Krone werden muß. Auch verbirgt uns dieselbe Gottes ewig wahres und untrügliches Wort, denn dasselbe sagt uns klar und deutlich: „Die Gerechten werden eingehen in's ewige Leben. Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ „Laufet so,“ setzt der hl. Apostel Paulus bei, „daß ihr den Preis — das Kleinod des ewigen Lebens — erlanget.“ Wer sollte sich nicht bemühen und Alles anwenden, um durch Glaube, Tugend und Frömmigkeit sein künftiges Glück vorzubereiten?

Wer demnach gottesfürchtig lebt, und Jesum zum Führer auf der Bahn des Lebens wählt, der lebt der frohen Hoffnung mit aller Zuversicht, daß der Herr, der hier sein Leben war, auch dort sein Leben sein werde in alle Ewigkeit. Ja, er lebt der Zuversicht, daß nicht nur sein Geist dort Gott ewig schauen und genießen, sondern daß auch sein Leib, die Hütte seines Geistes, dereinst zu einem seligen, unvergänglichen Leben wieder auferstehen werde.

Das nun ist der Mensch, wie wir ihn bisher nach den Kräften und Gaben seines Leibes und seiner Seele betrachtet haben. Darin besteht seine Würde und Erhabenheit, womit er alle andern Geschöpfe auf Erden übertrifft. Durch die Schönheit seiner zum Himmel aufgerichteten Gestalt, noch mehr aber durch die Kräfte des Geistes — durch die Vernunft und das Gefühl für Alles, was groß, schön und gut ist, ist er das Meisterstück aller sichtbaren Werke, die Gott aus dem Nichts hervorgerufen hat.

Wer sollte sich nicht von ganzer Seele freuen, und Gott nicht von ganzem Herzen danken, daß er ihm das schöne menschliche Angesicht, einen so kunstvoll gebauten Leib, Vernunft, Sprache und Empfindung gegeben hat! —

Und wie traurig wäre es, wenn ein Mensch mit allen seinen herrlichen Geisteskräften den Thieren des Feldes gliche, die da keine wichtigere Angelegenheit kennen, als ihre Nahrung zu suchen? Wie traurig wäre es, wenn Menschen all ihr Sinnen und Trachten blos auf das richten wollten, was zeitlich und vergänglich ist! — Gott hat nach seiner ewigen Vaterliebe dem Menschen neben dem zeitlichen auch einen ewigen Beruf angewiesen, den er durch redliches Streben nach Wahrheit und Tugend erfüllen, und dadurch des ewigen Lebens würdig werden kann. —

## 3. Der Mensch im bürgerlichen Leben.

### Staat.

Damit die Menschen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums haben, ist es nöthig gewesen, daß sie sich zu Gesellschaften vereinigten, welche bestimmte Gesetze und Vorsteher besitzen. Solche Gesellschaften zur Sicherheit der Personen und des Eigenthums, welche sich nach bestimmten Gesetzen richten, und gemeinschaftliche Vorsteher haben, heißen Staaten. Die Mitglieder eines Staates heißen Bürger.

Die Verfassung der Staaten ist sehr verschieden. In einigen Staaten hat das Volk die höchste Gewalt; es macht die Gesetze, und wählt sich seine Obrigkeiten, welche für die öffentliche Ruhe und Sicherheit sorgen. Solche Staaten heißen Republiken oder Freistaaten; sie haben eine demokratische Verfassung, d. h. eine Volksregierung. Weil aber in einem Staate nicht Jeder mitsprechen kann, so wählen die Bürger einer Republik Einige aus, welche im Namen aller Bürger Gesetze geben.

In andern Staaten haben gewisse vornehme Familien erblich die höchste Gewalt, die Häupter dieser Familien bilden die gesetzgebende Versammlung, und ordnen alle untern Beamten an. Die gesetzgebende Versammlung der Vornehmen heißt wohl der Rath, der Senat, und die Mitglieder heißen Senatoren: eine solche Regierungsform aber wird eine Aristokratie (Herrschaft der Vornehmen) oder aristokratische Verfassung genannt.

Endlich gibt es viele Staaten, in denen ein Einziger an der Spitze der Regierung steht. Dieser Eine heißt Monarch (Alleinherrscher), und der Staat heißt eine Monarchie (Einherrschaft). Nach der Größe des Ländergebietes eines monarchischen Staates heißt der Herrscher Kaiser oder König, Herzog, Fürst u. s. w.

Oft sind aber die Regierungsformen vermischt. Es gibt z. B. viele Monarchien, in denen nicht der Monarch allein das Recht hat, neue Gesetze zu

geben, sondern dieses Recht mit den Ständen oder den Vertretern des Volkes, d. h. den Abgeordneten der verschiedenen Volksklassen theilt. Zu den Ständen gehören gewöhnlich der Adel, die Geistlichkeit, die Bürger und die Bauern. Die gesetzgebende Versammlung der Deputirten aller berechtigten Stände heißt Reichstag, Parlament, Kammer, Kongreß u. dgl. Der König hat da die Gewalt, die Gesetze zu vollziehen, er theilt nur die Gesetzgebung mit den Ständen oder mit den aus dem Volke gewählten Abgeordneten; er regiert mit Kammern, seine Minister sind verantwortlich, und er heißt ein konstitutioneller König, die so eingeschränkte Monarchie neuerer Zeit selbst heißt eine konstitutionelle. Ist der König durch keine Stände oder Volksvertreter eingeschränkt, so heißt er ein souveräner, unumschränkter König.

Gewöhnlich ist in Monarchien die Regentenwürde erblich, entweder in männlicher, oder zugleich in weiblicher Linie. In frühern Zeiten gab es auch Wahlreiche, in denen nach dem Tode des Monarchen der neue Herrscher gewählt wurde, ohne daß man den Sohn des verstorbenen zu berücksichtigen brauchte.

Im Morgenlande sind Monarchen, deren Willkür Gesetz ist, und die keine bestimmte, allgemein gültigen Gesetze einführen. Solche Monarchen heißen Despoten, und eine derartige Monarchie hat eine despotische Verfassung.

## Justiz und Polizei.

In jedem gut eingerichteten Staate sind Behörden, um die Streitigkeiten der Bürger zu schlichten, und jedem nach Gesetzen zu seinem Rechte zu verhelfen. Solche Behörden zur Handhabung des Rechts, der Justiz, heißen Gerichte.

Es gibt Unter- und Obergerichte, damit man an ein höheres Gericht appelliren könne, wenn man bei dem Untergerichte kein gerechtes Urtheil erhalten zu haben glaubt. Die höheren Gerichte verurtheilen auch die Verbrecher zu den gesetzlichen Strafen, und heißen Criminalgerichte. In einigen Staaten haben die Gerichte das schriftliche, in andern das mündliche Verfahren.

Die Polizei wacht über die öffentliche Sicherheit und Ordnung, schafft den Gesetzen Achtung und Geltung, fängt Diebe ein, verhindert Raufhändel und andere Gewaltthätigkeiten, hält die Bürger zum vorsichtigen Gebrauche des Feuers an u. s. w. Die bewaffneten Diener der Polizei heißen Gens-d'armen (sp. Schandarm), Constabels, Polizeisoldaten u. dgl.

## Kriegsmacht.

Sowohl um den innern Frieden des Landes sicher zu stellen, als auch um das Land gegen Einfälle auswärtiger Feinde zu schützen, bedarf der Staat einer bewaffneten Mannschaft, die man Militär nennt.

Es gibt eine Landmacht und eine Seemacht.

Die Landmacht ist Infanterie (Soldaten zu Fuß), Kavallerie (Soldaten zu Pferde) und Artillerie (Soldaten zur Bedienung des Geschützes). Der höchste Befehlshaber der ganzen Land- und Seemacht eines Staates ist der König oder Fürst des Landes, und derjenige, welcher die Land- und Seemacht befehligt, heißt Generalfeldmarschall; unter ihm kommandiren Generale und andere Unterbefehlshaber.

Die Seemacht besteht aus bewaffneten Schiffen, die mit Matrosen und Artilleristen besetzt sind. Eine Seeschlacht wird nur durch Schießen auf die feindlichen Schiffe geliefert. Kriegsschiffe mit 50 bis 120 Kanonen heißen Linienschiffe; auf einem großen Linienschiffe sind über 1000 Menschen, und die Ausrüstung eines einzigen solchen Schiffes kostet Millionen. Kriegsschiffe, welche weniger als 50 Kanonen führen, heißen Fregatten, Galeeren, Korvetten u. s. w. Eine Anzahl von wenigstens 10 Schiffen heißt eine Flotte, eine geringere Anzahl ein Geschwader, und der oberste Befehlshaber der ganzen Seemacht eines Staates heißt Admiral.

Damit auswärtige Feinde nicht schnell im Lande vordringen können, hat der Staat Festungen, besonders an den Grenzen. Diese sind mit hohen Wällen und Mauern und mit breiten und tiefen Gräben umgebene Orte, in welchen sich die Kriegsmacht des Staates leichter gegen den Feind vertheidigen kann.

## Lehranstalten.

Jeder gute Staat sorgt für Anstalten zur gehörigen Bildung der Unterthanen. Wo die Unterthanen nicht gut unterrichtet und erzogen werden, da können alle Gesetze und Strafen nichts nützen.

Die Pfarrschulen heißen Elementarschulen; weil in ihnen nur die Elemente (Anfangsgründe) der Wissenschaften gelehrt werden, die auch der gemeine Mann inne haben muß, nämlich Religions- und Sittenlehre, Lesen, Schreiben, Rechnen u. dgl. In größeren Städten sind Bürgerschulen, Töchterschulen, in denen auch Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Naturlehre, Weltgeschichte u. dgl. gelehrt wird. Schulen, welche Jünglinge zu Gewerben vorbereiten, heißen Gewerbeschulen.

Gelehrte Lehranstalten heißen Gymnasien, Universitäten und Akademien. Die Gymnasien bereiten zur Universität vor, und in ihnen wird besonders das Studium der alten Sprachen getrieben. Auf Universitäten oder Hochschulen wird besonders Theologie (Gottgelehrtheit), Jurisprudenz (Rechtswissenschaft), Medizin (Heilkunde) und Philosophie (Weltweisheit) gehört, und diese Fächer heißen die vier Fakultäten; aber noch viele andere Wissenschaften werden auf den Universitäten vorgetragen, denn Universität heißt Inbegriff aller wissenschaftlichen Gegenstände. Wenn eine hohe Lehranstalt nur einzelne hohe Wissenschaften lehrt, so heißt sie eine Akademie oder Lyceum.

## Staatseinkünfte.

Zur Unterhaltung der Beamten, der Kriegsmacht, der Lehranstalten, zur Anlegung guter Landstraßen, Brücken u. s. w. muß der Staat jährlich viel Geld ausgeben. Er muß also auch Einkünfte haben. Diese bezieht er aus den Domänen, Regalien, dem Monopol und den Steuern.

Domänen sind unbewegliche Güter, die dem Staate gehören, z. B. Aecker, Holzungen, Wiesen, Mühlen, Fischereien. Der Staat verpachtet sie und zieht aus ihnen den Pachtzins.

Regalien sind einträgliche Rechte, welche der Staat sich vorbehalten hat, z. B. die Posten, die Münze. Kein Bürger darf ohne Erlaubniß eine Post anlegen oder Geld prägen.

Monopol nennt man ein Recht, das der Staat sich vorbehalten hat, mit gewissen Waaren nur allein Handel treiben zu dürfen. So besteht z. B. in Oesterreich das Tabaksmonopol.

Reichen die Domänen u. s. w. zu den Ausgaben des Staates nicht hin, so nimmt der Staat Steuern von den Bürgern, entweder direkt oder indirekt.

Direkte Steuern sind solche, die den Staatsbürger unmittelbar treffen, z. B. Grundsteuer, Einkommensteuer u. s. w.

Indirekte Steuern sind, die den Staatsbürger nur mittelbar treffen, z. B. die Ein- und Ausgangszölle, die Mahl- und Schlachtsteuer, die Abgaben, welche für die Herstellung gewisser Fabrikate erhoben werden, die Stempelsteuer u. s. w. Manche Staatsbürger bleiben von einzelnen indirekten Steuern frei; denn wer z. B. keine ausländische Waaren verbraucht, wird vom Eingangszoll nicht getroffen; oder wer keine Verträge schließt, zu denen Stempelpapier vorgeschrieben ist, braucht dasselbe nicht zu bezahlen.

## Religionen.

Die Religionen der Staaten sind sehr verschieden. Herrschende Religion ist diejenige, welche im Saate die meisten Vorrechte genießt; die andern heißen geduldete Religionen.

Nach dem Religionsbekenntnisse sind die Menschen entweder Heiden, welche mehrere und falsche Götter anbeten, oder Anbeter des wahren Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde.

Die den wahren Gott anbeten, richten sich entweder nach ihrer bloßen Vernunft, und heißen dann Deisten, Rationalisten oder Naturalisten — oder sie nehmen auch eine göttliche Offenbarung an, und heißen Supernaturalisten. Die Deisten haben keine kirchliche Verbindung, keinen gemeinschaftlichen Gottesdienst.

Die eine göttliche Offenbarung annehmen, sind die Christen, Juden und Muhammedaner.

Die drei Hauptklassen der Christen sind Katholiken, Griechen und Protestanten. Das Oberhaupt der Katholiken ist der Papst.

## Sprachen.

Die Staaten unterscheiden sich gewöhnlich auch durch die Sprachen ihrer Bürger. Doch haben verschiedene Staaten wohl dieselbe Sprache, z. B. Deutschland und die Schweiz, und in demselben Staate werden, besonders wenn er groß ist, auch wohl mehrere Sprachen geredet.

Es gibt Ursprachen und abgeleitete Sprachen oder Dialekte, Mundarten, auch reiche und arme Sprachen, je nachdem sie viele oder wenige eigenthümliche Wörter besitzen, ferner wohlklingende und harte Sprachen. Todte Sprachen sind solche, die von keinem Volke mehr als Muttersprache gebraucht werden, z. B. die lateinische, griechische und hebräische Sprache; man lernt sie nur nach Regeln; lebende Sprachen sind solche, die als Muttersprache dienen, im täglichen Leben gebraucht werden. Lebende Sprachen sind der Veränderung unterworfen, todte Sprachen nicht.

## Lebensart der Menschen.

Der Lebensart nach gibt es wilde Völker, Nomaden und gesittete Völker.

Die wilden Völker leben nur von der Jagd oder Fischerei, und kennen keine Staatseinrichtung, keinen Unterricht, keine Handwerker und Künstler. Sie leben nur nach Familien oder Volksstämmen zusammen, in einzelnen Hütten oder höchstens in kleinen Dörfern, und im Kriege gehorchen sie einem gewählten Oberhaupte. Die meisten Wilden sind noch in Afrika, Amerika und Australien.

Die Nomaden oder Hirtenvölker leben von der Viehzucht und ziehen mit ihren Heerden umher, um Weiden zu finden. Sie leben in großen Horden zusammen, und wohnen unter Zelten, die sie abbrechen und mitnehmen, wenn sie ihren Wohnplatz verändern. Korn und andere Sachen tauschen sie wohl für Vieh, Thierhäute u. s. w. ein. Die meisten Nomaden sind noch in Asien.

Der Ackerbau nöthigt die Menschen zu festen Wohnsitzen; denn der Acker trägt nur gut, wenn er vorher gehörig bearbeitet ist. Der Ackerbau erfordert viele Geräthschaften und Anstalten, es sind Schmiede, Wagenmacher, Müller, Steinhauer, Bergleute u. s. w. nöthig; der Ackerbau ruft alle bürgerlichen Gewerbe ins Dasein. Zum Ackerbau müssen sich viele Hände vereinigen, daher wohnen in einem Ackerbau treibenden Lande die Menschen nahe zusammen, entweder bei ihren Grundstücken oder in Weilern, Dörfern und Städten *). Wo die Menschen so nahe zusammen leben, da kommen sie vielseitig mit einander in Berührung, der Eine verletzt leicht die Gerechtsame des Andern, deshalb sind dort Gesetze und Obrigkeiten u. s. w. doppelt nöthig, es entstehen die Staaten. Die Handwerke rufen Kunst, Wissenschaft und Handel hervor. Weil der Ackerbau so sehr von der Witterung abhängt, so wird der Blick der Menschen zum Himmel gelenkt, der den Thau, Regen und Sonnenschein geben muß, wenn die Saaten gedeihen sollen. Da die Frucht dem Boden nur mit Schweißtropfen abgewonnen werden kann, so wird dem Müßiggange und der Weichlichkeit gewehrt. Das Land, welches uns gehört und wir mit Fleiß bebauet haben, gewinnen wir lieb, und mögen uns von ihm nicht trennen. Der Ackerbau ist also die Grundfeste der Staaten, der Kunst und Wissenschaft, die Grundfeste aller Gesittung, und die christliche Religion führt am meisten darauf hin. Wenn Wilde und Nomaden Christen werden, so fangen sie Ackerbau an, falls der Boden ihres Vaterlandes ihn nur gestattet, wie alle Geschichte lehrt. Die Wilden und Nomaden sind Heiden, oder Muhammedaner. Wo die Menschen nicht allein von Ackerbau leben können, und wo die Lage eines Landes dazu auffodert, da beschäftigen sie sich vorzugsweise mit dem Betriebe von Gewerben, von Künsten und mit dem Handel. Fabriken entstehen, viele Arbeiter drängen sich an einem Orte zusammen, zahlreiche Menschenhände werden beschäftigt, der menschliche Geist sinnet Verbesserungen aller Art aus, Entdeckungen werden gemacht; man sucht Märkte für die Waaren, die Straßen werden verbessert, die Verbindung mit andern Ländern erleichtert, der Handel blüht. Die Gegend wird häufig übervölkert, alles ist dort theuer, die Fabriken stocken, und so findet man in solchen Gegenden oft neben dem höchsten Reichthum die größte Armuth. Auch wirken die Gewerbthätigkeit und der Handel nicht so günstig auf die Sittlichkeit ein, als der Ackerbau; beide haben indeß von jeher auf die Entwicklung des Menschengeschlechts bedeutenden Einfluß ausgeübt.

---

*) Auf den Landkarten sind die Städte durch Nullen und ähnliche Zeichen angedeutet, in deren Nähe der Name der Stadt zu lesen ist, und nicht liegt die Stadt da, wo der Name, sondern wo ihr Zeichen steht.

## Produkte, Handel und Gewerbe.

Alles, was die Erde hervorbringt und ernährt, nennt man Produkte, d. h. Hervorgebrachtes.

Man theilt alle Produkte in Thiere, Pflanzen und Mineralien, in drei Naturreiche. Von den einzelnen Produkten handelt die Naturgeschichte.

Der weise Schöpfer hat jeder Zone diejenigen Produkte gegeben, die ihr am nützlichsten sind. Die heiße Zone bringt fast von selbst Alles in Ueppigkeit hervor, da die Menschen wegen der großen Hitze nicht viel arbeiten können. Da gibt es die nährenden Brodbäume, kühlende Früchte aller Art, Gewürze zur Aufregung der Lebensgeister, schöne Thiere, Gold und Silber und Edelsteine zum Schmucke. Den gemäßigten Zonen, deren Bewohner schwere Arbeiten verrichten müssen, gab der gütige Gott die arbeitenden Pferde und Ochsen, viele andere Thiere mit nahrhaftem Fleische, die wolligen Schafe, das stärkende Korn und Gemüse, den erfreuenden Wein, das treffliche Eisen. In den kalten Zonen ist das Pflanzenreich arm; aber ihren Bewohnern gab Gott einen Ueberfluß an Fischen und Wild, besonders aber Pelzthiere zum Schutze gegen die Kälte. Der Mensch begnügt sich aber selten mit den Produkten seiner eigenen Zone. Besonders verlangt der Europäer die Gewürze des heißen und die Pelze des kalten Erdstriches.

Nun treten Menschen weite Reisen nach jenen Ländern an, welche reich an Produkten sind, kaufen oder tauschen solche ein, und verkaufen sie an ihre Nachbarn. So entsteht der Handel unter den Menschen.

Aller Handel ist entweder Tauschhandel, wenn man Waare für Waare gibt, oder Kaufhandel, wenn man Waare für Geld gibt. Es sind noch manche Völker, die das bequeme, aber auch gefährliche Geld gar nicht kennen, und nur Tauschhandel treiben. Geld ist eine Sache, die in der Einbildung der Menschen einen bestimmten Werth hat, und zum Bezahlen dient. Wir brauchen als Geld gemünzte Metalle, Gold, Silber und Kupfer, aber auch sogar Papier. Einige wilde Völker brauchen als Geld gewisse seltene Muscheln, Cacaobohnen u. s. w.

Der Handel hat sein Böses und sein Gutes, wie alle menschlichen Einrichtungen. Er befördert die Ueppigkeit und Verschwendung, und lockt aus manchem Lande das Geld. Deutschland würde vielleicht besser thun, wenn es sich mit seinem Korn und Gemüse, mit seinem Hanf und Flachs, mit seinen Thieren, Weinen und Metallen begnügte, und den Kaffe, Zucker und Thee, die Seide und Baumwolle u. s. w. verschmähete. Aber wenn der Handel nicht wäre, so wüßten wir auch nicht, wie es in andern Ländern aussieht, was man da Gutes und Nützliches hat, manche herrliche Werke Gottes würden uns unbekannt bleiben. Ohne Handel würden wir nicht einmal wissen, daß die Erde eine Kugel ist. Ohne Handel wäre wenig Thätigkeit unter den Menschen, und Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Viele Produkte werden roh, d. h. ohne die geringste Verarbeitung, von den Menschen benutzt, z. B. das Holz zum Brennen, die Kirschen und anderes Obst zum Essen. Die meisten Produkte werden aber erst künstlich bearbeitet, ehe man sie braucht, z. B. Flachs, Wolle, Eisen.

Große Arbeitsanstalten zur Verarbeitung roher Produkte nennt man Fabriken, wenn bei der Arbeit Amboß, Hammer und Feuer, oder Maschinen gebraucht werden, sonst Manufakturen, d. h. Handarbeiten, wenn die meisten Arbeiten bloß mit den Händen abgethan werden. Daher sagt man Nadelfabriken, aber Tuchmanufakturen. Indessen nimmt man diese

Erklärung so genau nicht, und man spricht auch von einer Tuchfabrik, Hutfabrik, sogar von einer Strumpffabrik.

Ein Mann, der ein Produkt nur im Kleinen verarbeitet, heißt ein Handwerker, besonders, wenn er die letzte Hand anlegt, eine Fabrik- oder Manufakturwaare zum täglichen Gebrauche einzurichten. Das wollene Tuch wird von der Manufaktur geliefert, aber der Kleidermacher macht aus dem fertigen wollenen Tuch das fertige Kleid, welches gleich getragen werden kann. Ein anderer Unterschied der Fabriken und Handwerker ist, daß in den Fabriken jeder täglich dieselbe Arbeit verrichtet, und das Fabrikat durch mehrere Hände geht, ehe es fertig wird. In den Nadelfabriken z. B. haut einer den Draht zur Nadel ab, ein anderer schlägt das Oehr hindurch, ein dritter polirt sie, ein vierter schleift die Spitze daran, und weil jeder täglich dasselbe thut, so erlangt er darin eine erstaunliche Fertigkeit.

Den Fleiß im Fabrik- und Manufakturwesen nennt man Industrie. Sie gibt vielen tausend Menschen Brod, befördert häufig den Wohlstand eines Landes, wenn dasselbe auch keine eigentliche kostbare Produkte besitzt, und verschaffet uns manche Bequemlichkeit des Lebens. Sie bringt aber auch oft eine Uebervölkerung, daher Theurung und häufig ein trauriges Loos und Unzufriedenheit der Fabrikarbeiter hervor. Das Zusammensein so vieler und verschiedener Menschen und die Entbehrung des so wohlthätigen Familienlebens wirkt nicht selten schädlich auf die Sitten ein; die schwere, langanhaltende Arbeit und der Mangel an freier Luft schadet der Gesundheit, die einförmige Beschäftigung aber ist sehr geeignet, den Geist abzustumpfen, und für das Höhere weniger empfänglich zu machen. So hat jeder Stand sein Erfreuliches und Trauriges; aber es hängt vom Menschen selbst ab, die Versuchungen, die mit seinen Verhältnissen verbunden sind, zu überwinden, und in allen Lebenslagen als ehrenwerther frommer Christ sich zu betragen.

## 4. Der Mensch im geschäftlichen Leben.

### Der Ackerbau

ist das nützlichste und ehrwürdigste aller Gewerbe; das nützlichste, weil es dem Menschen seine unentbehrlichste, tägliche Nahrung, das Brod, verschafft; das ehrwürdigste, weil mit seiner Erfindung, welche sich in das erste Zeitalter des Menschengeschlechts verliert, die wahre Ausbildung dieses letzteren begann. Der Ackerbau war es, der zuerst einzelne Menschen und Völker veranlaßte, das wilde, herumschweifende Jäger- oder Nomadenleben aufzugeben und sich feste Wohnsitze zu gründen; denn das Erste, worauf der Ackerbau und die bleibenden Wohnsitze, die er nöthig machte, führten, war ein bestimmtes Eigenthum. Dieses mußte dem Besitzer durch Gesetze gesichert werden, und dadurch wurde nun erst ein geselliges, geordnetes Zusammenleben der Menschen möglich. So verdanken wir also in der That dem Ackerbau die Gründung der gesellschaftlichen Verhältnisse des Menschengeschlechts, und so macht er auch jetzt noch die Grundlage jedes gesitteten Staates aus.

Daß die Werkzeuge, womit in den frühesten Zeiten das Feld bestellt wurde, minder vollkommen gewesen, als gegenwärtig, könnt ihr euch wohl denken; doch waren sie im Ganzen dieselben, welche auch jetzt noch im Gebrauche sind.

Der Pflug, welcher zur Auflockerung des Bodens dient, ist eine uralte Erfindung, welche von Einigen den Chinesen, von Andern den Egyptern zugeschrieben wird. Anfangs war er freilich sehr einfach und bestand aus einem Baumaste, oder sonst aus einem langen Stück Holz, das an einem Ende umgebogen war. Der gekrümmte, etwas zugespitzte Theil wurde in die Erde gedrückt, und an das andere gerade Ende wurden Ochsen gespannt, die das Werkzeug vorwärts ziehen mußten. Blos eine Handhabe war daran, vermittelst welcher der Führer den Pflug in die Erde drücken und lenken konnte. Später, nachdem die Schmiedekunst erfunden war, setzte man an die Stelle des krummen Holzes, womit man die Erde aufriß, ein scharfes Eisen, auch versah man das Werkzeug, um es leichter fortbewegen zu können, mit kleinen Rädern.

Nach und nach wurden noch andere Verbesserungen am Pfluge vorgenommen, und noch jetzt kommen von Zeit zu Zeit neue Arten von Pflügen zum Vorschein.

Die Egge, welche die aufgepflügten Erdklöße zerbricht und Erde über das ausgestreute Korn wirft, ist ebenfalls eine sehr alte Erfindung; es geschieht ihrer schon im Buche Hiob, Kap. 39, V. 10 Erwähnung. Auch die hölzernen oder steinernen Walzen, welche über das aufgepflügte Feld hingezogen werden, um die Erdklöße zu zerbrechen und das gar zu leichte Land fester zu machen, hat man schon im Alterthum angewendet.

Das Säen des Getreides geschieht fast durchgehends noch immer aus der Hand, wie es schon in den ältesten Zeiten gebräuchlich war. Da aber sehr viel Uebung dazu gehört, die Samenkörner regelmäßig, in gehöriger Weite, nicht zu dünn und nicht zu dicht, auszuwerfen, so wurden in neuerer Zeit Säemaschinen erfunden, durch welche allen diesen Forderungen genügt werden soll; doch ist bis jetzt noch keine in allgemeinen Gebrauch gekommen.

Die Hauptarbeiten nun, die beim Ackerbau vorkommen, sind: eine zweckmäßige Zubereitung des Bodens und eine richtige Behandlung der Saat. Die erste setzt eine genaue Kenntniß des Erdreichs, das bebaut werden soll, voraus. Nicht jeder Boden ist gleich tauglich zum Anbau, auch gedeiht in dem einen diese Getreideart, in dem andern jene besser. Das muß der Bauer gut verstehen. Er unterscheidet gewöhnlich vier Erdarten: die sandige, kalkige, thonige und staubige. Unter diesen zieht er die staubige allen andern vor, weil sie die nährende Feuchtigkeit leicht einsaugt und ganz von derselben durchdrungen wird. Uebrigens findet sich keine dieser Erdarten unvermischt vor, und der Bauer nennt z. B. sandiges Land eben dasjenige, welches mehr Sand als andere Erde hat. Durch eine zweckmäßige Vermischung der Erdarten läßt sich ein schlechter Boden oft sehr verbessern und zum Anbau dieser oder jener Getreideart tauglich machen. Staub- und Thonerde z. B. taugt für den Weizenbau; Staub-, Thon- und Sanderde für die Gerste ꝛc. — Eines der Hauptmittel, den Ackerboden gut und fruchtbar zu machen, ist das Düngen desselben. Hiebei kommt es wieder sehr auf die Beschaffenheit des Bodens an; der eine verlangt mehr, der andere weniger Dünger; für den einen ist der fettere Dünger, der aus verwes'ten thierischen Stoffen besteht, für den andern der Pflanzendünger besser. — Mancher Boden, z. B. der kalte, thonige wird durch eine Beimischung von Kalk und Gyps fruchtbar gemacht. Zur Bereitung des Bodens gehört endlich auch noch das Reinigen desselben vom Unkraut und das Auflockern desselben durch den Pflug. Je lockerer der Boden ist, desto leichter können sich die Wurzeln der Gewächse darin ausbreiten, und desto eher nimmt er die befruchtende Feuchtigkeit in sich auf. Durch tiefes Pflügen wird daher die Fruchtbarkeit des Bodens vermehrt.

Was das Aussäen betrifft, so muß zu demselben ein guter, vollkommen reifer, trockener und von fremden Körnern gereinigter Samen gewählt werden. Wird er zu dicht gesäet, so kann nicht jedes Korn sich vollkommen bestocken, die Halme erreichen nicht die gehörige Höhe, und der Ertrag wird vermindert. Eine zu dünne Saat befördert das Unkraut und gibt natürlich auch nicht den Ertrag, den man durch eine zweckmäßige Aussaat erzielen kann.

Die letzte Arbeit des Landmanns ist die Aernte. Im Alterthum raufte man die Aehren mit den Händen ab, wie noch jetzt viele Völker thun. Doch ist die Erfindung der Sense und Sichel schon sehr alt. Das mittelst dieser Werkzeuge abgeschnittene Getreide wird in Garben zusammengebunden und nach der Scheune geführt, wo die Körner von den Aehren gesondert werden.

Dieses geschah zu Moses Zeiten im Freien auf einem festgeschlagenen, ebenen Platz, die Tenne genannt; auf dieser breitete man die Aehren in die Runde aus, und ließ einen Ochsen darüber hinlaufen, damit er das Korn austrat. Daher das Gesetz Moses im 5. Buch, 25. Kap., 4. V.: Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden. Auch das Ausfahren der Körner durch Wagen oder Schlitten, wie es noch heut zu Tage in manchen Ländern üblich ist, ist eine ganz alte Methode. Die Römer wandten hiezu hölzerne, mit Steinen beschwerte, auf der untern Fläche gekerbte Tafeln an, welche sie durch Ochsen oder Pferde über die Aehren hinziehen ließen. Doch war auch das Ausklopfen oder Ausdreschen der Körner aus den Aehren mittelst der Dreschflegel schon bei alten Völkern üblich.

Um Arbeiter und Zeit zu ersparen, sind in neuerer Zeit Dreschmaschinen erfunden worden, die durch Thiere oder durch fließendes Wasser in Bewegung gesetzt werden. Das Dreschen geschieht hiebei entweder durch Stampfer, welche auf die Aehren niederfallen, oder durch Dreschflegel, welche durch einen besondern Mechanismus in Thätigkeit gesetzt werden. Bis jetzt haben diese Dreschmaschinen noch nicht allgemeine Aufnahme bei unsern Landwirthen gefunden. — Um die ausgedroschenen Körner vom Staub und andern fremdartigen Theilen zu reinigen, werden sie gesiebt und geworfen. Letzteres geschieht mittels der Wurfschaufel, eines schon im Alterthum gebräuchlichen Werkzeuges (Matth. Kap. 3, V. 12). In neuerer Zeit hat man zu diesem Zwecke eigene mechanische Vorrichtungen erfunden, deren Haupttheile entweder in Blasebälgen oder in Sieben und umlaufenden Windrädern bestehen.

## Das Zimmerhandwerk.

Eines der ältesten Handwerke ist ohne Zweifel das Zimmerhandwerk, denn es kann wohl mit allem Recht seine ersten Anfänge bis auf jene Zeiten zurückführen, wo die Menschen sich aus Baumstämmen und Aesten eine Hütte zurecht machten und darin wohnten. Mit der Erfindung der zur Bearbeitung des Holzes nöthigen Werkzeuge vervollkommneten sich die Arbeiten des Zimmermanns, und sein Handwerk heißt heutzutage, sofern es sich auch auf die schöne Baukunst und große künstliche Bauten erstreckt, Zimmermannskunst. Ein tüchtiger Zimmermann muß nicht nur die Bearbeitung, Zusammenfügung und Ordnung des Bauholzes verstehen, einen Bau nach einem Risse auszuführen wissen, sondern auch einen Riß entwerfen und zeichnen können, indem er ebensowohl, als ein Maurer, die Leitung eines ganzen Baues übernehmen muß. Manche Arbeiten bei dem Ausbaue eines Hauses gehören, je nachdem die Beschaffenheit derselben ist, dem Zimmermann oder dem Bautischler zu, und es entscheiden darüber gewöhnlich spezielle Landesgesetze und Zunftartikel. Der Zimmermann lernt gewöhnlich drei Jahre, zahlt kein

Lehrgeld, arbeitet schon als Lehrling gegen Lohn, wandert und macht nach Umfluß seiner Wanderjahre einen Bauriß, muß auch hierzu ein hölzernes Gebäude errichten, dessen Theile abmessen und die Verzapfung vorreißen. Nach den meisten Zunftgesetzen darf er nur das verfertigen, was genagelt oder gefalzt, aber nicht was geleimt ist.

Zu den kunstvollsten Arbeiten des Zimmermanns gehören die sogenannten Hängewerke, die man an Brücken ohne Pfeiler, an Dachstühlen von großen Gebäuden, w. z. B. bei Kirchen, deren weites Inneres nicht mit Säulen unterstützt ist, anwendet, und wobei das Gebälke so kunstvoll verbunden ist, daß es sich, wie man zu sagen pflegt, selbst trägt, auch einem großen Drucke nicht nachgiebt und sich unter einer schweren Last nicht senkt.

In vielen Gegendeu war es ehemals Sitte und ist es zum Theil noch jetzt, daß vom Zimmermann nach der Errichtung eines Hauses vom Dache herab eine Rede gehalten wurde. Solche Zimmermannsreden, wenn sie gut ausgearbeitet waren, enthielten oft die schönsten Betrachtungen über alle menschlichen Verhältnisse und schlossen gewöhnlich mit einem Hoch auf den Landesherrn, auf die geistliche und weltliche Obrigkeit und auf den Bauherrn, mit dem Wunsche, daß derselbe mit seiner Familie recht viele Jahre glücklich, gesund und zufrieden das neue Haus bewohnen und am Ende einer gesegneten Laufbahn aus dieser vergänglichen in eine unvergängliche Wohnung eingehen möge.

## Das Tischlerhandwerk.

Zu den Bauhandwerkern, wozu Maurer, Zimmerleute, Glaser, Schlosser, Steinhauer, Gypser und Töpfer gehören, rechnet man auch die Schreiner oder Tischler, soweit sie sich mit Verfertigung von Thüren, Fensterverkleidungen, Fensterladen, Zimmerböden und ähnlichen Arbeiten befassen. Solche Tischler nennt man auch Bauschreiner, im Gegensatze zu den Möbeltischlern, welche gewöhnlich nur feinere, polirte Arbeiten verfertigen. Beschäftigen sich Tischler mit ganz feinen Kunstarbeiten, wie z. B. mit dem Auslegen der Tischlerarbeiten mit Gold, Silber, Metall, Elfenbein und Perlmutter, so heißen sie Fournirtischler oder Ebenisten. Die Tischler müssen das Betzen, Poliren und Lackiren des Holzes, sowie den Firnißanstrich verstehen, zeichnen können, und recht geschickte Meister wissen wohl auch Schnitzwerk zu verfertigen. In den meisten Ländern lernen die Tischler mit Lehrgeld 3 Jahre, ohne Lehrgeld aber 5 Jahre. Sie wandern, erhalten aber kein Geschenk. Instrumentenmacher und Orgelbauer sind meist gelernte Tischler.

Das Tischlerhandwerk ist schon sehr alt, denn schon das alte Testament erzählt uns von der schöngearbeiteten Bundeslade und von dem mit Cedernholz gezierten Tempel Salomons. Bei den Griechen und Römern wurden schon sehr schöne Tischlerarbeiten gefertigt, denn es ist bekannt, daß Kaiser Nero Tische besaß, welche purpurfarbig mit Gold lakirt waren, und auf künstlich geschnittenen, elfenbeinenen Füßen standen. Die Wohnungen wurden getäfelt und mit allerlei Schnitzwerk verziert, welche Kunst besonders im Mittelalter sehr vervollkommnet wurde, so daß man auch schöne Schränke, Bettstellen und andere Geräthe verfertigte, die man endlich auch mit verschiedenfarbigem Holz, Elfenbein und Metall zierlich und kunstvoll auslegte, worin man es in unserer Zeit besonders in Frankreich und Deutschland sehr weit gebracht hat.

Will der Tischler als ein tüchtiger Meister gelten, so muß er gewohnt sein, sehr genau und pünktlich zu arbeiten und sich keine Nachlässigkeit zu

verzeihen. An seinen Arbeiten dürfen keine Spalten, Ritzen und Fasern bemerklich sein, alle Fugen müssen wie zusammengewachsen erscheinen, und die ganze Arbeit soll sauber und elegant aussehen. Erfordern solche Arbeiten auch mehr Mühe und Zeit, so werden sie auch gerne besser bezahlt als andere, und ein Handwerker, der so pünktlich zu arbeiten gewohnt ist, wird sich in kurzer Zeit auch der besten Kundschaft erfreuen.

## Das Wagnerhandwerk.

In den ältesten Zeiten wurden Lasten dadurch bewegt, daß man sie auf Schleifen legte, runde Stücke Holz darunter brachte und sie auf diesen fortrollte oder fortschob. Später verfertigte man dicke Walzen, welche man zwischen zwei längeren Stücken Holz so anbrachte, daß sie sich rollend bewegen konnten und also statt der Räder dienten. Durch fortwährende Verbesserungen entstand hieraus endlich der Wagen, der zuerst bei den Egyptern im Gebrauch war. Die ältesten Wagen hatten jedoch nur zwei Räder, und die Erfindung des vierräderigen Wagens wird den Phrygiern, einem Volke, das in Kleinasien wohnte, zugeschrieben. Schon zur Zeit des Josua hatte man Streitwagen, die im Kriege gebraucht wurden. Sie hatten zwei Deichseln, an welche man vier Pferde neben einander spannte, und sie waren demnach sehr schwer zu lenken. Auf diesen Wagen standen die Streitenden und wehrten sich nach allen Seiten gegen ihre Feinde.

Diese Wagen wurden nun nach und nach in verschiedenen Ländern mehr und mehr vervollkommnet. Schon die Römer hatten mit Leder bedeckte Wagen; aber die hängenden Wagen oder Kutschen waren ihnen noch nicht bekannt, denn diese wurden erst 1402 in Frankreich erfunden. Eine Chronik von Paris erzählt, daß die Gemahlin Karls VI., Königs von Frankreich, ihren Einzug in einer Kutsche mit beweglichen Sitzen, welche in Riemen hingen, gehalten habe. Von dort aus wurden die Kutschen auch in Deutschland bekannt, und man hat es gleichfalls als Merkwürdigkeit aufgezeichnet, daß Kaiser Friedrich III. 1474 in einer in Riemen hängenden Kutsche zu Frankfurt ankam. Damals durften sich jedoch nur Fürsten eines so vornehmen Fuhrwerks bedienen.

Seitdem hat man Wagen und Kutschen vielfach verbessert. Man macht jetzt Reisewagen, die alle möglichen Bequemlichkeiten darbieten und dabei sehr leicht beweglich sind. Man hat dieselben mit sehr einfachen und sichern Vorrichtungen zum Sperren der Räder und sogar zum schnellen Ausspannen scheu gewordener Pferde versehen. Dabei sind solche Wagen äußerst elegant ausgestattet und bieten zugleich Schutz gegen jede Witterung dar. Ein Mechaniker zu Wien hat einen Wagen erfunden, der durch ein inneres Triebwerk in Bewegung gesetzt wird, und mit dem man fahren kann, wohin man will. Ein Künstler aus Liegnitz verfertigte in Magdeburg für einen Lahmen einen Wagen, den dieser selbst leiten und treiben konnte. Eben so gibt es für solche Personen auch Stuhlwagen, mit denen sie selbst im Zimmer und im Garten umherfahren können. Die größten Wagen sind die Eisenbahnwagen, denn es gibt solche, in denen 78 Personen bequem sitzen und ihr Reisegepäck unter ihren Stühlen bergen können, wobei immer noch so viel Platz übrig bleibt, daß man in der Mitte des Wagens bequem auf- und abgehen kann.

## Die Bierbrauerei.

Wohlbereitetes Bier ist ein nahrhaftes und gesundes Getränk. Man braut es aus Getreide, Wasser und Hopfen. Sind diese Erfordernisse von gehöriger Güte, versteht der Brauer sein Gewerbe, und spart er weder Zuthat noch Sorgfalt, so muß das Bier gut ausfallen. Unter dem Getreide eignet sich Gerste am besten zum Bierbrauen; nach dieser folgt der Weizen. Der Hopfen, den der Brauer haben muß, besteht aus den Samenkapseln der Hopfenpflanze. Er gibt dem Biere einen angenehmen Geschmack und Haltbarkeit. Die Verwandlung der Gerste in Malz ist die erste Arbeit in der Bierbrauerei und wird auf folgende Art vorgenommen. Wenn das Getreide rein gewaschen worden ist, so weicht man es in großen Malzbütten ein und läßt es 40 bis 48 Stunden lang quellen. Nachher schüttet man es auf luftige Böden zum Keimen, wodurch der mehlige Bestandtheil des Getreides in Zuckerstoff verwandelt wird, und nun heißt es Malz. Damit jedoch das weitere Auswachsen des Keimes verhindert werde, trocknet man es auf den Malzdarren, oder, um Luftmalz zu erhalten, des Sommers in warmer Luft. Das gedörrte Malz wird ferner in der Mühle zu Schrot gemacht. Das Brauen selbst geschieht nicht überall auf gleiche Weise. Einige kochen das Malzschrot in der Pfanne, nachdem es darin den Abend vorher mit Wasser angerührt wurde; Andere schütten das Malz in ein großes, rundes Gefäß, rühren es dort erst mit kaltem Wasser an, tragen dann kochendes dazu, bringen Alles, wenn es genug gezogen hat, in die Braupfanne und kochen es darin unter beständigem Umrühren. Die Braupfanne ist von Kupfer und wiegt oft 30 Centner. Nun heißt die Flüssigkeit Würze, und die Gefäße in welche sie gelassen wird, Würzbütten. Sie ist außerordentlich süß und würde bald zu Essig werden, wenn man dies nicht durch einen Zusatz von Hopfen zu verhindern suchte. Man kocht also eine gewisse Menge in einem besonderen Gefäße und gießt den Absud unter die Würze, die nun gehopft und verwandelt ist. Aber ehe solches geschieht, muß man sie erst bis auf einen gewissen Grad abkühlen lassen. Daher bringt man sie in große viereckige Gefäße von der Gestalt eines flachen Kastens und rührt sie dort eine Zeit lang um. Endlich leitet man die Flüssigkeiten in die sogenannten Stellbüten zum Gähren, welches durch Beimischung von Hefen befördert wird. Das fertige Bier kommt in ausgepichte Tonnen, und gährt noch hier einige Tage langsam nach. Die Stärke des Bieres hängt von der Menge des Malzes, und die Farbe von dem Dörren desselben ab.

## Oelschlägerei.

In den Samen und Früchten mancher Pflanzen ist dasjenige fette Oel enthalten, welches wir so häufig zu den Speisen, zum Brennen in Lampen, zum Seifensieden, zum Malen, zur Bereitung mancher Firnisse, als Arznei und zu manchen andern Zwecken nützlich anwenden. Das reinste und süßeste unter allen diesen Oelen ist das aus der Frucht des Oelbaumes, den Oliven, welches wir vorzugsweise Baumöl nennen. Das Nußöl aus den welschen und Haselnüssen, das Mandelöl aus den süßen Mandeln, das Lindenöl aus dem Lindensamen, das Mohnöl und manche andere sind fast eben so gut zu den Speisen als das Olivenöl. Rüböl aus Rübsamen, Leinöl aus Leinsamen, werden hauptsächlich zum Brennen angewendet. Es gibt der Pflanzen viele, aus deren Samen man Oel machen kann; solche sind noch außer den genannten: die Rothbuche, der Hanf, Leindotter, Hederich, Senf, Kürbis,

die Sonnenblume, der Hartriegel u. s. w. Die Bereitung des Oels aus Oliven ist ganz einfach. Man preßt die Früchte, wenn sie reif sind, aus; der Saft läuft in ein untergesetztes Behältniß; das Oel sondert sich bald von den wässerigen Theilen ab und schwimmt oben; es wird abgenommen und in Fässern aufbewahrt. — Da unsere ölhaltigen Samen meist so hart sind, daß sie durch bloßes Pressen kein Oel geben, so müssen sie dazu erst vorbereitet werden. Dies geschieht durch das Stampfen in der Oelmühle. Der zu einem Teige gestoßene Samen wird hierauf erwärmt, in Haartücher eingeschlagen und mit denselben zwischen Preßplatten gelegt. Nachdem diese in die Gruben der Oellade gesetzt sind, treibt man den Preßkeil mit dem Schlägel hinein, worauf das Oel aus einer Oeffnung der Lade in die untergestellten Gefäße rinnt. Der einmal gepreßte Samen wird nochmals gestampft, dann mit Wasser angefeuchtet, in einem Kessel unter stetem Umrühren warm gemacht, wiederum in Haartücher gehüllt und zum zweiten Male in die Presse gebracht. Wenn man die gewonnene Flüssigkeit eine Zeitlang in reinen Gefäßen ruhig stehen läßt, so setzt sich nach und nach ein Schleim zu Boden, von welchem das Oel abgeklärt werden muß, ehe man es zum Aufbewahren in Keller bringt. In neuerer Zeit sind Mittel erfunden worden, das Oel von dem Schleime ganz zu befreien und es auch im Großen zu läutern oder zu raffiniren, daß es jahrelang, selbst in offenen Behältnissen erhalten werden kann. Am einfachsten ist folgende Läuterungsart. Man nimmt Oel und warmes Wasser, worin man die Hand noch leiden kann, zu gleichen Theilen, und schüttet oder peitscht diese Flüssigkeit mit Besen recht tüchtig unter einander. Läßt man sie hierauf 24 Stunden stehen, so sondert sich das Oel vom Wasser, welches die Schleimtheile an sich gezogen hatte. Das gereinigte Oel schöpft man dann, weil es oben schwimmt, ab. Der Scheidekünstler Damart setzte zu dem lauen Wasser noch Kochsalz hinzu, und verfuhr übrigens wie vorhin angeführt wurde. Wieder ein anderer that das Oel in siedendes Wasser, worin rein gewaschener Sand befindlich war. Durch gewaltsames Schütteln dieser Mischung schied er gleichfalls die unreinen Theile aus.

## Bereitung des Papiers.

In alten Zeiten schrieb man auf Stein, Holz, Baumrinde, später auf Thierhäute und Baumblätter. Indessen war, 600 Jahre vor Christus, das Papier aus den bastartigen, fest auf einander geleimten Häuten des Papyrus-Schilfs von den Egyptern verfertigt worden. Mit solchem Papiere und mit dem nachher aus Thierhäuten bereiteten Pergamente behalf man sich bis zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo das Baumwollenpapier erfunden wurde. Das erste ist aus roher Baumwolle gemacht worden, später erhielt man es, und wahrscheinlich in China zuerst, aus abgetragenen baumwollenen Zeugen. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts verfertigten es schon die Deutschen aus leinenen Lumpen.

Bei der Bereitung unseres jetzt gebräuchlichen Papiers ist das erste, wofür der Papiermüller zu sorgen hat, die Erlangung einer gehörigen Menge gebrauchter Stücke von Leinwand oder Baumwollenzeug. Je feiner und weißer diese sind, desto feineres und weißeres Papier erhält man. — Zuvor werden die Lumpen gesondert, indem man die, welche an Güte gleich sind, auf einen Haufen wirft. Die feinen bestimmt man zu Briefpapier, eine geringere Sorte zum gewöhnlichen Schreibpapiere und noch eine schlechtere zum Druck- und Packpapier; Tuchstücke dienen zu Löschpapier. Nun wer-

den die Lumpen gewaschen, getrocknet und durch ein besonderes Schneidewerkzeug zerstückt, so daß sie wie grobe Hobelspäne aussehen. Jetzt thut man sie in Bütten und gießt Wasser darauf, wodurch Schmutz und Farben abgelöst und die folgende Arbeit beschleunigt wird. Hierauf kommen sie in das Geschirr, so nennt der Papiermacher die Stampfmühle. Diese hat einen Löcherbaum mit mehreren Gruben. In der ersten werden die Lumpen durch scharf beschlagene, an langen Stielen befindliche Hämmer oder Stampfer zerhackt; in der zweiten, welche den Brei von der ersten aufnimmt, durch weniger scharfe; in den folgenden durch stumpfbeschlagene, die nur reiben. So entsteht eine Masse, die Halbzeug heißt. In die Gruben läuft Wasser vermittelst einer Röhre, das wieder am Ende durch eine Art von Sieb fließt. Das Halbzeug kommt nun in den sogenannten Holländer, wo es eine umlaufende, mit stählernen Schienen besetzte Walze vollends zerreibt. Aus dem Holländertroge wird der dünne Brei, der jetzt eine milchartige Farbe hat, in den Zeugkasten gelassen, wo man ihn in Papier verwandelt. Ein Arbeiter fährt nämlich mit der Form, einem flachen, viereckigen Drahtsiebe, welches die Größe des Bogens hat, in die Masse, und schöpft so viel heraus, als zur Bedeckung des Drahtbodens von Nöthen ist, schüttelt dann die Form, um das überflüssige Wasser wegzuschaffen, und schiebt sie einem andern Arbeiter zu, welcher die nassen Bogen zwischen Filze legt. Ein Stoß solcher Filze wird stark gepreßt, dann auseinandergelegt und das Papier auf luftigen Böden an Schnüren getrocknet. Ist dasselbe trocken, so muß man es noch, wenn es zum Schreiben bestimmt ist, durch Leimwasser ziehen, damit es die Dinte hält. Das letzte Geschäft besteht im Ebnen, Glätten und Zusammenlegen der Bogen. — Das Papier, welches auf die eben beschriebene Weise gefertigt wird, ist unter dem Namen Büttenpapier bekannt. In der neuen und neuesten Zeit fertigt man auch Maschinenpapier oder Papier ohne Ende. Bei Fertigung des Maschinenpapiers verrichtet nämlich eine Maschine das Geschäft des Schöpfens; statt daß bei der Fabrikation des Büttenpapiers der Papierbrei auf die Bogenform geschöpft wird, fließt er hier fortwährend und höchst gleichmäßig aus einem Behältnisse auf ein breites Drahtgewebe, das über Walzen gespannt ist, die sich unter beständigem Schütteln langsam umdrehen. Von diesem Drahtgewebe wird die natürlich ganz feuchte und nur leicht zusammenhängende endlose Masse zwischen Filzwalzen durchgeführt und gepreßt, und endlich zieht sie sich über eine erhitzte Metallwalze weg, welche die im werdenden Papiere noch vorhandene Feuchtigkeit vollends auftrocknet. Auf diese Weise kommt in ganz kurzer Zeit am Ende derselben Maschine, in welche auf der einen Seite der Papierbrei fließt, das fertige Papier in endlosen, breiten Stücken, gleich einem 60 bis 80 Ellen langen Stücke Leinwand oder Kattun hervor, wo es dann auf eine Walze aufgerollt wird. Eine andere Maschine schneidet es endlich in Bogen. Das Maschinenpapier unterscheidet sich schon durch seine Glätte, hauptsächlich aber davon vom Büttenpapier, daß es weder Rippen, noch Wasserzeichen hat.

## Die Kürschnerei.

Der Kürschner ist eine Art Gerber und Schneider in einer Person. Als Gerber versteht er die Kunst, Häute und Felle von Thieren, ohne sie zu enthaaren, auszuarbeiten; als Schneider muß er sie dann zu Pelzkleidern zuschneiden und zusammennähen. Ehe der Kürschner die Felle gahr zu machen anfängt, muß er sie von dem natürlichen Schmutze und Fette befreien.

Dazu darf er aber keine scharf beizenden Mittel nehmen, sondern solche, die das Haar nicht angreifen, denn die Erhaltung desselben ist ja Hauptzweck bei der Zurichtung des Pelzwerks. Zuerst kehrt er den unaufgeschnittenen Balg um, so daß die Haarseite inwendig kommt. Die Fleischseite reibt er mit Oel oder Schweineschmalz ein, legt die Felle in die Trampeltonne und tritt sie mit bloßen Füßen drei bis vier Stunden lang, auf daß sie geschmeidig werden. Nun nimmt er sie heraus, bestreicht sie auf der Fleischseite mit einem scharfen Salzwasser, kleine Felle auch wohl mit einer Beize von Flußwasser und Weizenkleie. Nachher packt er sie auf einander und läßt sie zugedeckt eine Nacht liegen. Sie kommen dadurch in eine Art von Gährung, schwellen auf und man kann an ihnen das Schaben und Abfleischen vornehmen. Jetzt werden die Felle zum Trocknen an luftigen Plätzen auf Stricke gehangen; da sie aber nachher wieder etwas ungeschmeidig sind, so bestreicht man sie von neuem mit Salzwasser, trampelt sie nochmals einige Stunden, und streicht sie dann mit einem schärfern Abschleifeisen rein. Um nun das Fett aus ihnen herauszuschaffen, bestreut man sie in der Leitertonne mit Sand und Gyps, tritt sie in dem erwärmten Tretstocke mit Sägespänen, Kleie oder Häcksel und reinigt sie durch ein stumpfes Eisen. Endlich klopft man die Felle aus, und bringt die Haare mit einem eisernen Kamme in Ordnung.

## Die Gerberei.

Die Gerberei ist die Kunst, die Felle der Thiere in Leder zu verwandeln, d. h. sie so zuzubereiten, daß sie geschmeidig werden und der Fäulniß lange widerstehen. Die Gerberei theilt sich in Roth- und Weißgerberei und beide Handwerke machen zwei verschiedene Innungen aus.

Die Rothgerber bereiten das lohgare Leder, z. B. Sohlleder, Fahlleder, Schmalleder und Juchtenleder. Sie verarbeiten dazu Rinds- und Roßhäute, Kalb- und Schaffelle. Erst werden die Häute eingeweicht, um sie von Blut, Fett und anderen Unreinigkeiten zu säubern, und dies geschieht in einem Sumpfe, d. h. in einem großen Weichfasse oder Bohlenkasten oder in einem Flusse, worauf sie in Kalkbäder, in Wasser mit Kalk, gelegt oder geäschert werden, damit sie schwitzen, aufschwellen und die Haare fahren lassen. Zum Abfleischen und Abkratzen der Haare dient ein Messer mit umgelegter Schneide, das Gegenmesser, wobei die Felle auf den Schabe- oder Abstoßbaum gelegt werden. Das Abschaben geschieht mit dem Schabeisen, einem länglich runden Eisen, das auf der einen Seite halb, auf der andern ganz scharf und mit zwei Griffen versehen ist. Da und dort wird zu dem Enthaaren auch eine Maschine angewendet, die man Scheermaschine nennt. Das Fell wird dabei durch eine Vorrichtung wie bei einer Sägemühle gegen die Messer gerückt, welche auf der einen Seite gekerbt, auf der andern aber wie eine Kornsichel geschliffen und meistens von kreisrunder Form sind. Das abgeschnittene Haar wird von einer mit Zwilch überzogenen Walze abgenommen. Dann kommen die Felle in das schwache Schwitzbad, zu dem gebrauchter Kalk genommen wird. Statt des Aescherns mit Kalkwasser gebraucht man auch eine Beize von Gerstenmehl und Wasser, und das darin geschwellte Leder heißt Gerstenleder; hat es aber in einer Brühe von Lohe gelegen, so nennt man es lüttticher oder Lohbrühleder. Darauf legt man die Häute in das frische Schwitzbad, wozu frischer Kalk genommen wird, bis sie gehörig aufgelockert sind, oder man wendet, z. B. bei dickern Häuten, das Schwitzen an, indem man auf die Fleischseite Kochsalz

und Asche einreibt, was die Fäulniß verhindert. Darauf schlägt man sie mehrmals zusammen, wobei die Haar= oder Narbenseiten nach außen und die Fleischseiten nach innen kommen müssen, und legt sie auf Haufen, die oft umgeschlagen werden müssen, damit sie sich nicht zu sehr erhitzen. Bei diesem Verfahren werden die Felle warm und feucht, darum sagen die Gerber: sie liegen in der Schwitze. Bei dem Schwitzen wird die Haut nicht schwammig, was bei der Anwendung des Kalkbades, dem Kalken, der Fall ist, leidet aber leicht durch Hitze. Nun werden die Felle in Wasser mehrmals abgespült, alle noch übrigen Fleischtheile mit dem Ausstoßeisen entfernt und die Grundhaare mit einem gewöhnlichen großen, scharfen Messer rein abgeschnitten. Nun legt man die Häute 1 bis 2 Tage in die Schwell= oder Treibfarbe, eine schwache Lohbrühe aus frischer Lohe, wodurch sie eine röthliche Farbe erhalten. Jetzt werden sie abgekehlt, d. h. der Kalk wird auf dem Schabebaum ausgedrückt, und die Häute werden mit dem Gerbestahl biegsam gemacht.

Nun erst erfolgt das eigentliche Gerben, wobei die Häute zwischen Lohe in Gruben von verschiedener Größe gebracht werden, was dreimal wiederholt wird und nach der beschriebenen alten Weise gewöhnlich ein Jahr dauert.

In neuester Zeit hat man Erfindungen gemacht, wodurch das Gerben viel schneller bewirkt wird. Das Enthaaren wird durch eine Lohbrühe, welcher man nach und nach $^1/_{1000}$ Vitriolsäure zugießt, in 8 Tagen, und das Aufschwellen in 2 Tagen auf ähnliche Weise bezweckt. Das Gerben geschieht, indem man Häute in ein Gefäß mit Lohauflösung hängt, wobei man anfangs schwache und nach und nach immer stärkere Lohauflösung nimmt. Ochsenhäute werden auf diese Weise in 4 bis 6, Kuh= und Roßhäute in 2 bis 3 Wochen und Kalbfelle in 8 bis 14 Tagen gegerbt und dann langsam getrocknet.

Als Gerberlohe dienen verschiedene Substanzen aus dem Pflanzenreiche, welche eine zusammenziehende Kraft haben, vorzüglich die Rinde von Eichen, besonders von der Rotheiche, ferner von Fichten, Birken, Tannen, Erlen, Ulmen, Buchen, Pappeln, Nuß= und Kastanienbäumen u. s. w. Der Ort, wo die Rinde ꝛc. getrocknet wird, heißt Lohbad, die einzelnen Fächer der Lohgrube nennt man Treibkasten. Die Lohe wird etwa 3 Zoll hoch auf den Boden der Grube gestreut, eine Haut mit der Narbenseite nach oben darauf gebreitet, anderthalb Zoll mit Lohe bedeckt, eine zweite Haut darauf gelegt, so daß der Kopf derselben auf die Vorderfüße der ersten kommt und so fortgefahren, bis die Grube fast voll ist; dann setzt man eine starke Schicht schon gebrauchter, doch nicht fauler Lohe und endlich Bretter und Steine darauf. Jetzt wird Flußwasser auf die Grube gepumpt und das Ganze 10 bis 14 Wochen ruhen gelassen, worauf die Grube gezogen wird, d. h. die Häute werden herausgenommen, von der anhängenden Lohe gereinigt, mit der Narbenseite nach unten wieder eben so mit frischer Lohe eingelegt und nach drei bis vier Monaten wird dieses Verfahren wiederholt. In diesem dritten Satze bleiben die Häute liegen, bis man sie braucht.

Die Zeichen eines gelungenen Gerbens sind Festigkeit, Helle und Schwere, dann die Gewichtszunahme zu $^1/_5$. Durch und durch ist das Gerben gedrungen, wenn die Haut beim Einschneiden in dieselbe glänzend und bräunlich gelb marmorirt erscheint. Lohe von alten Bäumen macht das Leder braun, von der Buschlohe wird dasselbe schön hellgelb. Die Lohe wird nun von den Häuten abgeschüttelt und diese werden schwach an einem luftigen Orte getrocknet, worauf man sie ausbreitet, mit Steinen und Brettern

belastet, oder durch eine große Schraubenpresse glatt preßt, mit trockener Lohe abreibt und vollends auf Stangen trocknet. Nachher werden die Häute auf einer harten Unterlage mit hölzernen Keulen gestampft und mit steinernen Walzen (in England durch ein eisernes Walzwerk) geebnet oder mit einem gerippten Horn gerieben, dann auf ein trockenes Lager gebracht. Bleiben bei dem Gerben der Kalb= oder Schaffelle die Haare oder Wolle stehen, so heißt man dies rauchgar; lohgar ist das Leder, wenn es blos mit Gerberlohe gegerbt ist; schwarzgar nennt man dasselbe, wenn es schwärzlich oder ganz schwarz ist.

Die Rinde, welche man zum Gerben benützt, wird auf der Lohmühle grob gestampft und dann auf einer Mühle gemahlen. Die gebrauchte Lohe wird in viereckigen oder runden Formen zu Lohkuchen zusammen geballt und getrocknet, worauf sie als Feuerungsmaterial gebraucht werden kann. Als Düngungsmittel kann sie auf Wiesen verwendet werden; soll sie aber als solches auf Feldern benützt werden, so benetzt man sie zuvor mit Jauche oder bringt sie mit Kalk vermischt in Gährung.

## Das Schuhmacherhandwerk.

Schon in frühester Zeit suchte man die Füße dadurch vor Beschädigung zu schützen, daß man ein Stück Holz nach der Form des Fußes schnitt und dasselbe als Sohle unter dem Fuße mit Bändern befestigte. Zur Zeit Moses scheint man jedoch schon Schuhe getragen zu haben, die den ganzen Fuß bedeckten. Bei den Römern trugen die Männer Stiefel von Ochsenhäuten, die sie roh um die Füße legten, während man im Morgenlande noch Sandalen oder Sohlen trug, die mit Riemen an den Füßen befestigt wurden. Die vornehmen Römer trugen abgenähte Schuhe von Purpurleder. Die alten Deutschen trugen Halbstiefeln von rohem Leder, die mit Bast bis an die Waden zugeschnürt wurden. Die Schuhe mit hohen Absätzen kamen aus Spanien nach Deutschland, und im fünfzehnten Jahrhundert trug man in Frankreich Schuhe, die vorn sehr spitzig und aufwärts gebogen waren, welche Mode sich schnell in Europa verbreitete und so sehr gesteigert wurde, daß der Rath zu Nürnberg sich veranlaßt sah, den Schustern vorzuschreiben, wie lang sie die Spitzen der Schuhe machen dürften. Die reichen Frauen jener Zeit stickten ihre Schuhe mit Goldfaden und Edelsteinen und besetzten sogar ihre Pantoffeln damit.

In neuerer Zeit fing man an, den Schuhen eine zweckmäßigere Form zu geben, indem man sie mehr nach dem Fuße schnitt, was sehr zu loben ist, da spitzige, enge Stiefel für die Füße sehr schädlich sind.

Das Handwerk der Schuhmacher ist eines der unentbehrlichsten für die menschliche Gesellschaft, und darum ist es auch aller Ehren werth. Da aber der Schuster stets mit gekrümmtem, gepreßtem Leibe arbeiten muß, so werden durch diese Stellung die Eingeweide und Blutgefäße widernatürlich zusammengedrückt, und es ist daher begreiflich, daß dadurch der Gesundheit leicht geschadet wird. Es ist daher sehr rathsam für Schuster, immer am Abend einen angemessene Bewegung zu machen und nebenbei keine hart= und schwerverdaulichen Speisen zu genießen. Heftige Bewegungen sind jedoch nicht zu empfehlen, da ein Körper, der ohnehin durch eine unzweckmäßige Lebensweise geschwächt ist, zu große Anstrengungen niemals ohne nachtheilige Folgen erträgt.

## Das Schneiderhandwerk.

Als die Menschen anfingen sich zu zerstreuen und in rauhere Gegenden kamen, fühlten sie das Bedürfniß, sich gegen die Witterung zu schützen, und sie bedeckten sich mit rohen Thierfellen, die sie mit Dornen oder spitzigen Knochen zusammenhefteten. Das Unangenehme, welches diese Kleidung hatte, trieb die Menschen dazu an, nach allerlei Verbesserungen zu suchen. Schon zur Zeit Abrahams wurde das Spinnen der Wolle erfunden, und bald darauf wurden auch Zeuge aus Fäden gewebt. Schon Joseph trug einen buntfarbigen Rock, und zu Moses Zeiten machte man allerlei künstliche Gewebe aus Flachs, Wolle und Kameelhaaren. Bei den Alten bestand die Kleidung in einem langen, geschlossenen Rocke, den man in der Mitte des Leibes gürtete, und die Vornehmen ließen diese Röcke mit einem breiten Purpursaume besetzen. Die Babylonier erfanden die Nadeln, die anfangs zum Stricken und Sticken und erst später auch zum Nähen gebraucht wurden. Nun fing man auch an den Kleidern verschiedene Formen zu geben, die jedoch nicht so oft wechselten als jetzt. Die Beinkleider wurden erst vor etwa eilfhundert Jahren in Frankreich erfunden und seit jener Zeit ging fast jede Erfindung von Kleidern von Frankreich aus und verbreitete sich immer schneller im übrigen Europa. Die abentheuerlichsten Trachten kamen später immer in Paris auf und wurden überall, am eifrigsten aber in Deutschland nachgeahmt, und so wurde Paris nach und nach die Gesetzgeberin in Sachen der Moden, was den bereitwilligen Nachahmern vieles Geld kostet. Das Schneiderhandwerk wurde dadurch immer wichtiger, denn es ist keine Kleinigkeit, alle jene Veränderungen immer richtig und mit Geschmack zu treffen, mit denen uns die Pariser Modezeitungen immer so bereitwillig beschenken; ein Schneider aber, der dies nicht kann, verliert bald seine Kunden.

Ein geschickter Schneider muß also mit der herrschenden Mode bekannt sein, darnach arbeiten und jedes Kleidungsstück so zu machen verstehen, daß man sich wohl darin fühlt und sich in jeder Weise ungehindert bewegen kann. Dabei muß er das Zuschneiden so einzurichten verstehen, daß keine Stücke unnütz abfallen oder der Strich des Tuches in verkehrter Richtung läuft.

In neuester Zeit hat man Nähmaschinen erfunden, die äußerst sinnreich eingerichtet sind, und jede Naht schneller und schöner verfertigen, als dies der geschickteste Schneider kann. Ganz fertig kann indessen ein Rock noch nicht durch die Maschine gemacht werden, und Manches muß vor der Hand immer noch Handarbeit bleiben.

Man hat sich manchmal den Spaß gemacht, die Schneider zu necken und zu verspotten; aber nur ein sehr beschränkter Kopf kann im Ernste glauben, daß das Schneiderhandwerk nicht eben so ehrenwerth sei, wie jedes andere.

## Die Bereitung der Seife.

Die Seife ist eine Verbindung thierischen Fetts mit Laugensalz, welche die nützliche Eigenschaft hat, mit Beihilfe des Wassers aus Zeugen und andern Körpern Unreinigkeiten, wie z. B. Schweiß, Fett, harzige Stoffe u. dgl. wegzunehmen. Wie sie bereitet wird, will ich euch kurz beschreiben.

Um die gewöhnliche Haus- oder Waschseife zu verfertigen, muß der Seifensieder zuerst eine Lauge bereiten. Er breitet zu diesem Zweck gesiebte Asche von Buchenholz oder einem andern Laubholz auf einem gepflasterten Boden aus, besprengt sie mit Wasser, schiebt sie hierauf in einen Haufen zusammen, macht in diesen ein Loch und wirft gebrannten Kalk hinein, den er mit so viel Wasser begießt, daß er sich löscht.

Diese aus Kalk und Asche bestehende Masse kommt nun, nachdem sie wohl untereinander gearbeitet worden, in den Aescher, einen hölzernen Bottich, über dessen unterem Boden sich ein zweiter durchlöcherter Boden befindet, der mit grober Leinwand oder mit Stroh bedeckt ist. Auf diesem zweiten Boden läßt man die Masse etwa 24 Stunden liegen und begießt sie während dieser Zeit so oft mit Wasser, bis dieses nicht mehr von ihr eingesogen wird. Das Wasser löst das in der Masse befindliche Laugensalz auf und bildet mit ihm eine Lauge, welche sich in dem zwischen beiden Böden enthaltenen Raum ansammelt und zuletzt durch einen Hahn oder Zapfen unten am Boden daraus abgelassen wird in ein untergestelltes hölzernes Gefäß, den sogenannten Sumpf. Aus diesem bringt man sie, wenn sie stark genug ist (Meisterlauge), in den eisernen Seifenkessel, der oben mit einem hölzernen Rand, dem Sturz, eingefaßt ist. Nach dem Einfüllen der Lauge setzt man die gehörige Menge Talg hinzu, und bringt nun die Masse zum Sieden. Wenn dies 5 bis 8 Stunden fortgesetzt worden ist, so gießt man auch das in warmem Wasser aufgelöste Kochsalz hinzu und hält die Masse unter beständigem Umrühren so lange im Sieden, bis sie gallertartig wird, worauf man das Feuer mäßigt und endlich ganz unter dem Kessel wegnimmt.

Nun filtrirt (seihet) man die Masse durch eine grobe Leinwand in den unterstellten Seihbottich hinein, und läßt sie in diesem so lange stehen, bis sich die Lauge von der Seife getrennt hat. Unterdessen wird der Seifenkessel gereinigt und mit einer schwächeren Lauge, der sogenannten Abrichtlauge, bis zu einer gewissen Höhe gefüllt. In diese rührt man die Seifenmasse hinein, läßt sie wieder einige Stunden lang sieden und setzt noch einmal eine bestimmte Quantität Kochsalz zu. Ist das Sieden so lange fortgesetzt worden, bis eine aus dem Kessel genommene Probe beim Drücken an dem Daumen nicht mehr an demselben hängen bleibt, sondern in dünne Blätter zerspringt und keine Flüssigkeit mehr von sich gibt, so ist die Seife gar gesotten und zum Formen tauglich. Man bringt sie nun in ein Kühlfaß, läßt sie einige Zeit ruhig stehen, zapft die sich noch aussondernde Lauge unten ab und schöpft endlich die noch flüssige Seife in die Form oder Lade, welche aus einem durchlöcherten Boden besteht, den zwei lange und schmale Seitenbretter einschließen. In den zwischen diesen Brettern enthaltenen Raum gießt man die Seife, nachdem man vorher eine Leinwand auf den durchlöcherten Boden gelegt hat, damit die Lauge hindurchfließe. Ist die Seife starr geworden, so nimmt man die Form auseinander, theilt die fertige Masse mittels eines Lineals ab und zertheilt sie mit einem dünnen Draht in viereckige Stücke, die man sofort auf einem luftigen Boden gehörig austrocknen läßt.

Wenn man statt der gewöhnlichen Holzaschenlauge eine Lauge von Soda anwendet, so braucht man weniger Kochsalz zuzusetzen und erhält eine festere, härtere und weißere Seife, die sogenannte Sodaseife, welche weniger eintrocknet.

Berühmt ist die Venetianische oder Marseiller-Seife, welche aus Olivenöl und ätzender Sodalauge auf eine ähnliche Art bereitet wird, wie die gewöhnliche Seife. Man wendet sie hauptsächlich zum Waschen der Hände oder Haut überhaupt, ferner zum Reinigen der Seide, zum Anstreichen mancher Waare, wie auch in der Wundarzneikunst an.

Durch einen Zusatz von irgend einem wohlriechenden Wasser oder Oel wird die Seife wohlriechend. Die in dieser Hinsicht sehr beliebte Windsorseife ist gewöhnliche Sodaseife mit einem Zusatz von Fenchel- und Kümmelsamenöl. Die Mandelseife erhält man, wenn man bittere Mandeln in Rosenwasser

zerstößt, durch Leinwand auspreßt und hierauf mit gleichen Theilen weißer Talgseife und Marseillerseife mit einem Zusatz von etwas Kochsalz siedet.

Der Seifensieder beschäftigt sich gewöhnlich auch noch mit Verfertigung der Talglichter.

Die Döchte dazu werden am besten aus baumwollenem Garn gemacht, unter welches man einige Fäden leinenen Zwirn gemengt hat. Nachdem man sie auf der Dochtbank mittels des Dochtmessers gehörig zugerichtet, auch mit dem Henkel oder Oehr versehen hat, dreht man sie etwas zusammen und reibt sie auf einem leinenen, mit Wachs bestrichenen Lappen, damit die Fäden sich nicht wieder aufdrehen. Die Lichter werden nun entweder gezogen oder gegossen. Im ersten Fall hängt man 10 bis 12 Döchte mit ihren Oehren auf dünne, hölzerne Stäbe oder Spieße, nimmt diese zwischen die Finger und taucht sie zu wiederholten Malen in den hölzernen oder bleiernen Trog, in welchem der flüssige Talg sich befindet. Nach dem Eintauchen bringt man die Spieße auf ein über dem Troge befindliches Gestell, damit das Ueberflüssige ablaufe und der Talg erkalte. Bei diesem Geschäft kommt es darauf an, daß der Lichterzieher die Döchte so einzutauchen wisse, daß sich der Talg in gehöriger und gleicher Dicke um sie herum ansetze und die Lichter das rechte Gewicht erhalten. Zuletzt wird der Talgansatz am untern Ende jedes Lichtes mit einem heißen Messer abgeschnitten.

Die gegossenen Lichter, welche eine schönere Form haben und gleichförmiger brennen, werden in gläsernen oder zinnernen Formen gegossen. Diese haben ganz die Gestalt und die Größe der zu ziehenden Lichter, sind daher nach dem einen Ende zu enger und verlaufen daselbst in eine Rundung mit einem Loch, das so groß ist, daß der Docht hindurchgezogen werden kann. Dieser ist am andern weitern Ende durch einen Draht befestigt und genau in der Achse ausgespannt. Alle so zugerichteten Formen werden nun in die Löcher des Formentisches gesteckt, in welchen sie durch den trichterförmigen Rand der breiteren Mündung festgehalten werden, und nun gießt man den flüssigen Talg milchwarm in die Formen. Ist er völlig erkaltet, so zieht man die Lichter heraus und schneidet den Ansatz, welcher durch den trichterförmigen Rand entstanden ist, hinweg.

Vor wenigen Jahren gelang es den Chemikern, den Talg in zwei Hauptstoffe zu zerlegen, nämlich in Oelstoff und Talgstoff. Letzterem gaben sie den gleichbedeutenden griechischen Namen Stearine; er schmilzt nicht so schnell als ersterer, ist wachsartig und wird gegenwärtig zu Lichtern verarbeitet, die in allen ihren Eigenschaften den Wachslichtern sehr nahe kommen.

## Verarbeitung der Metalle.

a. **Gold und Silber.** Das kostbarste Metall ist das Gold und heißt deßhalb auch der König der Metalle. Nach ihm folgt das Platina und das Silber. Nur von Platina wird das Gold an Schwere übertroffen; an Dehnbarkeit kömmt ihm aber Keines gleich; dagegen steht es an Härte Vielen — auch dem Silber nach. Da Gold und Silber von der Luft fast gar nicht angegriffen werden, auch sonst wenig Veränderungen unterworfen sind, und überdieß durch Schönheit und Seltenheit sich auszeichnen, so eignen sie sich vorzugsweise zu mannigfachen Verwendungen, wie zu Münzen und Medaillen, zu allerlei kostbaren Gefäßen und Schmucksachen, so wie zum Ueberziehen anderer Körper.

Geld, aus Gold, Silber oder Kupfer geprägt, ist ein gewöhnliches Tauschmittel im täglichen Verkehr bei gebildeten Völkern; doch sind auch in

sehr vielen Ländern Wechselbriefe und Papiergeld in Umlauf. — Mit Prägung des Metallgeldes beschäftiget sich die Münzkunst. Ganz reines (feines) Gold und Silber wird höchst selten gemünzt, sondern das edle Metall gewöhnlich mit einem andern von geringerem Werthe versetzt (legirt, beschickt). Silber legirt man mit Kupfer, Gold entweder mit Kupfer oder Silber, oder auch mit beiden zugleich. — Eine Mark Silber hält in Deutschland 16 Loth; eine Mark Goldes 24 Karat. Ist es unvermischt, nennt man es eine feine — vermischt, eine rauhe Mark. Den Gehalt der rauhen Mark an Gold und Silber nennt man Korn; mit dem Worte Schrot bezeichnet man die Anzahl der aus einer rauhen Mark zu prägenden Münzen, oder was dasselbe ist, das Gewicht der einzelnen Münzstücke. Die gesetzliche Bestimmung des Schrotes und Kornes nennt man den Münzfuß, der auch zugleich den Werth und Preis der edlen Metalle, sowie die Kosten der Legirung und Münzung angibt. — Das Prägen der Münzen verrichtete man sonst mit einem Hammer, jetzt bedient man sich hiezu fast überall der Münzpresse mit zwei stählernen Stempeln.

Die Gold- und Silberarbeiter theilen ihre Arbeiten in glatte und in getriebene oder figurirte ein. Letztere erfordern die meiste Kunstfertigkeit, weßhalb sich manche Goldschmiede bloß darauf verlegen; man nennt diese Ziselirer.

Der Juwelier verfertigt zwar auch kleine Geräthschaften und Geschmeide aus Gold, z. B. Ringe, Ohrgehänge ꝛc.; sein Hauptgeschäft ist jedoch das Fassen geschnittener Edelsteine (Juwelen).

Sämmtliche Waaren der genannten Professionisten werden auch im Großen in Bijouterie-Fabriken verfertiget.

Der Grad der Legirung ist an manchen Orten gesetzlich bestimmt und muß nebst der Probe, d. h. nebst dem Namen des Fabrikanten jeder Waare aufgedrückt werden, um Betrügereien vorzubeugen. — Die Waaren werden theils geschmiedet, theils nach Mustern von Blei in Sand gegossen. — Waaren von Silber und andern Metallen werden oft noch vergoldet. Die Vergoldung ist entweder eine kalte oder eine warme (Feuer-Vergoldung). Letztere hat mehr Dauer.

Gold und Silber zu verarbeiten ist übrigens eine sehr alte Kunst; schon von einem Knechte Abrahams lesen wir, daß er der Rebekka goldene Armbänder schenkte.

In Gold- und Silberdrahtfabriken wird Gold und Silber in Draht verwandelt, geplättet, gesponnen und zu Tressen, Spitzen, Borten, Fransen ꝛc. verarbeitet. Zum Golddraht nimmt man aber selten bloßes Gold, sondern gewöhnlich vergoldetes Silber.

Gold- und Silberschläger sind freie Künstler und schlagen Gold und Silber zu äußerst dünnen Blättchen, welche unter dem Namen Blattgold, Silberschaum ꝛc. bekannt sind und zum Ueberziehen mancher Körper dienen.

Englisches Zinn und Zink gibt das unechte Blattsilber, Kupfer und Zink unechtes Blattgold.

b. **Kupfer** ist sehr hart, elastisch, dehnbar und hat den meisten Wohlklang unter allen Metallen. Der grüne Rost des Kupfers (Grünspan) ist ein sehr gefährliches Gift, aber auch ein sehr nützliches Farbmaterial, das von Färbern, Malern, Glas- und Porzellanfabrikanten, von Töpfern, Hutmachern ꝛc. in großer Menge verbraucht wird. — Durch Legirung des Kupfers erzielt man Messing, Semilor oder Mannheimer-Gold, Tomback, Neusilber oder Argentan, chinesisches Weißkupfer, Prinzmetall, Glockenmetall, Kanonenmetall.

Der Kupferschmied verfertiget aus Kupfer allerlei Haus- und Küchengeräthe, welche innen gewöhnlich verzinnt werden, um das Ansetzen des Grünspans zu verhindern.

Roth- und Gelbgießer drehen oder gießen aus Kupfer, Messing, Glockengut, Tomback ꝛc. mancherlei Waaren.

Glocken-, Stück- und Bildgießer verarbeiten ebenfalls Kupferkompositionen. Das Glockengut oder die Glockenspeise ist gewöhnlich eine Mischung von Kupfer und Zinn. — Die größte Glocke soll zu Pecking in China sein und 1200 Zentner wiegen.

Der Gürtler ist den eben genannten Handwerkern verwandt; verfertiget aber besonders getriebene Sachen.

Der Nadler oder Heftleinmacher verfertiget aus Draht von Kupfer, Messing und Eisen Stecknadeln, Haarnadeln, Fischangeln, Pfeifendeckel, Stuhlfedern, Kratzbürsten, Papiermacherformen ꝛc. Sein wichtigstes Produkt, die Stecknadeln, werden aber größtentheils in Nadelfabriken gemacht. Der geringe Preis der Nadeln spricht schon für den schnellen Vollzug aller Arbeiten. Eine Nadelfabrik, welche 26 Arbeiter beschäftiget, liefert täglich 200,000 Stecknadeln, welche nur fünfzig Gulden kosten, obschon jede Nadel 70mal durch die Hände der Arbeiter geht, bis sie fertig ist. Man besitzt zu London und Philadelphia Maschinen, die fast ohne alle menschliche Beihilfe an Einem Tage eine erstaunliche Menge von Stecknadeln zu liefern im Stande sind.

Der Kupferstecher ist derjenige Künstler, der auf Platten von Kupfer, Zinn, Zink, Stahl ꝛc. Figuren vertieft und so darstellt, daß davon mit Farbe auf Papier Abdrücke gemacht werden können. Es gibt hauptsächlich drei Arten oder Manieren, in Kupfer zu stechen, nämlich das eigentliche Stechen mit dem Grabstichel, das Radiren oder Aetzen und die sogenannte schwarze Kunst. — Das Abdrucken der Platte besorgt entweder der Kupferstecher selbst oder der Kupferdrucker. Von einer gestochenen Platte kann man überhaupt 2—3000 Abdrücke machen, von einer geätzten ungefähr die Hälfte; die größte Menge von Stahlplatten.

c. **Eisen und Stahl.** Das Eisen, das nützlichste aller Metalle, ist in reinem Zustande bläulichgrau, hart, zähe, geschmeidig und strengflüssig. Vom Magnet wird es angezogen und kann selbst zum Magnete werden. Der Eisenrost gibt für Glasmacher, Töpfer ꝛc. eine brauchbare Farbe. In Essig aufgelöstes und mit Gallus oder Gerbsäure verbundenes Eisen (Feilspäne ꝛc.) brauchen Schuhmacher, Gerber, Buchbinder, Zeugdrucker ꝛc. zum Schwarzfärben. — Auf den Eisenhütten wird das Eisen aus Erzen ausgebracht und kann durch wiederholtes Umschmelzen und weiteres Zubereiten ausnehmend verfeinert werden. Es gibt daher viele Sorten von Eisen, welche sich jedoch unter drei Hauptabtheilungen bringen lassen, nämlich: Gußeisen, Stabeisen und Stahl.

Das bei der ersten Schmelzung der Eisensteine gewonnene Guß- oder Roheisen ist noch mit fremdartigen Stoffen verbunden und sehr spröde. In den Eisenhütten werden daraus mancherlei Waaren in Formen von Sand oder Lehm gegossen. — Befreit man durch ein heftiges Feuer das Gußeisen von dem Kohlen- und Sauerstoff und preßt man unter einem schweren Hammer oder zwischen stählernen Walzen die übrigen Unreinigkeiten vollends aus, so erhält man das Stab- oder Frischeisen. — Auf den Blechhütten macht man aus Stabeisen das Eisenblech, indem man kurze, ausgeglühte Eisenstäbe unter dem Hammer oder zwischen Walzen in die Breite dehnt und sechs bis acht solche Stücke zusammenschweißt. Durch Verzinnung wird

es in Weißblech verwandelt. — Aus dem feinsten Stabeisen wird Eisendraht gezogen.

Der Stahl ist eine Mischung von Eisen und Kohlenstoff. Da er verschiedene und höhere Grade von Härte annimmt, als das Eisen, zugleich viel dehnbarer, stärker und elastischer ist, so eignet er sich ganz besonders zu schneidenden und stechenden Werkzeugen, zu Federn u. dgl. — Man unterscheidet drei Hauptstahlarten: Schmelzstahl, Cementstahl und Gußstahl. Der beste in Europa ist der englische Gußstahl. Kein Stahl aber kömmt dem indischen, unter dem Namen Wooz bekannten, an Härte und Feinheit gleich; man hält ihn für eine Verbindung von Stahl mit Thon- und Kieselerde. — Der berühmte Damaszener-Stahl soll aus abwechselnd übereinandergelegten Blechen von Eisen und Stahl geschmiedet werden. — Eisen kann man härten oder stählen, d. h. oberflächlich in Stahl verwandeln, wenn man es rothglühend macht, etwas schmiedet, und noch glühend senkrecht in kaltes Wasser taucht. Der härteste Stahl wird weich wie Eisen, wenn man ihn glüht und wieder langsam erkalten läßt; man kann ihn aber wieder härten, wenn man ihn glühend in kaltem Wasser löscht. Dabei hängt die Härtung von dem Hitzegrade ab und Letztere ist an der Farbe erkennbar, welche der Stahl beim Glühen annimmt. Er läuft nämlich zuerst strohgelb, dann purpurn, violett, dunkelblau, zuletzt hellblau an. Bei Gelb besitzt er die größte Härte, bei Hellblau die geringste.

Wie weit das Eisen durch die Kunst veredelt werden könne, läßt sich schon daraus abnehmen, daß die feinen Stahltheile, welche aus einem Pfund rohen Eisens, das nur einige Kreuzer kostet, nach seiner Verwandlung in Stahl verfertiget werden können, einen Werth von mehr als 20,000 Gulden erhalten.

Der Huf- oder Waffenschmied, auch Grobschmied genannt, verarbeitet mit dem Schlosser und dem Sporer Stahl und Eisen zu den verschiedensten Waaren. — Anfangs verarbeitete man das Eisen vorzüglich zu Ackergeräthschaften. Als die Völker anfingen sich zu bekriegen, machte man Beile, Picken, Streitärte aus Eisen und verfertigte Schwerter, Kappen, Panzer, Schilde verschiedener Formen. — Die Thüren mit Schlössern zu schließen, war schon tausend Jahre vor Christus bekannt. Als der Gebrauch der Schlösser allgemeiner wurde, verlegten sich einige Schmiede ganz allein auf deren Verfertigung, wodurch das Schlossergewerbe entstand. — Das Schloßwerk, mittelst dessen man die Thüren von außen und innen öffnen und schließen kann, erfand 1520 der Kunstschlosser Hanns Ehrmann in Nürnberg, und die sogenannten französischen Schlösser — ebenfalls ein Deutscher. Das Kombinationsschloß erfanden 1778 zwei Franzosen. Dieses Schloß wird durch keinen Schlüssel geöffnet, sondern nur dadurch, daß man die Federn, aus denen es zusammengesetzt ist, nach einem Worte oder einer Zahl richtet, die nur der Eigenthümer weiß, der also auch nur das Schloß öffnen kann.

Die Nagelschmiede theilen sich in Schwarz- und Weiß-Nagelschmiede; jene machen nur große Nägel, diese nur kleine und besonders auch die verzinnten Pinnen mit messingenen Köpfen. Die feinste Sorte sind die Kammzwecke oder Wasserschwimmer, wovon 1500 Stücke in einer Eierschale auf dem Wasser schwimmen können. — Man hat jetzt Drahtstift-Fabriken, Walzmaschinen, mit deren Hilfe die Nägel viel geschwinder verfertiget werden können. Auch gibt es gußeiserne Nägel.

Der Feilenhauer macht aus Eisen und Stahl allerlei Feilen, Raspeln und Spitzringe, nicht nur von Neuem, sondern er haut sie auch wieder auf, wenn sie nicht mehr angreifen. Man hat dazu auch Maschinen, welche mit-

unter so künstlich eingerichtet sind, daß selbst Blinde die Arbeit mit der größten Genauigkeit vollziehen können. — Nach dem Hauen werden die Feilen gehärtet. — Für die besten Feilen gelten immer noch die englischen, welche so hart sind, daß sie selbst Stahl angreifen. In England verlegt sich aber der Feilenhauer auch nur auf eine beliebige Feilensorte.

Die Nähnadeln werden von dem Nähnadelmacher, gewöhnlich aber in Fabriken und auf ähnliche Weise verfertiget wie die Stecknadeln. Der Drabt hiezu bestebt aus einer Mischung von Eisen und Stahl. Die Nadelfabriken zu Schwabach — die ansehnlichsten in Deutschland — liefern jährlich über 200 Millionen Nähnadeln; die zu Vaels bei Aachen über 500 Millionen.

Die Schriftschneider und Schriftgießer verfertigen die Schriften oder metallenen Buchstaben (Lettern) für die Buchdrucker. Ein fleißiger Arbeiter kann täglich über 3000 Lettern kleiner Schrift gießen. Man hat aber jetzt auch Maschinen, womit die Arbeit viel schneller von Statten geht.

Eisen und Stahl verarbeiten außer vielen Fabriken ferner noch der Ahlenschmied, der Angelschmied, der Zeugschmied, der Messerschmied, welch Letztere sich wieder in Kurz- und Langmesserschmiede oder Schwertfeger, Chirurg-Instrumentenmacher theilen.

Hier könnte man füglich auch das Uhrmacher-Gewerbe einschalten. — Die ersten Uhren waren die Sonnenuhren und waren 1500 Jahre vor Christus schon bekannt. Später bediente man sich der Wasser- und Sanduhren, bis 1050 Jahre nach Christus ein Geistlicher zu Verona, Pazifikus mit Namen, den ersten Versuch mit Räderuhren machte. Im Jahre 1368 hatte man in Deutschland schon Schlaguhren auf den Kirchthürmen. Im Jahre 1520 erfand Peter Hele, ein Nürnberger Uhrmacher, die Taschenuhren. Sie waren eiförmig, hatten Saiten statt der Kette und zeigten nur die Stunden an. Die Taschenuhren vervollkommneten sich in sehr kurzer Zeit. Kaiser Karl V. soll schon eine Uhr mit Glocke im Fingerringe getragen haben.

Der Klempner (Spengler, Flaschner) verarbeitet Messingblech, sowie schwarzes und verzinntes Eisenblech.

*d.* Das **Zinn** ist ebenfalls ein sehr nützliches Metall. Rein ist es glänzend weiß und dem Silber ähnlich, leichtflüssig, weich, dehnbar und knirscht beim Biegen. An der Luft verliert es seinen Glanz, ohne jedoch zu verkalken. Wird es aber geschmolzen und bei Luftzutritt einige Zeit im Flusse erhalten, so verwandelt es sich in ein Oxyd, welches unter dem Namen Zinnasche zur Bereitung des milchweißen Glases, zum Poltren harter Körper, sowie zu anderen technischen Zwecken verwendet und daher in eigenen Fabriken bereitet wird. In Königswasser aufgelöset, erhöht es die Schönheit aller rothen Farben ganz ausnehmend. — Das reinste Zinn, welches im Handel vorkömmt, ist das Banka-, das Malakka- und das englische Zinn. Diese Sorten würden sich ganz vorzüglich zum Verzinnen eiserner, kupferner und messingener Gefäße, um solche gegen Rost zu schützen, eignen. Selten aber wird das Zinn rein verarbeitet, sondern meistens mit andern Metallen legirt und verfälscht.

Der Zinngießer gießt seine Waaren in Formen von Messing, Blei, Stein, Thon und Gyps. Die gegossenen Sachen werden noch abgedreht und mit Zinnasche polirt. Um den Preis ihrer Waaren zu verringern, versetzen die Zinngießer das Zinn meistens mit Blei. — Zinnerne Geschirre waren übrigens schon zu den Zeiten des Moses im Gebrauche.

Der Staniol- oder Folienschläger schlägt aus reinem Zinn dünnes Blech, welches nicht nur zum Belegen des Spiegelglases dient, sondern

auch zu allerlei Verzierungen, zu welchem Ende es mannigfaltige Färbung erhält.

e. Das **Blei** hat eine dunklere Farbe als das Zinn, ist weich und schmilzt leicht. An der Luft überzieht es sich bald mit einer dünnen Lage grauen Oxyds (Kalkes). Im geschmolzenen Zustande verkalkt es noch schneller, wenn man die auf der geschmolzenen Masse sich bildende Haut fort und fort zurückschiebt und sich wieder erneuern läßt. Man erhält so die Bleiasche, welche hauptsächlich zum Glasiren verwendet wird. Durch längere Erhitzung bei vorüberströmender Luft entstehen aus der Bleiasche nach und nach nützliche Farben — das Bleigelb und Bleiroth. — In sehr starkem Feuer wird das Bleioxyd schuppig, glasartig und glänzend und heißt dann Gold- oder Silberglätte. Sie wird als ein vorzügliches Schmelzmittel von Töpfern und in Glasfabriken, auch in der Wundarzneikunst, in Menge verbraucht. — Läßt man dünne Bleiplatten von Essigdämpfen zerfressen, so bekömmt man das zum Malen, Anstreichen ꝛc. häufig benützte Bleiweiß. In Verbindung mit Leim erhält man das Leimweiß, in Verbindung mit Oel — das Oelweiß. — Aus Bleioxyd bereitet man auch Bleizucker, von welchem die Kattundrucker einen nützlichen Gebrauch machen. — Mit ihm suchen auch Weinverfälscher saure Weine zu versüßen. — Alle Bleioxyde gehören zu den gefährlichsten Giften; daher sollte man zur Verzinnung der Küchengefäße nur bleireines Zinn nehmen, zu Wasserleitungen keine bleiernen Röhren, zum Bemalen eßbarer Sachen keine Bleifarben.

Die Bleirollenmacher und Bleiblechgießer verfertigen Platten und Rollen zu Dachdecken, Rinnen, Röhren ꝛc. und Bleiblech zum Einpacken des Tabaks und Thee's.

Kugel- und Schrottgießer besorgen den Guß von Schießhagel oder Flintenschrott und Kugeln, wozu geringere Sorten von Blei verwendet werden.

Bleifigurenmacher gibt es vorzüglich in Nürnberg und Fürth. Sie gießen aus reinem oder mit Zinn vermischtem Blei allerlei Kinderspielwaaren, die zuletzt gewöhnlich bemalt werden.

## Die Glashütte.

Das Glas ist eines der wichtigsten Kunsterzeugnisse. Ohne dasselbe entbehren wir nicht allein so mancher Trink- und anderer Gefäße, sondern auch der Fensterscheiben, der Spiegel, der Brillen, der Vergrößerungs- und Ferngläser, der Barometer, Thermometer und vieler Schmucksachen. Die Erfindung des Glases soll den alten Phöniciern angehören. Die Geschichte erzählt: Phönicische Kaufleute, die mit Salpeter handelten, hätten am Ufer eines Flusses Fleisch kochen wollen, und dabei sich, in Ermangelung der Steine zur Unterstützung des Topfes, einiger Salpeterstücke bedient. Da hätten sie denn eine glühende Flüssigkeit bemerkt, die nach dem Erkalten Glas gewesen sei. Diese Erscheinung soll das Feuer veranlaßt haben, welches durch Hülfe des Salpeters den Sand schmolz. Sehr selten war in den uralten Zeiten das Glas, und deßhalb fast so theuer wie Gold. In den ersten christlichen Jahrhunderten kam es schon mehr vor. Damals gab es Glasfenster, aber von gefärbtem Glase und nicht in Wohnhäusern, sondern in Kirchen. Erst im vierzehnten Jahrhundert sah man zuweilen Fenster von weißem Glase. Venedigs Glasfabriken waren damals die berühmtesten in Europa; später mußten sie mit den böhmischen, englischen und französischen ihren Ruhm theilen. Die Hauptstoffe des Glases sind Kieselerde und Salze, welche letztere den Fluß der ersteren befördern. Je reiner die Kieselerde ist,

desto schöner fällt das Glas aus. Am reinsten befindet sie sich im Quarzkrystall, den man gleichsam als natürliches Glas ansehen kann. Aber auch andere Quarzarten und der Sand enthalten die Kieselerde in einem hinlänglich reinen Zustande. Die Salze, welche man gebraucht, um den Quarz zum Fließen zu bringen, sind: Potasche, Kochsalz, Soda und Salpeter. Zu weißem Glase hat man außerdem noch eigene Entfärbungsmittel nöthig, um es möglichst weiß herzustellen, als Braunstein, Schmalte, Arsenik und Kohlenpulver; jedoch dürfen sie nur in geringer Menge beigegeben werden. So spröde und zerbrechlich das erkaltete Glas ist, so zähe und dehnbar ist das glühende; und eben auf dieser Zähigkeit beruht die Kunst, daraus so viele hohle und andere Sachen zu verfertigen. Durch Hülfe eines Blaserohrs kann man auf ähnliche Art, wie man Seifenblasen macht, das Glas zu großen, hohlen Körpern blasen, und so lange es noch weich ist, dasselbe mit Zangen und anderen Werkzeugen, gleich dem Wachse, zu allen möglichen Gestalten drücken und biegen; es läßt sich mit Scheeren und Messern schneiden und sogar zu dünnen Fäden spinnen. Die vorbereiteten und wohldurchmengten Bestandtheile des Glases, Fritte genannt, kommen in einen Schmelzofen, der inwendig mit einem erhabenen, gemauerten Rande versehen ist, auf den die zwei Fuß hohen Schmelztiegel, Häfen, gesetzt werden. In der Mitte brennt Tag und Nacht auf dem Herde ein starkes Feuer, und vor jedem Hafen ist in dem Ofen eine Oeffnung. Zwei bis drei Tage sind erforderlich, bis die Masse völlig flüssig und hell wird, worauf das Blasen beginnt. Es gehört zu dieser Arbeit die Pfeife, ein eisernes, 3 bis 4 Fuß langes Rohr mit einem hölzernen Griffe. Der Arbeiter taucht den Knopf der Pfeife durch die im Ofen befindliche Oeffnung in das flüssige Glas, holt, so viel er braucht, damit heraus, streicht die Glasmasse mit einem Eisenbleche fester an, und wälzet den Klumpen auf einem Steine zu einer Kugel. Nun bläst er in das Rohr, dehnt die Glaskugel aus, schwingt die Pfeife mit derselben in der Luft, und verwandelt dadurch die Blase in einen länglich runden Körper. Erkaltet die Glasmasse während der Arbeit, so hält er sie so lange im Ofen, bis sie wieder weich geworden ist. Das Blasen und Schwingen wird wiederholt, bis die Glasblase die Gestalt hat, aus der sich leicht ein Gefäß durch Drehen, Biegen und Schneiden mit eisernen Werkzeugen bilden läßt. Ist die Glaswaare fertig, so darf sie nicht sogleich in freier Luft bleiben, sonst würde sie zu spröd und unhaltbar; sie muß erst in den Kühlofen gesetzt werden, und dort bei einer mäßigen Wärme allmählich erkalten.

## Die Porzellanfabrikation.

Ein Apotheker, Namens Böttger, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Sachsen lebte, gab vor, daß er die Kunst, Gold zu machen, verstehe, und wurde daher von dem Kurfürsten von Sachsen, August dem Starken, der zugleich König von Polen war, an seinen Hof gezogen. Man versah den Goldmacher mit Allem, was er nöthig zu haben vorgab, und schloß ihn auf der Festung Königsstein ein, wo er seine Arbeiten vornehmen sollte. Dort erfand er — wenn auch nicht die Goldmacherkunst, so doch die bisher in Europa unbekannte Kunst Porzellan zu verfertigen, welche Sachsen seitdem allerdings manche Summe Goldes eingebracht hat. Freilich hatte der gute Böttger, der ein sehr unordentliches Leben zu führen gewohnt war, zu allen seinen Versuchen vom Könige nach und nach 150,000 Thaler erhalten, und starb doch noch ganz verschuldet; — das Porzellan aber war erfunden, und 1709 ward zum ersten Male die Leipziger Messe mit glasirtem und ungla-

sirtem Porzellan bezogen. Es befand sich darunter schon einiges weißfarbiges — denn das erste war roth. Im Jahre 1710 aber ward die Albrechtsburg zu Meißen zu einer großen Porzellanfabrik eingerichtet, die noch jetzt daselbst blüht. Jetzt ist sie nicht mehr die einzige; Böttger's Geheimniß ward bald verrathen, und es entstanden noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Porzellanfabriken in Wien, Kopenhagen, Berlin, Petersburg und Sêvres bei Paris, von denen jedoch das Meißner Porzellan sich noch immer durch seine Härte und Güte auszeichnet und das chinesische selbst theilweise übertrifft. Es ist leicht an den zwei blauen gekreuzten Kurschwertern zu erkennen, welche als Fabrikzeichen auf dem äußeren Boden der Geschirre sich befinden, während die Berliner Fabrik ein Scepter oder einen Adler, die Wiener das österreichische Wappen u. s. w. als Fabrikzeichen haben.

Jetzt kennt man allgemein das große Geheimniß des Böttger'schen Porzellans, über das Sachsen früher so sorgfältig wachte, daß es bei Lebensstrafe die Ausführung des inländischen Porzellanthones verbot. Man findet ihn noch jetzt in Gestalt einer weißen oder gelblichen Thonerde, namentlich bei dem Bergstädtchen Aue in der Nähe Schneebergs, bei Kolditz und bei Seidlitz in der Nähe Meißens. Diese weiße Porzellanerde aber besteht meistens aus verwittertem Feldspathe, aus Kiesel- und Thonerde, zu welchen man in der Fabrik reinen Quarzstein, oder Kiessand und etwas Gyps oder Alabaster hinzufügt. Daraus entsteht jene vom Steingute leicht zu unterscheidende, nach dem Brennen halb durchsichtige, auf dem Bruche glasige Porzellanmasse, die am Stahle Funken gibt und beim An- und Zerschlagen glockenartig klingt. — Treten wir in eine solche Porzellanfabrik. Da stehen zuerst große, mit Wasser gefüllte Fässer oder Kufen. Darin befindet sich die Porzellanerde, die daselbst durch starkes Rühren in eine weiße Brühe aufgelöst und geschlemmt wird. Der noch unverwitterte Faldspath und anderer Sand setzen sich zu Boden, und das mit den feinen Thontheilchen angefüllte Wasser wird in andere Gefäße abgelassen, in welchen der Thon sich ebenfalls nach und nach zu Boden setzt. Hierauf werden Feldspath, Sand, Quarz, Gyps und Porzellanscherben gepocht, zerstoßen und auf einer Mühle gemahlen, und dann in Regenwasser mit dem Thone zu Brei gemischt. Dieses Gemisch gießt man in große Schalen von ausgetrocknetem Gyps, welche das Wasser daraus begierig anziehen, wodurch die flüssige Masse rasch, ohne daß die schweren Theile sich setzen können, in einen Teig verwandelt wird. Dieser wird nochmals gehörig durchgeknetet und dann in großen Ballen in feuchte Keller gebracht, um daselbst zu gähren und zu faulen. Je längere Zeit man darauf verwendet, desto besser soll die Masse werden, und man sagt, daß die Chinesen — welche bekanntlich nicht die schnellsten sind und viel Geduld haben — diese Masse 50 bis 60 Jahre gähren lassen.

Aus dieser vor dem Gebrauche nochmals gründlichst durchgekneteten Porzellanmasse werden nun die Gefäße fast ganz so wie die Töpferwaaren auf der Drehscheibe geformt, die mit dem Fuße in steter, rascher, kreisförmiger Bewegung erhalten wird. Aus einem auf die Drehscheibe aufgelegten Stücke Thon erwachsen durch Hilfe der Hände, der Finger und Ballen, so wie schablonmäßig ausgeschnittener Eisen die Gefäße, die, wenn sie windtrocken sind, von der Scheibe mit einem Drahte heruntergeschnitten werden. Natürlich können auf dieser Drehscheibe nur die regelrecht runden Gegenstände geformt werden. Verzierte Gefäße, Figuren, Arabesken und Verzierungen, so wie die Henkel an den Tassen, werden in Gypsformen, welche aus zwei Hälften bestehen, gedrückt, dann herausgehoben und angesetzt. Die Stücke, ebenso wie die Stellen, wo sie angesetzt werden sollen, werden dabei etwas

rauh gekratzt, beides aber durch einen Pinsel mit flüssigem Töpferbrei angefeuchtet, aneinander gefügt und das Ueberflüssige später abgeputzt.

Wenn die geformten Gegenstände in der Luft völlig ausgetrocknet sind, so werden sie in den Verglühofen gebracht, wo man sie nur so weit brennt, daß sie im Wasser sich nicht mehr auflösen. Hierauf beginnt das Glasiren. Man nimmt fein geriebenen Quarz, Porzellanscherben und Gyps, mischt Alles gehörig und rührt es in der Glasurbrühe mit reinem Wasser zu einer dünnen Brühe ein. Die verglühten Geschirre werden nun in dieses Schlammwasser eingetaucht, die trockenen Thonwaaren ziehen das Wasser begierig ein, und die Glasur bleibt als ein feines Pulver fest auf ihrer Oberfläche sitzen. Durch diese Glasur erhält das Porzellan den ihm eigenthümlichen Glanz; doch werden auch manche Stücke, z. B. kleine Statuen u. s. w., ohne Glasur gebrannt, und man nennt diese Art Porzellan Biscuit.

Die abermals vollkommen ausgetrockneten, glasirten Geschirre kommen nun in den Brennofen. Das Eigenthümlichste dabei ist, daß in diesem Brennofen die Porzellangefäße nicht geradezu hineingestellt, sondern zuvor in thönerne Kapseln, die man gewöhnlich Muffeln nennt, eingeschlossen werden. Hierauf wird die Ofenthüre zugemauert, und der Ofen durch die an den Seiten angebrachten Feuerungsräume mit hartem Holze bis zur Weißglühhitze erhitzt. Durch die im Ofen angebrachten Löcher kann man an offen hingestellten Probestücken sehen, ob der Brand vollendet ist. Man läßt dann das Feuer abgeben und den Ofen vier Tage lang verglühen, ehe man die zugemauerte Thüröffnung aufbricht und die gebrannten und weißglasirten Gegenstände aus den Kapseln wieder herausnimmt. Die weißen sind hiermit zum Verkaufe fertig, bei den bunten und gut vergoldeten Gegenständen aber werden nun erst auf die Glasur die mit Glasfluß versetzten, zerstoßenen, ganz fein zerriebenen und mit Oel aufgetragenen Farben — natürlich sämmtlich mineralische Farben — aufgetragen, worauf die gemalten Gegenstände nochmals in Kapseln eingeschlossen und einer Rothglühhitze ausgesetzt werden. Die guten Metallvergoldungen kommen dann matt aus dem Ofen und müssen mit einem Polirsteine erst blank polirt werden. Die gewöhnliche, leichte Vergoldung aber, die sich namentlich auf dem weißen Meißner Porzellan häufig findet, ist noch ein Geheimniß; das Gold kommt blank aus dem Ofen, nützt sich aber beim Gebrauche schnell ab. Hierauf bedarf es nur noch einer Ausfortirung der gezogenen, fleckigen, sprüngigen Gegenstände, welche als Ausschuß in Sachsen auf den in den Städten jährlich abwechselnd gehaltenen Auktionen verkauft werden. Die für gut befundenen Stücke gehen in die Niederlage ab, oder werden verpackt nach allen Weltgegenden abgesendet. In neuester Zeit macht man in Meißen namentlich gute Geschäfte mit den bunten, gemalten, altmodisch verschnörkelten und verzierten Figuren und Figürchen, Tafelaufsätzen, Spiegelrahmen u. dgl., welche vor hundert Jahren Mode waren und es jetzt wieder geworden sind. Man hat die alten, glücklicherweise noch nicht zerschlagenen Formen wieder hervorgesucht, seit der Roccocogeschmack — die Mode aus Ludwig XIV. Zeit — wieder aufgekommen ist.

So wird das Porzellan gegraben, geschlämmt, geformt, glasirt, gebrannt, gemalt und verkauft, — und Mancher wird gewiß seine weiße, bunte, blaubemalte oder grünbekränzte, vergoldete oder versilberte Frühstückstasse mit ganz anderem Interesse an den Mund setzen, seit er nun weiß, wie viele Male sie durch die Hände gegangen ist, wie viel hat erdacht und erfunden werden, und wie viel Menschen ihren Verstand, ihre Kraft haben anstrengen

müssen, damit wir aus porzellanenen Geschirren behaglich unsern Kaffee schlürfen können.

## Künste.

Die Gewerbe, welche der Mensch betreibt, suchen vornehmlich nur diejenigen Dinge hervorzubringen, welche der Mensch zur Erhaltung seines Lebens bedarf. Einige derselben heißen auch wohl Künste, z. B. die, welche in Gold, Silber, Juwelen u. s. w. arbeiten. Man benennt vorzüglich diejenigen Handwerke mit diesem Namen, welche nicht sowohl mit der Bearbeitung der nöthigsten Lebensbedürfnisse, als vielmehr nur mit denjenigen Dingen sich beschäftigen, welche zur Bequemlichkeit, zur Pracht u. s. w. gehören, und einige größere Geschicklichkeiten erforderlich machen, wie wohl auch diese Unterschiede sehr schwankend sind. Solche Künste heißen mechanische. Von diesen aber unterscheidet man noch die schönen Künste, deren Absicht es ist, die Dinge schön vorzustellen. Es gehören dazu die Zeichenkunst, die Maleret, die Kupferstecherkunst, die Bildhauer- und Bild-Gießerkunst, die Kunst in Wachs zu bossiren, in Steine zu schneiden, auch die edle oder schöne Baukunst, die nicht bloß darauf sieht, daß das Gebäude fest und bequem, sondern auch, daß es schön sei; die Gartenkunst, welche nicht darauf sieht, daß der Garten Gemüse und Obst trage, sondern daß er einer schönen Landschaft ähnlich sei, ferner gehören auch die Tonkunst und die Dichtkunst nebst noch einigen andern dazu. *)

## Die Zeichenkunst.

Die Erfindung der Zeichenkunst ist sehr alt. Sie war schon bekannt, ehe Noe die Arche erbaut hatte. Zu dieser Zeit war sie noch sehr unvollkommen. Die erste Veranlassung zur Zeichenkunst gab der Schatten, den die Körper im Sonnenscheine oder beim Feuer werfen. Diesen Schatten umzog man mit einer Linie, die den Umfang genau befolgte. Ein gewisser Gyges aus Lydien stand einst beim Feuer, und sah seinen Schatten an der Wand, welchen er mit Kohle nachgezeichnet hatte. Dieser Gyges soll der Erfinder der Zeichenkunst gewesen sein. Nachher fing man an, nach dem Schatten der Thiere, der Bäume und Blumen zu zeichnen. Dieses Zeichnen war immer noch sehr einfach. Man umzog den Schatten mit einer Linie, und nach dem Verschwinden des Schattens blieb die Umfangslinie übrig, welche sodann mit der Figur des Körpers Aehnlichkeit hatte. Nachher suchte man in die Figuren auch Schatten und Licht zu bringen, wodurch die ersten Zeichnungen vollkommener wurden. Man zog nämlich innerhalb des Umrisses einige Linien, und brachte dadurch Schatten und Licht an. Die ersten Zeichnungen vrn Körpern wurden an den Wänden versucht, dann zeichnete man auf flaches Holz, welches mit dem Griffel geschah. Auch Kreide und Röthel wurden anfangs zum Zeichnen gebraucht. Die Körper, welche man mit freier Hand zeichnete, waren anfangs so unvollkommen, daß man es oft nur errathen mußte, was sie vorstellten. Durch Uebung, die allein den Meister macht, stieg auch die Zeichenkunst zu höherer Vollkommenheit. Man brachte sie in gewisse Regeln, und vervollkommnete sie auf diese Weise immer mehr. Die Zeichenkunst gab Anlaß zur Entstehung der Schreibkunst.

---

*) Die Künste beschäftigen entweder Gesicht oder Gehör durch die Schönheit ihrer Darstellungen; die Dichtkunst aber ist auf den innern Sinn gerichtet. Einer dieser drei Punkte ist der Hauptpunkt, bei Allem was Kunst genannt werden kann.

## Die Schreibkunst.

In den ältesten Zeiten verstande" die Menschen noch nicht zu schreiben. Wollte daher ein Abwesender einem Andern eine Nachricht mittheilen, so mußte er sie ihm durch einen Boten entweder mündlich sagen, oder sie ihm durch verabredete Zeichen wissen lassen, die der Bote vor den Augen der Abwesenden machen mußte. Nun fiel es nachdenkenden Menschen ein, Bilder von verschiedenen Körpern, als Thieren, Bäumen, Blumen ꝛc. zu zeichnen. Anfangs wußte man sie nur nach ihren Schatten darzustellen, bis man sie mit freier Hand zu zeichnen lernte. Diese freien Handzeichnungen gaben die nächste Gelegenheit zur Erfindung und Ausbildung der Schreibkunst. Das Nachdenken der Menschen erzeugte bei diesen Zeichnungen den Gedanken, mit diesen Bildern noch andere ähnliche Begriffe zu verbinden und auszudrücken, So z. B. stellte das Bild des Löwen die Stärke, das Bild des Hundes die Treue ꝛc. vor. Diese Art, sich Andern verständlich zu machen, hieß man Bilderschrift.

Diese Bilderschrift hatte das Unbequeme, daß sie nur dem verständlich war, der sie gemacht hatte. Diese Unverständlichkeit veranlaßte die Erfindung der Buchstabenschrift. In den ältesten Zeiten schrieb man von der Rechten zur Linken, und gebrauchte nur 16 Buchstaben, als: a, b, c, d, e, f, g, h, i, l, m, n, o, u, r, s. Als die Schreibkunst immer mehr ausgebildet wurde, brauchte man nebst dem b noch das p, nebst dem c das k und z ꝛc. In Deutschland fing man 900 Jahre nach Christi Geburt an, deutsch zu schreiben, jedoch mit lateinischen Buchstaben. Erst um das Jahr 1100 wurden die deutschen Buchstaben in Deutschland eingeführt. Von der Zeit an, da die deutsche Buchstabenschrift entstanden, mußte sie sehr viele Veränderungen leiden, wobei die Buchstaben bald mehr, bald weniger sich ihrer Vollkommenheit näherten. Eine einfache, schnörkellose, mit Schatten und Licht sanft abwechselnde, mehr runde als eckigte Form der Buchstaben, wodurch ihre Verbindung unter einander leicht geschehen kann, führt gewiß die Buchstabenschrift ihrer Vollkommenheit am nächsten.

Das Schreibmaterial hieß man Schreibmassen, worauf und womit man schrieb. Anfangs bediente man sich der Baumblätter, als vom Oliven-, Palm- und Pappelbaum ꝛc. und eines zugespitzten Holzes oder Eisens, womit man Züge in das Blatt ritzte, und mit Oel überstrich, wodurch die Schriftzüge schwarz wurden. Mehrere solche überschriebene Blätter machten ein Buch aus, daher man jetzt noch einem Blatt eines Buches den Namen Blatt gibt. Nachher fingen die Alten an, auf das Innere der Baumrinden oder des Bastes von der Linde, Birke ꝛc. zu schreiben. Nun schritt man immer zu härteren Materialien fort. Man schrieb auf Steine, Holz, Blei, Elfenbein und Seemuscheln. Die zehn Gebote Gottes waren schon auf Stein geschrieben, und zu den Zeiten des Propheten Isaias schrieb man auch auf Holz. Die Römer bedienten sich beim Schreiben mit Wachs überzogener Tafeln, worauf nachher auch die alten Deutschen zu schreiben lernten.

Das Werkzeug, womit man schrieb, war in den ältesten Zeiten, wenn man auf Elfenbein, Blei oder Holz schrieb, gewöhnlich ein eiserner Griffel. Dieser Griffel war bei den Römern an einem Ende spitzig, und an dem andern breit. Mit dem spitzigen Ende gruben sie die Buchstaben auf die mit Wachs überzogenen Tafeln, und mit dem breiten löschten sie das Geschriebene wieder aus. Nach Erfindung des ägyptischen Papiers schrieb man mit Schilfrohr, das fast wie unsere Federn geschnitten war. Die Federn, die man jetzt

mit gespaltener Spitze gebraucht, sind beiläufig 636 nach Christi Geburt eingeführt worden.

Die Tinte wurde anfangs aus Ruß zubereitet, wovon aber die Buchstaben gelb geworden sind. Nachher nahm man auch Weinstein und Kohle, auch Vitriol. Diese Tinte war nicht flüssig genug, und man fing an, aus gestossenen Gallusäpfeln, Gummi, Vitriol, Weinessig und warmem Regenwasser Tinte zuzubereiten, die heut zu Tage auch noch üblich ist.

## Die Malerkunst.

Die Malerkunst entstand in Egypten lange vor Moses Zeiten. Auch die vier Hauptfarben, als weiß, roth, gelb und schwarz erfanden die Egypter. Die rothe Farbe war lange Zeit die Hauptfarbe beim Malen. Das eigentliche Malen, d. i. die Farbe mischen, in einander schmelzen, nach den Regeln der Zeichenkunst auftragen, Licht und Schatten im Gemälde gehörig vertheilen, ist eine Erfindung der Griechen. Man malte lange Zeit mit einem Stücke Schwamm, statt des Pinsels. Endlich wurde der Pinsel erfunden, wozu das Bemalen der Schiffe Anlaß gab. In den ersten Gemälden beiläufig 3370 der Weltschöpfung war kein Unterschied der Gesichter der Mannspersonen von den Frauenzimmern zu finden. Erst im Jahre 3583 verbesserten die Griechen die Malerkunst, und malten die Gesichter nach dem Leben, und die Frauenzimmer mit etwas offenem Munde und blüheweißen Zähnen, und gaben dem Körper ein angenehmes, helles Gewand. Unter dem griechischen Volke erreichte die Malerkunst, besonders in Naturgemälden, eine der höchsten Stufen der Vollkommenheit. Ein Beweis hievon ist folgendes Ereigniß, welches sich zwischen den berühmtesten Malern Griechenlands, zwischen Zeuxis und Parrhasius, zugetragen hatte. Zeuxis malte Trauben, die so natürlich schienen, daß die Vögel darnach flogen, und davon fressen wollten. Parrhasius malte einen so künstlichen Vorhang, daß ihn Zeuxis für einen wirklichen Vorhang hielt, der ein Gemälde bedeckte, und im Ernste verlangte, man solle den Vorhang wegziehen, damit man sehen könne, was Parrhasius gemalt habe. Zeuxis täuschte zwar die Vögel, Parrhasius aber selbst den Meister. Die Juden, welche die Stelle: „Du sollst dir kein Bildniß machen," zu streng beobachteten, liebten die Malerei nicht sehr, um nicht in Abgötterei und Unzucht zu verfallen. Von Griechenland verbreitete sich die Malerkunst nach Rom, wo sie anfangs wenig geachtet, und nur von Sklaven ausgeübt wurde. Unter dem römischen Kaiser Augusk gab es schon einige berühmte Maler, die sich durch Darstellung der Land- und Seeschlachten auszeichneten. Uebrigens aber erreichte die Malerkunst in Europa keinen höhern Grad von Vollkommenheit, als sie bei den geistreichen Griechen erreicht hatte.

Die Italiener suchten nach der Vernichtung der Römer die Malerkunst wieder herzustellen, und brachten es bald zu einem hohen Grade von Vollkommenheit.

Die Deutschen waren schon in den ältesten Zeiten mit der Bereitung der Farben bekannt, und wußten die Thierfelle mit bunten Farben zu besprengen. Ihre Schilder bemalten sie mit den ausgesuchtesten Farben, wodurch sie sich vor andern Nationen auszeichneten. Nach der Einführung des Christenthums wurde die Malerkunst in Deutschland mehr vervollkommnet, wozu die Abbildung der Heiligen die nächste Veranlassung gab. Ein Deutscher aus Marburg malte beiläufig um das Jahr 932 den Sieg Heinrichs I. so treffend, daß man nicht das Gemälde, sondern die Schlacht zu sehen glaubte.

Im Jahre 1311 wurden in Nürnberg die Maler als Bürger aufgenommen. Unter allen deutschen Malern zeichnete sich Albrecht Dürer, der 1471 zu Nürnberg geboren wurde, vorzüglich aus, und verdient der größte Maler seiner Zeit genannt zu werden.

## Die Baukunst.

Am Anfange hatten die Menschen keine künstlichen Wohnungen nöthig. Sie lebten in einer so milden Gegend, daß sie von Hitze und Kälte nichts zu leiden hatten. Bei großem Winde und Regen nahmen sie ihre Zuflucht in Klüften und Höhlen.

Die ersten künstlichen Wohnungen waren aus Aesten geflochten, mit einigen Stangen unterstützt, und mit Lehm oder roher Erde bedeckt. Als der Ackerbau mehr in Aufnahme kam, fing man an, die Hütten mit geflochtenem Stroh oder langem Grase zu errichten, und mit breiten Blättern oder Thierfellen zu bedecken. Bei jedem Baue einer Wohnung lernte der nachdenkende Mensch neue Kunstgriffe, seinen Aufenthaltsort zu verschönern, und bequemer und dauerhafter zu machen. Die Menschen, welche nahe an Wäldern sich aufhielten, erfanden gar bald die Kunst, Bäume zu fällen, und zu verbinden, und sich Wohnungen von Holz zu bauen. Das erste hölzerne Gebäude, dessen die Geschichte erwähnt, war die Arche Noe. Jene Menschen hingegen, welche unweit Steinklüften und felsigten Gebirgen lebten, bauten sich Wohnungen aus rohen Steinen, die sie so glatt zu machen lernten, daß sie genau auf einander paßten, ohne daß es nöthig war, sie mit Mörtel zu verbinden. Die Gestalt der ersten Menschenwohnungen war größtentheils rund, und endigte sich wie eine Kegelspitze. Das Licht, welches die Wohnung erhellen sollte, kam durch die Thüre herein. Nach der Erfindung des Feuers wurden die Speisen auf der Erde gekocht, und der Rauch ging durch ein Loch, welches an der Spitze des Daches angebracht war, hinaus. Als die Menschenwohnungen sich immer mehr vervollkommneten, dachte man auf die Errichtung der Tempel für die Gottheit. Gewöhnlich errichtete man die heiligen Gebäude auf Bergen oder in Wäldern. In Wäldern bestanden sie aus Holz und auf Bergen aus Steinen. Durch die Errichtung der Tempel wurde die Baukunst ungemein vervollkommnet, indem sich die Menschen dabei vorzüglich bestrebten, die Wohnung der Gottheit schön, fest und groß zu bauen. König Salomo fing im Jahre 2973 der Weltschöpfung an, den prächtigen Tempel zu Jerusalem zu bauen, den er innerhalb sieben Jahren vollendet hatte. Die Steine des Tempels waren von Marmor, und das Holz von Cedern. Die heidnischen Völker haben nicht weniger ihre Städte mit prächtigen Tempeln, Grabmälern und Palästen gezieret. Bei der Einführung der christlichen Religion wurden viele Tempel der Heiden in christliche verwandelt. In den Städten, wo keine solche Tempel vorhanden waren, baute man, besonders in Frankreich und Deutschland, ganz neue Kirchen. Die Bauart der Kirchen, besonders in großen Städten, war gewöhnlich gothisch. Gemäß dieser Bauart hatten die Gebäude kühne, hohe Gewölbe und feste starke Mauern, welche mit allerlei Schnörkeln, Blumen, Nischen und durchbrochenen Thürmchen bekleidet waren. Man durchbrach sogar die ungeheuren Thürme, so daß die Treppen in der Luft zu schweben schienen, gab ihnen äußerst hohe Fenster, und verzierte von Außen die Kirche mit Statuen der Heiligen, und die öffentlichen Staatsgebäude mit Figuren großer Helden oder merkwürdiger Thiere. Diese Bauart hat ihren Namen von den Gothen, einem Volke, das schon vor Christi Geburt aus Schweden

kam, und sich in Italien und Deutschland niederließ. Heut zu Tage sieht man in Deutschland noch mehrere Gebäude, die von gothischer Bauart sind. Unter die berühmtesten gehören die Münsterkirche und der Thurm zu Straßburg. Dieser Thurm ist reich verziert, ganz durchsichtg und so künstlich gebaut, daß man von Oben durch das ganze Gebäude bis an die Orgel der Kirche sehen kann. An den äußern Ecken laufen steinerne Treppen hinan, die ebenfalls durchsichtig und mit eisernen Geländern versehen sind. Der Baumeister dieses weltberühmten Thurmes und der Kirche war ein Deutscher, mit Namen Erwin von Steinbach (Steinbach im Großherzogthume Baden). Nebst diesen Gebäuden ist die Münsterkirche in Ulm merkwürdig, die sich durch ihre Höhe und besonders durch ihren Umfang auszeichnet; so wie die Münsterkirche zu Freiburg im Breisgau, welche nicht zwar durch ihre Größe, sondern durch ihre Zierlichkeit und Vollendung in allen ihren Theilen eines der herrlichsten Denkmäler gothischer Baukunst ist, und deren Inneres noch besonders durch überaus prächtige Glasmalereien an den Fenstern verherrlichet wird. Die Stephanskirche zu Wien, deren Bau 1140 angefangen und 1360 vollendet wurde, nebst ihrem Thurme sind Meisterwerke der gothischen Baukunst. — Der St. Martinsthurm zu Landshut ist wegen seiner kegelförmigen Höhe und Festigkeit berühmt.

Diese drei Thürme, als: der Münsterthurm zu Straßburg, der Stephansthurm zu Wien, und der Martinsthurm zu Landshut in Bayern, sind in Hinsicht der kirchlichen Bauwerke die höchsten in Deutschland. Der Münsterthurm zu Straßburg ist 440, der Stephansthurm zu Wien ist 415, und der Martinsthurm zu Landshut ist 397 Pariser-Schuh oder Fuß hoch. Hiemit ist der Münsterthurm zu Straßburg um 25 Schuh höher als der Stephansthurm zu Wien, und der Stephansthurm ist um 18 Schuh oder Fuß höher als der Martinsthurm zu Landshut.

Die Häuser der alten Deutschen, als sie anfingen, Handwerke zu treiben, wurden von Holz gebaut. Die öffentlichen Gebäude bestanden in großen Städten aus zweien Stockwerken, die Privathäuser aber nur aus einem Stockwerke. Die Dächer waren viele Jahrhunderte hindurch auch in den größern Städten nur von Stroh. Endlich fing man an, in den größern Städten die Häuser von Backsteinen zu bauen, und die Dächer mit Ziegeln zu decken. Die Gassen der Städte blieben noch lange Zeit ohne Pflaster, und die Thürme ohne Uhren.

## Die Bildhauerkunst.

Die Kunst, Bilder zu machen, verliert sich in das graueste Alterthum. Zuerst lernte man Bilder aus Erde und Thon verfertigen. Nachher versuchte man auch Bilder der Menschen und Thiere aus Holz, Stein und Elfenbein nachzubilden. Anfangs waren die Bilder nur einförmige Klötze und plumpe Steinmassen. Um ein Götzenbild darzustellen, nahm man zwei, etwas zugerichtete Hölzer, die man in einiger Entfernung aufstellte und mit zwei Querbalken verband. Erst nach langer Zeit vervollkommnete sich die Kunst, Bilder aus harten Materien zu verfertigen. Man hieb nämlich Holz und Steine nach Art runder Köpfe ohne offene Augen, setzte sie auf eckigte, unten schmäler zugehauene Säulen und stellte dadurch Menschen und Thiere dar. An diesen Bildsäulen aber waren noch keine Hände und Füße angezeigt. Doch gab diese Art der Bildsäulen nachher Veranlassung zur Verfertigung der Bilder aus einem ganzen Stück Holz oder Stein, woran auch die Schenkel und Füße durch Einschnitte ausgedrückt waren. Die Bildhauerkunst stieg nun

immer höher. Man machte Köpfe mit offenen Augen, gab den Bildsäulen abgesonderte Hände und Füße und drückte damit verschiedene Stellungen aus. Auf dem Kopfe suchte man auch Haare anzubringen, die in kleine Ringel geordnet und liegenden Beeren ähnlich sahen. Nun fing man auch an, an den Bildsäulen Kleidungen anzubringen, die man, wenn die Bildsäulen Gottheiten darstellten, mit dem Blute der Opferthiere bestrich. Dies gab Veranlassung, daß man auch nachher die Bildsäulen der Menschen und Thiere bemalte.

Den Zeitpunkt, in welchem eigentlich die Bildhauerkunst unter den Menschen bekannt zu werden anfing, kann man nicht genau bestimmen. Indessen weiß man aus der heiligen Schrift, daß sie schon zu Moses Zeiten bekannt war, indem es heißt: Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, um es anzubeten. Die Israeliten haben die Bildhauerkunst in Egypten gelernt, wo sie viele Jahre in Gefangenschaft lebten, denn die Egypter waren eigentlich die Erfinder und Verbreiter der Bildhauerkunst. Die Israeliten haben die Bildhauerkunst lange fortgesetzt, und besonders blühte sie unter der Regierung des Königs Salomon, der sich einen elfenbeinernen Thron bauen ließ, zu dem sechs Stufen führten und worauf zwölf Löwen standen.

Unter den alten Völkern haben sich in der Bildhauerkunst vorzüglich die Griechen ausgezeichnet. Einer ihrer berühmtesten Meister in dieser Kunst hieß Phidias, der sich bemühte, die Bilder nicht nur in ihrer körperlichen Schönheit darzustellen, sondern auch in den Statuen die Größe des Geistes und jede Leidenschaft, als Freude, Zorn, Traurigkeit ꝛc. auszudrücken, wodurch sich die Bildhauerkunst unter den griechischen Künstlern auf den höchsten Grad der Vollkommenheit erhob. Allein sowie Alles in der Welt, wenn es eine gewisse Höhe erreicht hat, zu sinken anfängt und wieder fehlerhaft zu werden pflegt, so artete auch die Bildhauerkunst bei den Griechen aus, und sank immer tiefer. Die Römer, ein sehr kriegerisches Volk, hatten 164 Jahre vor Christo Geburt Griechenland erobert und alle vorzüglichen Kunstwerke geraubt und nach Rom gebracht. Dieses benahm den besten Künstlern Griechenlands den Muth, wieder neue Denkmäler der Kunst zu errichten, und sie wanderten daher nach Italien aus, wo die Römer prächtige Kunstwerke errichten ließen. Bei den Römern erreichte die Bildhauerkunst keinen hohen Grad von Ausbildung. Sie ahmten nur die Werke der Griechen nach. Beiläufig um die Zeit der Geburt Christi versank in Rom diese Kunst gänzlich. In Griechenland wurde die Bildhauerkunst von einigen Kaisern noch geschätzt; aber als die Türken, die keine Bilder leiden, Griechenland eroberten, verschwand diese Kunst daselbst.

Ungefähr um das Jahr 400 nach Christi Geburt, als die christliche Religion an reichen Verehrern und Bekennern zunahm, hob sich auch die Bildhauerkunst wieder empor. Diese ließen die wenigen in Griechenland noch lebenden Künstler nach Italien kommen und prächtige Statuen der Heiligen verfertigen, die sie ihnen auch sehr gut bezahlten. Auf diese Weise erhielt die Bildhauerkunst wieder einen höhern Schwung. Auch mehrere Päpste suchten die Bildhauerkunst empor zu bringen, und ließen viele religiöse Denkmäler von Holz und Stein errichten. Von Pisa aus, einer der berühmtesten Städte Italiens, verbreitete sich die Bildhauerkunst über die übrigen Länder von Europa. Einer der größten und gefeiertsten Künstler der neuesten Zeit war der Ritter von Canova*), der mehrere Meisterstücke für den Exkaiser

---

*) Antonio Canova, der Sohn eines armen Steinhauers, wurde am 1. November 1757 zu Pasagno unweit Bassano in Italien geboren, und starb zu Venedig den

Napoleon verfertigt hat, die er in Paris aufstellen ließ. Der Däne Albrecht Thorwaldsen ist nach Canova der größte Bildhauer neuester Zeit.

In Deutschland wurde die Bildhauerkunst erst unter Kaiser Karl dem Großen um das Jahr 812 bekannt. Als er den Kaiserpalast zu Aachen bauen ließ, berief er Künstler aus Italien und ließ das Innere des Palastes mit prächtigem Schnitzwerke versehen und deutsche Jünglinge in der Bildhauerkunst unterrichten. Auf diese Weise verbreitete sich die Bildhauerkunst in Deutschland. Beiläufig um das Jahr 1480 gab es in Deutschland berühmte Bildhauer, unter denen sich Adam Kraft, der 1507 starb, ausgezeichnet hat. Nach ihm machte sich Albrecht Dürer vorzüglich dadurch berühmt, daß er nicht nur viele Meisterwerke lieferte, sondern auch einen bessern Geschmack in dieser Kunst einführte. — Leonard Kern, aus Franken gebürtig, arbeitete um das Jahr 1600 in Holz, Stein und Elfenbein so meisterhaft, daß er sogar aus Amsterdam und London Bestellungen erhielt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte Franz Messerschmidt, geboren zu Dillingen, in der Bildhauerkunst sich einen großen Ruhm erworben, und arbeitete nicht nur in Stein, sondern auch in Holz und Wachs. Christian Jorhan, Bildhauer zu Landshut in Bayern, der zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts starb, hatte durch seine schönen Bildhauerarbeiten aller Art einen ausgezeichneten Ruf erlangt. Er war besonders in Bearbeitung antiker Figuren glücklich, denen er sehr weiche und fließende Umrisse und Formen zu geben wußte. Einen nicht minder ausgezeichneten Ruf hat der Bildhauer Dannecker in Stuttgart erlangt, auf welchen Deutschland mit Recht stolz sein kann. Er ist besonders glücklich in Bearbeitung von Figuren, welche in das Gebiet der christlichen Religion gehören.

## Vorschriften zu einem höflichen und wohlanständigen Betragen.

Wohlanständigkeit, Feinheit der Sitten und eine gewisse äussere Anmuth zeugen von einem gebildeten Geiste und veredelten Herzen, wogegen Rohheit, Plumpheit und unanständiges Betragen sichere Kennzeichen einer vernachlässigten Geistes- und Herzensbildung sind. Nur ein verständiges, gesittetes und wohlanständiges Betragen ist geeignet, uns den Beifall und das Zutrauen unserer Mitmenschen zu erwerben und zu erhalten, und weil hiebei grösstentheils unsere nützliche Wirksamkeit abhängt, so ist es dringende Nothwendigkeit, dass wir auf unser Betragen die grösste Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwenden. Allerdings machen unsere äussere Sitten nicht unsern innern Werth aus, allein wir setzen hier voraus, dass auch unser Inneres, unsere Denkungsart und unsere Grundsätze mit unserem äusseren Betragen im Einklange stehen.

Merken wir uns also folgende Regeln:

1. Reinlichkeit ist das erste Erforderniss des sogenannten körperlichen Anstandes, denn es ist ein Beweis der Achtung, die wir gegen Andere hegen, wenn wir reinlich und sorgfältig gekleidet

---

31. October 1822. Er erbaute auf seine Kosten im Jahre 1819 in seinem Geburtsorte (gleichsam zu seinem Andenken, und um dem Orte mehr Ruhm und Aufblühen zu verschaffen) eine prachtvolle Kirche nach dem Muster des Pantheons in Rom.

vor ihnen erscheinen und Alles von uns ferne halten, was Widerwillen oder sogar Ekel erregen könnte. Man wasche daher täglich Hände, Gesicht, Hals und Brust, reinige die Zähne, kämme die Haare und beschneide, so oft es nöthig ist, die Nägel. Nie aber verrichte man diese Geschäfte in Gegenwart von Andern. Immer sei man mit einem Taschentuch versehen, vermeide aber, wenn man sich desselben bedienen muss, ein zu grosses, unangenehmes Geräusch. Muss man den Speichel auswerfen, so sehe man sich nach dem Spuckkästchen um oder bediene sich unbemerkt des Taschentuches hiezu. Dass es unanständig ist in Gegenwart von Andern in der Nase oder in den Ohren herumzufahren und an den Nägeln zu kauen, braucht kaum erwähnt zu werden.

2. Hat man Besuche zu machen, so versteht es sich von selbst, dass man sorgfältig gekleidet und mit wohlgereinigten Schuhen in ein fremdes Haus geht. Ehe man in das Zimmer tritt, klopft man mit dem Finger an und wartet, bis man herein gerufen wird. In vornehmen Häusern lasse man sich durch einen Diener melden. In fremden Zimmern hüte man sich zu weit vorzutreten, unaufgefordert Hut und Handschuhe abzulegen, neugierig umherzuschauen oder wohl gar Sachen in die Hand zu nehmen, um sie zu betrachten. Ist Jemand im Schreiben begriffen, oder es liegen geschriebene Sachen umher, so darf man nicht vorwitzig und neugierig hinein sehen. Wird man zum Sitzen eingeladen, so setze man sich aufrecht, ohne anzulehnen oder gar mit dem Stuhle zu schaukeln. Ein weites Ausstrecken der Füsse, das Scharren mit denselben und das Kreuzen der Füsse um den Stuhlfuss sind unanständig. Sitzt man neben Andern, so darf man Niemanden den Rücken zuwenden.

3. Befindet man sich in Gesellschaft, so rede man niemals heimlich mit einem Andern, suche aber auch nicht durch zu lautes Sprechen Aufmerksamkeit zu erregen und, wie man zu sagen pflegt, das Wort an sich zu reissen. Man falle Niemanden in die Rede, hüte sich vor zu lautem Lachen, vor gemeinen Ausdrücken und ungeschliffenen Scherzen.

4. Vornehmeren Personen lässt man überall den Vortritt, geht ihnen auf der Strasse zur linken Seite, oder nimmt sie, in Gesellschaft von Mehreren, in die Mitte. Im Umgang mit älteren Personen zeige man sich besonders aufmerksam und bescheiden und lasse Ihnen in Allem den Vorzug. Besonders hüte man sich vor einem heut zu Tage so oft wahrnehmbaren Absprechen und Besserwissenwollen, was jungen Leuten immer übel ansteht. Ist man in irgend einer Sache anderer Ansicht, als ältere Personen, so mache man seine Meinung mit der grössten Bescheidenheit geltend.

5. Bei Begrüssungen, Verbeugungen und andern Höflichkeitsbezeugungen richte man sich nach dem Beispiele solcher Personen, von denen man überzeugt ist, dass sie genau wissen, was die gute Sitte verlangt.

6. Eine besondere Aufmerksamkeit verwende man auf die Sprache. Man gewöhne sich von Jugend an in gutem, reinem Deutsch zu sprechen. Was man spricht sei klar, kurz und bestimmt. Man spreche ruhig, mit Ueberlegung und Mässigung selbst auch dann, wenn man beleidigt worden ist oder Jemanden etwas Unangenehmes zu sagen hat. Das ist ein Beweis wahrer Bildung und

bewahrt zugleich vor mancher Reue. Nie überlasse man sich im Scherze groben und beleidigenden Ausdrücken und Witzeleien, nie dem unsinnigen Aberwitze von Wortspielen und Lächerlichkeiten, wodurch man Andere kränken oder verletzen könnte!

7. Heiterkeit und Laune stehen jungen Leuten wohl; niemals aber erniedrige man sich zum Possenreisser und Spassvogel, über den man zwar lacht, den man aber auch zugleich verachtet. Eine gewisse Würde der Sitten ist unumgänglich nothwendig, um selbst der schätzbarsten Person Achtung zu verschaffen oder zu erhalten.

8. Man hüte sich vor aller Herrschsucht im Umgange; denn Leute, die Jedermann ihre Meinungen und Ansichten aufdringen wollen, sind die unerträglichsten Geschöpfe; sie brechen die muntere, liebliche Unterredung ab, halten sie auf, lenken sie seitwärts und prägen, wie ein grosser Mann*) treffend sagt, ihre Meinung mit Stolz als Siegel der Wahrheit auf Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen Andere nicht dazu lassen.

Jeder junge Mensch prüfe sich am Abende, ob er heute eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede geäussert, eine Unterhaltung verdorben, eine Antwort gegeben oder sonst ein Betragen gezeigt habe, mit dem Andere und er selbst nicht zufrieden sein können. Zur Unfreundlichkeit ist uns die Rede nicht gegeben.

Bei Allem kommt es vorzüglich darauf an, dass unsere Rede ganz sei und etwas Ganzes bestimmt sage. Das, was man sagen will, rein, ganz bestimmt und doch artig und höflich zu sagen und ein Ende in seiner Rede finden zu können, das ist der schöne Ausdruck der Gesellschaft und des Umgangs. Er ist wie ein schöner Edelstein, ein Kind der Natur, aber durch Kunst gefasst, voll Sinnes, voll Anmuth, voll inneren Werthes, lieblich und kostbar.

9. Noch mehr Aufmerksamkeit als der persönliche Umgang fordert die schriftliche Mittheilung. Ein hartes Wort kann durch die Miene, mit der es gesagt wird, um Vieles gemildert werden, was beim Schreiben wegfällt. Man besinne sich daher wohl darüber, wenn man Jemanden etwas Unangenehmes schriftlich mitzutheilen hat, damit man nicht später harte, verletzende oder beleidigende Worte zu bereuen habe.

10. Schreibt man Briefe an vornehme Personen, so wählt man hiezu das feinste Papier und nimmt immer einen ganzen Bogen. Oben, zu beiden Seiten und unten lässt man einen breiten Raum und unterschreibt sich um so tiefer, je vornehmer die Person ist, an die man schreibt.

11. Briefen an hochgestellte Personen darf man keine Nachschrift beifügen, keine weiter zu befördernde Briefe einschliessen und niemals Empfehlungen an Geringere beisetzen. Ort und Datum dürfen in solchen Briefen nicht oben, sondern nur linker Hand, am Schlusse, angebracht werden Zum Verschliessen solcher Briefe nimmt man immer feines Siegellack und nur an gute Bekannte dürfen Oblaten gebraucht werden.

12. Alle Briefe dieser Art schreibe man reinlich, mit guter schwarzer

---

*) J. G. v. Herder.

Tinte und erlaube sich keine Durchstriche oder Verbesserungen, was eine Verletzung der Hochachtung wäre, die man einem Höhern schuldig ist. Vor dem Siegeln reinige man die Schrift von allem Sande und lese den Brief noch einmal durch, damit keine Fehler in demselben stehen bleiben. Ist man über den Titel desjenigen, an den man schreibt, im Zweifel, so muss man sich bei wohlunterrichteten Personen darnach erkundigen.

## Goldene Regeln zur Beobachtung im geselligen Leben.

1. Halte auch in den geringsten Kleinigkeiten dein Wort getreu und sei stets wahrhaftig in deinen Reden. Nie kann man ein Recht oder erlaubte Ursachen haben, das Gegentheil von dem zu sagen, was man denkt, obgleich man Gründe und sogar manchmal die Verpflichtung haben kann, nicht Alles zu sagen, was man weiss oder was in uns vorgeht.
2. Sei strenge, pünktlich, ordentlich, arbeitsam und fleissig in deinem Berufe! Bewahre deine Papiere, deine Schlüssel und Alles so, dass du jedes einzelne Stück auch im Dunkeln finden kannst. Verfahre noch ordentlicher mit fremden Sachen! Verleihe nie Bücher oder andere Dinge, die dir selbst geliehen worden sind; hast du von Andern dergleichen geborgt, so stelle sie zu rechter Zeit wieder zurück, damit diejenigen, die dir gefällig waren, nicht auch noch die Mühe haben, sie zurück zu verlangen oder abholen zu lassen.
3. Belästige Leute, mit denen du umgehst, nicht mit unnützen Fragen, besonders wenn du befürchten musst, ihnen beschwerlich zu fallen. Zeige niemals eine kindische und unwürdige Neugier und frage nie nach Dingen, über welche Andere, vielleicht absichtlich, auf eine unverständliche oder geheimnissvolle Weise sprechen.
4. Lerne Widerspruch ertragen! Sei nicht kindisch eingenommen von deinen Meinungen! Werde nicht hitzig, noch grob im Zanke, auch dann nicht, wenn man deinen ernsthaften Gründen Spott und Bitterkeit entgegensetzt! Du hast bei der besten Sache schon halb verloren, wenn du nicht kaltblütig bleibst, und wirst wenigstens auf diese Weise nie Beifall finden.
5. Sprich niemals über die Fehler deiner Mitmenschen! Beurtheile Niemanden mit Härte! Sei weder im Lobe noch im Tadel partheiisch und kränke Niemanden durch unbescheidene Rüge seiner Fehler!
6. Sei verschwiegen, denn es ist ein grosser und gemeiner Fehler, etwas Anvertrautes oder gar Geheimnisse von Andern bekannt zu machen! Du schadest Andern und dir selbst dadurch, indem du Achtung und Vertrauen verlierst.
7. Hoffe nicht durch Uebermuth und Spott, oder dadurch, dass du Andere lächerlich machest, Bewunderung und Aufsehen zu erregen. Ein solches Betragen macht immer verhasst und sogar verächtlich.
8. Behandle deine Feinde mit Grossmuth! Beschäme Verläumder durch Stillschweigen, und befleisse dich der Kunst, auch mit streitsüchtigen und zänkischen Menschen in gutem Vernehmen zu stehen.
9. Nie soll man von Abwesenden Uebles reden, und geschieht dies von Andern, so nehme man den Angegriffenen, wenn man kann, in Schutz.

10. Bleibe deinen Freunden auch in der Noth treu und komme ihren Bitten, wenn es dir möglich ist, edelmüthig zuvor; denn Eigennutz ist der gewöhnlichste Grund, warum es so wenig wahre Freunde gibt.
11. Verbreite nicht die üblen Urtheile, die du etwa in Gesellschaft über Jemanden gehört hast, damit du nicht für einen Zwischenträger und Schwätzer gehalten wirst.
12. Die so gemeine Sucht verdienstvolle Männer herabzusetzen und ihre Leistungen zu verkleinern, ist unedel und verräth Eitelkeit und Neid. Eitle und lobbegierige Menschen sind die unerträglichsten in der Gesellschaft.
13. Aeussere keinen Stolz auf deine etwaigen Vollkommenheiten und Vorzüge, und behandle Andere nicht mit Geringschätzung! Wenn man fortdauernd bewundert werden soll, muss man mit der Aeusserung seiner Vorzüge sparsam sein und immer eine gewisse Eröffnung davon für morgen vorbehalten.
14. Unter bösen Menschen findet keine Freundschaft Statt. Es ist leichter Freunde zu erwerben, als sie zu erhalten. Der Hilfe seiner Freunde muss man sich nur in wichtigen Angelegenheiten bedienen. Wenn du nicht Gefahr laufen willst, Freunde zu verlieren, so wünsche ihnen kein zu grosses Glück. Mache sie dir auch nicht zu sehr verbindlich; denn die Last einer drückenden Verbindlichkeit verwandelt oft Freundschaft in Feindschaft.
15. Der brave Mann handelt, seinem wahren Charakter gemäss, mit unverfälschter Geradheit und Offenheit, und behauptet seine Selbstständigkeit, mögen auch andere Menschen handeln, wie sie wollen. Sein Gewissen ist die Richtschnur aller seiner Handlungen, und seinen wohlgeprüften Grundsätzen bleibt er treu und richtet dieselben nicht nach dem Urtheile der grossen Menge.
16. Es ist ehrenvoll, von Personen ungünstig beurtheilt zu werden, welche alle braven Menschen verlästern.
17. Verbirg den Menschen deine Bravheit bis auf den Punkt, wo sie veranlasst werden könnten gegen dich boshaft zu sein.
18. Wem seine wahre Ehre gleichgiltig ist, der verachtet die Tugend; Männner von Ehre dulden daher nicht, dass man ehrenrührig über sie scherze.
19. Lass dich nie durch dein Glück zum Uebermuthe verführen; dieser macht dich verhasst; beneidet wirst du ohnehin.
20. Es gibt keine grössere Herrschaft, als die Herrschaft über sich selbst und seine Leidenschaften. Wer nie von einer Leidenschaft hingerissen wird, muss einen grossen Charakter besitzen. Jede Leidenschaft drängt die Vernunft aus ihrem Geleise und führt uns zur Reue. Willst du irgend einer Leidenschaft, die sich in dir erhebt, Herr werden, so musst du so bald als möglich bemerken, dass sie sich in dir erhebt. Im Zustande der Leidenschaft sieht man alle Dinge anders, als sie der Wahrheit nach sind, und spricht also auch falsch von ihnen. Im Zustande der Leidenschaft handle niemals selbst, sondern lass Andere, welche kaltblütig und redlich sind, für dich handeln.

(Nach B. Gracian u. Heydenreich.)

## III.

# Geschichte.

## 1. Allgemeine Geschichte.

### Einleitung.

Der allmächtige und gütige Gott erschuf Himmel und Erde, die leblosen und lebendigen Geschöpfe des Erdballs, die Kräfte und Wirkungen der Natur und die Krone der Schöpfung — den Menschen. Er erschuf dieses Alles zu seiner Ehre und aus Liebe zu den Menschen. Er will, daß die Menschen ihn erkennen, ihn lieben und dadurch glückselig werden sollen. Sie machen, obschon in viele Völker geschieden, eine große Familie aus, — das Reich Gottes auf Erden. Da sie aber die Kenntniß und Liebe Gottes verloren, und Abgötterei und Sünde immer mehr auf der Erde herrschend wurden, so sandte Gott seinen eigenen Sohn, Jesum Christum, um die Menschen über ihre erhabene Bestimmung zu unterrichten und ihnen Kraft zu verleihen, dieselbe zu erreichen.

Wie nun die Menschen von Anfang bis auf unsere Zeit ihre Bestimmung zu erreichen strebten, welche merkwürdige Begebenheiten, beglückende oder verderbliche, sich unter den bedeutenderen Völkern der Erde zugetragen haben, das erzählt die Weltgeschichte.

Sie führt uns daher Völker und einzelne Menschen vor, berufen, den Willen Gottes zu erfüllen. Sie redet von dem Entstehen, von der Entwickelung und dem Untergange der Staaten; sie beschäftiget sich mit den wichtigen Ereignissen und zeigt auf ihre Ursachen und Folgen hin; sie erzählt uns, wie einzelne Personen und ganze Reiche durch Religion und Sittlichkeit eine hohe Stufe menschlicher Bildung erstiegen, oder durch Unglauben und Unsittlichkeit die mühsam erworbene Bildung verloren und in tiefe Rohheit versunken sind. Sie schildert uns die Kämpfe der Menschen um irdische und himmlische Güter, ihre Beschäftigungen, ihren Fleiß, ihren Muth und Scharfsinn in Handel, Entdeckungen und Erfindungen. Die Geschichte führt uns vor Augen Muster eines edlen, reinen Lebens, aber auch warnende Beispiele eines entarteten, sittenlosen Wandels.

Ueber diesem Allem zeigt sie uns den allmächtigen, weisen, gütigen, heiligen und gerechten Gott, der in stiller Majestät die Welt regieret und das Menschengeschlecht erzieht, indem er es belehrend, ermunternd, tröstend, — warnend und strafend seiner hohen Bestimmung entgegenführt.

## Eintheilung der Geschichte.

Der Mittelpunkt der Geschichte ist Jesus Christus; man theilt sie deßhalb in die Geschichte vor Christus und in die Geschichte nach Christus ab.

Die meisten Geschichtschreiber theilen jedoch die Geschichte in drei Hauptabschnitte ein: die alte, die mittlere und die neuere Geschichte.

Die alte Geschichte reicht von Erschaffung der Welt bis zum Untergang des weströmischen Reiches (476 n. Chr.), und umfaßt ungefähr 4476 Jahre.

Die mittlere Geschichte, auch das Mittelalter genannt, reicht vom Untergange des weströmischen Reiches bis zur Entdeckung Amerika's (1492 n. Chr.), und umfaßt also 1016 Jahre.

Die neuere Geschichte beginnt mit der Entdeckung Amerika's und reicht bis auf unsere Zeit.

Zur leichtern Uebersicht nimmt man die wichtigsten Ereignisse als Hauptpunkte an und theilt nach ihnen diese drei Hauptabschnitte wieder in kleinere Zeiträume ab.

## Die ersten Menschen.

Im Anfange — etwa 4000 Jahre vor Christus — schuf Gott die Welt in sechs Tagen. Die ersten Menschen, Adam und Eva, die Stammältern des ganzen Geschlechts, wohnten im Paradiese und waren heilig und gerecht. Durch Ungehorsam gegen das göttliche Gebot verloren sie diese Heiligkeit und Gerechtigkeit und mußten das Paradies verlassen. In seiner Barmherzigkeit versprach Gott dem reuigen Menschengeschlechte einen Erlöser, der die Herrschaft des Bösen auf Erden zerstören werde. — Die Stammältern hatten drei Söhne, Kain, Abel und Seth. Kain erschlug aus Neid seinen Bruder Abel, floh mit seinem bösen Gewissen von der väterlichen Wohnung und baute die erste Stadt, Henoch genannt. Von seinen Nachkommen, welche nach ihm Kainiten oder auch Söhne der Menschen genannt wurden, sind uns der erste Harfenspieler Jubal und der erste Schmied Tubal bekannt. Sie ergaben sich der Ueppigkeit und Sinnenlust und zogen auch bald die Nachkommen des frommen Seth, Sethiten oder Kinder Gottes genannt, in ihr Verderben. Gott beschloß nun, das verdorbene Menschengeschlecht von der Erde zu vertilgen. Nur Noe und seine Familie sollten gerettet werden. Sie gingen daher auf Veranstaltung Gottes in die Arche. Nun überfluthete das Wasser die ganze Erde und bedeckte alle hohen Berge, die unter dem Himmel sind. Nach der Sündfluth bauete Noe die Erde wieder an. Das neue Geschlecht aber war nicht so stark und groß, noch von so hohem Alter, als das untergegangene; auch die riesigen Thiere der Vorwelt waren nicht mehr. — Die Nachkommen der Söhne Noe's, Sem, Cham und Japhet, wollten sich vor einer Trennung durch den Thurmbau zu Babel schützen. Dies war aber dem Plane Gottes entgegen. Gott verwirrte daher ihre Sprache und so erfolgte die Trennung des Menschen. Die Semiten blieben in der Gegend von Babel, die Chamiten gingen nach Kanaan, Arabien und Afrika, und die Japhetiten nach Europa. Eine Anzahl Familien, welche dieselbe Sprache redeten, verbanden sich unter einem Oberhaupte. So entstanden Völker, Staaten, Reiche.

## Entstehung der ersten Staaten.

Durch den Ackerbau, die Hauptquelle der Ernährung, bildeten sich allmählich Dörfer und Städte und in diesen Sicherheit und gesetzliche Ordnung.

In der ältesten Zeit hatte fast jede Stadt ihren besondern Vorsteher, der bald König, bald Richter hieß und die Angelegenheiten seiner Gemeinde wie ein guter Familienvater ordnete. Einem Mächtigen und Angesehenen übertrug man in der Regel freiwillig diese Würde; zuweilen aber riß sie ein Mächtigerer mit Gewalt an sich, wie wir dieses von Nimrod wissen, von dem es in der hl. Schrift heißt: „Nimrod fing an mächtig zu sein auf Erden. Und er war ein starker Jäger vor dem Herrn." (I. Mos. 8. 9.)

Für den Unterhalt des Herrschers sorgte die Gemeinde durch freiwillige Beiträge vom Ertrage des Landes. — Aus solchen Beiträgen entstanden mit der Zeit regelmäßige Abgaben. Aus Hochachtung und Liebe zum Herrscher bestimmte man in der Regel den Sohn desselben zum Nachfolger und wich so allen Streitigkeiten aus, die beim Tode des Königs von andern Mächtigen um die Erlangung der königlichen Würde erhoben werden konnten. — Auf diese Weise wurde die Thronfolge erblich. Diese ersten kleinen Königreiche wurden allmählig größer. Theils lockte die Sicherheit, die sie gewährten, immer neue Anbauer herbei, theils wurden auch durch Eroberungen die Grenzen erweitert. Der erweiterte Umfang des Reiches aber machte es auch nöthig, daß der König sich nach Gehilfen umsah, und Männern, die wegen ihrer Einsicht und Erfahrung das Zutrauen ihrer Mitbürger besaßen, die Regierung dort anvertraute, wo er selbst nicht zugegen sein konnte. So bildeten sich allmählich geordnete Staaten, die durch äußern Umfang und innere Festigkeit zu einer herrlichen Blüthe sich entfalteten.

Die ersten Staaten entstanden an den Ufern des Euphrat und Tigris. Die merkwürdigsten Völker der alten Welt sind: die Babylonier, Assyrer, Meder, Perser, Hebräer, Phönizier, Egypter, Griechen und Römer.

## Das Heidenthum.

Die von Noe seinen Kindern mtgetheilten Lehren und Offenbarungen Gottes erhielten sich zwar eine Zeitlang bei den getrennten Familien und Stämmen, die sich über die Erde verbreiteten; bald aber wurden sie bei der Meisten verändert, verunstaltet und kamen endlich ganz in Vergessenheit. In dem Maße nun, in welchem die Menschen Gott, seiner Erkenntniß und Verehrung entfremdet wurden, in eben dem Maße nahm bei ihnen die Unsittlichkeit überhand, so daß schon zu Abrahams Zeiten Sodoma und Gomorrha nebst drei andern Städten wegen ihrer Freveltaten durch Feuer vom Himmel vertilgt wurden, und daß an die Stelle des Schauplatzes menschlicher Laster das todte Meer trat. In vieler Hinsicht war die Verwilderung der Menschen nach der Sündfluth ähnlich jener vor der Sündfluth, nur daß die Lasterhaftigkeit nicht so allgemein verbreitet war, wie vor der Fluth, und auch bei den meisten Entarteten sich eine dunkle Ahnung von einer höhern Macht und ein gewisses Abhängigkeitsgefühl erhielt. Der gewaltige Schrecken, den die Sündfluth verursachte, hatte sich gewissermassen unauslöschlich auch auf die Nachkommen Noa's vererbt, so daß sie Alles fürchteten oder liebten, was andere Kräfte, als sie selbst hatten, besaß. Gerade deßhalb aber verwechselten sie allmählich den Schöpfer mit den Geschöpfen: statt daß Sonne, Mond und Sterne, daß Blitz und Ungewitter, daß das ganze Weltgebäude sie an die Macht des Herrn hätte erinnern sollen — fielen sie vor diesen Werken der göttlichen Allmacht selbst nieder und beteten dieselben an; sie verehrten unvernünftige Thiere, wie die Egypter den Stier (Apis), ja wohl gar die Gebilde ihrer eigenen Hände; Andere beteten berühmte Männer und

Frauen, verstorbene Könige und Helden als Götter an; noch Andere dachten sich die verschiedenen Naturkräfte als Personen, die ihre besonderen Namen und Feste erhielten.

So gab es einen Gott des Himmels und der Erde (Jupiter), des Feuers (Vulkan), des Wassers (Neptun), des Handels (Merkur), der Kunst (Apollo), eine Göttin der Macht (Juno), eine Göttin der Schönheit (Venus), der Weisheit (Minerva), des Ackerbaues (Ceres), der Jagd (Diana), einen Gott des Weinbaues (Bachus), des Krieges (Mars) u. s. w., ja bald hatte jeder Quell, jeder Baum seine besondere Gottheit.

Diese Vielgötterei oder das Heidenthum war außerordentlich vielfach gestaltet; jedes Volk, jedes Geschlecht, jeder Stand verehrte seine ihm eigenthümlichen Gottheiten; für die Verehrung derselben wurden in der Folge eine zahlreiche Priesterschaft angeordnet; es wurden Tempel und Altäre erbaut und wiederholte, oft höchst kostspielige und grausame Opfer dargebracht; denn man schlachtete sogar Menschen, und bei den Phöniziern, den Nachbarn der Israeliten, brachten nicht selten Mütter ihre eigenen Kinder und legten sie in die glühend gemachten Arme des ehernen Götzen Baal (Moloch).

So wurde dem allein wahren Gott, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erde, die ihm gebührende Verehrung entzogen, und wohl unbewußt, dem Lügengeiste, dem Satan, dargebracht, in dessen Dienst die heidnischen Priester, Traum- und Zeichendeuter erscheinen, welche mit mancherlei Täuschungskünsten ausgestattet waren.

Wie es im Heidenthume um die Sittlichkeit gestanden hat, kann man sich leicht denken, wenn man die schlechten Thaten hört, welche von den Göttern und Göttinnen, besonders von Jupiter, dem vorzüglichsten, dann von Juno, Venus und Merkur erzählt werden. Die Menschen ahmten diese Thaten ohne Scheu nach; die Feste dieser sinnlichen Götzen wurden oft mit den gräulichsten Ausschweifungen begangen, und dadurch die entehrendsten Laster selbst zum Götterdienste erhoben!

## Die Babylonier, Assyrer und Meder.

1. Die Babylonier, Assyrer und Meder werden abwechselnd die herrschenden Völker in Mittelasien.

2. In den Ebenen des Euphrat und Tigris, wo die Städte Babylon, Edessa u. a. aufblühten, gründete Nimrod, ein gewaltiger Jäger und Krieger, eine Gewaltherrschaft, das Reich der Babylonier oder Chaldäer. Bald aber mußten sich die Babylonier unter die Macht der Assyrer beugen.

3. Ninus soll der Gründer des assyrischen Reiches gewesen sein.

4. Semiramis, seine Gemahlin, zeichnete sich als Regentin aus.

5. Ninyas aber, ihr Sohn und eine Reihe Nachfolger sind unthätige, schwelgerische Könige, deren letzter Sardanapal war. Gegen diesen empörten sich die Statthalter von Medien und Babylonien. Sie erobern Ninive und machten dem Reiche (885 v. Chr.) ein Ende.

6. Aus dem altassyrischen Reiche entstanden drei neue: Das Neuassyrische, Babylontsche und Medische.

Das erste erreichte unter der Regierung des Königs Salmanassar seinen höchsten Glanz. (Er eroberte i. J. 720 v. Chr. Samaria, und verpflanzte Volk und König in das Innere von Asien, nach Assyrien). — Hierauf aber verfiel es wegen Schlechtigkeit seiner Könige immer mehr; ungefähr 100 Jahre später wurde es von den beiden andern unterjocht und getheilt. — Das babylontsche Reich blühte vorzüglich unter dem Könige Nebukadnezar. Das ganze westliche Asien wurde von ihm unterjocht, Sidon und

Tyrus erobert, Jerusalem zerstört und die Einwohner gefangen nach Babylon geführt. Selbst Egypten war von ihm heimgesucht. — Doch schon mit seinem Tode war die Blüthe des Reiches dahin, und Medien wurde auf eben so kurze Zeit der mächtigste Staat in Asien.

**Ninus und Semiramis.** Die ungemeine Fruchtbarkeit des Landes zwischen dem Euphrat und Tigris hatte viele Menschen herbeigelockt. Sie konnten aber nicht alle zusammenbleiben; denn — wie die heilige Schrift erzählt — als sie eine große Stadt bauen wollten mit einem himmelhohen Thurme, der weit in die Ebene hinausschaute, verwirrten sich ihre Sprachen, und die Stadt bekam den Namen Babylon oder Babel, d. i. Verwirrung.

Ein tapferer Krieger, Ninus mit Namen, eroberte Babylon und die angrenzenden Länder. Als er nun von seinen siegreichen Zügen mit reicher Beute beladen heimgekehrt war, wollte er auch eine Residenzstadt haben, die seiner würdig sei. Er wählte dazu ein kleines Städtchen am Tigris und bauete es mit Hilfe der vielen tausend Ueberwundenen so groß, daß die neue Stadt — Ninive — der Sage nach 12 Meilen im Umfange hatte. Und groß muß sie gewesen sein, denn der Prophet Jonas erzählt von ihr, es seien allein 120,000 Kinder in derselben gewesen, und zwar so kleine, daß sie die rechte Hand von der linken noch nicht zu unterscheiden wußten. Welche Menschenzahl, die Erwachsenen dazu gerechnet! Wie klein müssen da unsere größten Städte, London und Paris, erscheinen! Eine einzige solche Stadt konnte schon für ein besonderes Reich gelten. Von dieser Riesenstadt ist aber nichts übrig geblieben als ein Hügel und ein Dorf mit Namen Numia.

Nach dem Tode des Ninus herrschte dessen Gemahlin Semiramis im Namen ihres Sohnes Ninyas. Sie setzte sich vor, den Ruhm ihres Gemahles noch zu übertreffen. Wie er Ninive, so bauete sie Babylon so groß und verschönerte es mit einem solchen Aufwande, daß die Nachrichten hierüber an's Unglaubliche grenzen. Die Stadt war ein großes Viereck und hatte über 14 Stunden im Umfange. Die Mauern waren so hoch wie Thürme, und so breit, daß 6 Wagen neben einander auf ihnen fahren konnten. In jeder Seite der Mauer waren 25 eherne Thore. Mitten durch die Stadt strömte der Euphrat, dessen beiderseitige Ufer ebenfalls mit einer hohen, dicken Mauer eingefaßt waren. In der Mitte war eine 30 Fuß breite Brücke mit 2 schönen Palästen an jedem Ende. Jeder dieser Paläste trug auf gewölbten und hochaufgethürmten Terassen die schönsten Gärten, die mit ihren duftenden Blumen und schattigen Bäumen wie durch Zauberkraft frei in der Luft zu schweben schienen. Die wunderbaren luftigen Anlagen nannte man die schwebenden Gärten der Semiramis und zählte sie zu den 7 Wunderwerken der Welt. An der östlichen Seite der Brücke erhob sich zu den Wolken empor der Belus- (Baal-) Thurm. Dieser trug einen reich geschmückten Tempel, auf dessen Spitze das kolossale Bildniß des hier verehrten Sonnengottes Belus stand, der von seiner hohen Warte die ganze Gegend beherrschte. Der Thurm war 600 Fuß hoch, also noch höher als der Straßburger Münster, der höchste Thurm, den man bis jetzt kennt, der 574 Fuß Höhe hat.

Aber nicht in Babylon allein, überall, wo Semiramis hinkam, mußten neue Städte und Paläste und staunenswerthe Anlagen den Namen der großen Königin verewigen. Und wie sie ihren Gemahl in Werken der Baukunst übertroffen hatte, so wollte sie ihn auch in Thaten des Krieges übertreffen. An der Spitze seines großen Heeres durchzog sie in hastiger Siegeseile die Länder Asiens und bezwang die noch nicht unterjochten Völker. Das assyrische

Reich erstreckte sich bald vom mittelländischen Meere bis zum Indus, und vom schwarzen bis zum arabischen Meere.

Als Semiramis ihr Ende nahe fühlte, übergab sie dem Ninyas die Herrschaft. Dieser aber war sehr weibisch und regierte so schlecht, daß man allgemein die Semiramis zurückwünschte. Er verschloß sich mit seinen Weibern im Palaste, und schämte sich so sehr vor Männern, daß er sich gar nicht vor ihnen sehen ließ. Ihm glichen die meisten seiner Nachfolger, so daß ihre Namen nicht einmal der Aufzeichnung werth befunden wurden. Der letzte dieser Weichlinge war Sardanapal, welcher das Reich an Arbaces, den Stadthalter von Medien (885 v. Chr.) verlor.

## Die Meder.

1. Medien lag östlich von Assyrien, dem kaspischen Meere zu; die Hauptstadt war Ekbatana.
2. Unter dem kühnen Empörer Arbaces war es ein freies Reich geworden, er selbst König über dasselbe.
3. Nach langen Unruhen und Zerrüttungen im Innern ordnete Dejoces das Reich. (700 v. Chr.)
4. Jetzt erhob es sich schnell, selbst das benachbarte Gebirgsland Persien ward ihm unterworfen.
5. Nach dem Tode des Dejoces aber sank es wieder eben so schnell.
6. Schon i. J. 555 v. Chr. — unter dem medischen Könige Astyages, dem Urenkel des Dejoces — riß sich Persien los, und unterwarf sich selbst Medien.
7. Von nun an wurde Persien das mächtigste Reich in Asien.

**Dejoces.** Während eines Krieges war einst der König in Medien mit den meisten Großen um's Leben gekommen; nur Handwerker und Bauern blieben übrig, und diese hatten keine Lust, sich wieder einen König zu wählen. Sie wollten frei sein — d. h. jeder wollte thun, was ihm beliebte. — Eine Weile ging dies recht gut; aber bald kam es anders. Unter den Medern gab es Leute, die das Arbeiten scheuten. Hatten sie Hunger oder sonst Noth, so stahlen sie den Arbeitsamen das Ihrige. Widersetzte man sich ihnen, so brauchten sie Gewalt. Auch die Guten des Landes bekamen wohl Streit über die Grenzen ihrer Aecker, oder sagten sich in der Hitze ein Schimpfwort. Da kam's gleich zu Schlägereien, oft zu Mordthaten. Die Verwandten des Erschlagenen traten als Rächer auf, ruheten nicht eher, bis der Mörder aus der Welt geschafft war. Ganze Dörfer bekrieaten sich oft, und die Rache erbte sich auf Kinder und Kindeskinder fort. Kaufleute und Handwerker zogen aus dem mörderischen Lande fort; aber auch der Bauer mußte auf dem Felde seine Waffen tragen, weil ein feindseliger Nachbar ihn überfallen konnte, und durfte des Nachts nicht ruhig schlafen.

Da hörten auch die benachbarten Völker von der Unordnung in Medien, fielen in's Land ein, schleppten Menschen und Vieh weg, und was sie nicht fortbringen konnten, vernichteten sie mit Feuer und Schwert. Die Meder griffen freilich auch zu den Waffen; aber weil jedes Dorf sich nur für sich wehrte, so verloren sie fast immer. Gewannen sie auch einmal, so hatten sie im Sommer ihre Arbeit versäumt, ihre Felder lagen öde, und im Winter mußten sie hungern oder rauben.

Auch der Fluß, welcher durch ihr Land lief, trat oft aus, und verwüstete ihre Acker. Obrigkeiten waren nicht da, die Leute zur Eindämmung der Ufer anzuhalten. Das Dorf, in welchem der Fluß zuerst durchbrach, war allein zu schwach, den Damm herzustellen, und die andern sagten: „Was

geht uns euer Dorf an? — Täglich wurde das Elend größer: Hunger und Mord raffte die Menschen weg, alle Liebe und Freude war entflohen, und am Ende glich das Land einer Wüste. Nun wählten sie gern wieder einen König oder Richter, und zwar den edlen, klugen und gerechten Dejoces, der oft Schiedsrichter und Anführer gewesen war. Einige starke Männer traten an seine Seite; wer nun gegen die Befehle des Richters handelte, gegen den erhoben sie ihren gewaffneten Arm. König Dejoces (712) war einer der ausgezeichnetsten Fürsten der Meder. Diese hatten ihn wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeit zu ihrem Oberhaupte erwählt und bauten ihm Ekbatana als Residenz, welche Stadt auch ferner die Hauptstadt des medischen Reiches verblieb.

Nun gewann Ruhe und Einigkeit wieder die Oberhand; jeder lag ruhig seinem Geschäfte ob und fürchtete den Richter. Weil Dejoces und seine Gehilfen mit den öffentlichen Angelegenheiten so viel zu thun hatten, daß sie ihre eigenen Felder nicht bebauen, und so ihren Unterhalt verdienen konnten, so legten die Meder auch gern so viel zusammen, daß dieselben anständig leben konnten.

Aber die Nachfolger des Dejoces versanken, wie die assyrischen Könige in Weichlichkeit und führten dadurch, wie jene, den Untergang des Reiches herbei, sie wurden den Persern unterthan (560).

## Die Perser.

1. Die Perser, ein Volk in Asien, standen unter den Medern.
2. Cyrus befreite sie von dieser Herrschaft 560 v. Chr., indem er seinen Großvater Astyages vom Throne stieß.
3. Er eroberte Lydien, Babylon, Syrien und Palästina.
4. Er erlaubte den Juden von Babylon wieder nach Kanaan zurückzukehren.
5. Zoroaster stiftete eine neue Religion.
6. 331 zerfiel dieses Reich wieder, von Alexander dem Großen erobert. —

**Cyrus.** Cyrus ist der Stifter des großen persischen Reiches. Astyages, sein Großvater, König von Medien, befahl seinem Hofbedienten Harpagus, den kleinen Cyrus zu tödten, weil er fürchtete, derselbe möchte ihn einst vom Throne stürzen. Aber der Befehl wurde nicht vollzogen und Cyrus als Sohn eines Hirten erzogen. Er wuchs kräftig heran und zeichnete sich schon als Knabe vor seinen Gespielen aus. Einmal spielten sie miteinander und wählten den Cyrus zu ihrem Könige. Als solcher ließ er einen Knaben, der ihm nicht gehorchen wollte, schlagen. Der Knabe aber, welcher der Sohn eines vornehmen Hofbedienten war, sagte es seinem Vater, und dieser brachte die Sache vor den König Astyages, damit er den Cyrus strafe. So kam Cyrus vor den König und erzählte ihm ganz unerschrocken, er sei von den Knaben zum König gewählt worden und habe nur gethan, wozu er ein Recht gehabt hätte. Der König wurde durch die Freimüthigkeit des Knaben und durch seine edlen Gesichtszüge aufmerksam gemacht und erkundigte sich näher bei dem Hirten. Jetzt erfuhr er Alles, wie es sich mit dem Kinde zugetragen hatte. Doch that er dem Cyrus kein Leid, denn er hatte ihn lieb gewonnen, sondern schickte ihn seiner Tochter nach Persien zurück.

**Der Aufstand des Cyrus.** Als Cyrus herangewachsen war, so kam er mit seiner Mutter Mandane wieder an den Hof des Königs Astyages. Hier aber gefiel dem kräftigen Jünglinge, welcher an die einfache und mäßige Lebensweise der Perser gewöhnt war, das üppige und schwelgerische Hofleben nicht, und er machte auch vor dem König kein Geheimniß daraus, daß seine

Landsleute mit ihren einfachen und kräftigen Sitten besser daran wären, als die Meder mit all' ihrem Reichthume und betäubenden Wohlleben.

Da stieg in ihm der Gedanke auf, daß es wohl besser sein müsse, wenn seine starken Landsleute frei von der medischen Herrschaft sein würden, welche nur in den Händen verweichlichter Männer war. Er kehrte wirklich zu seinen Landsleuten nach Persien zurück mit dem Vorsatz, sie von dem medischen Joche zu befreien. Eines Tages ließ er sie ein dornenvolles Feld ausrotten und den andern Tag prächtig bewirthen. So hätten sie es, sagte er ihnen, unter der medischen Herrschaft, und so sollten sie es haben, wenn sie den Muth haben wollten, sich von derselben loszumachen. Die Perser erhoben sich jetzt unter ihrem Führer Cyrus, und als Astyages den Harpagus mit einem Heere gegen ihn ausgeschickt hatte, ging dieser sammt seinen Leuten zu Cyrus über. Die Meder wurden bei Pasargadä in Persien (560 v. Chr.) geschlagen. Cyrus wurde König von Persien und unterwarf sich auch Medien. Den Astyages, seinen Großvater, aber verschonte Cyrus und gab ihm eine persische Provinz zu seinem Unterhalte.

**Die Eroberungen des Cyrus. Krösus.** Nachdem so die Perser die Stelle der Meder eingenommen hatten, erweiterte Cyrus sein Reich durch großartige Eroberungen.

Unter den Königen, welche von Cyrus besiegt wurden, befand sich auch Krösus, König der Lydier in Kleinasien, welcher durch seine Reichthümer berühmt war. Als besiegter und gefangener König sollte er lebendig verbrannt werden. Schon hatte er den Scheiterhaufen bestiegen, als ihm Solon, der griechische Weise, und das, was dieser einst zu ihm gesagt hatte, zu Sinne kam. Da rief er aus: „O Solon! O Solon!" — Jetzt wurde Cyrus neugierig und ließ den Krösus fragen, was dies bedeuten solle. Dieser aber antwortete: „Ich rufe einen Mann, den alle Machthaber hören sollten!" Die Neugierde des Cyrus wurde dadurch noch größer. Er befahl daher, den Scheiterhaufen zu löschen und den Krösus zu ihm zu führen. Dieser erklärte ihm hierauf die Bedeutung jenes Ausrufes durch Erzählung des unten folgenden Ereignisses. Darauf schenkte ihm Cyrus das Leben und behielt ihn als Rathgeber bei sich.

**Solon und Krösus.** So erzählte Krösus: „Einst kam der durch seine Weisheit berühmte Solon aus Athen nach Sardes. Ich ließ ihm alle meine Schätze zeigen und fragte ihn dann, wen von allen Sterblichen er für den Glücklichsten halte. Diese Frage stellte ich in der Hoffnung, daß ich der Glücklichste genannt würde. Solon aber schmeichelte nicht, sondern nannte offen den Athener Tellus. Verwundert fragte ich: „Warum urtheilest du also?"

Solon: „Tellus lebte im Kreise einer sehr zahlreichen Familie, sah wackere Söhne aufblühen, war geliebt und geschätzt von Allen, die ihn kannten, führte ein stilles friedliches Leben, erreichte ein hohes Alter und endigte bei der Vertheidigung des Vaterlandes durch einen rühmlichen Tod."

Ich: „Trafst du denn nicht außer deiner Vaterstadt einen Glücklichen an, den du diesem Tellus an die Seite setzen könntest?"

Solon: Ja, zu Argos; da lernte ich eine Mutter kennen, die ich mit ihren Söhnen wohl für die glücklichsten Menschen erklären möchte. Sie war eine Priesterin der Juno. Einst rief sie ein Fest dieser Göttin zum Tempel; da waren die Stiere, die den hl. Wagen ziehen sollten, nicht zur Hand, und der Dienst litt keinen Aufschub. Im Augenblicke spannten sich ihre beiden Söhne, Kleobis und Biton, an denselben und zogen die geliebte und ihnen so ehrwürdige Mutter zum Tempel. Gerührt von diesem Beweise kindlicher

Liebe, hob die betende Mutter ihre Hände über dem Altare auf und bat die Gottheit um Segen für ihre Kinder. Sie wurde erhört. Als sie nach vollendetem Opfer zurückkehrte, fand sie ihre beiden Söhne sanft eingeschlummert. Sie erwachten wohl nicht wieder für diese, aber für eine bessere Welt!"

Ich: „Sonderbar! Du zählst also auch die Todten zu den Glücklichen? Aber unter den Lebenden dächte ich wohl auch Anspruch auf vorzügliche Glückseligkeit machen zu können."

Solon: Ich will dir diesen schmeichelhaften Wahn nicht nehmen; meiner Meinung nach ist's mit dem Glücke so eine eigene Sache, und man sollte wohl diesseits des Grabes Niemanden glücklich preisen, er habe denn glücklich vollendet." —

**Das Ende des Cyrus.** Bereits hatte Cyrus ganz Vorderasien zum Gehorsam gezwungen, aber durch die Größe seiner Macht übermüthig geworden, strebte er nach neuen Eroberungen. Doch jetzt erreichte ihn die Strafe seiner Unersättlichkeit. Er wurde besiegt und fiel in einer Schlacht. Alexander der Große fand zweihundert Jahre später sein Grab, das die Inschrift trug: „O Mensch, ich bin Cyrus, der den Persern die Oberherrschaft erwarb und über Asien gebot — darum beneide mich um dieses Grab nicht!" —

Das persische Reich bestand noch fort, bis Weichlichkeit und Tyrannei, welche die Perser im eroberten Lande kennen gelernt hatten, aufrührerische Statthalter und unzufriedene Unterthanen die Grundfeste des mächtigen Reiches zerstörten und es so Alexander dem Großen möglich machten, mit einer kleinen, auserlesenen Schaar das Perserreich im Jahre 330 zu erobern.

**Sitten und Religion der Perser.** Die guten Gesetze und Sitten, welche die Perser von den ältesten Zeiten her beobachteten, würden dieses Reich glücklicher erhalten haben, wenn Fürsten und Unterthanen sich von denselben nicht entfernt hätten. Die Erziehung ihrer Jugend war streng und zielte vorzüglich auf Gehorsam, Mäßigkeit in der Lebensart, häufige Uebungen zur Stärkung des Leibes, und ein leichtes, zeitiges Angewöhnen an tugendhafte Fertigkeiten. Kinder durften sich in Gegenwart ihrer Aeltern nicht niedersetzen, um so ihre Ehrerbietung gegen dieselben auch äußerlich darzulegen. Den Aeltern hingegen war sogar über das Leben ihrer Kinder eine Gewalt zugestanden, obgleich sie durch Gesetze auch eingeschränkt waren. Vom fünften Jahre an übergab man die Knaben ganz den öffentlichen Lehrern, bei welchen sie auch gemeinschaftlich speis'ten. Aber Brod und Kresse nebst Wasser machte ihre ganze Nahrung aus. Sie lernten zeitig reiten, den Bogen und den Wurfspieß führen, und eher durften sie ihr Frühstück nicht essen, bis sie sich desselben durch eine solche Arbeit würdig gemacht hatten.

Ebenso zeitig lehrte man sie die Wahrheit reden, vor Lügen und Borgen einen Abscheu gewinnen. Man prägte ihnen Liebe zur Gerechtigkeit, Geduld und andere Tugenden ein, und zwar mehr durch Beispiele als Vorschriften. Die Jünglinge wurden in allerlei Geschäften und Dienstleistungen von der Obrigkeit gebraucht, auch fleißig auf die Jagd geschickt, um sich durch all die Beschwerlichkeit, durch die Proben von wachsamem Muthe und Tapferkeit, welche sie daselbst ablegen mußten, desto mehr auf den Krieg vorzubereiten. So entstand ein mäßiges, zu Mühen und Gefahren abgehärtetes Geschlecht von Menschen. — Den Undank bestrafte man hart, denn die Perser erkannten richtig, daß ein Undankbarer — Gott, sein Vaterland und seine Freunde verachte, daß er Haß und Feindschaft stifte, und meistentheils voll Unverschämtheit sei, die zu allen Ausschweifungen führt.

Doch, von diesen ältesten Sitten und Gesetzen wichen die Perser nach und nach ab, da fremde Völker und Länder ihrem Reiche unterworfen wurden; sie ahmten die Bequemlichkeit und Ueppigkeit derselben gar zu leicht nach und gingen so ihrem Verderben rasch entgegen.

In Wissenschaften, z. B. Naturlehre, Sternkunde ꝛc., wie auch in Künsten waren die Perser nicht unerfahren; nur mit der Einschränkung, daß ein einziger Stand allein, nämlich die Magier oder die Weisen der Nation, die Gelehrsamkeit zu seinem Eigenthume gemacht hatte, und die wichtigsten Kenntnisse und Entdeckungen für sich behielt, einige Religions- und Sittenlehren ausgenommen.

Ihr großer Religionslehrer war Zoroaster. Seine Lehre, welche in dem Buche Zend-Avesta, d. h. lebendiges Wort, enthalten war, sagte, daß es ein höchstes Urwesen gebe, von welchem Ormuzd, der Gott des Lichtes und des Guten, und Ahriman, der Gott der Finsterniß und des Bösen, entsprossen seien. Beide Wesen herrschen in der Welt und bekämpfen sich mit ihren Heerschaaren. In diesem Kampfe solle auch der Mensch auf der Seite Ormuzd's Theil nehmen, und Ahriman müsse einst gänzlich unterliegen. Die Religion des Zoroaster heißt auch der Feuerdienst, weil das Feuer als Symbol des Lichtgottes und Gegensatz der Finsterniß ihren Bekennern heilig war. Aus dieser religiösen Ansicht war bei den Persern auch die göttliche Verehrung der Sonne und der Gestirne hervorgegangen.

## Die Egypter.

1. Sie wohnten in Nordafrika und hatten bereits eine geordnete Staatseinrichtung unter Königen (Pharaonen).
2. Der Hauptsegen des Landes war der Nilfluß.
3. Gottheiten waren: der Apis, das Krokodil und Ichneumon. Sie verehrten auch ihre Todten.
4. Sie schrieben in Sinnbildern (Hieroglyphen), errichteten ungeheure Bauwerke, als: Obelisken, Pyramiden und das Labyrinth.
5. Das Volk war in Kasten getheilt.
6. Hieher wurde Joseph verkauft; hieher zog Jakob mit seiner Familie 1180 v. Chr. Egypten fiel später in die Gewalt der Römer.

**Der Nil.** Egypten ist ein heißes und trockenes Land, wo es fast niemals regnet oder thaut. Aber der Nil fließt mitten hindurch und macht es durch seine Ueberschwemmungen fruchtbar. Im Monat März fängt sein Wasser an zu steigen von dem vielen Regen, der in den Bergländern fällt; dann wächst er immer mehr und mehr, bis er aus den Ufern tritt, und im Monat August überschwemmt er das ganze Egyptenland so, daß man mit Kähnen über die Felder fährt und die Städte wie Inseln aus einem großen See hervorragen. Erst um die Zeit, wenn bei uns der Winter anfängt, fällt das Wasser wieder in seine Ufer; dann säet man, ohne zu pflügen und zu eggen in den Schlamm hinein, und schon im Dezember blüht der Flachs, im Januar schlägt der Weinstock aus, im März ist das Korn reif zum Schnitt und im Juni hat man schon reife Weintrauben. Wenn aber der Nilfluß nicht hoch genug steigt, oder wenn er zu sehr das Land überschwemmt, kommt Egypten in große Gefahr. Darum ließ der König Möris einen großen See graben, der nach ihm Möris-See genannt wurde. In demselben wurde das Nilwasser gesammelt, um es entweder für die heiße Jahreszeit, wo es am Wasser mangelte, aufzubewahren, oder um es von dem zu sehr überschwemmten Lande abzuleiten.

**Verehrung der Todten.** Die Egypter verwandten viele Mühe darauf, ihre Todten zu ehren, und da sie glaubten, daß die Seele sich nicht vom Körper trenne, so lange dieser nicht verwes't sei, wandten sie die größte Sorgfalt darauf, die Leichname zu erhalten und vor der Verwesung zu schützen. Sie hatten drei Arten, die Leichen zu behandeln, eine für die geringen Leute, eine für die mehrangesehenen und endlich die umständlichste und kostbarste Art für die Könige und Vornehmen. Wenn einer von den Letzteren gestorben war, nahm man die innern Theile aus dem Körper heraus und wusch ihn inwendig mit Wein. Dann füllte man den so gereinigten Körper mit Räucherwerk und wohlriechenden Spezereien, nähete ihn wieder zu und legte ihn siebzig Tage lang in Salz. Wenn diese Zeit um war, umwickelte man ihn von oben bis unten mit feinen Binden, über das Gesicht wurde Gyps gestrichen und auf dem Gyps das Gesicht mit Farben abgemalt. Dann stellte man den Leichnam in einen verzierten Sarg, auf welchem allerlei Inschriften und Zeichen (Hieroglyphen) waren. Die Leichen der Geringen aber wurden nur in Salz gelegt und dann mit Binden umwickelt; alle Todten aber wurden nicht in die Erde begraben, sondern in unterirdischen Gemächern aufbewahrt, die bei jeder Stadt angelegt waren. Wenn nun eine Stadt so groß wie Theben war, wo die großen Tempel und Paläste des Sesostris stehen, dann wurde aus diesen Gräbern nach und nach eine ganze unterirdische Todtenstadt. Die bei Theben zieht sich 2 Stunden Wegs unter der Erde hin, und alle Kammern sind unter einander verbunden, so daß es schwer ist, wieder den Ausgang zu finden. Drinnen ist es entsetzlich heiß und ein betäubender Dunst von den vielen ausgetrockneten Leichen oder Mumien, wie man sie auch nennt. Zum Theil sind diese Mumien an den Wänden aufgestellt, zum Theil sind sie heruntergefallen oder herabgerissen, so daß man im Todtenstaube geht. In vielen Kammern sind die Wände auch mit Figuren bemalt, deren Farben sich noch ganz frisch erhalten haben. Da sind Küchengeräthschaften abgebildet, Möbeln der Vornehmen, Waffen der egyptischen Krieger, Barken und Nachen mit Musikern besetzt, die auf 21saitigen Harfen spielen.

Auf diese Art sind wir hauptsächlich zur Kenntniß der Sitten und Gebräuche der alten Egypter gekommen. Es war natürlich, daß sie ihre Grüfte und Grabmäler mit eben solcher Pracht ausstatteten, wie ihre Paläste. Die besten Kunstwerke zierten die Todtenstadt; das Gold war bei Bereitung der königlichen Mumien verschwendet. Man hat Mumien gefunden, denen alle Finger und alle Zehen, das Gesicht und vielleicht der ganze Kopf in massiv goldenen Futteralen eingeschlossen waren; andere hatten einen ganzen goldenen Ueberzug und waren mit Juwelen bedeckt. Unsere Museen (Kunstsammlungen) besitzen einen Ueberfluß an Halsketten, Ringen und andern Kleinoden von Gold und Edelsteinen, die Ausbeute der Gräber. Da die Königsgräber die reichsten sein mußten, so wurden sie auch am meisten mißhandelt.

Die Ueberwinder der Pharaone (Könige) fanden in den Gräbern reiche Schätze.

**Obelisken, Pyramiden und das Labyrinth.** Die Egypter waren berühmt durch ihre Baukunst. Sie führten wahre Riesenwerke auf, zu denen vorzüglich die Obelisken, Pyramiden und das Labyrinth gehören. Als Arbeiter verwendeten sie hierzu vorzugsweise die unterjochten Völker.

Die Obelisken sind Spitzsäulen von 50—180 Fuß Höhe aus einem einzigen Steine gehauen; viele Inschriften und Figuren sind auf denselben eingegraben. Das Aushauen derselben aus den arabischen Granitbergen, das

Poliren, bis die Sonne sich in ihren Flächen spiegelte, ihr Transport an Ort und Stelle und endlich ihr Aufrichten waren ungeheure Arbeiten.

Die Pyramiden sind ungeheure spitzzulaufende Gebäude. Die erste baute Cheops, um sich darin begraben zu lassen. In den arabischen Gebirgen mußten zuerst die Steinblöcke hiezu gebrochen werden; diese wurden dann bis an den Nil geschleift und auf Schiffen herübergebracht. Auf dem Wege nach dem Hauptplatze mußte mitten durch einen Berg ein Gang gebrochen werden, der eine Viertelstunde lang war und an dem 10 Jahre gearbeitet wurde. Bei dem Pyramidenbau waren immer hunderttausend Arbeiter wechselweise beschäftigt und nach 3 Monaten kamen andere hunderttausend an die Reihe, und doch dauerte es 20 Jahre, bis diese eine Pyramide fertig war. Sie wurde aber auch so hoch wie ein mäßiger Berg, viel höher als der Straßburger Münster. Im Innern machte man Gänge in ein Grabgewölbe, in das der Sarg zu stehen kam. Die innere Steinmasse bestand aus Kalksteinen, die äußere aus Granit und Marmor; diese sind aber jetzt nicht mehr vorhanden. Der Riesenbau selbst hat jedoch den Jahrhunderten getrotzt und steht noch unerschüttert da.

Das Labyrinth ist ein von 12 Fürsten aufgeführtes, ungeheures Gebäude, das der Geschichtschreiber Herodot mit folgenden Worten beschreibt:

„Man erblickt im Innern 12 Vorsäle, von einem Dache bedeckt und mit einander gegenüberstehenden Thüren. Sechs dieser Säle liegen gegen Norden, sechs gegen Süden. Die Gemächer in dem Labyrinthe sind alle doppelt; die einen unterirdisch, die andern über diesen; ihre Zahl ist 3000; 1500 in jedem Stock. Die über der Erde haben wir durchschritten; von den untern aber wissen wir nichts, als was man uns gesagt, da die Aufseher sie um keinen Preis uns zeigen wollten. Es wären darin, hieß es, die Gräber der Könige, welche das Labyrinth hatten bauen lassen, sowie jene der hl. Krokodile. Was aber die obern Gemächer anbelangt, so müssen wir gestehen, daß wir nie etwas Großartigeres gesehen haben unter den Werken von Menschenhand; die unendliche Mannigfaltigkeit der mit einander verbundenen Säle, Galerien und Gemächer verursacht tausend Ueberraschungen, indem der Beschauer bald aus einem der Säle in die ihn umgebenden Gemächer, bald aus diesen Gemächern in Säulenhallen, bald aus den Säulenhallen in andere Säle gelangt. Die Decken und Wände sind überall von Stein, und auf den Wänden sind überall Figuren eingegraben. Jeden der Säle faßt eine Säulenreihe ein, die aus ganz weißen Steinen zusammengefügt ist. An der Ecke, wo das Labyrinth sich schließt, erhebt sich eine 240 Fuß hohe Pyramide, die mit großen Figuren erhabener Arbeit geziert ist. Mittelst eines unterirdischen Ganges hängt diese Pyramide mit dem Labyrinth zusammen."

**Kasten.** Alle Egypter waren in Stände eingetheilt, die man nach einem portugiesischen Worte „Kasten" genannt hat, und deren man 6 bis 7 zählte. Die hauptsächlichsten waren die Kasten der Priester, der Krieger, der Ackerbauer, Handwerker und Hirten. Keiner durfte aus einer Kaste in die andere übertreten; war der Vater ein Hirt, so mußte auch der Sohn wieder ein Hirt werden, wenn er auch keine Lust dazu und die besten Anlagen zu etwas Höherem hatte. Alles Land war in drei Theile getheilt: Der eine Theil gehörte dem Könige, der andere den Priestern, der dritte den Kriegern. Die Ackerbauer hatten kein eigenes Land, sondern mußten es für die Grundbesitzer bestellen, und die Hirten waren die verachtetsten und geplagtesten aller Stände. Darum mußten auch die Israeliten, die zu den verhaßten Nomaden gezählt wurden, von den Egyptern eine so harte Behandlung erleiden.

Die geehrteste Kaste war die der Priester. Sie waren die Erzieher und Räthe des Königs, sie gaben die Gesetze und richteten das Volk nach diesen Gesetzen. Sie bestimmten nach dem Laufe der Gestirne und dem regelmäßigen Austreten des Nil die Eintheilung des Jahres und Ordnung des Kalenders, sie waren die einzigen Gelehrten im Lande, die Pfleger der Künste und Wissenschaften. Zugleich waren sie auch die Aerzte, doch so, daß jeder für eine bestimmte Krankheit die Heilmittel studirte.

Der Oberpriester wohnte am Hofe des Königs; die Söhne der Priester hatten die vornehmsten Stellen bei Hofe, und mit ihnen wurden die Prinzen erzogen.

Nächst den Priestern waren die Krieger die angesehenste Kaste. Diese bildeten aber nicht ein stehendes Heer von Söldlingen (Soldaten) wie bei uns. Das Gesetz hatte den Kriegsdienst einer Klasse der Nation als ein Vorrecht übertragen und damit eine Ausstattung an Ländereien verbunden, die erblich blieben wie ihr Beruf. Die Egypter dachten, daß es vernünftig sei, die Obhut des Staates Leuten anzuvertrauen, die Etwas besaßen, dessen Vertheidigung ihnen am Herzen lag.

## Die Phönizier.

Die Phönizier wohnten am Mittelmeere. Sie waren im Alterthum das größte Handelsvolk, die Erfinder des Glases, der Purpurfarbe, der Buchstabenschrift. — Von ihren Hauptstädten Sidon und Tyrus sind jetzt kaum noch Spuren vorhanden.

Das älteste und berühmteste Handelsvolk waren die Phönizier. Ihr Ländchen war ein schmaler, vom Mittelmeere bespülter Küstenstrich, von dem übrigen Asien durch den hohen Libanon abgeschnitten. Da der Boden weder Viehzucht noch Ackerbau gestattete, sahen sich die Phönizier hinausgedrängt auf das Meer, das ihre eigentliche Heimath wurde. Der Fischfang machte sie zuerst mit dem Meere und dessen Gefahren bekannt. Auf ihren roh gezimmerten Schiffen wagten sie sich zuerst auf die nahe Insel Cyprus, die sie nach und nach durch List und Gewalt eroberten. Die dort angelegte reiche Colonie erweckte die Lust nach neuen Besitzungen. So segelten denn die Phönizier nach Kreta, um ganz Kleinasien, durchfuhren die Dardanellen bis zum schwarzen Meere. Ueberall errichteten sie feste Punkte (Colonien), wo sie später ihre Schiffe ausbessern, Nahrungsmittel einnehmen und Waaren austauschen konnten. Fest siedelten sich die Phönizier an Afrika's Nordküste an, wo sie die berühmte Colonie Karthago, die später ein mächtiger Staat wurde, anlegten. Sie machten sich Sizilien großentheils unterthan und schifften endlich hinaus bis zu den Säulen des Herkules (die Meerenge von Gibraltar), die von den Alten als das Ende der Welt betrachtet wurden. Spanien bot ihnen eine solche Menge von Silber, daß sie von dort nicht mehr mit ihren bisherigen hölzernen, steinernen und kupfernen, sondern nur mit silbernen Geräthschaften zurückkehrten. Doch die Gewinnsucht der kühnen Kaufleute fand auch hier kein Ziel; sie schifften noch über das vermeinte Ende der Welt hinaus und kamen nach den brittischen Inseln, wo sie ein neues Metall, das Zinn, fanden, weßhalb sie auch dieses Land die Zinninsel nannten. An Deutschlands Nordufer fanden sie den glänzenden Bernstein (Elektron), der in ihren heimathlichen Ländern, nämlich am Mittelmeere, als das kostbarste Kleinod geschätzt wurde.

Auch zu Land trieben die Phönizier Karavanenhandel; sie holten aus Armenien Eisen und Stahl, Pferde und Sklaven; aus Persien und andern Ländern Leinwand, Gewürze und Spezereien. An Arabiens Küste fanden



Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

sie jene Harze und wohlriechenden Kräuter, welche die heidnischen Völker bei ihren Opfern verbrannten. Dort entdeckten sie auch einen Ueberfluß an Gold und Elfenbein.

Der Zufall hatte die Phönizier auch noch auf mehrere Entdeckungen geführt (siehe unten), die ihren Reichthum nicht wenig vermehrten. Doch eben dieser Reichthum und Wohlstand reizte die kriegerischen Nachbarn. Nachdem das Kaufmannsvölkchen schon von Nebukadnezar (600 v. Chr.) Vieles gelitten hatte, zog der Welteroberer Alexander der Große, König von Macedonien, 333 v. Chr., heran und zerstörte den Staat. Zwar wurde Tyrus später wieder aufgebaut, aber seine Kraft und sein Ruhm waren dahin, nnd der Welthandel zog nach der von Alexander neu gegründeten Stadt Alexandria.

**Erfindungen.** Der Zufall hatte die Phönizier auf mehrere Entdeckungen geführt, die sie kunstreich zu benützen wußten, um glänzende, in die Augen fallende Waaren zu liefern. Sie erfanden das Glas und die Purpurfarbe; auch das kunstreiche Weben der Wolle sollen sie erfunden haben, und selbst den ersten Gebrauch der Buchstabenschrift schreibt man ihnen zu.

Phöntzische Kaufleute, — erzählt man — welche Salpeter auf ihrem Schiffe führten, landeten nicht weit von Sidon am Flusse Belus, an dessen Ufern feiner Kiessand lag. Sie wollten sich hier ein Essen bereiten, und da es ihnen an Steinen fehlte, den Kessel über dem Feuer zu erhalten, nahmen sie große Stücke Salpeter aus ihrem Schiffe, legten diese auf den Sand und stellten den Kessel darauf. Der Salpeter ward in der Hitze flüssig, vermischte sich mit der Asche und dem glühenden Sande, und, als die Flamme erloschen war, blickte den Ueberraschten eine glasartige Masse entgegen. Das Glas war erfunden; aber man wußte es vorläufig zu nichts Anderm zu verwenden, als zu Schmuck und Zierrath.

Ein andermal weidete ein phönizischer Hirt seine Heerde nicht weit vom Meeresufer bei Tyrus. Sein Hund hatte die Schale einer Meerschnecke zerbissen und kam mit hochroth gefärbter Schnauze zu seinem Herrn zurück. Dieser, in der Meinung, sein Hund sei verwundet, wischt ihm mit einem Knäuel Wolle das vermeintliche Blut ab; da fand sich keine Wunde, aber die Wolle hatte die schönste rothe Farbe angenommen. Nun forschte der Hirt weiter nach und entdeckte die zerbissene Schnecke, welches die echte Purpurschnecke war. Bald wurde der syrische Purpur weit und breit berühmt und galt für die größte Kostbarkeit, so daß nur Könige und reiche Leute ihn tragen konnten.

Wie viele andere Erfindungen mögen noch von dem betriebsamen, gewerblustigen Völkchen ausgegangen sein! Die Rechenkunst wird ausdrücklich als ihre Erfindung ausgegeben, und ihr Handel mußte nothwendig darauf führen. —

## Die Hebräer.

Die Hebräer hießen auch Israeliten und Juden. Ihr Stammvater war Abraham. Derselbe zog 2000 v. Chr. aus Mesopotamien nach Kanaan. Er, wie Isaak und Jakob, werden Erzväter (Patriarchen) genannt. Jakob zog im Jahre 1780 v. Chr. mit seiner Familie nach Egypten zu seinem Sohne Joseph. Moses befreite das Volk Israel aus der egyptischen Knechtschaft 1000 Jahre v. Chr. Er führte sie in die arabische Wüste, wo sie von Gott die 10 Gebote erhielten und 40 Jahre lang umherzogen. Josue

führte die Israeliten in Palästina ein und vertheilte das Land unter die 12 Stämme, die dann von Hohenpriestern im Namen Jehova's beherrscht wurden. — Da sie aber von ihren Feinden oft hart bedrängt wurden und sich zum Götzendienst verleiten ließen, so traten tapfere Männer (Richter) auf, die das Vaterland retteten und den wahren Gottesdienst wieder einführten. Solcher Richter waren: Gedeon, Jephte, Samson, Samuel. — Später verlangte das Volk Könige, deren erster Saul war. Zur höchsten Blüthe gelangte das jüdische Reich unter dem König David; derselbe besiegte alle feindlichen Nachbarvölker, eroberte einen Theil von Syrien, machte Jerusalem zur Residenzstadt, erbaute die Burg Sion und führte den prachtvollen jüdischen Gottesdienst ein. Sein weiser Sohn Salomon baute den großen Tempel. Gegen das Ende seines Lebens verfiel dieser weise Fürst in Weichlichkeit und Götzendienst und zwang das Volk zur Empörung. Unter seinem Sohne Roboam theilte sich das Reich 975 in das Reich Juda mit der Hauptstadt Jerusalem und in das Reich Israel mit der Hauptstadt Sichem (Samaria). Salmanassar von Assyrien, der das Reich Israel 722 zerstörte, schleppte das Volk in die assyrische, Nebukadnezar die Juden 580 in die babylonische Gefangenschaft. Der Perserkönig Cyrus ließ die Israeliten im Jahre 536 v. Chr. in ihre Heimath zurückkehren. Nachdem sie die Herrschaft verschiedener Völker getragen, kamen sie zuletzt unter die Botmäßigkeit der Römer, welche in Herodes im Jahre 40 v. Chr. einen Ausländer zum Könige über sie setzten.

Unter dem römischen Kaiser Augustus wurde Christus, der Heiland der Welt geboren. 70 n. Chr. wurde Jerusalem von den Römern zerstört, und die Juden unter alle Völker der Erde zerstreut.

**Die Zerstörung Jerusalems.** 1. Da die Zeit bereits erfüllet war, daß die Gerichte Gottes anhüben im Hause Israel, trug sich das unselige Volk noch immer mit der Weissagung, daß Einer aus ihrer Mitte die Welt beherrschen werde. Diese Weissagung hauptsächlich war es, was den Juden Muth zum Kriege wider die Römer gab. Aber die Augen des unseligen Volkes waren verblendet, weil ihre Herzen verkehrt und verhärtet waren. Darum ließen sie sich auch nicht warnen durch die offenbaren Zeichen, welche vor dem Ausbruche des Krieges geschahen: Zeichen, welche Jesus Christus so bestimmt vorher angekündigt hatte. „Es werden geschehen große Erdbeben hie und da, kommen werden Theurung und Pest, Schrecknisse und große Zeichen am Himmel." — Alle diese Wehen trafen jetzt eben oftmals ein. Unter verschiedenen Theurungen war die größte diejenige, welche zur Zeit des Kaisers Claudius die fruchtbarsten Gegenden des römischen Reiches heimsuchte. Unter den Erdbeben zeichneten sich jene aus, welche im Jahre 62 Campanien, im folgenden Jahre Macedonien und Achaja erschütterten. Gleiches erfuhr i. J. 60 Laodicea, und vier Jahre nachher Colossä und Hieropolis. Und kurz vor dem Falle Jerusalems waren auch große Erdbeben in Smyrna und Miletum und auf den Inseln Samos und Chios. — Nach dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus, welcher Augenzeuge all' dieser Begebenheiten war, stand über der Stadt ein Gestirn, ähnlich einem Schwerte, und ein Comet erschien ein ganzes Jahr. Den Altar und den Tempel erleuchtete einmal des Nachts ein solches Licht, daß eine halbe Stunde heller Tag zu sein schien. Eine feste, eherne Thüre, die gegen Aufgang den innern Tempel schloß, und so schwer war, daß kaum zwanzig Männer sie des Abends zu schließen vermochten, öffnete sich gegen Mitternacht auf einmal von selbst. Auch wollte man einmal über der ganzen Gegend, hoch in der Luft, Wagen und Heer-

schaaren gesehen haben, welche die Städte zu umringen schienen. Am Pfingstfeste hörten die Priester, als sie bei Nacht den Dienst des Festes zu versehen in den innern Tempel gingen, zuerst Bewegung und Geräusch, dann eine Stimme wie von einer großen Menge: Lasset uns von hinnen ziehen!

Der nämliche Geschichtschreiber bemerkt aber auch, daß der größte Theil des Volkes aus Bethörung diese warnenden Zeichen für solche ansah, die öffentliches Wohl ankündigten.

2. Jerusalem hatte von Natur eine sehr vortheilhafte Lage, da es auf Bergen an Schlünden erbauet war, und durch Kunst war es zu einer der festesten Städte des Alterthums gemacht worden. Die einzelnen Stadttheile, deren jeder durch eine starke Ringmauer geschützt war, hießen Sion, Akra und Bezetha. Sion war weit höher als Akra; daher der eine Theil die höhere, der andere die untere Stadt genannt ward. Bezetha heißt soviel als Neustadt; sie entstand erst mit zunehmender Bevölkerung und umfaßte einen höher gelegenen Hügel an der nördlichen Seite vor der Stadt. Die Ringmauern waren, ausgenommen da, wo jähe Schlünde sie wider Bestürmung sicherten, mit vielen sehr festen Thürmen versehen, und außer diesen gleich weit von einanderstehenden und gleich hohen Thürmen waren vier von vorzüglicher Pracht und Größe, welche für feste Schlösser gelten konnten; sie hießen Psephinos, Hippikos, Phasael und Mariamne. Alle Pracht und Größe der Gebäude aber, mit welchen Jerusalem geschmückt war, schwand dahin vor der Herrlichkeit des Tempels, der hoch über der Stadt hervorragte und, aus ungeheuren Steinen geglätteten Marmors erbauet, von weitem wie ein blendend weißer Berg erschien.

3. Während die Juden einig waren im Hasse gegen die Römer, wütheten sie gegen sich selbst in unseligen Zerwürfnissen. Die Partei der Zeloten (der blinden Eiferer), an deren Spitze sich Johannes von Gischala mit seinen Räuberschaaren stellte, kämpfte gegen Simon, Sohn des Gioras, der mit 50,000 Streitern die Stadt inne hatte, bis sie sich selbst spaltete und in Eleazar ein zweites Haupt erhielt. Es war, sagt Josephus, Aufruhr im Aufruhr; die unselige Stadt sah einem rasenden, wilden Thiere gleich, welches in Ermanglung andrer Nahrung wider sein eignes Fleisch wüthet.

4. Im Hornung des Jahres 70 rückte Titus, der römische Feldherr, heran mit zahlreichen und ausgesuchten Streitkräften. Nach einem vergeblichen Versuch, den Juden friedliche Gesinnung einzuflößen, befahl er Erdwälle aufzuwerfen. Als diese vollendet waren, und nun auf einmal an drei Orten die Mauer der Neustadt mit krachendem Getöse von ungeheuren Mauerbrechern getroffen ward, da erhoben die Einwohner ein lautes Geschrei, und Schrecken ergriff auch die Parteien des Johannes und Simon. Sie vereinigten sich jedoch zur gemeinschaftlichen Vertheidigung und führten diese mit der äußersten Unerschrockenheit und Kraftanstrengung. Am fünfzehnten Tage der Belagerung fiel aber trotzdem die Mauer, und Titus schlug in der Neustadt sein Lager auf.

Sogleich begann er den Angriff der zweiten Mauer, welche von den Juden tapfer vertheidigt ward. Johannes übernahm die Vertheidigung des Tempels und der Burg Antonia; Simon die der untern Stadt (Akra) bis an den Thurm Hippikos. Die Juden thaten manche Ausfälle, doch meistens zu ihrem Nachtheil, da sie hingegen bei dem Mauerkampf öfter den Vortheil hatten. Es ward von Tagesanbruch täglich gefochten bis spät an den Abend, und die Nacht selbst gewährte sowohl denen, welche stürmten, als jenen, welche nächtlichen Ausfall machten, wenig Ruhe. Am fünften Tage, nachdem er die erste Mauer erobert hatte, durchbrach Titus auch die zweite, und ging

mit tausend Schwergerüsteten sammt einigen Erlesenen seiner Umgebung in die niedere Stadt. Er ließ weder die Lücke erweitern noch Häuser anzünden, verbot auch irgend einen der Einwohner zu tödten. Er war gesonnen ihrer zu schonen, wofern sie noch jetzt seinen Anträgen sich fügen wollten, und hoffte zumal der Stadt den Tempel zu erhalten. Das Volk war bereit sich ihm zu ergeben; beide gewaffnete Parteien aber hielten seine Milde für Schwäche und glaubten, daß er an Eroberung der übrigen in der That festeren Theile der Stadt verzweifelte. Die Tyrannen ließen daher Jedem, der von Uebergabe reden würde, den Tod ankündigen und Einige wirklich ermorden, welche Lust zum Frieden verrathen hatten. Dann überfielen sie von allen Seiten die Römer aus den Gassen, von den Dächern und von den Mauern. Drei Tage wehrten sie den Römern den Eingang durch die Lücke; dem heftigeren Angriffe des vierten Tages mußten sie weichen. Sobald Titus der Mauer sich wieder bemächtigt hatte, riß er die ganze mitternächtliche Seite derselben ein, besetzte die Thürme der mittägigen Seite mit Kriegern und sann auf den Sturm der dritten Mauer.

5. Um die Juden wo möglich auf den Gedanken der Uebergabe zu bringen, gab Titus, ehe er von neuem stürmen ließ, dem oben erwähnten Josephus Auftrag, mit seinen Landsleuten noch einmal zu sprechen. Seine rührende Anrede aber ward mit Hohn beantwortet; doch entschlossen sich auch viele zur Flucht und gingen ins Lager der Römer über. Unterdessen nahm die Hungersnoth schrecklich zu. Der Hunger erstickte bei den meisten alles menschliche Gefühl. Männer entrissen den Weibern, Weiber den Männern, Kinder den Aeltern, ja Mütter ihren zarten Kleinen den Bissen. Gräuel kamen vor, deren Beschreibung die Feder sich versagt. „Es ist unmöglich, bemerkt der Geschichtschreiber Josephus, ihre Bosheit einzeln zu erzählen; aber um es mit Einem Worte zu sagen: Nie hat eine Stadt so viel gelitten, und nie, von Anbeginn der Welt, war ein Geschlecht so fruchtbar an Freveln."

Also ward erfüllt, was der Sohn Gottes 37 Jahre zuvor gesagt hatte: „Es wird alsdann eine große Drangsal sein, wie nicht gewesen ist von Anbeginn der Welt bis jetzt, und wie auch nie sein wird." (Matth. 24, 21. Marc. 13, 19.)

6. Titus, eine lange Verzögerung der Einnahme des römischen Kriegsruhmes für unwürdig erachtend, befahl eine Mauer rings um die ganze Stadt aufzuführen. So ward den Juden jeder Ausgang abgeschnitten, so auch die letzte Hoffnung der Rettung ihnen genommen, und es ward erfüllet, was der Sohn Gottes mit Thränen gesagt hatte: „Es werden die Tage über dich kommen, da deine Feinde einen Wall wider dich aufwerfen, dich rings einschließen, und von allen Seiten ängsten werden." (Luk. 19. 43.) — Die Hungersnoth ward fürchterlicher von einem Tag zum andern. Bald raffte sie nicht mehr Einzelne, sondern ganze Häuser, ganze Geschlechter dahin. Die flachen Dächer waren bedeckt mit verschmachteten Weibern und Kindern, die Gassen mit erblichenen Greisen. Jünglinge und Männer wankten wie Schemen umher auf den öffentlichen Plätzen, sanken dann hin, der eine hier, der andere dort. Wenigen blieb noch Kraft, die Leichen zu begraben; manche starben selbst, indem sie mit Bestattung Anderer sich beschäftigten; manche schlichen, um nicht unbegraben zu bleiben, zu den Gräbern, ehe ihre Stunde gekommen war. Kein Jammer erscholl, man vernahm keine Klage; langsam Sterbende sahen mit starrem Blick auf die schon Todten. Nächtliche Stille ruhte rings umher über Sterbenden und Todten, außer wo sie gestört ward durch die Räuberschaaren. Diese brachen die Häuser auf, beraubten die Leichen ihres

Gewandes, gingen dann lachend davon, prüften manchmal noch die Spitze ihrer Schwerter an den nackt zurückgelassenen Todten, und höhnten des Jammers der Lebenden, wenn diese in Verzweiflung um den Tod baten, und dann den müden Blick auf den Tempel Gottes hefteten.

7. Nachdem die wichtige Burg Antonia in die Hände der Römer gefallen, galt es den Tempel zu stürmen. Ehe dieß geschah, ließ Titus noch einmal die Juden auffordern. „Ich rufe," so ließ er ihnen sagen, „ich rufe die Götter meines Vaterlandes, und, wofern je ein Gott auf diese Stätte herabsah — denn ich glaube nicht, daß er es anjetzt noch thue — so rufe ich auch Den, und mein Heer und die Juden, so bei mir sind, zu Zeugen an, daß nicht ich euch nöthige, den Tempel zu beflecken. Wofern nur ihr sammt enren Schaaren diesen Ort verlasset, so wird kein Römer dem Heiligthume nahen. Den Tempel werde ich erhalten, auch wenn ihr es nicht wollt!" — Die Verblendeten rechneten dem Römer diesen wohlgemeinten Antrag zur Feigheit an und wurden desto vermessener. Da eröffnete Titus ungesäumt die Erstürmung des Tempels.

8. Am achten Tage des Monats Loos (ungefähr am ersten August) ließ Titus, nachdem die Wälle vollendet waren, Mauerbrecher gegen ein westliches Gewölbe des Tempels richten. Sechs Tage spielte dieses furchtbare Kriegszeug wider das Gebäude, ohne das Mindeste zu dessen Erschütterung zu bewirken. Eben so wenig vermochten die angebrachten Hebel. Da befahl Titus Sturmleitern anzusetzen. Die Juden wehrten den Römern nicht das Aufsteigen, kämpften aber mit desto mehr Vortheil gegen die Hinaufgestiegenen, stürzten auch einige Leitern, welche mit Feinden bedeckt waren, eroberten etliche Fahnen, tödteten viele Römer und schlugen den Sturm ab.

Da Titus nun sah, mit wie großem Verluste der Seinigen er den Tempel, dessen die Juden nicht schonten, aufrecht zu erhalten strebte, so ließ er Feuer an die Thore des innern Hofes anlegen, welches das Silber, mit dem sie belegt waren, schmelzte, das Holz anzündete, bald in den Säulengängen um sich griff. Starrendes Entsetzen befiel die Juden, als sie rings um den Tempel Flammen lodern sahen. Verzweifelnd an Rettung des Hauptgebäudes, ergossen sie sich in eiteln Zorn wider die Römer. Die Gluth dauerte den Tag und die ganze Nacht.

Am folgenden Tage sandte Titus einen Theil des Heeres, das Feuer zu löschen, die Brandstätte aufzuräumen und den Schaaren den Zugang zum Tempel zu erweitern. Er selbst berief den Kriegsrath, um über das Schicksal des Tempels einen Beschluß zu fassen. Es ward die Erhaltung des Tempels beschlossen.

Aber — so sagt Josephus — Gott hatte vorlängst das Feuer der Zerstörung beschlossen, und nach bestimmtem Verlauf der Zeiten war der Tag gekommen (der 17. August) eben der, an dem ehemals der Tempel vom Könige der Babylonier verbrannt worden. Und dieses Ereigniß ward veranlaßt durch die Juden. Es war nämlich Tags zuvor mit Erbitterung von beiden Seiten gekämpft worden. Kaum hatten die Juden vom Kampfe ein wenig geruht, als sie, da Titus zur Burg Antonia zurückgekehrt war, ein neues Gefecht mit den römischen Soldaten begannen, welche noch mit Löschung des Feuers an den äußern Säulengängen beschäftigt waren, sogleich zu den Waffen griffen, die Juden zurücktrieben, und bis an den innern Tempel sie verfolgten. Da ergriff ein römischer Soldat, ohne Befehl, ohne Scheu, einen lodernden Brand, ließ von einem seiner Genossen sich emporheben, und warf den Brand durch ein Fenster der nördlichen Seite in einen Gang, welcher in Verbindung stand mit Gemächern, so das Heilige umgaben. Als die

Flamme aufschlug, erhob sich lautes Geschrei der Juden; sie eilten, ihr Leben vergeudend, durch Schwert und Flamme.

Ein Römer lief mit dieser Nachricht zu Titus, den er, ermüdet vom Treffen, ruhend im Zelte fand. Er sprang auf, lief, dem Feuer Einhalt zu thun, zum Tempel; ihm folgten alle Feldherrn, mit ihnen die erregten Soldaten, ordnungslos und mit Getümmel. Titus rief und winkte mit der Hand, abzulassen vom Kampfe, zu löschen die Gluth. Von vielen ward er im Getöse nicht gehört, noch auch im verworrenen Handgemenge gesehen; und als die Soldaten, so ihm gefolgt waren, dazu kamen, da achteten sie weder der Mahnung, noch der Drohung; sie überließen sich blinder Wuth. Ueberall wurden Juden ermordet; aufgehäuft lagen um den Brandopferaltar die Todten, und Blut floß hinab von des Tempels Stufen.

Da Titus den Ungestüm der Soldaten zu hemmen nicht vermochte, und die Feuersbrunst immer zunahm, ging er mit den Feldobersten in das Heilige und in das Allerheiligste. Hier überzeugte er sich staunend von der Herrlichkeit dieses Tempels, dessen innere Pracht und Schönheit der äußern Größe und Hoheit vollkommen entsprach. Noch hatte die Gluth diese inneren Abtheilungen nicht ergriffen, sondern loderte nur in den Umgebungen. In der Hoffnung, jene noch zu erhalten, sprang Titus hervor, trieb selbst die Soldaten zum Löschen an, und gab dem Hauptmanne seiner Trabanten Befehl, auf die Widerspenstigen auch mit Stäben schlagen zu lassen. Aber im wilden Ungestüm achteten diese Raubsüchtigen weder Befehl noch Drohung. Da sie rings umher Gold schimmern sahen, glaubten sie, der Tempel verberge auch ungeheure Schätze Geldes. Einer von ihnen, der dem Titus ins Innere des Tempels nachgegangen, benützte den Augenblick, als dieser aus dem Heiligthum gelaufen war, um den Soldaten zu steuern, und legte Feuer an eine Thürangel. Plötzlich brach die Gluth aus, und Titus sah sich gezwungen, mit seiner Begleitung den Tempel zu verlassen, den er so gern erhalten hätte.

Als der Tempel verbrannt war, pflanzten die Römer ihre Adler auf an der heiligen Stätte, und brachten ihren Göttern Opfer. Simon und Johannes, die Parteiführer, hatten sich in die Oberstadt gerettet; da sie aber an der Möglichkeit, sie zu vertheidigen, verzweifelten, suchten sie freien Abzug in die Wüste zu erhalten. Dieser wurde ihnen verweigert; darum zogen sie sich in den königlichen Palast des Herodes zurück, wo sie noch gegen achttausend und vierhundert Menschen ihres Volkes ermordeten, die allda ihre Zuflucht gesucht hatten.

9. Da die Oberstadt auf dem Berge Sion lag, konnte ohne Belagerungswälle Nichts wider sie unternommen werden. Titus sah sich daher zur Aufschüttung solcher gezwungen, obschon das Holz dazu aus weiter Ferne herbeigeschafft werden mußte; denn rings um Jerusalem war die an Gärten und Hainen ehemals reiche Gegend ihres Schmuckes beraubt und in eine traurige Oede verwandelt worden. Nach achttägiger Arbeit waren die Wälle vollendet, und der Römer Belagerungszeug spielte nun sowohl gegen die Mauern von Sion, als wider die königliche Burg. Kraft und Muth hatte die Juden verlassen; viele waren nach Akra geflüchtet, andere in die unterirdischen Abflüsse; doch vertheidigten auch viele die Mauern.

Als an einem Orte die Mauer durchbrochen war, liefen die Hüter davon, ja die Tyrannen selbst, (Simon und Johannes) verloren so sehr alle Besinnung, daß sie die Römer durch die Lücke einziehen ließen, und starrend vor Unentschlossenheit sich nicht zurückzogen in die drei mit dem Palaste des Herodes verbundenen Thürme Hippikos, Phasael und Mariamne, sondern Alles

dem Feinde überließen, und in gänzlicher Verzweiflung zu den unterirdischen Abflüssen flüchteten.

Indessen pflanzten die Legionen ihre Adler auf Jerusalems Thürmen auf, staunend und froh, diese langwierige und fürchterliche Belagerung auf Einmal, wider alles Erwarten, durch leichte Eroberung des hohen Sion und der Burg Herodes zu beschließen. Sie feierten ihren Sieg durch Waffengetös und Feldgeschrei. Dann ergossen sie sich mit dem Schwert in die Straßen, sättigten sich am Morde Aller, so in ihre Hände fielen, und verbrannten viele Häuser mit Allen, welche hineingeflüchtet waren. Andere Häuser erbrachen sie in der Hoffnung auf Raub, fanden aber ganze Familien, die da lagen todtgehungert, Leichen in allen Gemächern, erschauderten, eilten mit leeren Händen davon und erfüllten die ganze Stadt mit der Erschlagenen Blut. Erst am Abend hörten sie auf zu morden; das Feuer loderte die ganze Nacht.

Als Titus in die Stadt einging, bewunderte er unter anderm die Festigkeit ihrer Mauern und Thürme, vorzüglich der drei Thürme Hippikos, Phasael und Mariamne, und sagte: „Mit Gottes Hülfe haben wir Krieg geführt, Gott ist es, der die Juden aus diesen Vesten gezogen hat; denn was würden Menschenhände und menschliche Werkzeuge wider solche Thürme vermocht haben?“ —

10. Der mehr erwähnte Josephus berechnet die Zahl derjenigen, welche während des ganzen Krieges gefangen worden, auf 97,000; die Menge derjenigen aber, welche in der belagerten Stadt starben, auf 1,100,000. Viele hatte das Schwert, viele die Pest, bei weitem die meisten der Hunger getödtet.

Von den beiden Gewalthabern, welche bald der Hunger nöthigte ihre Schlupfwinkel zu verlassen und sich den Römern zu ergeben, wurde der eine, Johannes von Gischala, zu lebenslänglichen Banden verurtheilt, der andere, Simon, Sohn des Gioras, im Triumphe des Titus aufgeführt und dann getödtet. Die Trümmer der Stadt und des Tempels ließ Titus schleifen, mit Ausnahme der Thürme Phasael, Hippikos und Mariamne, und der westlichen Mauer. Diese sollte den Schaaren, welche er in Jerusalem zurückließ, zum Lager dienen; jene aber ein bleibendes Denkmal von der Pracht und Festigkeit dieser von den Römern eroberten Stadt sein. So genau ward dieser Befehl befolgt, daß, nach dem Zeugniß des Josephus, keine Spur einer ehemals bewohnten Stadt mehr zu sehen war.

Vor 37 Jahren hatte der Sohn Gottes, als Er, wenige Tage vor seinem Leiden, Jerusalem nahete, Thränen vergossen und gesagt: „Deine Feinde werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen (Luk. 19, 44.). Und als bald nachher einer seiner Jünger, da er mit ihnen aus dem Tempel gegangen war, zu Ihm sagte: „Meister, siehe welche Steinmassen, und welche Gebäude!“ da antwortete er: „Siehest du diese großen Gebäude? nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht abgebrochen wird.“ (Mark. 13, 2.)

So endete Jerusalem, die heilige Stadt, nachdem sie unter der besondern Obhut Gottes mehr denn 2000 Jahre geblüht hatte. Der Tempel mit all' seinen Schätzen war verschwunden; aber bereits hatte sich der Herr einen Bau anderer Art, einen ungleich herrlicheren, die Kirche, gegründet, die da ist der lebendige, unvergängliche Tempelbau Gottes in der Menschheit. Das Opfer auf den Altären Jerusalems hatte aufgehört; aber statt seiner wurde dem Allerhöchsten jenes reine, heilige Opfer dargebracht, welche der Prophet Michäas verkündigt. Das Gericht Gottes, das über Jerusalem ergangen,

konnte die Anhänger Jesu in ihrem Glauben nur bestärken, ihre Zahl nur mehren.

Was von den Juden dem Tode und der Sklaverei entronnen war, floh in alle Theile der Welt; und noch jetzt hausen sie unvermischt und abgesondert unter den Völkern der Erde, lebendige Zeugen für die Religion Jesu des Gottmenschen.

Da die Juden unter Kaiser Hadrian einen neuen Aufstand erregten, so wurde ihnen unter Todesstrafe verboten, dem Orte zu nahen, wo einst die heilige Stadt gestanden; nur am Jahrestage der Zerstörung durften einzelne so nahe kommen, als erforderlich war, um im Anblick der fluchbeladenen Stätte ihr Schicksal zu beweinen.

## Die Griechen.

1. Die Griechen bewohnten in den ältesten Zeiten die südöstliche Spitze von Europa.
2. Ihre ursprüngliche Rohheit wird durch eingewanderte Colonisten sehr gemildert.
3. Die einzelnen kleinen Fürsten machen an der Spitze ihrer Völker höchst abenteuerliche, durch spätere Sagen und Lieder verherrlichte Streifzüge, unter denen der Krieg gegen Troja i. J. 1200 v. Chr. der merkwürdigste ist.
4. Aus den meisten griechischen Städten, die früher von Königen regiert worden waren, bildeten sich mit der Zeit eben so viele kleine Republiken (Freistaaten), in welchen eine Anzahl Bürger, die das Volk aus seiner Mitte wählte, abwechselnd die Regierung führte.
5. Bei aller Zerstückelung des Landes in kleine Staaten betrachteten sich die Griechen als ein ungetheiltes Volk, wozu die gemeinsame Sprache und Religion, die National-Feste und der Amphiktionenbund vieles beitrugen.
6. Unter den einzelnen Staaten erhält zuerst Sparta eine geregelte Verfassung von Lykurg (888 v. Chr.), und Athen von Solon (600 v. Chr.). Die übrigen Staaten schließen sich in ihrer Verfassung mehr oder weniger an diese beiden Hauptstaaten an.
7. Die Athener nehmen Antheil an dem Aufstande der kleinasiatischen Griechen gegen die Perser; der Aufstand mißlingt, und die Perser überziehen aus Rache auch das europäische Griechenland mit Krieg. Die Griechen siegen endlich und werden von der drückenden Perserherrschaft befreit. (479.)
8. Nachdem die Griechen sich durch bewundernswürdige Tapferkeit der auswärtigen Feinde entlediget hatten, bekriegen sie aus beklagenswerther Eifersucht sich selbst. (Peloponnesischer Krieg.)
9. Socrates (400 v. Chr.)
10. Griechenland, — durch ewige Kriege und innere Zerrüttung geschwächt, — verliert seine Freiheit im Kriege gegen Philipp, König von Macedonien (338 v. Chr.), und die Macedonier werden das herrschende Volk.
11. Philipps Sohn, Alexander der Große, führt an der Spitze der Griechen und Macedonier einen Rachekrieg gegen die Perser, stürzt das persische Reich und gründet das große macedonische Weltreich, das die blühendsten Länder Asiens und Afrikas umfaßt.
12. Dasselbe zerfällt aber bald wieder nach dem Tode seines Stifters.

Das heutige Griechenland macht bloß den südlichen Theil des alten aus. Mehrere Länder im Norden, die früher dazu gehörten, stehen jetzt unter türkischer Herrschaft. Vor uralten Zeiten war das Land rauh und unfreundlich. Dem rauhen Lande glichen auch die halbwilden Bewohner. Sie kleideten sich in die Felle der erlegten Thiere, aßen rohes Fleisch nebst Wurzeln und wohnten in Höhlen und Schluchten der Berge.

Ihre erste Bildung erhielten sie durch Ausländer, welche sich namentlich aus Egypten, Phönizien und Kleinasien zu verschiedenen Zeiten in Griechenland niederließen. Diese gebildeteren Fremdlinge suchten die rohen Einwohner zu belehren, führten den Ackerbau ein, gewöhnten die Menschen durch Anlegung von Burgen und Städten an feste und bleibende Wohnsitze

und an ein geregeltes Leben in denselben, theilten ihnen ihre Religionslehren, Gebräuche und Künste mit.

Bald erwachte in Griechenland ein Heldengeist in eigenthümlicher Größe. Während die Frauen in stiller Häuslichkeit wohnten und webten, übten sich die Männer in Kampfspielen, oder durchzogen das Land, um es von Räubern und wilden Thieren zu säubern. Durch ihre Großthaten haben sich Herkules, Jason, Perseus, Theseus und mehrere Andere einen so großen Ruhm erworben, daß ihre Nachkommen sie vor Erstaunen als Halbgötter verehrten, und ihre Thaten in schönen Liedern besangen. Auch aus ihrem Vaterlande hinaus wagten sich die Kühnen, und trieben Menschen und Vieh als Beute mit fort. Ganz vorzüglich richteten sie ihre Streifzüge gegen die Küsten von Kleinasien, weil hier Reichthümer zu finden waren. Dergleichen Räubereien hielten die rohen Menschen auch für Heldenthaten.

**Der trojanische Krieg.** Unter den griechischen. Völkerschaften, — die nicht nur die europäische Halbinsel, sondern auch die zahlreichen Inseln des Archipelagus und Asiens Küsten bewohnten, — herrschte zwar öfter Uneinigkeit, Streit und Krieg; jedoch schlichteten sie ihre Händel und verbanden sich zu gemeinschaftlichem Widerstande, sobald sie ein auswärtiger Feind bedrohte.

Auch geschah es, daß Alle zu den Waffen griffen, um die einem ihrer Fürsten zugefügte Beleidigung zu rächen. Eine solche allgemeine Nationalunternehmung der Griechen war die Eroberung der Stadt Troja. Verschiedene Völker griechischen Stammes hatten sich nämlich an den reichsten Küsten Kleinasiens angesiedelt, und — durch ihre glückliche Lage begünstiget — schon früher als die europäischen Hellenen einen gewissen Grad von Bildung und Wohlhabenheit erlangt. Das erweckte Eifersucht bei den Europäern, und eine Veranlassung zum offenen Kampfe war bald gefunden.

Der König Priamus von Troja, wohl der angesehensten von den Küstenstädten, hatte einen Sohn, Namens Paris, welcher dem Könige von Sparta, Menelaus, eine Schmach angethan (er raubte ihm seine Gemahlin Helena), worauf sich die europäischen Griechen unter Anführung des mächtigen Königs Agamemnon zur Rache gegen Troja verbanden und auf Kähnen ein Heer von wohl 100,000 Mann nach Asien überführten.

Die berühmtesten Fürsten, die an diesem Zuge Theil nahmen, waren: Achilles, Patroklus und Ulysses. Aber auch in dem mit hohen Mauern und Thürmen wohl befestigten Troja war ein zahlreiches Heer, und an der Spitze desselben Hector, des Königs Priamus Sohn, der es mit jedem Griechen aufnahm. Deßhalb verzögerte sich die Eroberung 10 volle Jahre. Aus Mangel an Lebensmitteln konnte das ganze Heer selten zusammen sein. Sie zerstreuten sich bordenweise, um Beute zu machen. Ein Theil des Heeres mußte sogar Ackerbau treiben; der andere zur Belagerung zurückgebliebene aber machte sich ein Lager mit zahllosen Hütten und umgab es mit einem tiefen Graben. Aus diesem Lager kamen sie fast jeden Tag hervor und forderten die Trojaner heraus. Und während dann die beiderseitigen Schlachtreihen gegen einander standen und sich recht grimmig ansahen, erhoben sich in der Mitte derselben lauter Zweikämpfe der einzelnen vorkämpfenden Fürsten, theils zu Fuße, theils zu Wagen. Nach zehn Jahren eroberten endlich die europäischen Griechen Troja. Die Sieger kehrten mit Schätzen und Kenntnissen verschiedener Art bereichert, in ihr Vaterland zurück, allein Tausende von Griechen verloren in diesem Kriege das Leben, andere starben unterwegs; andere Helden kamen erst nach langen Irrfahrten zurück,

(namentlich Ulysses) und die, welche zurück kamen, fanden ihre Staaten und Familien in Unordnung, ihr Vermögen war zum Theil verzehrt, ihre Herrschaft in andere Hände gekommen. Sie selbst waren ihren Unterthanen fremd, ja entbehrlich geworden. Dadurch entstanden blutige Fehden und aufreibende Stammkriege, welche durch Einwanderung roher Völkerschaften aus dem Norden des Landes noch vergrößert wurden.

**Religion der Griechen.** Die Griechen verehrten eine Menge von Göttern und Göttinen, für deren Sitz sie den Berg Olympus hielten. Der höchste unter diesen Göttern war Zeus; seinem Willen mußten sich die übrigen fügen. Diese Götter — so glaubte man — lebten in Freude und Lust und seien unsterblich; sie lenkten die Schicksale der Menschen, bestimmten ihre Handlungen und rüsteten den Einen mit diesen, den Andern mit jenen Fähigkeiten aus. Sie mischten sich selbst in die Streitigkeiten der Menschen und geriethen deßwegen unter sich selbst in Zwietracht. Alle Leidenschaften und selbst die Laster, denen die Menschen sich hingaben, besaßen auch die Götter, nur in noch höherem Grade. Zu dem Gedanken an einen Schöpfer der Welt erhob sich ihre Religion nicht. Daher war auch ihr Gottesdienst ein sinnlicher, sogar ein ausschweifender und grausamer, sofern sie dabei tanzten, allerlei sinnlichen Genüssen sich hingaben und selbst Menschen opferten. Doch war unter den Griechen der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an Belohnung und Strafe nach dem Tode verbreitet. Sie glaubten, daß die Frommen im Elysium der reinsten Glückseligkeit genössen, während die Bösen im Tartarus alle möglichen Qualen leiden müßten.

**Die National- oder Volksfeste.** Es war eine alte Sitte bei den Griechen, zur Ehre der Götter oder der Verstorbenen Feste anzuordnen und ihre Feier durch öffentliche Waffenspiele zu verherrlichen. — Bei Olympia lag ein uralter Hain, neben dem sich eine große ebene Fläche ausbreitete. Hier beging man regelmäßig alle vier Jahre ein Volksfest zur Ehre des obersten Gottes Jupiter. — Eine unermeßliche Menschenmenge fand sich dazu aus allen Theilen Griechenlands ein. — Die Spiele bestanden im Wettlaufe, Springen und im Werfen einer metallenen Scheibe, im Wagenrennen, Ringen und Faustkampfe. Ein weiter Raum war dazu geebnet und mit Sand bestreut. Ringsum befanden sich auf erhöhten Sitzen die zahllosen Zuschauer. Nach Beendigung des Festes, das fünf Tage währte, wurden die Preise vertheilt, die Namen der Sieger ausgerufen und unter tausendfachem Jubel von allen Anwesenden wiederholt. Der Preis des Siegers war nur ein Oelzweig, allein er überstrahlte an Ruhm den Glanz einer Königskrone. Er verherrlichte nicht blos den, der ihn errang, sondern auch sein Geschlecht, ja seine Vaterstadt, die ihn bei seiner Rückkehr feierlich empfing. So wie diese Waffenspiele und körperlichen Uebungen anfangs vorzüglich dazu geeignet waren, Ehrbegierde, Nacheiferung, Vaterlandsliebe und Gemeingeist zu wecken und zu befördern, so gaben sie auch später zur geistigen Bildung reichliche Veranlassung. Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Bildhauer, Maler und Tonkünstler kämpften durch ihre Werke wetteifernd um den Beifall.

**Der Amphiktionenbund** machte eine Art von Gericht aus. Zwölf Staaten schickten jährlich dazu zwei Abgeordnete, und diese 24 Männer sollten über Frieden, Religion und Sittlichkeit wachen. Sie legten Streitigkeiten bei, entschieden über Recht und Unrecht und bestimmten die Strafen bei groben Vergehungen

**Lykurg und Solon.** Zu der Berühmtheit, welche nachmals die Spartaner erlangten, trugen hauptsächlich die Gesetze und Einrichtungen bei, welche sie von Lykurg um das Jahr 888 v. Chr. erhalten hatten. Dieser weise Gesetzgeber hatte eingesehen, daß in den beiden Lastern Habsucht und Genußsucht der Grund alles menschlichen Elendes liege, und suchte durch seine Gesetze diesen entgegen zu wirken und die Spartaner zu einfachen, mäßigen und kräftigen Menschen heranzubilden.

Lykurg gab eben deßwegen auch die strengsten Gesetze, die je ein Staat gehabt hatte. Er vertheilte sämmtliche Ländereien zu gleichen Theilen, und gab jedem Spartaner Einen Theil. Dieser Antheil durfte vererbt oder verschenkt, aber nicht verkauft werden. Gold und Silber waren als Beförderungsmittel der Ueppigkeit strenge verboten; dagegen wurden grobe Geldmünzen von Eisen gebraucht. Um ein Haus zu bauen, durfte blos Axt und Säge angewendet werden. Die Männer mußten ihre Mahlzeiten, welche in einer schwarzen Suppe, Brod, Käse, Feigen und Wein bestanden, gemeinschaftlich halten; sie durften nicht mehr trinken, als nöthig war, den Durst zu löschen, damit alle Ueppigkeit und Verweichlichung abgehalten würde. Die Erziehung der Jugend war außerordentlich strenge. Kam ein Kind schwächlich oder mißgestaltet zur Welt, so wurde es zum Verhungern ausgesetzt. Die gesunden Kinder kamen mit sieben Jahren in eine öffentliche Schule, wo sie gegen jegliches Ungemach, Kälte, Hitze, Hunger, Durst und selbst die empfindlichsten Schmerzen des Körpers abgehärtet und an Mäßigkeit, Ordnung und Gehorsam gewöhnt wurden. Den Kopf glatt geschoren, Arme und Füße auch im strengsten Winter bloß, standen sie unter beständiger, strenger Aufsicht. Bei der zu Ehren der Göttin Diana von Tauris alljährlich stattfindenden Geißlung einer gewissen Anzahl von Kindern war es Ehrensache, lieber das Leben auszuhauchen, als die leiseste Klage auszustoßen. — Ehrfurcht vor dem Alter ist ein hervorragender Zug der spartanischen Jugend. In Gegenwart älterer Bürger durfte kein Jüngling reden, es sei denn, daß er gefragt wurde. In diesem Falle mußte er eine möglichst kurze Antwort geben. — Im Frieden waren Jagd und kriegerische Uebungen die Hauptbeschäftigung der Spartaner. Zum Kampfe schmückten sie sich festlich, ein Kranz zierte ihr Haupt und ihr Gewand war purpur- oder scharlachfarbig. Die Sklaven wurden in Sparta sehr hart behandelt, ja oft zu Tausenden niedergemetzelt, wenn sie sich zu stark vermehrten.

So gelang es Lykurg, aus den Spartanern ein furchtbares Heldenvolk zu bilden; dabei ward aber fast jede edlere Geistesbildung und jedes sanftere Gefühl vernichtet.

Milder, und in vieler Hinsicht der spartanischen entgegengesetzt, war die Gesetzgebung Solon's in Athen. Hier lebte die Familie beisammen, und jeder Bürger durfte durch den Betrieb eines Gewerbes, einer Kunst oder durch Handel, überhaupt auf jede rechtmäßige Weise Eigenthum erwerben. Müssiggänger und Verschwender wurden ehrlos erklärt; deßgleichen der Sohn, der seine Aeltern im Alter nicht ernährte. Niemand durfte von den Todten Uebles reden. Wer einen Diebstahl des Nachts beging, Etwas aus einer öffentlichen Schule entwendete, oder einen Arbeitsochsen tödtete, wurde hingerichtet. — Die Uebungen zur Abhärtung des Körpers wurden auch in Athen nicht vernachlässigt, dabei aber wurde Wissenschaft und Kunst sehr hoch geschätzt. Der Jüngling, welcher sich Kenntnisse und Beredtsamkeit erwarb, konnte später dem Vaterlande nützliche Dienste leisten; deßwegen machte er sich mit den zahlreichen Schriften der ausgezeichnetsten Dichter und Redner bekannt. In der Bildhauerkunst und Malerei besaß Athen treffliche Meister,

z. B. Phidias, Zeuxis, Parrhasius u. s. w. Der Verkehr mit andern Völkern wurde gefördert, und nebst dem äußern Gewinne, den der Handel einem Volke bringt, besonders die geistige Ausbildung, welche durch den Verkehr mit andern Völkern erleichtert wird, berücksichtiget. So entwickelte sich in Athen ein sehr bewegtes Leben im Staate und nach Außen, und in Folge dessen bei dem von Natur aus mit günstigen Anlagen beschenkten Volke eine Bildung, daß sie in den folgenden Jahrhunderten als die Grundlage für Wissenschaft und Kunst diente.

Indeß verleitete Reichthum und Stolz auf ihre Kunstwerke die Athener bald zu Verschwendung und schändlichen Ausschweifungen, und machten dieses Volk zum sprechendsten Beweis, daß hohe Geistesbildung so wenig als äußerliche strenge Zucht die bleibende Sittlichkeit eines Volkes begründet, wenn sie nicht aus der Quelle wahrer Religiosität geschöpft ist. —

**Kriege der Griechen mit den Persern. Miltiades (490 v. Chr.)** Die Griechen in Kleinasien lebten unter der persischen Regierung im Wohlstande; dennoch empörten sie sich gegen ihren Oberherrn Darius, der sie jedoch schnell wieder unterwarf. Von nun an behandelte er sie strenge. Sein Zorn fiel aber auf die Athener, weil sie den Aufrührern mit einigen Schiffen Hilfe geleistet hatten. Um sie zu züchtigen, schickte er ein Landheer gegen sie, das von einer Flotte unterstützt war; allein ehe sie Griechenland erreichten, wurde das Heer in kleinen Treffen geschlagen, und die Flotte durch einen Sturm fast ganz vernichtet. Im folgenden Jahre segelte aber noch eine furchtbarere Flotte daher. Da ihre Macht unwiderstehlich schien, hatten sich die Perser mit vielen Ketten, die große Menge von Gefangenen, die sie machen würden, zu fesseln, und mit dem schönsten weißen Marmor versehen, um auf den Schlachtfeldern gleich ein Denkmal des Sieges errichten zu können. — Vergebens rief das bedrängte Athen, in dessen Nähe das feindliche Heer gelandet, die andern Griechen um Beistand an. Nur eine kleine Stadt, Platäa, schickte tausend Mann zu Hilfe. Die Athener selbst stellten 9000 Bürger und bewaffneten in der Noth ihre Sklaven. Dieses Häufchen war freilich nur klein gegen die 100,000 der Perser, aber fest entschlossen, für sein Vaterland Alles zu wagen, geübt in Kampfspielen aller Art, einig unter einander, voll Vertrauen zu seinen Anführern, endlich mit weit bequemeren Waffen und weit festeren Rüstungen versehen, als die Feinde. Sie zogen diesen muthig einige Meilen in der Ebene bei Marathon entgegen (490 v. Chr.).

Als sie aber hier die unübersehbare Schaar der Perser erblickten, da befiel selbst den Tapfersten die Furcht, und Einige fingen schon an vom Rückzuge zu reden. Nur Ein Mann hielt die Verzagten: „Miltiades". „Zeigen wir uns jetzt nicht als tapfere Männer," rief er, „räumen wir hier gleich das erste Mal schimpflich dem Feinde das Feld, dann wird er, kühn gemacht durch unsere Flucht, uns verfolgen, angreifen, schlagen; unsere Stadt wird ein Raub des wilden Asiaten, und wir werden dann Sklaven seiner Diener werden. Griechen, zaudert nicht, lasset uns einig sein, einig zur Schlacht! Dieser Entschluß rettet uns, rettet Griechenlands Freiheit und Ruhm."

Da folgten Alle in die Schlacht. Anfangs lachten die Perser und sandten einen Hagel von Pfeilen auf die Heranstürzenden. Darauf entstand ein wüthender Kampf; die Perser durchbrachen die aus den Sklaven bestehende Mitte der griechischen Schlachtordnung, indeß ihre beiden Flügel von den Griechen in die Flucht geschlagen wurden. Nun wandten sich die griechischen Schwerter nach der Mitte, den weichenden Sklaven beizustehen, und

die Flucht der Perser war allgemein. In der größten Verwirrung eilten diese zu ihren Schiffen, verfolgt von den jubelnden Haufen, und ihr ganzes Lager mit allen Kostbarkeiten, — auch den Fesseln für die Griechen und dem prächtigen Marmorblock zum Siegesdenkmal, — wurde eine Beute der Sieger.

Noch lange nachher feierten die Athener den glorreichen Tag. Der Name **Miltiades** aber war Kindern und Greisen eine Losung zur Freude, und das ganze Volk empfing den Sieger mit Jubelliedern als seinen Retter. Bald aber neidete man ihn betreffs seines Ansehens und suchte ihn zu stürzen. Die Athener klagten ihn der Verrätherei an, er mußte in's Gefängniß wandern, und starb hier, — ein Opfer des Undankes seiner Mitbürger.

**Leonidas und Themistokles (480 v. Chr.).** Darius rüstete sich nun auf's Neue, die Schmach von Marathon zu rächen. Während dieser Rüstungen starb er und überließ die Züchtigung der Griechen seinem Nachfolger Xerxes. Sein ungeheures Heer brauchte sieben Tage und sieben Nächte, um auf der über den Hellespont erbauten Schiffbrücke von Asien nach Europa überzusetzen. Außerdem führte er eine Flotte von 1200 Kriegsschiffen und 3000 Proviantschiffen mit sich. — Die Griechen zogen den Persern zur See mit 380 Schiffen entgegen. Nun sollte aber auch dem Landheere der Weg verschlossen werden. Im Norden Griechenlands befindet sich ein Engpaß bei Thermopylä; auf der einen Seite umgürten ihn schauerliche Felswände und Abgründe, auf einer andern tiefe Sümpfe, und an einigen Stellen wird er so enge, daß kaum zwei Wagen neben einander fahren können. Durch diesen Engpaß mußte das persische Heer. Leonidas, König von Sparta, übernahm es, mit 8000 Griechen ihm den Durchgang zu verwehren. Als Xerxes erfuhr, daß hier ein spartanisches Kriegsheer seiner wartete, sandte er einen Herold ab, welcher die Auslieferung der Waffen verlangen mußte. Leonidas aber ließ dem Könige sagen: „Komm, und hole sie.“ Xerxes konnte nicht begreifen, daß ein Häuflein Griechen ihm Trotz bieten sollte; er bot dem Leonidas die Statthalterschaft über ganz Griechenland an, wenn er sich unterwerfe. Allein Leonidas ließ ihm sagen: „Wir sind nicht gewohnt, Herrschaft durch Schande zu erkaufen; wir sind gewohnt, Ländereien mit dem Schwerte zu erringen.“ Xerxes bewilligte nun den Spartanern eine Frist von 4 Tagen. Am fünften Tage wurde gemeldet: „Die Perser kommen über uns.“ „Oder vielmehr,“ entgegnete Leonidas, „wir kommen über sie.“ „Allein es sind ihrer so viele,“ sagte der Bote, „daß ihre Pfeile die Sonne verfinstern.“ „Desto besser,“ erwiderte Leonidas „dann kämpfen wir im Schatten.“ — Wie Meereswogen wälzten sich nun die Schaaren der Perser gegen das Häuflein Griechen heran; zwei Tage lang kämpften sie vergeblich, sogar die sogenannten Unsterblichen, der Perser tapferstes Volk, vermochte nichts auszurichten. Da fand sich ein treuloser Grieche, Ephialtes, welcher dem Xerxes einen andern Weg über das Gebirge zeigte, so daß die Griechen von vorn und im Rücken angegriffen werden konnten. Leonidas, welcher hiervon noch rechtzeitig Kunde erhielt, forderte seine Tapfern auf, sich auf bessere Tage aufzusparen, und entließ sein Heer bis auf etwa 1000 Mann, welche freiwillig bei ihm blieben. In nächtlicher Stille machten diese sich auf, fielen in das Lager der Perser ein und gingen gerade auf das Zelt des Königs zu. Xerxes entkam mit genauer Noth, dagegen wurden viele der vornehmsten Perser erschlagen. Die Morgenröthe verrieth endlich die geringe Anzahl der spartanischen Kämpfer, und sie fielen bis auf den letzten Mann. Später wurde

auf der Wahlstatt ein Denkmal mit der Inschrift gesetzt: „Wanderer, sag's zu Sparta, daß wir erschlagen hier liegen, seinen Gesetzen gehorsam." — Nun erfüllten die Perser ganz Griechenland mit Mord und Brand; auch Athen wurde in Asche gelegt. Die Flammen Athen's verbreiteten eine so große Bestürzung unter den Griechen, daß die zwischen Athen und Salamis aufgestellte vereinigte Flotte der Griechen zur Vertheidigung des eigenen Herdes sich trennen wollte. Da war es **Themistokles**, welcher durch eine List den Griechen den Sieg, den Persern die Vernichtung bereitete. Er ließ nämlich dem Xerxes heimlich sagen, er solle nicht säumen, die Griechen seien entzweit und würden sich trennen; wenn er nicht die vereinigte Flotte der Griechen schlage, so müsse er im langen Kampfe jede einzeln besiegen. Xerxes glaubte diesen Worten und befahl, noch in selbiger Nacht die griechische Flotte zu umzingeln. Als der Morgen anbrach, sahen die Griechen daß sie bloß die Wahl hätten zwischen Sieg oder Tod. Der Angriff begann, die persische Flotte gerieth bald in gräuliche Verwirrung und erlitt eine gänzliche Niederlage (480 v. Chr.). Voll Schmach und Erbitterung floh Xerxes nach Hause. Allgemein durch ganz Griechenland wurde Themistokles als Derjenige gepriesen, dem man diesen großen Sieg zu verdanken habe. Als er daher nach einiger Zeit bei den olympischen Spielen erschien, standen alle Griechen, wie Ein Mann, auf; Einer zeigte ihn dem Andern und sein Name ging von Mund zu Mund, so daß Themistokles zu seinen Freunden sprach: „Dieß ist der schönste Tag meines Lebens." —

Das unter Mardonius zurückgebliebene persische Heer von 300,000 Mann wurde im nächsten Jahre (479) von dem Spartaner Pausanius und dem Athener Aristides bei Platäa auf's Haupt geschlagen; 40,000 persische Leichen, unter ihnen auch Mardonius, bedeckten das Schlachtfeld. Von nun an wagten es die Perser nicht mehr, einen Einfall in Griechenland zu machen.

**Der peloponnesische Krieg (431—404 v. Chr.).** Nach den Perserkriegen trat für die Griechen auf einige Zeit eine erfreuliche Ruhe ein. Von dieser Zeit an war Athen der mächtigste Staat in Griechenland und stieg unter der Leitung weiser Männer zu hohem Wohlstand und Ansehen empor. Bald aber geriethen die Griechen unter sich selbst in Streit. Die Athener wurden in ihrem Glücke übermüthig, behandelten ihre Bundesgenossen als untergebene Völker und drückten sie mit Abgaben, wodurch ein allgemeiner Haß gegen sie entstand. Am meisten waren die Spartaner erbittert, die früher für das erste griechische Volk galten. Sie verbanden sich nun mit den unzufriedenen Staaten und begannen einen Krieg gegen Athen, der 27 Jahre dauerte, mit abwechselndem Glück geführt wurde, viel Unheil über Griechenland brachte, und zuletzt nachtheilig für die Athener endete.

Diese innern Streitigkeiten und Kämpfe um die Oberherrschaft untergruben Griechenlands Wohl mehr, als alle Kriege mit äußern Feinden. Mit blinder Wuth wurden eine Menge der bravsten Bürger gemordet und gegenseitig die schönsten Städte und Länderstriche verwüstet. Der Sinn für Recht, Ordnung und alles Heilige ging verloren, und eine allgemein überhandnehmende Sittenverderbniß legte allmählig den Grund zum Untergang der griechischen Staaten.

Uebrigens lebten in Griechenland viele merkwürdige Männer, die sich durch Weisheit auszeichneten, und dem einreißenden Verderben, so wie dem überhandnehmenden Verfall der Sittlichkeit zu wehren suchten. Unter diesen ist besonders Sokrates merkwürdig.

**Sokrates.** Dieser Mann, den das Orakel von Delphi den weisesten unter den Griechen nannte, wurde zu Athen im Jahre 469 geboren. Sein Vater war ein Bildhauer, und auch Sokrates erlernte in seiner Jugend diese Kunst. Doch versäumte er nach damaliger Weise nicht, die Uebungen in der Handhabung der Waffen, und focht während des peloponnesischen Krieges in einigen Schlachten mit hervorragender Tapferkeit. Er legte aber bald sowohl seine erlernte Kunst, als auch das Waffenhandwerk bei Seite, um sich unter den geschicktesten Lehrern ausschliesslich den gelehrten Forschungen zu widmen und Alles zu lernen, was man in damaliger Zeit wissen konnte. Seinen Körper hatte er so abgehärtet, dass er eine ganze Nacht hindurch wachen konnte, ohne am darauffolgenden Tage die geringste Ermattung zu spüren. — Geduldig ertrug er selbst grobe Beleidigungen. Als er einmal einen Schlag in's Gesicht erhielt, sagte er blos: „Es ist schade, dass man nicht weiss, wenn man mit einem Visier ausgehen muss.“ Einer seiner Schüler sagte von ihm: „Er war so fromm, dass er Nichts ohne den Rath der Götter that, so gerecht, dass er nie Jemand auch nur im Geringsten verletzte, — so Herr seiner selbst, dass er nie das Angenehme statt des Guten wählte, — so verständig, dass er in der Entscheidung über das Bessere und Schlechtere nie fehlging, kurz, er war der beste und glückseligste Mann, den es geben konnte.“ Die Selbsterkenntniss hielt er für den Anfang aller Weisheit, Pflichterfüllung für den Beruf des Menschen, und Tugendübung für Gottesverehrung. Von Gott hatte er eine erhabene Anschauung und glaubte an die Unsterblichkeit der Seele: „Ich weiss, dass ich Nichts weiss,“ pflegte er zu sagen, „und dadurch unterscheide ich mich von den andern Gelehrten, welche Etwas zu wissen meinen.“ Mit solchen für die damalige Zeit trefflichen Grundsätzen ausgerüstet, suchte er unter seinen bereits in Gräuel des Heidenthums versunkenen Zeitgenossen die Begriffe vom Guten, Schönen, Edlen, Gerechten und von all dem, was von Gott kommt und zu Gott führt, wieder fest zu begründen.

Er schrieb jedoch keine Bücher, eröffnete auch keine eigentliche Schule, um Geld zu verdienen, wie andere Gelehrte es machten, denn einer seiner Wahlsprüche hiess: „Man muss die Seele dem Körper, die Tugend dem Reichthume vorziehen.“ Seinem Grundsatze gemäss, dass er dem Vaterlande am besten diene, wenn er ihm gute Bürger bilde, ging er hinaus auf die öffentlichen Plätze, ja er setzte sich in die Werkstätte des Schreiners, des Schuhflickers, stellte an diejenigen, die sich um ihn versammelten, einfache Fragen über die gewöhnlichsten Dinge, und leitete auf diese Weise die Lernbegierigen gleichsam unvermerkt zu selbstständiger Entdeckung des Wahren. Einmal fragte ihn ein Schwätzer, ob man nicht sein vieles Stillschweigen seiner Unwissenheit zuschreiben dürfte. Ruhig antwortete der Weise: „Ein Unwissender weiss nicht zu schweigen. Die meisten Menschen, sagte er, scheinen zu leben, um zu essen; ich aber esse, um zu leben. Die Götter bedürfen unserer Reichthümer nicht. Die einfachen Opfer sind ihnen die angenehmsten, wenn sie nur von reinen Händen dargebracht werden. Gefielen ihnen die Gaben der Ueppigkeit, so würden sie nur von den Bösen verehrt.“ — Gefragt, wie man einen dauerhaften Ruf erwerben könne, antwortete er: „Wenn man das ist, was man scheinen will.“ — Er warf sogar die Frage auf: „Wie soll man Gott versöhnen? Wie erlangen wir Vergebung der Sünden?“ gestand aber, sie nicht

beantworten zu können. Im Vertrauen auf Gottes Erbarmung sagte er aber die merkwürdigen Worte: „Ich zweifle nicht, Gott werde seiner Zeit einen von ihm selbst Unterwiesenen an die Menschen schicken, der ihnen das wichtigste aller Geheimnisse eröffne, nämlich wie die Sünden vergeben werden können.“ — Auf die Frage: „Wann wird er kommen und wer wird er sein, dieser Lehrer?“ — antwortete er: „Er ist der Nämliche, unter dessen Fürsorge du stehst“ — also Gott. — Die edelsten Jünglinge liefen ihm zu, um von ihm Weisheit zu lernen. Die Athener waren gegen die Megaräer so erbittert, dass sich bei Todesstrafe keiner in die Stadt wagen durfte; und doch kam sehr oft ein Jüngling aus Megara Nachts verkleidet zu Sokrates, um ihn wieder zu hören. So war Sokrates in Leben und Lehre das schnurgerade Gegentheil der meisten seiner Zeitgenossen. Dies erregte den Neid derselben, und zwei Männer, (Miletus und Anytus), verklagten ihn vor Gericht, er glaube nicht an die Götter Griechenlands, wolle eine neue Religion einführen und verderbe die Jugend. Als ihm die Richter dem Gebrauche gemäss die Frage vorlegten, welche Strafe er verdient zu haben glaube, antwortete er: „In den besten Palast der Stadt gesetzt und auf Kosten des Staates unterhalten zu werden; denn ich habe lange daran gearbeitet, die Athener weise und tugendhaft zu machen.“ — Er verschmähte es, durch Redekünste seine Befreiung aus dem Kerker zu erwirken, und als ihn Einer aufmerksam machte, auf seine Vertheidigung zu denken, erwiederte er: „Daran habe ich mein ganzes Leben lang gedacht, indem ich nichts Strafwürdiges gethan.“ — Dessungeachtet wurde er zum Tode verurtheilt. Gelassen hörte Sokrates sein Urtheil. „Die Natur,“ sagte er, „hat mich schon vor euch zum Tode verurtheilt. Ich hege keinen Groll gegen euch, wenn anders ihr nicht absichtlich mir Unrecht thun wollet. Ich werde sterben, ihr noch länger leben; was von Beidem vorzuziehen ist, wissen die Götter allein.“ — Einer seiner Schüler, der reiche Kriton, hatte den Kerkermeister bestochen; dieser öffnete das Gefängniss, und Sokrates konnte entfliehen. Aber Sokrates tadelte die Handlung Kritons, indem er sagte: „Ein ungerechtes Urtheil berechtigt keinen Bürger, sich den Gesetzen seines Landes zu entziehen.“ — Die letzten Stunden seines Lebens wendete er dazu an, sich mit seinen Schülern über die Unsterblichkeit der Seele und über das bessere Leben im Jenseits zu unterhalten. „Ach,“ sagte weinend Einer aus ihnen, „dass du so unschuldig sterben musst!“ — „Und wünschest du denn,“ entgegnete er lächelnd, „dass ich schuldig stürbe?“ — Mit heiterem Gemüthe trank er den Giftbecher, legte sich nieder, verhüllte sein Angesicht und starb. (399 v. Chr.)

Bald bereuten die Athener ihr begangenes Verbrechen. Melitus wurde von dem Volke getödtet, Anytus entfloh, und Alle, welche Sokrates verfolgt hatten, traf schwere Strafe und Ehrlosigkeit. Dem Sokrates aber wurden Ehrensäulen gesetzt.

**Philipp von Macedonien und sein Sohn Alexander der Große.** Die innern Uneinigkeiten hatten die Kräfte Griechenlands zersplittert und zerstört, und dieses gab dem listigen Könige Philipp von Macedonien einen erwünschten Anlaß, sich in die Streitigkeiten der griechischen Staaten einzumischen. Durch List und Gewalt nahm er sogar einige griechische Städte weg, und die Griechen vereinigten sich endlich gegen ihn, wurden aber

geschlagen und mußten ihm nun den Oberbefehl in einem Rache- und Eroberungskrieg gegen die Perser übertragen; allein während der Zurüstungen zu diesem Kriege wurde er von einem seiner Krieger ermordet.

Alexander, der Sohn Philipps, bestieg nun den Thron von Macedonien. Schon als Knabe zeigte er einen ungewöhnlichen Muth und eine grenzenlose Ehrbegierde. Seinen Lehrer liebte er wie einen zweiten Vater, weil er die Kunst, würdig zu leben, von ihm gelernt habe. Er führte rasch aus, was er begonnen hatte, und züchtigte besonders Theben, weil es versuchte, sich der macedonischen Oberherrschaft zu entziehen. Hierauf zog er als Oberanführer mit den Griechen über den Hellespont, schlug die Perser in zwei Schlachten, eroberte das reiche Tyrus und zog sodann nach Egypten, welches er ebenfalls unterwarf. Hierauf gründete er an der Mündung des Nils die Stadt Alexandria, welche, durch ihre glückliche Lage, in der Mitte dreier Erdtheile, bald der Mittelpunkt des Handels und der Hauptsitz der Gelehrsamkeit wurde. —

Alexander drang nun in das Innere Asiens vor, schlug die Hauptmacht des Königs Darius und wurde somit Herr des persischen Reiches. Bis an den Indus war er siegreich vorgerückt; aber nun wollten ihm seine Soldaten nicht mehr weiter folgen, und er mußte also umkehren. Er wählte Babylon zu seiner Residenz und machte große Pläne über die innere Einrichtung seines Weltreiches. Da starb er plötzlich zu Babylon in einem Alter von 33 Jahren, nachdem er nur 12 Jahre und 8 Monate regiert hatte, i. J. 323 v. Chr. Seine Feldherrn theilten das große Reich nach langem Streiten in mehrere Staaten, von denen Syrien, Egypten und Macedonien die wichtigsten waren.

In dem syrischen Reiche herrschte unter andern Fürsten Antiochus Epiphanes, welcher die Juden sehr verfolgte, die dann von den Makkabäern von der syrischen Herrschaft befreit wurden. Alle diese Reiche kamen nach Verlauf von drei Jahrhunderten, das eine früher, das andere später unter römische Herrschaft.

## Die Römer,

welche sich so nach ihrer Stadt Rom in Mittelitalien nannten, haben sich durch Tapferkeit und allmählige Eroberung der ganzen damals bekannten Welt einen unvergänglichen Namen erworben.

1. Im Jahre 754 v. Chr. wird Rom erbaut und 245 Jahre lang, bis 509, von sieben nach einander folgenden Königen regiert.
2. Die Härte und der Uebermuth des letzten, des Tarquinius Superbus, führte das Ende der königlichen und den Anfang der republikanischen Verfassung herbei.
3. Alle Bemühungen des vertriebenen Königs Tarquinius Superbus zur Wiedereroberung des Thrones bleiben fruchtlos.
4. Fast 200 Jahre hindurch (von 500 bis 300) währte der Strett in Rom zwischen den Patriciern und Plebejern.
5. Während dieser innern Bewegungen dehnten die Römer ihre Herrschaft immer weiter über Italien aus. Die Eifersucht zwischen Römern und Carthagern um den Besitz Siciliens wird Veranlassung zu großen und langwierigen Kriegen, die mit dem Untergange Chartago's enden, wodurch für Rom der Weg zur Weltherrschaft gebahnt wurde.
6. Im Jahre 60 v. Chr. stiftete Cäsar, Pompejus und Crassus das erste Triumvirat.
7. Im Jahre 43 v. Chr. stiftete Octavianus, Antonius und Lepidus das zweite Triumvirat.
8. Octavianus bemächtiget sich endlich der Alleinherrschaft (31 v. Chr.).

9. Unter Kaiser Augustus erholt sich das Reich. Künste und Wissenschaften erreichen ihre höchste Blüthe. (Cicero und Seneka). —
10. (Unter Augustus Regierung wird der verheißene Messias geboren.) —
11. Die nächsten Nachfolger sind nichtswürdige Tyrannen.
12. Auch unter den späteren Kaisern sind nur wenig gute. Das Reich sinkt nun immer mehr.
13. Gründung und Ausbreitung der Kirche. Christenverfolgungen.
14. Constantin der Große (333) erhebt das Christenthum zur Staatsreligion und verlegt die Kaiserresidenz nach Byzanz. —
15. Im Jahre 375 beginnt die große Völkerwanderung; Kaiser Theodosius hält den ersten Sturm zurück und theilt sein Reich unter seine beiden Söhne: Arcadius und Honorius.
16. Untergang des weströmischen Reiches i. J. 476 — und des oströmischen i. J. 1453.

**Rom unter Königen.** Zwei Brüder, Romulus und Remus, erhielten von ihrem königlichen Großvater die Erlaubniß, auf einem Hügel an der Tiber eine Stadt anzulegen. Das geschah 754 v. Chr. Ein Streit, der unter den Brüdern um die Oberherrschaft dieser Stadt entstand, führte zum Brudermord. Romulus erschlug seinen Bruder Remus und wurde so alleiniger Beherrscher der Stadt, die nach ihm benannt wurde. Zum Zeichen seiner Königswürde umgab er sich mit einer Leibwache von 300 Mann. So oft er öffentlich erschien, schritten 12 Gerichtsdiener (Lictoren) mit Beilen und Ruthenbündeln bewaffnet in stattlicher Reihe vor ihm her. Aus den angesehensten und erfahrensten Männern wählte er eine Rathsversammlung, die Anfangs aus 100 Mitgliedern bestand, später aber bedeutend vermehrt wurde und Senat hieß. Diese Männer sollten mit ihm gemeinschaftlich das Wohl der Gemeinde berathen, sie sollten die Väter (Patres) des gemeinen Volkes sein. Daher nannte man auch ihre Nachkommen, die einen erblichen Adelstand ausmachten, Patricier, und die gemeinen Bürger, in Beziehung auf diese, Plebejer. — Unter den nachfolgenden 6 Königen vergrößerte sich der Staat nach und nach und wurde durch zweckmäßige Gesetze und Einrichtungen immer mächtiger. Der siebente König Rom's, Tarquinius der Stolze, hatte sich durch eine willkührliche und gewaltthätige Regierung ungemein verhaßt gemacht; das Volk empörte sich daher gegen ihn, und er wurde mit seiner ganzen Familie vertrieben. Die königliche Herrschaft schaffte man nun auf immer ab, und richtete einen Freistaat ein, im Jahre 510 v. Chr., nachdem das Königthum im Ganzen 243 Jahre gedauert hatte. —

Aus der Mitte der Patricier wurden jährlich zwei Männer mit derselben königlichen Auszeichnung gewählt, die an der Spitze des Senates das Volk in der Stadt regierten und es im Felde anführten. Diese nannten sie Consuln, d. i. Reichsverwalter.

**Rom ein Freistaat.** Horatius Cocles und Muctus Scävola. Der vertriebene Tarquinius bat den König Porsenna von Clusium, einer Stadt im heutigen Toskana, um Hilfe. Dieser ließ durch Gesandte von den Römern die Wiedereinsetzung des Königs verlangen, und da dieses verweigert wurde, so rückte er mit seinem Heere in das römische Gebiet ein. In der Nähe der Stadt wurden die Römer von den Clusiern zurück geworfen und stürzten in wilder Flucht über die Tiberbrücke dem Thore zu. Die Feinde folgten ihnen nach und hofften, mit ihnen zugleich in die Stadt eindringen zu können. Da stellte sich Horatius Cocles mit zwei andern Römern am Eingange der Brücke dem ganzen feindlichen Heere entgegen und focht gegen dasselbe so lange, bis die Brücke hinter ihnen abgebrochen

war. Einige Zeit stund der kühne Held sogar allein, nachdem sich seine Gefährten noch vor ihm hinüber gerettet hatten, und hieb mit Löwenmuth um sich. Als nun der letzte Balken der Brücke gefallen und somit Rom gerettet war, stürzte er in voller Rüstung in den Fluß hinab und schwamm unter einem Hagel von feindlichen Pfeilen glücklich zu den Seinigen hinüber.

Jetzt belagerte Porsenna die Stadt, und es entstand in derselben bald eine große Hungersnoth. Da beschloß Mucius Scävola, die Vaterstadt zu retten. Verkleidet gelang es ihm, bis in das Zelt des Königs zu dringen, um ihn zu ermorden. Da aber die Soldaten, denen so eben ihr Sold ausbezahlt wurde, sich immer an den Schreiber wandten, so hielt er diesen für den König und stieß ihn nieder. Porsenna befahl, ihn zu verbrennen; allein Mucius, um zu zeigen, daß er den Tod nicht fürchte, streckte seine Hand in die Flammen eines nahen Feuers, ohne eine Miene über dem heftigen Schmerze zu verändern, und der König rief mit Bewunderung aus: „Geh', ich schenke dir das Leben, denn du hast feindlicher an dir als an mir gehandelt!“ — Mucius sagte nun dem Könige, daß 300 Römer ihm den Tod geschworen hätten, und daß er also nirgends vor ihren Dolchen sicher sein werde. Porsenna, hierdurch erschreckt, schloß mit den Römern unter billigen Bedingungen Frieden, und Rom war durch den Heldenmuth eines seiner Bürger zum zweiten Male gerettet.

Zur Aufrechthaltung des Friedens mußten die Römer Geißeln stellen. Unter diesen war auch Klölia, eine edle Jungfrau, mit mehreren Gespielinnen. Kaum angekommen im etrurischen Lager, überlistete sie in der Nacht die Wächter, stürzte sich mit den übrigen Mädchen in die Tiber, schwamm hindurch, und alle kamen wohlbehalten nach Rom zu ihren Eltern zurück. Die Römer jedoch schickten die kühnen Mädchen sogleich zu Porsenna zurück. Dieser, hocherstaunt über den weiblichen Muth, schenkte der Klölia nicht nur die Freiheit, sondern erlaubte ihr auch, sich noch einige von den übrigen Geißeln loszubitten. Sie wählte die jüngsten und kehrte mit ihnen froh nach Rom zurück.

Zwar ruhte Tarquinius auch jetzt noch nicht; er bot noch mehrere Male die Nachbarvölker, aber mit einem geringen Erfolge, auf, bis er sich endlich seiner Söhne beraubt und von Allen verlassen, in die Einsamkeit zurück zog, wo er im 90. Jahr seines Alters starb. Die Nachricht von seinem Tode war für Rom eine Freudenpost; denn nun hielt man erst nach 14jährigem Kriege die Ruhe und Freiheit gesichert.

**Kämpfe zwischen Patriciern und Plebejern.** Nach dem Friedensschlusse mit Porsenna hörten zwar die Kriege der Römer nicht auf, sie mußten dieselben fast alle Jahre mit den nächstwohnenden Völkern fortführen; aber sie waren immer glücklich in denselben und bemächtigten sich nach und nach großer Länderbezirke der Ueberwundenen.

Hingegen brachen in Rom selbst bürgerliche Unruhen zwischen den Patriciern und Plebejern aus, welche Letztere großentheils Schuldner der Erstern waren und von ihnen vielfach mißhandelt wurden.

Die Plebejer mußten nämlich unentgeltlich Kriegsdienste thun und doch zugleich Steuer von ihren Besitzungen, die sie nicht anbauen konnten, bezahlen und waren daher von der Noth gezwungen, bei den Patriciern Geld zu borgen. Da sie aber dasselbe nicht zurück bezahlen konnten, so wurden sie nach den damals bestehenden harten Gesetzen von ihren Gläubigern sehr geplagt. Um nun diesen steten Bedrückungen zu entgehen, verweigerten sie den Kriegsdienst und zogen, da man sie dessenungeachtet mißhandelte, eines

Tages feierlich von Rom weg auf den nahe gelegenen heiligen Berg. Da schickte der Senat den klugen und beim Volke beliebten Agrippa auf den heiligen Berg, der durch sein Gleichniß vom Magen und den Gliedern des menschlichen Leibes das Volk bewog, wieder in die Stadt zurückzukehren.

Er trug nämlich auf dem Berge dem versammelten Volke folgendes Gleichniß vor:

„Einst empörten sich die Glieder des Leibes gegen den Magen und weigerten sich, ihm fortan zu dienen. Die Füße wollten nicht mehr gehen, die Hände Nichts mehr angreifen, der Mund keine Speise mehr nehmen, die Zähne nicht mehr kauen. So erhielt der Magen keine Nahrung mehr; aber auch die Glieder wurden kraftlos. Da sahen sie ein, daß der Magen nur deßhalb Speise und Trank erhalte, damit er sie gehörig verdaue und den Gliedern diene, wie diese jenem, und folglich das Eine ohne das Andere nicht bestehen könne." —

„So," sagte Agrippa, „ist es auch mit euch und dem Senate; ihr seid die Glieder, er der Magen; ihr müßt die Nahrung geben, und er vertheilt die Kraft derselben wieder unter euch. Keines von Beiden kann ohne das Andere bestehen." —

Vor seiner Rückkehr in die Stadt erlangte das Volk noch die Nachlassung aller Schulden und die Einsetzung von Volkstribunen (Volksvertretern), die im Senate ihren Sitz nahmen und das Volk vor den Bedrückungen des Senates und der Patricier schützen sollten. Auch noch andere Vorrechte wußten sich die Plebejer nach und nach zu verschaffen. Dessen ungeachtet herrschte noch viel Willkür gegen dieselben, weil Rom noch keine geschriebenen Gesetze hatte. Deßhalb wurden drei Senatoren nach Griechenland geschickt, um die besten daselbst eingeführten Gesetze, besonders die berühmten athenienfischen des Solon, zu sammeln.

Sie kamen mit denselben zurück, und hierauf trug man es zehn angesehenen Männern, die anstatt des Consuls regieren sollten, auf, solche Gesetze daraus zu verfertigen, wie sie für die Römer schicklich und heilsam wären. Das geschah. Man grub sie auf 12 eherne Tafeln und stellte sie auf dem Marktplatze auf, damit Niemand sich mit der Unwissenheit derselben entschuldigen könnte.

Jedoch konnten die Streitigkeiten zwischen Adel und Volk noch lange nicht beigelegt werden, und führten noch oft schreckliche Auftritte in Rom herbei. Nach und nach wurden durch die Bemühungen der Tribunen das Verbot der Heirath zwischen Patriciern und Plebejern aufgehoben, die Staatsabgaben gleichmäßig vertheilt, der Zutritt zum Priesterthume und zum Consulat auch den Plebejern gestattet, und erlangten somit endlich völlige Gleichstellung mit den Patriciern.

Die Regierung Roms in der ersten Zeit der Republik war durchaus aristokratisch, d. h. die Herrschaft lag in den Händen der Vornehmen, des Adels; nach und nach neigte sich die Verfassung zur Demokratie, d. h. Volksherrschaft.

**Roms Kriege mit verschiedenen Völkern.** Diese innern Streitigkeiten übten jedoch keinen nachtheiligen Einfluß auf die äußern Angelegenheiten. Vielmehr wurde fast jedes Jahr der Republik durch ruhmvolle Siege bezeichnet, und wenn einmal ein Nachbarstaat die Unruhen Roms zu seinem Vortheile zu benutzen gedachte, so geschah es fast immer zu seinem Verderben; denn sobald die Kunde vom Heranrücken eines feindlichen Heeres erscholl, wurde jeder Zwist augenblicklich beigelegt, und die Plebejer, die eben noch

gemurrt oder sich empört hatten, waren die willigsten und folgsamsten Soldaten. Gelang es aber dennoch dem Feinde, bedeutende Vortheile zu erringen, oder war der Staat sonst in Gefahr, so wurde ein Dictator mit unumschränkter Gewalt über Leben und Tod aller Bürger (also mit noch ausgedehnterer Gewalt als die der ehemaligen Könige) ernannt, und alle übrigen Magistratspersonen und selbst die Volkstribunen wurden während seiner Amtsführung außer Thätigkeit gesetzt. — „In solcher Schreckensregierung war strenger Gehorsam allein des Bürgers Pflicht."

Da aber die häufigen Kriege den armen Mann ganz erschöpften, so sahen sich endlich die Väter der Stadt gezwungen, Sold an die Soldaten zu zahlen und demnach die Abgaben zu erhöhen. Von nun an wurde der Krieg, der früher im Winter immer geruht hatte, auch durch diese Jahreszeit fortgesetzt, und so der Weg zu größeren Unternehmungen gebahnt.

Die wichtigsten Völker, mit welchen die Römer in Kriege verwickelt waren, sind die Gallier, Samniter, Tarentiner und Carthager.

**Die Gallier in Rom (390 v. Chr.).** Manlius. — Camillus. Ungefähr 200 Jahre früher waren die Gallier aus dem heutigen Frankreich über die Alpen gestiegen und hatten alle Ebenen am Po und an den Küsten des adriatischen Meeres besetzt. Nun rückten sie erobernd in Italien vor. Die Römer schickten vorläufig Gesandte an Brennus, ihren Anführer, und ließen fragen, mit welchem Rechte er doch in das Gebiet freier Männer falle. „Das Recht — erwiederte der stolze Mann — führe ich auf der Spitze meines Schwertes; den tapfern Männern gehört Alles!" — 11 Stunden vor Rom stieß er auf das Römerheer am Flusse Allia — und schlug die Römer furchtbar; ihre ganze Armee lös'te sich auf, und die Gallier zogen ungehindert, plündernd in Rom ein. —

Die Bestürzung über diese Niederlage war so groß, daß Alles, ohne an eine weitere Vertheidigung zu denken, Rom verließ. Nur das Capitol (oder das feste Schloß der Stadt, das auf einem Berge lag), ward mit auserlesener Mannschaft besetzt, und die ehrwürdigsten Greise, welche die Flucht für schimpflich hielten und den Untergang der Stadt nicht überleben mochten, blieben in ihrer Festkleidung auf dem Markte zurück. — Die Gallier plünderten und verbrannten die Stadt und belagerten das Capitolium. Beinahe wäre die Eroberung geglückt. In einer Nacht kletterten mehrere Gallier an einer unbewachten Seite die Burgmauer hinauf, und bereits schien Alles gewonnen, als plötzlich die Gänse, welche auf dem Capitol zur Ehre der Göttin Juno unterhalten wurden, ein so starkes Geschnatter erhoben, daß der Senator Manlius davon erwachte. Er auf — und dahin, hauet den einen Gallier, der schon oben ist, in Stücke und stößt einen zweiten jählings den Felsen hinunter. Auf diesen Lärm eilten noch mehrere Römer herbei, und jeder Hinankletternde wird zurückgestoßen. Am andern Tage ward untersucht, wer an dieser Stelle seinen Posten gehabt hatte, und der Schuldige wurde zu den zerschmetterten Körpern der Feinde nun auch noch hinabgestürzt. — Zum Andenken dieser Begebenheit wurden die Gänse in öffentlichen Aufzügen herum getragen. Manlius erhielt zum Lohne den Ehrennamen „Capitolier," wurde aber 6 Jahre später von demselben Felsen hinabgestürzt, weil man ihn des Strebens nach Alleinherrschaft überführte. —

Fast sieben Monate hatte die Belagerung gewährt, als die Römer, durch Hungersnoth gezwungen, den Galliern ihren Abzug mit 1000 Pfund Gold abkaufen wollten. Brennus ließ das Gold auf falscher Wage nachwägen, und da die Römer sich beschwerten, warf er noch sein Schwert zu den Ge-

wichten in die Wagschale, und rief: „Wehe den Besiegten!“ — Aber auf einmal füllt sich der Platz mit Bewaffneten; Camillus, inzwischen zum fünften Male zum Dictator erwählt, war es, der mit einem Heere gesamuelter Flüchtlinge herbei eilte. „Weg mit dem Gold'!“ — rief er — „mit Eisen erkauft der Römer sein Vaterland!“ — Die Gallier beriefen sich auf ihren rechtmäßigen Vertrag mit den Belagerten. „Der gilt nicht“ — rief Camillus — „ich bin Dictator, und ohne mich kann Rom keine Verträge schließen.“ — Man griff zum Schwerte, die Gallier wurden gänzlich besiegt. Camillus hielt einen Triumphzug in die Schutthaufen der ehemaligen Stadt, und die Bürger begrüßten ihn als Vater des Vaterlandes und den zweiten Romulus. Das verarmte Volk wollte die Brandstätte verlassen und eine andere Stadt beziehen. Aber Camillus hielt die Verzweifelten an dem Orte des alten Roms zurück. Rasch wurde wieder gebaut, und ein neues Rom stieg bald aus dem Schutte hervor. —

Die Gallier machten zwar noch öfter Einfälle ins römische Gebiet, wurden aber immer zurückgeschlagen. —

**Krieg mit den Samnitern (343 v. Chr.).** Decius Mus. — Manlius Torquatus. Dieser Krieg war die eigentliche Heldenzeit der Römer und legte den Grund zur künftigen Macht. Es galt nun den Völkerschaften Unteritaliens, namentlich den Samnitern. Feldherrn und Soldaten wetteiferten um den Vorzug der Tapferkeit und Vaterlandsliebe. Zuweilen, wenn die Römer in der Schlacht zu weichen anfingen, stürzte sich ein Consul selbst, nachdem er sich durch ein Gebet dem Tode fürs Vaterland geweiht hatte, mitten unter die Feinde, und sein Heldentod begeisterte dann die Soldaten mit neuem Muthe und führte zum Siege. So Decius Mus, Vater und Sohn. — Auch warf manchmal der Feldherr, wenn die Feinde nicht weichen wollten, eine Fahne unter sie, — und die Römer drangen, um sie wieder zu erhalten, desto hitziger unter dieselben ein. —

Unerbittliche Strenge herrschte in der Kriegszucht. So verbot einmal der Consul Manlius Torquatus bei Lebensstrafe, sich mit den Feinden in ein Gefecht einzulassen. Zufällig stößt sein Sohn, der mit einer Schaar Reiter von den Feinden Kundschaft einziehen soll, auf den Anführer eines feindlichen Reiterhaufens und wird von ihm zum Zweikampfe herausgefordert. Er erlegt seinen Gegner und kommt frohlockend ins Lager seines Vaters zurück. Dieser preis't zwar die Tapferkeit seines Sohnes, läßt die Soldaten zusammenkommen, belohnt den Sieger mit einer Krone — und läßt ihn dann als Uebertreter der Kriegszucht enthaupten.

Einmal jedoch hatten die listigen Samniter die Römer in ein tiefes, von steilen Gebirgen rings umschlossenes Thal (— zwischen Capua und Benevent —) gelockt und den Ein= und Ausgangspaß schnell verrammelt. Die Römer sahen sich dem Hungertode preisgegeben; sie mußten unter den schmachvollsten Bedingungen ihre Freiheit erkaufen. Das ganze gefangene Heer mußte, nach Auslieferung aller Waffen und Rüstungen, die Consuln voran, unter lautem Hohngelächter der Feinde, durch einen aufgerichteten Galgen kriechen. Wegen solcher Schmach aber nahmen die Römer, die den geschlossenen Vertrag nicht wollten gelten lassen, schwere Rache. Sie brachten dem Feinde Niederlage auf Niederlage bei bis zur völligen Unterwerfung. — Durch das Ende dieses 50jährigen Krieges gründeten die Römer die Herrschaft auch im südlichen Italien (291).

**Krieg mit Tarent (280 v. Chr.).** Pyrrhus. Fabricius. Um das Jahr 280 v. Chr. kündigten die Römer den Tarentinern, die im süd=

lichen Theil der Halbinsel wohnten, den Krieg an. Diese riefen den König Pyrrhus aus Griechenland zu ihrem Beistande herbei. Er landete mit einem geübten Heere und mit mehreren zum Kampfe abgerichteten Elephanten. Gegen einen solchen Feind hatten die Römer noch nicht gestritten; bisher bekämpften sie blos rohe, ungeordnete Haufen, die sich leicht in die Flucht schlagen ließen. Dennoch verzagten sie nicht. Die Schlacht war blutig, und Pyrrhus würde sie wohl nicht gewonnen haben, wenn die römischen Pferde nicht durch die Elephanten scheu gemacht, ihre Reiter abgeworfen und Verwirrung in den Reihen verursacht hätten. Doch auch Pyrrhus verlor, und die Tapferkeit der Römer erfüllte ihn so mit Bewunderung, daß er einmal ausrief: „Mit solchen Soldaten wollte ich die ganze Welt erobern!“ —

Kurz darauf schickten die Römer wegen Auswechslung der Gefangenen einige Gesandte an Pyrrhus, unter denen sich auch Fabricius befand. Dieser Mann, ein römischer Rathsherr, war bei großer Armuth seinen Mitbürgern schon lange ein Muster der Genügsamkeit gewesen. Pyrrhus nahm ihn gar freundlich auf, und suchte ihn durch reiche Geschenke für sich zu gewinnen. Vergebens! Fabricius sprach: „Ich muß, lieber König, dein Anerbieten ausschlagen. Ich bin zwar arm, besitze nur einen kleinen Acker und ein Häuschen, aber dennoch bin ich glücklich, denn ich werde von meinen Mitbürgern geachtet. Behalte also dein Geld, und ich will meine Armuth und meinen guten Namen behalten.“ — Am folgenden Tage wollte Pyrrhus die Geistesgegenwart des Fabrictus auf die Probe stellen: Er ließ in dem Zimmer, in welchem er sich mit ihm allein unterreden wollte, seinen größten Elephanten hinter einen Vorhang stellen. Während der Unterredung ward dieser vorgezogen, und plötzlich streckte das Ungeheuer mit fürchterlichem Gebrülle seinen Rüssel über das Haupt des Römers; doch dieser sprach mit ruhigem Lächeln: „So wenig mich gestern dein Geld gereizt hat, so wenig schreckt mich heute dein Elephant.“ — Mit Bewunderung entließ ihn nun der ritterliche König, und um ihm einen sprechenden Beweis seiner Achtung zu geben, gestattete er sämmtlichen Gefangenen, zu einem gerade eintreffenden Volksfeste nach Rom zu gehen; doch mußten sie versprechen, nach beendigtem Feste sich wieder als Gefangene einzustellen.

Es geschah, und alle kehrten — richtig zurück. Nach Erneuerung des Krieges erfocht Pyrrhus abermals einen Sieg (bei Askulum) mit seinen Elephanten, verlor aber so viel Soldaten, daß er bewegt ausrief: „Noch einen solchen Sieg — und ich bin verloren!“

Im folgenden Jahre war Fabricius Consul und mithin auch Anführer der römischen Armee. — Da erbot sich des Pyrrhus Leibarzt, gegen eine angemessene Belohnung seinen Herrn zu vergiften. Aber Fabricius verabscheute eine solche Verrätherei, obgleich die Römer dadurch ihres mächtigsten Feindes los werden konnten. Er meldete es vielmehr dem Pyrrhus selbst, damit er erfahre, welch' treulosem Verräther er sein Leben anvertraut habe, und ließ ihm zugleich sagen, die Römer wären gewohnt, ihre Feinde nicht durch niederträchtige Künste, sondern blos durch die Waffen zu überwinden. Ueber diese Großmuth erstaunt, rief Pyrrhus aus: „Das ist Fabricius, den man so wenig von dem Wege der Redlichkeit abwendig machen, als man die Sonne von ihrer Laufbahn abziehen kann!“ — Zur Dankbarkeit gab er den Römern all ihre Gefangenen ohne Lösegeld zurück. Die Römer aber, welche keinen Dank für eine Handlung verlangten, die jeder ehrliche Mann zu verrichten bereit sein muß, setzten eben so viele Gefangene, die sie von seinen italienischen Bundesgenossen gemacht hatten, in Freiheit.

Endlich hatten die Römer ein Mittel gegen die Elephanten erfunden; sie warfen unter furchtbarem Geschrei brennende Fakeln und Pechkränze zwischen die Unthiere, so, daß sie scheu und wild umkehrten, ihre eigenen Herren zertraten und das Heer in Unordnung brachten. Pyrrhus wurde in einer großen Schlacht so vollständig geschlagen, daß er Soldaten, Elephanten und Lager im Stiche ließ — nach Griechenland floh, wo er auch daselbst an Kriegen Antheil nahm, bald hernach schimpflich genug um das Leben kam, indem ihm ein Weib mit einem Steine eine tödtliche Wunde an dem Kopfe beibrachte. Das eroberte Lager diente den Römern zum Muster, wie man ein solches regelmäßig abstechen und befestigen müsse. Ueberhaupt lernten die Römer von Pyrrhus die neue, griechische Kriegskunst, durch welche 50 Jahre früher Alexander der Große ein so mächtiges Reich gegründet hatte.

Durch die Eroberung Unteritaliens kam aber auch griechische Bildung und Sitte nach Rom. Ganz Unteritalien war von Griechen bewohnt und wurde daher auch Groß-Griechenland genannt. Die kostbaren Geräthe, Gemälde und andere Kunstwerke, die man aus den eroberten Städten, besonders aus Tarent, nach Rom abführte, dienten hier zum bildenden Muster. — Und weil auch den zu Sclaven gemachten Griechen die Erziehung und Bildung der römischen Jugend übergeben wurde, so reifte Rom allmählich einer Zeit entgegen, wo es nicht allein durch den Ruhm blutiger Waffenthaten, sondern auch durch einen weit schönern und erhabenern, durch den Ruhm der Künste und Wissenschaften, hervorglänzen sollte.

**Krieg mit Carthago.** Auf einer Landspitze des nördlichen Afrika's, nahe an der Küste, wo jetzt der Raubstaat Tunis liegt, hatten um das Jahr 888 phönizische Schiffer eine kleine Kolonie, Carthago, angelegt. Die glückliche Lage derselben und die Betriebsamkeit ihrer Bewohner verwandelten in Kurzem die kleine Stadt in den reichsten und blühendsten Handelsstaat, dem die gefürchtetste Seemacht des Alterthums zu Gebote stand. Mit dieser beherrschten sie das Mittelmeer wie ihr Eigenthum. Auf allen Küsten befanden sich mächtige, von dem Mutterstaate abhängige Kolonien; in Spanien, auf den Inseln Sardinien, Corsika und Sicilien. Dabei war die Landmacht nicht unbeträchtlich; aber die Soldaten bestanden nicht aus eingebornen Carthagern, sondern aus einem für schweres Geld aus allen Völkern zusammen geworbenen Haufen, an dessen Spitze carthagische Feldherrn standen, die nach eigener Macht walteten. —

Bisher hatte Carthago mit Rom in gutem Vernehmen gestanden; aber das herrschsüchtige Volk an der Tiber duldete nur so lange mächtige Nachbaren neben sich, als es diese nicht vernichten konnte. Die Carthager sahen deßhalb auch längst schon mit Besorgniß auf die wachsende Macht der Römer, die ihren Besitzungen auf Sicilien Gefahr drohte. Aus dieser wechselseitigen Eifersucht kam es dann zu jenem furchtbaren Vertilgungskampfe, den wir unter dem Namen der „punischen Kriege" kennen.

Von dem Ausgange dieses Kampfes hing es ab, ob die großartige Entwicklung der römischen Staatseinrichtung, oder das zersplitterte morgenländische Wesen, dem die Carthager vermöge ihrer Herkunft zugethan waren, maßgebend in die künftigen Geschicke der Weltgeschichte eingreifen sollten. — Von dem phönizischen Ursprunge hießen die Phönizier bei den Römern abgekürzt: Pöner oder Punier, daher obige Benennung. —

**Erster punischer Krieg (264—241 v. Chr.).** Regulus. Die Carthager hatten Messana an der Meerenge von Sicilien besetzt. Dieß wollten die Römer nicht zugeben, so entstand der erste punische Krieg. —

In Ermanglung einer Flotte schwammen die muthigen und entschlossenen Römer mit den Waffen in der Hand auf dürftig zusammengenagelten Brettern und Flößen über die Meerenge von Messana, und eroberten fast ganz Sicilien. — Sollte aber der Krieg mit dieser seefahrenden Nation auf die Dauer von Erfolg sein, so war durchaus eine Flotte nöthig. Auch diese wurde geschaffen. Zwei gestrandete carthagische Schiffe, die sie erbeuteten, dienten ihnen zum Muster. Wirklich erfochten die Römer den ersten Seesieg, dessen Folge die Eroberung von Sardinien und Corsika war.

Nun faßten die Römer den kühnen Plan, den Feind in seinem eigenen Lande anzugreifen. Der römische Feldherr Regulus setzte nach Afrika über, siegte anfangs, ward aber endlich geschlagen und selbst gefangen genommen. Nach einigen unglücklichen Jahren gewannen endlich die Römer wieder einen so entschiedenen Sieg zur See, daß die Carthager um Frieden bitten mußten. Sie schickten nebst andern Gesandten den gefangenen Regulus, ließen ihn aber erst schwören, daß er den Römern den Frieden rathen, und wenn er ihn nicht bewirke, wieder in seine Gefangenschaft zurückkehren wolle.

Aber was that Regulus?

Er rieth dem Senate zu Rom erst zum Frieden — als carthagischer Gefangener — seines Eides wegen; als Römer — sagte er — müsse er zur Fortsetzung des Krieges rathen, da ein Friede nur den Feinden nützlich sein könne. Ohne Frau und Kind sehen zu wollen, ging er wieder nach Carthago.

Seine Mitbürger sahen ein, daß sein Rath der heilsamste wäre, obgleich sie den großmüthigen Regulus, der zu ihrem Besten Freiheit und Leben selbst nicht achtete, eben so sehr verehrten als beklagten, denn er wurde — wie voraussichtlich — von seinen erbitterten Feinden grausam getödtet. —

Der Krieg wurde fortgesetzt, die Carthager wurden gänzlich geschlagen, mußten einen nachtheiligen Frieden schließen, Sicilien und die benachbarten Inseln abtreten, die Gefangenen unentgeltlich ausliefern und überdieß 2200 Talente ($7\frac{1}{2}$ Millionen Gulden) bezahlen. —

So endete der erste punische Krieg nach einer Dauer von 23 Jahren.

**Zweiter punischer Krieg (v. 218—201 v. Chr.).** Hannibal. Scipio. Unterdessen suchten die Carthager sich für ihre großen Verluste durch Eroberungen im reichen Spanien, in welchem ihre Urväter, die Phönizier, seit tausend Jahren Schätze gesammelt hatten, zu entschädigen. Schon war Spanien bis an den Ebro erobert; da erklärten die eifersüchtigen Römer diesen Fluß als die Grenze ihrer Eroberungen. Als aber der berühmte Feldherr der Carthager, Hannibal, mit seinem Heere diese angewiesene Grenze überschritt, war der Friede gebrochen, und der zweite punische Krieg begann.

Die Römer erwarteten einen Angriff zur See; aber ehe man sichs versah, stand Hannibal mit Elephanten, afrikanischen Reitern und Fußvolk in Italien. Vom Ebro war er über die Pyrenäen und die Rhone gegangen und stand im November am Fuße der Alpen. Bisher hatte das Heer alle Mühseligkeiten willig ertragen; jetzt aber, beim Anblick der himmelhohen Alpen, verloren Alle den Muth; denn ringsum starrte Alles von Eis und Schnee, — zackige Felsenspitzen ragten bis in die Wolken, — keine Stadt, kein Dorf, kein gebahnter Weg über das entsetzliche Gebirge! Aber Hannibal verzagte nicht. Er gab Befehl, die steilen, mit Eis bedeckten Anhöhen hinanzuklettern. Viele stürzten zurück; oft griffen verborgene Feinde an, oder

wälzten Baumstämme gegen die Carthager, daß ganze Reihen mit Gepäck und Pferde in den Abgrund stürzten.

Endlich, nach neuntägigem Klettern erreichte Hannibal den Gipfel und ließ hier auf den Schnee- und Eisfeldern sein Heer zwei Tage ruhen. Jetzt meinten sie die größten Schwierigkeiten überwunden zu haben; aber das Hinabsteigen war noch schwieriger, als das Hinaufklettern. Viele stürzten über die steilen Abhänge; oft rissen sich große Schneeballen los und begruben ganze Schaaren unter sich. Endlich, nach Verlauf von fünfzehn Tagen, hatten die vor Hunger und Anstrengung abgezehrten Krieger die Ebene Italiens erreicht. Aber wie erschrak Hannibal, als er sein Heer musterte! Von seinem über 50,000 Mann starken Heere hatte er nur noch die Hälfte; von den 40 Elephanten war nur noch ein einziger vorhanden! Doch das Alles konnte seinen Muth nicht beugen und seinen Haß gegen die Römer nicht mindern. Er siegte ein Mal über das andere, kam der Stadt Rom immer näher, und Alles zitterte und bebte vor dem kleinen Heere der Carthager. Noch hundert Jahre nachher wurden die weinenden Kinder still, wenn man ihnen drohete: „Still, Hannibal kommt!“ —

Die fürchterlichste Schlacht im ganzen Kriege war die bei Cannä (216 v. Chr.), in welcher 70,000 Römer fielen; denn jetzt wäre Rom wahrscheinlich verloren gewesen, wenn Carthago seinen großen Feldherrn gehörig unterstützt hätte. Die Bestürzung war so groß, daß viele Edle, das Vaterland für verloren haltend, Italien verlassen wollten. Allein Scipio, ein junger Römer, der schon in vielen Schlachten mit Auszeichnung gefochten hatte, rettete Rom durch muthige Entschlossenheit. Er erklärte, Jeden als Feind des Vaterlandes behandeln zu wollen, der noch an die Ausführung seines Vorsatzes dächte. Durch sein Ansehen bewirkte er den Beschluß, dem Alle ohne Ausnahme beitraten, eher an keinen Frieden zu denken, als bis der Feind aus Italien vertrieben wäre. Ja sogar die Auswechslung der Gefangenen wurde für schimpflich erklärt. Und von dieser Stunde an wandte sich das Kriegsglück; der alte Heldengeist, der auf einige Zeit von den Römern gewichen zu sein schien, war zurückgekehrt. Scipio, an Feldherrntalent dem Hannibal gewachsen, eroberte Spanien wieder und zog zur Unterjochung Carthago's nach Afrika.

In dieser Noth riefen die Carthager ihren Feldherrn Hannibal zur Rettung der Vaterstadt schleunigst nach Afrika herüber. Wehmuthsvoll verließ dieser Italien, in welchem er 13 Jahre nach der Schlacht bei Cannä, und 16 Jahre überhaupt unerschütterlich gestanden, gekämpft und gesiegt hatte.

Bei Zama, 5 Tagreisen von Carthago, traf er Scipio mit seinen Legionen, und die Gefahr Carthago's nun wohl einsehend, bat er Scipio um eine Unterredung und schlug Frieden vor, — Carthago wolle dann alle Besitzungen außer Afrika abtreten; aber Scipio forderte Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade.

Nun wurde die Schlacht bei Zama geliefert, und die neuen Miethstruppen der Carthager wichen bald vor den wuchtigen Streichen der kampflustigen Römer; selbst Hannibal mußte fliehen, und Scipio diktirte die Friedensbedingungen:

„Carthago solle alles Gebiet außer Afrika abtreten; alle römischen Kriegsgefangenen umsonst losgeben, alle Elephanten abstellen und nie wieder dergleichen halten; alle Kriegsschiffe (bis auf 10 kleine Schiffe zur Nothwehr gegen Seeräuber) ausliefern; ohne Erlaubniß der Römer keinen Krieg führen, und in 50 Jahren den Römern 10,000 Talente Kriegskosten bezahlen.

Durch diesen Vertrag war den Römern die Herrschaft des Meeres gesichert, die Macht Carthago's völlig gebrochen, den Carthagern ein förmlicher Tribut aufgelegt, und den Römern eine tausendfache Gelegenheit gegeben, so oft sie nur wollten, einen neuen Krieg anzufangen.

Scipio kehrte mit dem Heere nach Italien zurück, wo er durch eine unendliche Reihe von Menschen unter unaufhörlichem Jubel bis nach Rom zog. Hier hielt er einen Triumphzug, deßgleichen man an Pracht bisher noch nie gesehen hatte. Von der reichen Beute, welche zur Schau mit aufgeführt wurde, erhielt jeder Soldat ein kleines Geschenk; nachher wurde eine Anzahl herrenloser Länder unter sie vertheilt; eine große Summe aber wurde in den Staatsschatz gelegt. Dem Scipio wollte man Ehrensäulen errichten, und ihn zum immerwährenden Dictator ernennen; aber er schlug diese Ehrenbezeugungen aus und begnügte sich mit dem Beinamen Afrikanus, der von dem besiegten Volke hergenommen ward. Hannibal, von den Römern überall hin verfolgt, vergiftete sich selbst, um seinen Todfeinden nicht lebendig in die Hände zu fallen, 183 v. Chr., in demselben Jahre, in welchem auch sein Besieger Scipio starb.

**Dritter punischer Krieg (149—146 v. Chr.).** Hasdrubal. Scipio Aemilianus. Indessen fürchteten noch die Römer die einst so große Stadt selbst nach ihrem tiefen Falle; denn ihr Handel fing allmählig wieder an zu blühen, und das Volk lebte wieder auf. Jetzt mochten es die herrschsüchtigen Römer wohl bedauern, die Stadt nicht lieber gleich vertilgt zu haben. Zu einem solchen Zerstörungsplan reizte sie vorzüglich ein alter, strenger Rathsherr, mit Namen Cato, sei es aus Haß gegen Carthago, oder aus Furcht vor demselben. Jede öffentliche Rede, die er hielt, schloß er mit den Worten:

„Und übrigens, meine ich, Carthago müsse zerstört werden." —

Aber Carthago trieb ruhig Handel, hütete sich wohl, die Römer zu beleidigen. — Da nahm ein Nachbar den Carthagern Land weg; sie, die keinen Krieg anfangen durften, ohne Einwilligung der Römer, beschwerten sich in Rom und baten um Hilfe. Sie erhielten keine; ja römische Abgesandte entschieden, der König Massinissa, so hieß der Nachbar, habe Recht. Dieser ward nun übermüthiger, und die Carthager vertheidigten sich selbst. Das erklärte Rom für Friedensbruch. Die Römer schifften nach Afrika und stellen die Forderungen: 300 der vornehmsten Jünglinge als Unterpfand der Unterwerfung!

Sie wurden ausgeliefert. —

Auslieferung der Schiffe!

Auch dieses geschah, worauf die Römer sie mit höhnendem Uebermuthe vor den Augen des zitternden Volkes verbrannten; — dann: Auslieferung aller Waffen und Kriegsvorräthe!

Mit schweigender Angst wurden auch diese hingegeben. —

Nachdem sie so entwaffnet und aller Vertheidigungsmittel beraubt waren, kam der letzte und furchtbarste Befehl:

„Auszuziehen mit Weib und Kind von der Heimath, zu zerstören mit eigener Hand die Stadt, und eine Meile von der Küste sich neue Hütten zu bauen!"

Da aber gerieth ganz Carthago in Wuth und Verzweiflung. Alles verwünschte und verfluchte den römischen Namen. Sie schwuren, mit ihrer Stadt unterzugehen. Sofort begannen die Nothanstalten zur Gegenwehr. Die Thore wurden verrammt, der Hafen mit einer langen Zugkette gesperrt,

die Giebel der Häuser abgetragen, um sie zum Schiffbau zu gebrauchen. Ganz Carthago glich einer großen Werkstätte; in allen Straßen wurde gehämmert, gehobelt, geschmolzen. Die Weiber schnitten ihr langes Haar ab, um Taue und Sehnen zu flechten; eine halbe Million Menschen wetteiferten in Darbringung freiwilliger Gaben und Opfer. Vor den Thoren stand ihr Feldherr Hasdrubal mit einem Heere. Zwei Jahre lang schlugen die Verzweifelnden alle Angriffe der Belagerer siegreich zurück. Da schickten die Römer den Consul Scipio (den Jüngern) Aemilianus dahin. Dieser berühmte Kriegsheld erstürmte endlich im dritten Jahre der Belagerung, im Jahre 146 v. Chr., die Mauern des ausgehungerten Carthago.

Das furchtbare Gemetzel währte 6 Tage lang, bis die Flammen Stillstand geboten. Von 700,000 Einwohnern blieben nur 50,000 am Leben und wurden zu Sclaven gemacht. 900 römische Ueberläufer verbrannten sich selbst in einem Tempel, und mit ihnen Hasdrubals Gemahlin, nachdem sie ihre beiden Kinder getödtet hatte, um sie der römischen Knechtschaft zu entziehen. Hasdrubal selbst duldete sein Schicksal; er ergab sich dem Sieger und ertrug die Beschimpfungen römischen Uebermuthes mit Thränen, sitzend auf einem Hügel zu Scipio's Füßen. Aber auch Scipio weinte, als er von ferne die dunkelrothe, himmelanfliegende Lohe der untergehenden Stadt sah, die 700 Jahre lang das Meer beherrscht hatte, und nun durch eine Feuersbrunst, die 17 Tage währte, in Asche sank.

Das carthagische Gebiet wurde unter dem Namen Afrika eine römische Provinz, auf welcher aber jetzt wilde Thiere und barbarische Völker hausen.

**Innerer Zustand Roms.** Die Römer hatten jetzt schon bedeutende Länder in Asien und Afrika erobert. Sie sammelten dort unermeßliche Reichthümer und ergaben sich allen sinnlichen Lüsten. Reich und verdorben kehrten sie nach Rom zurück und setzten hier die sündhafte Lebensart fort. Das gemeine Volk bestand meist aus freigelassenen Sclaven, oder aus zusammen gelaufenem Gesindel, das nach Rom gekommen war, um in Müssiggang und Lasterhaftigkeit zu leben. Der Bürger vom alten Schlage, die sich still mit Ackerbau beschäftigten, gab es nur noch wenige. Die Soldaten, die sonst der Ehre wegen für das Vaterland fochten, dienten jetzt nur des Soldes wegen und um sich durch Plünderung zu bereichern. Da die Feldherren, Statthalter und andere Beamten von den Bürgern gewählt wurden, so vertheilten die Reichen viel Geld unter das Volk, um zu solchen Stellen zu gelangen; dadurch aber kamen oft Unwürdige zu den höchsten Aemtern. Das Hauptstreben der Statthalter ging dahin, möglichst viel Geld zu erpressen, nicht aber, die Provinz weise und gerecht zu regieren. Die Verschwendung der Vornehmen war ungeheuer. Dann und wann gab Einer große Feste von dem Raube, den er glücklich nach Hause brachte. Sylla bewirthete einst das ganze Volk auf den freien Plätzen an langen Tafeln, wobei der Wein in Strömen floß. Das Fest dauerte mehrere Tage, und des Essens war so viel, daß jeden Abend große Körbe von dem Uebergebliebenen in den Fluß geworfen wurden. Crassus hielt sogar nur den für reich, welcher ein ganzes Heer auf eigene Kosten unterhalten könne. — Fast alle Römer, vornehme und geringe, waren äußerst roh und gefühllos. Ihr liebstes Vergnügen blieb, Menschen gegen einander auf Tod und Leben kämpfen zu sehen; und es fanden sich immer Leute, freilich aus dem niedrigsten Volke, die sich für Geld zur Augenweide der Römer mit Schwertern zerfleischten. Oft kämpften Verbrecher mit wilden Thieren; je mehr da Blut floß, desto mehr freuten sich die Zuschauer. Die schönen Paläste, Tempel und Bildsäulen der

Stadt sind nicht von Römern, sondern von den Griechen verfertigt worden; und wer gebildet war, verdankte es den Griechen. Diese nährten sich in Rom als Lehrer, Musiker, Künstler und Handwerker. —

In den letzten Zeiten der Republik entstanden häufige Bürgerkriege. Römer zogen gegen Römer, und bald lagen in den Straßen der Stadt Tausende von Leichen. So ließ sich das Volk zu allen Schandthaten mißbrauchen, und jeder Wohlgesinnte mußte wünschen, daß ein weiser und kräftiger Mann erscheine, der dem gemeinen Haufen die Macht entriß, die Herrschsüchtigen einschränken und die Regierung des ganzen Staates übernehmen möchte.

**Julius Cäsar. Pompejus. Krassus.** I. Triumvirat 60 v. Chr. Julius Cäsar, einer der größten Feldherrn und von außerordentlichem Verstande wäre dieser Mann gewesen, wenn er weniger Ehrgeiz besessen hätte. Er war der größte aller römischen Feldherren. Seinen Vater verlor er früh, aber seine vortreffliche Mutter Aurelia gab ihm eine gute Erziehung. Von ihr lernte er besonders die Freundlichkeit im Umgange, wodurch er sich nachher so beliebt zu machen wußte. Einst machte Cäsar eine Reise nach Kleinasien, um dort sich in der Redekunst noch weiter zu bilden. Unterwegs wurde er von Seeräubern überfallen, welche 20 Talente (beinahe 25,000 Thaler) Lösegeld von ihm forderten. „Was!" rief Cäsar, „für einen solchen Mann, wie ich bin, verlangt ihr nicht mehr? 50 Talente sollt ihr haben." Hierauf schickte er seine Begleiter aus, das Geld zusammen zu bringen. Während dessen benahm er sich nicht wie ein Gefangener, sondern wie ein Herr der Seeräuber. Wenn er schlafen wollte, befahl er ihnen, still zu sein. Zuweilen las er ihnen seine Gedichte und Reden vor, und wenn sie diese nicht lobten, so drohte er: „Dafür sollt ihr mir büßen; komm' ich los, so lasse ich euch alle an's Kreuz heften!" — Die Räuber schrieben diese Freimüthigkeit seiner muntern Laune zu und hatten ihre Freude daran. Endlich brachten seine Leute die 50 Talente Lösegeld. Die Räuber setzten ihn ans Land. Aber kaum war er frei, so wußte er sich einige stark bemannte Schiffe zu verschaffen, holte die Seeräuber ein, eroberte ihr Schiff, ließ sich sein Geld auszahlen und führte die Räuber nach der Küste Kleinasiens, wo er sie sämmtlich kreuzigen ließ.

Bald nachher kehrte er nach Rom zurück und lebte hier mehrere Jahre sehr verschwenderisch; besonders verschenkte er große Summen an das Volk und gab zum Vergnügen köstliche Gastmähler und Spiele, um sich die Gunst seiner Mitbürger zu erwerben. Bald war er auch der Liebling des Volkes in dem Grade, daß er es wagte, sich um das Amt eines Oberpriesters zu bewerben, welches sonst nur den ältesten und verdienstvollsten Rathsherren ertheilt wurde. Zum Erstaunen und Zittern der Rathsherren wählte ihn das Volk zum Oberpriester. Seit der Zeit lernte man ihn in Rom näher kennen und fürchten; und bald bemerkten Pompejus und Krassus, bisher die angesehensten Männer in Rom, daß ihr Ansehen sich verliere. Sie hielten es daher für das Gerathenste, um den Cäsar nicht zum Gegner zu haben, ihn mit sich zu verbinden und die Macht des römischen Staates unter sich Dreien zu theilen. Volk und Senat bestätigten, was sie im Geheim verabredet hatten. Ihre Verbindung nannte man spottweise das Triumvirat — oder die Dreimännerherrschaft. — So ging Cäsar nach Frankreich (Gallien), eroberte es und machte Streifzüge nach Deutschland und England. Dadurch erwarb er sich Ruhm und Geld, und durch sein leutseliges Betragen ein treues Heer. —

Mit Pompejus entzweite er sich endlich und brach mit seinem Heere nach Rom auf, um ihn aus der Stadt zu vertreiben. Dieser floh mit seinen Anhängern nach Griechenland, wurde aber hier bei Pharsalus völlig besiegt.

Nachdem Cäsar seine Feinde völlig zu Boden geworfen hatte, kehrte er nach Rom zurück und hielt einen viertägigen Triumph; er war nun Herr des ganzen römischen Reiches.

Um den Mächtigen sammeln sich gern Schmeichler, und Schmeichler verderben auch wohl den Besten. Cäsar wenigstens, seit er keinen Feind mehr fürchten zu dürfen glaubte, ward stolz in seinem Betragen, setzte edle Männer zurück, erhob Niedrige und beleidigte vorzüglich durch das Streben nach dem in Rom so verhaßten Königstitel. Daher konnte auch seine glänzende Freigebigkeit die innere Unzufriedenheit nicht unterdrücken. Die Unzufriedenen machten eine Verschwörung gegen sein Leben, an deren Spitze Brutus und Cassius standen. Der 15. März des Jahres 44 v. Chr. ward zur Vollführung ihres blutigen Vorhabens festgestellt. Cäsar war gewarnt worden und hatte auf inständiges Bitten seiner Frau, die in der Nacht zuvor durch furchtbare Träume geängstiget worden war, beschlossen, an diesem Tage nicht in die Rathsversammlung zu gehen; aber er machte sich doch auf den Weg. Auf der Straße steckte ihm ein warnender Freund einen Brief zu, in welchem die ganze Verschwörung entdeckt war. Er konnte ihn aber im Gedränge der Volksmenge nicht lesen. In der Versammlung wurde er von den Verschwornen mit Dolchen überfallen und sank, aus 23 Wunden blutend, von seinem Stuhle entseelt zu Boden. Cäsar war, Herrschsucht und Ehrgeiz abgerechnet, ein kluger und großer Mann. Er machte in Rom viele vortreffliche Einrichtungen, verbesserte den Kalender (der „julianische Kalender") worin der Monat Julius von ihm den Namen hat, und schrieb selbst die noch vorhandene Geschichte seiner Kriege.

**Octavianus. Antonius. Lepidus.** II Triumvirat (43 v. Chr.). Nach Cäsars Tod hoffte Rom wieder frei zu werden; allein die Freunde Cäsars beschlossen, sich im Besitze der Macht, die er erreicht hatte, zu behaupten. Zu dem Ende schloß Octavianus, den Cäsar an Kindesstatt angenommen und zum Haupterben ernannt hatte, mit Antonius, Cäsars erstem General, und mit Lepidus das 2. Triumvirat und theilten das Reich wie eine Beute. Lepidus erhielt Afrika, Antonius Asien und Octavianus Europa.

Gleich nach ihrer Verbindung vertilgten sie nicht nur die Mörder Cäsars und alle Freunde der Republik, sondern es fielen auch viele Tausende der bravsten Bürger, unter ihnen auch Cicero, der größte römische Redner und Philosoph. Der schwache Lepidus wurde bald aus dem Bunde gestoßen (36 v. Chr.) und es entstand eine Zweimännerherrschaft. Da aber Antonius seine Gemahlin Octavia, des Octavianus Schwester, schmählich verstieß, und sogar römische Provinzen an die Königin Kleopatra von Egypten und deren Söhne verschenkte, so überzog Octavian ihn als einen Feind des Vaterlandes mit Krieg. Dieser fiel unglücklich für Antonius aus, so daß er, beim Vorgebirge Actium (an der griechischen Küste, unweit der Insel Corfu) besiegt, nach Egypten fliehen mußte, wo er sich in sein Schwert stürzte. **Octavian** kehrte als Alleinherrscher des unermeßlichen Reiches nach Rom zurück (30 v. Chr.).

Das durch die wilden Bürgerkriege in den letzten Zeiten der Republik geängstigte und erschöpfte Rom sehnte sich endlich nach Ruhe und Sicherheit seines Besitzes und fand beides unter Octavian's Regierung. Deshalb

fühlte es sich glücklich unter ihm und gewöhnte sich nach und nach an seine Alleinherrschaft, zumal da die Freunde der alten Verfassung in den Bürgerkriegen größtentheils schon gefallen waren. Da Octavian von nun an mit vieler Klugheit, Milde und Gerechtigkeit regierte, so vergaß man allmählig seine früheren Gräuelthaten. Bei aller Macht, die er besaß, nahm er das bescheidene Ansehen eines Bürgers an. Er speis'te, wohnte und kleidete sich nicht besser als zuvor. Nur hielt er zur Sicherheit eine Leibwache. Der Senat gab ihm den Namen **Augustus**, d. i. der Erhabene, der Geheiligte; er selbst nannte sich nach seinem Großonkel Cäsar, woraus in der Folge das Wort Kaiser entstanden ist, welches noch jetzt die höchsten Herrscher bezeichnet. So war denn endlich (nach vielen blutigen Auftritten) der Freistaat untergegangen und in ein Kaiserreich verwandelt worden, im Jahre 724 nach Erbauung der Stadt Rom, — 480 nach Vertreibung der Könige, — 30 vor Christus.

**Rom unter Kaisern.** Dem Kaiser Augustus standen zwei berühmte Männer zur Seite, die ihm mit Rath und That zur Hand gingen: Agrippa, der Sieger bei Actium, ausgezeichnet durch seine Kriegskenntnisse, — und Mäcenas, ein Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften. Alles athmete und bewegte sich freier unter der Regierung des Augustus — (welche auch das goldene Zeitalter genannt wird). — Die schönen Künste und Wissenschaften erreichten unter ihm die höchste Blüthe. In dieser Zeit lebten die vorzüglichsten Dichter und Geschichtschreiber; unter andern Virgil, Horaz, Ovid, Livius. — Die Kriege, welche Augustus führte, bezweckten größtentheils nur die Sicherung der Grenzen des Reiches, und hatten alle einen glücklichen Ausgang, bis auf den Krieg mit den Deutschen. Eine Zeit lang hatte Rom unter Augustus völligen Frieden.

Das ungeheure Reich erstreckte sich durch drei Welttheile, vom atlantischen Meere bis zum Euphrat, vom Rhein, von der Donau und vom schwarzen Meere bis an die afrikanischen und arabischen Wüsten.

Es waren in diesem Reiche gegen 6000 bedeutende Städte, unter denen Alexandria, Anttochia und Rom die größten.

Der Reichthum und die Pracht der Vornehmen, die herrlichen Paläste, Tempel, Theater u. s. w. reichen an's Unglaubliche, nicht weniger aber die drückende Armuth des Volkes und die Unsittlichkeit aller Stände. Es war sonach durch die allerwärts herrschende Bildung die Fähigkeit, so wie durch die sittliche Entartung das Bedürfniß gegeben, der reinen, göttlichen Religion Jesu Christi Herz und Leben zuzuwenden. Die Regierung des ersten römischen Kaisers hatte das Auszeichnende, daß unter ihr der Weltheiland, **Jesus Christus**, der da uns gegeben ist zur Erlösung, geboren worden ist.

**Cicero. Seneka.** Inmitten der allgemeinen religiösen Finsterniss und des schauderhaften sittlichen Verfalls lebten insbesondere zwei Männer, deren Namen in der Geschichte genannt zu werden verdienen: Cicero und Seneka. Cicero, geboren 103 v. Chr. in Arpinum, zeigte schon in der frühen Jugend eine grosse Wissbegierde, welche von seinen grossen Naturgaben unterstützt wurde. Alle Aeltern stellten ihn ihren Kindern als ein nachahmungswürdiges Muster dar. Von trefflichen Lehrern unterrichtet, bildete er sich in allen Wissenschaften aus, und wurde der grösste Redner, den Rom aufzuweisen hat. Er schrieb eine ganze Abhandlung über das Wesen der Gottheit, worin er durch die Einrichtung der Pflanzen- und Thierwelt und des menschlichen Körpers

insbesondere nachweist, wie Viel und wie Vortreffliches Gott dem Menschen gegeben habe, woraus er dessen höchste Weisheit erkennen möge. „Wenn du ein grosses, schönes Haus siehst," sagt er, „so kannst du auch, wenn du den Herrn des Hauses nicht zu Gesichte bekommst, dennoch dir nicht einfallen lassen, das Haus sei von den Mäusen oder Wieseln erbaut worden. Aber noch viel weniger kannst du im Ernste glauben, dass diese so grosse Welt, die Mannigfaltigkeit und Schönheit der himmlischen Dinge, der grosse Umfang des Meeres, des festen Landes etc. so ganz zufällig entstanden sei." — Weiter sagt er: „Wenn Jemand in den schönsten Palästen unter der Erde im Schosse des Ueberflusses gelebt hätte, und er käme auf einmal an die Oberfläche der Erde, sähe das Gewölbe des Himmels, die Erde, das Meer, die Nacht, die Sonne etc. — er würde sogleich an das Dasein Gottes glauben." Andere schöne Aussprüche sind: „Wer sollte den Alles sehenden, Alles durchforschenden, Alles richtenden Gott nicht fürchten?" — „Mitten unter Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten muss sich der Weise mit dem Gedanken trösten, dass es eigentlich kein Uebel gibt, als die Sünde." — „Es gibt kein Volk, das so ungezähmt und wild wäre, dass es, obwohl es nicht weiss, welchen Gott man verehren müsse, nicht wüsste, dass man einen verehren müsse." — „Die Liebe zu den Aeltern ist die Grundlage alles Guten, der Same aller edlen Eigenschaften." —

Nach einem thatenreichen Leben fiel er während der grausamen Aechtungen unter dem letzten Triumvirate dem Zorne des Antonius, dessen Herrschsucht er bekämpft hatte, zum Opfer. Eben liess er sich von seinen Sclaven in einer Sänfte zum Meere tragen, um nach Griechenland zu entfliehen, als ihn des Antonius Reiter einholten. Er beugte sein Haupt zur Sänfte heraus; ein Reiter schlug es ihm ab — und brachte es dem Antonius.

Seneka, ein Spanier von Geburt, war sehr frühe nach Rom gebracht, um in der Hauptstadt des Reiches die Wissenschaften kennen zu lernen und sein Glück zu machen. Von ihm sind viele und schöne Aussprüche auf uns gekommen; er sagt: „Wir müssen so leben, als wären wir nie ohne Zeugen, — so denken, als sähe man uns in das Innerste des Herzens hinein. — Was nützt es, dass vor den Menschen Etwas verborgen bleibt? Vor Gott ist Nichts verborgen. Er ist unserm Geiste nahe und wohnt mitten in unsern Gedanken." „Gott ist dir nahe," schreibt er dem Lucilius, „er ist bei dir, ja er ist sogar in dir. Ich sage dir, ein heiliges Wesen wohnt in uns, zu beobachten all unser Gutes und Böses. Niemand kann gut sein ohne Gott." — Der Tod, den man so sehr fürchtet, unterbricht wohl das Leben, aber raubt es nicht für immer. Es wird der Tag kommen, der uns wieder an's Licht bringen wird. Schaue hin auf den Kreislauf der Natur. Der Sommer schwindet, aber ein anderes Jahr bringt ihn wieder; der Winter vergeht, aber kehrt seiner Zeit wieder zurück. Die Nacht verbirgt die Sonne, aber ein neuer Tag vertreibt die Finsterniss." — „Den treuen Diener behandelt Gott wie ein vernünftiger Vater seinen Sohn. Er verzärtelt ihn nicht, sondern stellt ihn auf die Probe, härtet ihn ab und zieht ihn so nach seinem weisen Plane heran. Ich halte dich für elend, wenn du nie ein Elend erlitten, und ohne Kampf dein Leben vollbracht hast. Niemand weiss, nicht einmal du selbst, wie stark deine Kräfte sind; denn um dies zu erfahren, bedarf es des Versuches. Daher weiss

Niemand, was er vermöge, wenn er es nicht durch Versuchungen gelernt hat. Grosse und edle Seelen freuen sich daher bisweilen der Leiden und Trübsale, gerade wie tapfere Soldaten sich des Krieges freuen.“ — „Die Aeltern nicht lieben ist Bosheit; sie vergessen oder sich ihrer schämen, ist Wahnsinn.“ — „Wie ein Wanderer thöricht wäre, wenn er, fast schon am Ziele seiner Reise, sich noch um eine grosse Wegzehrung ängstigen würde, ebenso ist auch jeder Mensch ein Thor, der sich noch um die Anhäufung zeitlicher Güter kümmert, da er vielleicht schon morgen stirbt.“ — „Noch Jedem hat sich die Tugend im Leben und im Tode dankbar erwiesen, wenn er sie mit treuer Liebe suchte.“

Da Seneka in die christliche Zeit hinein reicht, so erweckte dieser Umstand bei Einigen die Meinung, er habe die Christen gekannt. Uebrigens stand sein Leben mit seinen Lehren vielfältig im Widerspruche; denn man wirft ihm Schmeichelei, Wucher, Luxus, Streben nach Reichthum und Ehrenstellen und noch manches Andere vor. Um so mehr verhallte die Stimme solcher Männer ungehört in der allgemeinen Verderbniss. Zugleich sind sie ein Beweis von dem Ungenügenden und der innern Auflösung des Heidenthums.

Desswegen beginnt mit Jesus Christus eine neue Schöpfung. *)

**Die Thronfolger des Augustus.** Vier blutgierige Tigernaturen folgten dem Augustus in der Regierung:

Tiberius, Caligula, Claudius, Nero; alle ein Schrecken der Menschheit, aber doch, möchte man sagen, werth der nichtswürdig gewordenen Römer, die ihnen nicht etwa blos schmeichelten, sondern sie sogar vergötterten. Die ganze Regierung des Tiberius war ein Gewebe von Verstellung, Argwohn, Grausamkeit und Raubsucht. Ankläger, welche ihm hinterbrachten, Dieser oder Jener habe schlecht vom Kaiser gesprochen, oder dessen Bildsäule verspottet, oder derselben nicht geopfert, wurde mit Geld und Ehrenstellen belohnt, die Angegebenen aber gefoltert, gemartert und in die Tiber geschleppt. Die edelsten Familien wurden ausgerottet. Tiberius errichtete eine kaiserliche Leibgarde, theils um seine Person zu sichern, theils um durch sie seine Befehle vollstrecken zu lassen. Er wurde aber zuletzt selbst von dem Befehlshaber derselben ermordet (37 n. Chr.).

Caligula wünschte, das römische Volk möchte nur einen Kopf haben, damit er es mit einem Streiche erschlagen könnte. Mit der Grausamkeit verband er eine unerhörte Tollheit. Allen Bildsäulen des Jupiter ließ er die Köpfe abschlagen und sein eigenes Bild auf den Rumpf setzen. Er baute sich Tempel, ließ seine Statuen als Götter zur Verehrung darin niedersetzen, und war sein eigener Priester. Auch er ward bald ermordet (41 n. Chr.).

Claudius, welcher Weiber und Freigelassene statt seiner regieren ließ, hatte seine größte Freude daran, den Martern und Zuckungen der Sterbenden zuzusehen. Er wurde von seiner eigenen Gattin ermordet (54 n. Chr.).

Nero, Mörder seiner Mutter, seiner Gattin, seines Bruders, seines Lehrers, des weisen Seneca, war der erste Christenverfolger. (Auch Petrus und Paulus erlitten unter ihm den Martertod.) Er ließ Rom anzünden, um

*) Siehe weiter unten: Gründung und Ausbreitung der Kirche ꝛc.

sich an einem großen Brande zu ergötzen, und dann aussagen, daß es die Christen gethan hätten. Bald brach eine Empörung gegen ihn aus, und er wurde ermordet (68 n. Chr.). Mit ihm starb das Haus der Cäsaren aus, welches mit Julius Cäsar begonnen hatte. Da durchaus kein Gesetz die Ordnung der Thronfolge bestimmte, so wurden von jetzt an die Kaiser größtentheils von den Soldaten gewählt. Sie boten den Thron sogar wie eine feile Waare öffentlich für Gold den Meistbietenden zum Verkaufe aus, ermordeten aber bald wieder den gewählten Kaiser, um den Thron von Neuem auszubieten. Nach Nero regierten in Rom nur wenige gute Kaiser. Unter diesen Vespasian († 79 n. Chr.), welcher die innere Ruhe wieder herstellte, neue Städte und Straßen anlegte, und öffentliche Anstalten errichtete.

Die Juden, welche die römische Herrschaft abschütteln wollten, besiegte er durch seinen Sohn und Nachfolger Titus, welcher im Jahre 70 n. Chr. Jerusalem verwüstete und das jüdische Reich auf immer vernichtete.

Sein Grundsatz war, von des Kaisers Antlitz dürfe Niemand betrübt hinweg gehen. Den Tag nannte er wehmüthig einen verlornen, an dem er nicht wenigstens Eine gute That vollbracht hatte.

Gelegenheit, seine Milde auszuüben, boten übrigens die großen Unglücksfälle, welche seine kurze Regierung bezeichneten, in Menge dar. In Rom hatte eine große Feuersbrunst gewüthet; nun brach gar die verderbliche Pest aus. Ein furchtbares Erdbeben, von einem Ausbruche des Vesuv begleitet, verschüttete am 23. August des Jahres 79 n. Chr. die Städte Pompeji, Herculanum und Stabiä. (Sechzehnhundert Jahre lang blieben sie im Schoße der Erde verborgen. Erst 1711 fand man ganz zufällig, als man nämlich in dem jetzigen Flecken Portici, zwei Meilen von Neapel, einen Brunnen graben wollte, drei Statuen. Man grub nach und kam so weit, daß jetzt bereits ganze Straßen ausgegraben sind, in denen man ziemlich frei umhergehen kann. Vieles für die Alterthumskunde findet sich hier.) — Mit der rührendsten Güte suchte Titus das öffentliche Elend zu lindern, und den Leidenden auf alle Weise zu helfen. Das dankbare Volk nannte ihn mit Recht „Den Liebling und die Wonne der Menschheit."

**Domitian** † 96 n. Chr. Titus' Bruder und Nachfolger hingegen, Domitian, war der vollendetste Despot und wüthete gleich Nero und Caligula, bis er dem allgemeinen Hasse unter Dolchstichen unterlag. Er mordete die edelsten Menschen, besonders die Christen ebenso kaltblütig, als er lebendige Fliegen auf Nadeln spießte; und doch ließ sich dieser Elende „Herr und Gott" nennen. Zum Glücke der Römer folgte jetzt eine Reihe vortrefflicher Kaiser, welche mit Weisheit und Kraft den römischen Staat regierten, nämlich Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Markus Aurelius.

Unter der Regierung des letztern zog ein schweres Ungewitter gegen Rom auf. Es fand die erste Vereinigung der Deutschen zum Angriffe der römischen Herrschaft statt. Im Jahre 167 n. Chr. zogen unter dem Namen Markomannen die meisten süddeutschen und donauischen Völker gegen das Reich heran, und Roms Untergang schien nahe. Er besiegte sie zwar und behauptete die Grenzen des Reiches, war aber dennoch der Erste, welcher die Ansiedlung von Barbarenvölkern im römischen Reiche gestatten und sie in römische Dienste aufnehmen mußte. Mit ihm schließt sich die Reihe der guten Kaiser; nach ihm ging das römische Reich immer mehr seinem Untergange entgegen, den die bisherigen guten Regenten nicht gänzlich vereiteln, sondern nur auf einige Zeit aufhalten konnten. Die Sitten waren schon zu

ausgeartet, als daß es möglich gewesen wäre, die ehemaligen Tugenden zurückzuführen. Vier Dinge in Vereinigung waren es, welche Rom groß gemacht hatten: Mäßigkeit, Frömmigkeit, Vaterlandsliebe und Kriegszucht. Doch alle diese Tugenden und Vorzüge giengen jetzt nach und nach verloren, und an ihre Stelle traten Ueppigkeit und Verschwendung im öffentlichen wie im Privatleben, Unglaube und Sittenverderbniß, Despotismus und Egoismus, endlich Zügellosigkeit und Feigheit der Soldaten. Die meisten Kaiser vom Jahre 180 an waren Wüthriche, die mit unerhörten Gräueln ihre Regierung befleckten und unendlichen Jammer über die Menschheit brachten; so besonders Maximinus (235), Decius (249), Valerian (255) und zuletzt Diocletian (285) welche das heidnische Reich nur durch Vertilgung der christlichen Unterthanen wieder herstellen zu können glaubten.

**Gründung und Ausbreitung der Kirche.** Im Jahre 754 nach der Erbauung Roms wurde unter der Regierung des römischen Kaisers Augustus und des jüdischen Königs Herodes zu Bethlehem in Juda Jesus Christus, der menschgewordene Sohn Gottes, von der allzeit unbefleckten Jungfrau Maria geboren. Dadurch, daß er gekommen war, zu suchen und selig zu machen, was verloren war, hatte er sich als den Erlöser und Heiland der Welt angekündigt. Durch seine heilige Lehre aber, durch sein reinstes Leben, seine unbegrenzte Macht, die Werke des himmlischen Vaters zu wirken, durch das Zeugniß des himmlischen Vaters selbst, besonders aber durch seine glorreiche Auferstehung, seine wunderbare Himmelfahrt und die Sendung des heiligen Geistes hatte er sich auch ausgewiesen, daß er der Sohn Gottes sei, und daß durch sein Leiden und Sterben der volle Preis für die Erlösung der Menschen von Sünde, Tod und Verderben entrichtet, vom himmlischen Vater auch angenommen worden sei.

Doch nicht blos erlöst hat er uns, sondern mit sich so innig vereinigt, daß wir Glieder seines Leibes sind, und daher auch unter einander in innigster Verbindung stehen. Diese innige Verbindung, welche sich nach Außen durch die Einheit im Glauben und der Lehre vom Glauben, durch den Empfang der gleichen hl. Sakramente, durch den gleichen Gottesdienst und endlich durch das Leben nach den gleichen Vorschriften und Gesetzen unter einem Oberhaupte, dem römischen Papste, zu erkennen gibt, nennen wir Kirche. Unter Kirche versteht man also rechtgläubige Christen, die da durch die Gnaden Jesu Christi und des hl. Geistes innerlich und äußerlich zu Einer Familie Gottes auf Erden verbunden sind, und von dem sichtbaren Stellvertreter Jesu, dem römischen Papste, geleitet werden.

Die Kirche war Anfangs sehr klein, sie glich einem Senfkorn. Nur wenige Menschen aus den vielen Millionen glaubten an Jesus und folgten ihm nach. Damit sie aber bestehe und sich noch mehr ausbreite, hat Jesus bei seinen Lebzeiten 12 Männer zu Aposteln auserwählt, sie besonders belehrt und ihnen alle Macht übertragen, die er selbst vom Vater hatte; hat ihnen auch die weitere Gewalt verliehen, von ihrer Macht einen Theil oder die ganze Macht wieder Andern mitzutheilen, ohne daß sie selbst dabei Etwas verlieren sollten, und den Auftrag gegeben, hinauszugehen in die ganze Welt, alle Völker zu lehren, nnd diejenigen, welche an ihn glauben, durch die Ertheilung der hl. Taufe in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, und sie anzuhalten, Alles zu beobachten, was er ihnen gesagt habe.

Um auch unter den Aposteln die Einheit zu bewahren, gab er Einem aus ihnen, dem Petrus, die besondere Gewalt, die ganze Kirche zu regieren,

für Alle zu sorgen, Allen, den Aposteln wie den Gläubigen, Vater zu sein. „Petrus, für dich habe ich gebetet, damit dein Glaube nicht wanke, und damit du, wenn du einst bekehrt sein wirst, auch deine Brüder stärkest." „Dir übergebe ich die Schlüssel des Himmelreiches!"

So ausgerüstet übten die Apostel ihr Amt Anfangs im Judenlande, wo sich schon auf die erste Predigt des Apostels Petrus 3000, und auf die zweite 5000 bekehrten; später gingen sie dann hinaus in die weite Welt, in alle Länder und Reiche, — von Spanien bis nach Indien. Besonders waren es die größern und volkreichern Städte, die sie zum Mittelpunkte ihrer Wirksamkeit wählten. Hier setzten sie, ehe sie abreis'ten, Stellvertreter — Bischöfe — ein, und diese wählten wieder nach dem Vorbilde der Apostel zu Gehilfen ihres Amtes Priester und Diakonen.

Unter diesen vielen Städten, wo die Apostel die christliche Lehre verkündigt hatten, gelangten alsbald die 4 Hauptstädte des Römerreiches, Rom, Alexandria, Antiochia und Jerusalem, wozu später noch Constantinopel kam, auch zu einem besondern Vorrange im kirchlichen Leben, so daß man deren Bischöfe Patriarchen nannte, die besondere Rechte über die nächstwohnenden Bischöfe besaßen. Der erste aller Bischöfe war jedoch der zu Rom, weil er der Nachfolger des hl. Petrus ist, der dort seinen bleibenden Sitz gegründet hatte; und dieser römische Bischof führte deßhalb zum Unterschiede von allen übrigen den besondern Namen: Papst, d. i. Vater aller rechtgläubigen Christen, oder wie wir ihn kurzweg nennen: „heiliger Vater!"

**Innere Veränderungen, welche das Christenthum hervorbrachte.** Der Geist des Christenthums brachte überall, wohin er durch die Lehre des Evangeliums und durch die Auflegung der Hände der Apostel getragen wurde, große Veränderungen hervor.

Aus dem alten Menschen wurde ein neuer in Gerechtigkeit und Heiligkeit erschaffener; an der Stelle der schändlichen Götzenopfer und der übrigen Gräuel der Heiden war die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, war Sittenreinheit und Heiligkeit des Wandels getreten.

Auch ein neues Verhältniß zwischen Fürst und Unterthan trat von nun an ein. Das Wort des Herrn: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist," wurde die Grundlage eines neuen Staatsrechtes. Weil die katholischen Christen nur ihrem Glauben zu leben begehrten, beeilten sie sich, die ersten zu sein, welche den Tribut und die andern Abgaben bezahlten, die die Kaiser ausgeschrieben hatten. Blos dann weigerten sie sich standhaft, wenn ein Kaiser Ehren oder Rechte für sich verlangte, die nur Gott gebühren. In solchen Fällen hielten sie am Worte des Apostels Petrus fest: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen."

Ebenso wurde der Umgang der Menschen unter einander ein ganz anderer und neuer. Seitdem der Heiland das Wort gesprochen: Was ihr dem Geringsten aus meinen Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan, — seitdem er erklärte, daß bei Gott kein Ansehen der Person gelte, zeigte sich eine große Liebe und Sorgfalt für Wittwen, Waisen, für Kranke, Eingekerkerte, Arme und Verlassene. Den Bischöfen war diese Sorge zur besondern Pflicht gemacht, und ein Theil ihrer Einkünfte geradezu für diese Verlassenen bestimmt. Jetzt entstanden Herbergen für Reisende und Fremde, Anstalten zur Ernährung, Erziehung und Verpflegung der Waisen,

Armen- und Krankenhäuser, deren Dienste sich Viele aus freiwilliger Hingebung und Liebe unterzogen.

Die christliche Kirche war es, welche besonders das Loos der Sclaven milderte und erleichterte, ja darauf hinarbeitete, daß ihr drückendes Joch ihnen abgenommen wurde. Ein Sclave im Dienste eines Christen erschien als Gräuelthat vor dem Herrn.

Den größten Einfluß aber übte das Christenthum auf die Familien. Indem Jesus die Ehe zu einem Sacramente erhob und für heilig und unauflöslich erklärte, bildete sich erst jetzt ein wahres Familienleben; die Frau erhob sich aus der vielfach unterwürfigen Stellung, sie wurde aus der ersten Sclavin zum Range einer Lebensgefährtin des Mannes, zu einer wahren Gattin und Mutter erhoben, und dadurch eine gute Erziehung der Kinder, wahres Familienglück begründet.

**Christenverfolgungen.** Wie glücklich auch die Ausbreitung des Christenthums vor sich ging, so sollte es doch nicht immer so bleiben. Der Meister wandelte auf dieser Erde den Weg des Leidens und hat auch seine Jünger und Apostel mehrmals auf große Leiden aufmerksam gemacht, damit sie, wenn jene hereinbrächen, sich nicht muthlos machen ließen, da er es ihnen ja vorhergesagt habe. „Erinnert euch meiner Worte, die ich zu euch sprach, (so sagte er nochmals am letzten Abende vor seinem Leiden), der Knecht ist nicht mehr als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen; haben sie mein Wort gehalten, so werden sie auch das eurige halten." (Joh. 15, 20). Wie wahr sich dieser Ausspruch des Herrn an seiner Kirche, von der Apostelzeit an bis zum heutigen Tage erfüllte, bezeugt die Geschichte laut genug. Alle Apostel schon, mit Ausnahme des hl. Johannes, starben des Martertodes, und selbst Johannes blieb von den Qualen des Martyrerthums nicht frei. Der Apostel Paulus zählt einmal seine Leiden auf (II. Cor. 11, 23. u. f.), aus denen klar zu ersehen ist, daß die Apostel wie Schafe unter Wölfe gesandt worden waren, denn Verfolgungen warteten ihrer bei den Heiden wie bei den Juden und sogar bei ihren eigenen Glaubensbrüdern.

Zu den letztern gehören diejenigen, welche blos dem Scheine oder Namen nach Christen waren, und daher bei verschiedenen Anlässen von der Kirche abfielen, meistens Irrlehrer wurden, und den Glaubenstreuen viel Ungemach bereiteten.

a. Verfolgungen durch die Juden. Anfangs scheinen die Juden, insbesondere die Pharisäer und Saducäer von der Bildung der Kirche und ihrem schnellen Wachsthume keine Kenntniß genommen zu haben. Sie meinten, nachdem sie das Oberhaupt Jesum getödtet hatten, sei auch seine göttliche Sendung und Macht vernichtet. Erst als Petrus den Lahmgebornen an der Tempelpforte geheilt und die Lehre des Evangeliums öffentlich im Tempel gepredigt hatte, wurden sie anderer Meinung. Nun wurden Petrus und Johannes zum ersten Male ergriffen.

Als aber der Diakon Stephanus geradezu aussprach, der alte Bund habe aufgehört und sei in Christus erfüllt worden, brach ein heftiger Sturm los. Stephanus selbst wurde gesteinigt, und wessen man von den Christen habhaft werden konnte, der wurde ins Gefängniß geschleppt, gegeißelt und zuletzt hingerichtet. Besonders thätig zeigte sich hiebei ein gewisser Saulus aus Tharsus (i. J. 35).

Unter dem Könige Herodes Agrippa begann im Jahre 44 eine neue Verfolgung, in welcher viele Christen mißhandelt, und der Apostel Jacobus,

der Bruder des hl. Johannes, mit dem Schwerte hingerichtet wurde. Als er sah, daß es den Juden gefalle, ließ er auch den Petrus ergreifen, welcher aber durch einen Engel befreit wurde. Jetzt war für die Apostel die Zeit gekommen, Jerusalem zu verlassen und in die weite Welt hinauszuziehen.

Nachdem im Jahre 62 die letzte Verfolgung ohne besondern Erfolg ausgebrochen war, konnten die Juden, da bald darauf ihrem Reiche ein Ende gemacht wurde, von da an nur durch List und Tücke gegen die Christen verfahren.

b. Verfolgungen durch die Heiden. Obwohl die Christen auch einige Zeit unvermerkt unter den Heiden lebten, indem sie getreulich alle Obliegenheiten gegen Fürst und Vaterland erfüllten, konnte doch der gute Geist Gottes, der in ihnen wohnte, und der auch Gott gab, was Gottes ist, nicht ganz unbekannt bleiben. Ihre Sitten stachen nur zusehr gegen das lasterhafte Treiben der Heiden ab; wo Grausamkeit, Sittenlosigkeit oder Götzendienst die Hauptrolle spielten, waren die Christen nie zu sehen; und da auch den Kaisern göttliche Ehre erwiesen wurde, wobei die Christen ebenfalls nicht Theil nehmen konnten, mußte es den Heiden zuletzt auffallen, in so vielen Stücken, und gerade in ihren Lieblingssachen von den Christen gemieden zu werden. Dies erregte in ihnen Haß, böswilligen Verdacht und tödtliche Rachsucht, die sich nicht lange mehr zurückhalten ließ.

Schon unter Nero (reg. von 54—68 n. Chr.), den die öffentliche Meinung der Brandstiftung in Rom beschuldigte, war der Haß gegen die Christen so stark, daß er ihn benützen konnte, um den Verdacht jenes großen Verbrechens von sich ab und auf die Christen zu wälzen. Sie wurden eingezogen und in großer Anzahl unter den ausgesuchtesten Qualen öffentlich hingerichtet. Viele wurden in Pech und Theer gewickelt und als Fackeln angezündet, die ihm bei seinem nächtlichen Wettrennen im Circus leuchten mußten, viele auch wurden als wilde Thiere vermummt und dann von Hunden zerrissen. Damals wurde der hl. Paulus enthauptet und der hl. Petrus gekreuzigt.

Wenige Jahre unterblieben die öffentlichen Verfolgungen, dafür dauerten die geheimen fort. Unter Domitian (reg. von 81—96 n. Chr.) jedoch war für die Christen die Ruhe dahin. Er war ein argwöhnischer Kaiser, und da ihm entstellte Lehren des Christenthums zu Ohren gekommen waren, fürchtete er für seinen Thron, und begann in seinem ganzen Reiche bis in die entferntesten Provinzen gegen die Christen zu wüthen. Unter ihm wurde der hl. Evangelist Johannes zuerst in siedendes Oel geworfen und dann, — als er hier unverletzt blieb, — auf die Insel Pathmos verbannt, wo er die geheime Offenbarung schrieb.

Der Kaiser Trajan (reg. von 98—117 n. Chr.) gab das Verbot, daß keine geheimen Zusammenkünfte stattfinden dürfen, worunter auch die Versammlungen der Christen zum gemeinsamen Gottesdienste gehörten, weßhalb unter ihm die Verfolgung nicht verringert, sondern sogar vermehrt wurde, obwohl er sonst ein vortrefflicher Kaiser war. Unter ihm starb der hl. Ignatius, Bischof von Antiochia des Martertodes, indem er zu Rom den wilden Thieren vorgeworfen wurde.

Unter Hadrian (117—138) steigerte sich der Haß gegen die Christen bis zur öffentlichen Volkswuth. Die Heiden forderten bei öffentlichen Festen die Hinrichtung der Christen ohne weitere Untersuchung, und die Obrigkeit mußte nachgeben, obwohl der Kaiser selbst verordnet hatte, daß gegen die Christen gesetzlich verfahren und falsche Ankläger gestraft werden sollen. Diese Wuth nahm unter

Antoninus Pius (138—161) noch mehr zu, weil große Unglücksfälle, als Hungersnoth, Ueberschwemmungen, Erdbeben, große Feuersbrünste über das Reich kamen, welche man dem Zorn der Götter wegen der Abnahme des Götzendienstes zuschrieb.

Gleiche Härte, wenn nicht noch größere, traf die Christen unter der Regierung des Kaisers Marcus Aurelius (161—180). Er selbst gab den Befehl: „Die Christen sollten als Verletzer des Gesetzes ergriffen, und wenn sie nicht den Göttern opferten, gefoltert und hingerichtet werden." Was also bisher das Volk aus eigenem Antriebe gegen die Christen gethan hatte, das wurde jetzt Gebot.

Die Kaiser Maximin (238) und Decius (250) schlugen ein neues Verfahren ein. Sie ließen nicht blos alle in der Folter gemachten Erfindungen auf einmal anwenden, sondern vor Allem die Bischöfe hinrichten, damit die Heerde ohne Hirten sei. Jetzt finden wir auch, daß gar viele Christen vom Glauben abfielen, oder sich doch Zeugnisse von der Obrigkeit geben ließen, als hätten sie den Forderungen des Staates Genüge geleistet, oder auch, nachdem sie die erste Versuchung bestanden, der folgenden erlagen.

Gleiches geschah im Jahre 258 unter dem Kaiser Valerian. In dieser Verfolgung erlitten besonders der Bischof Cyprian von Carthago, der Papst Sixtus und sein Diakon Laurentius, zum ermuthigenden Beispiele der Gläubigen, standhaft den Martertod.

Von jetzt an erhielten die Christen eine 40jährige Ruhe, bis unter Diokletian die letzte und grausamste Verfolgung ausbrach, welche 10 Jahre lang dauerte. Am 24. Februar 303 erklärte Diokletian die Christen für rechtslos und ihrer Aemter und Würden verlustig und befahl, daß die Vorsteher der Kirche aller Orten in Banden gelegt und auf jede Art gezwungen werden sollten, den Götzen zu opfern; die sich aber weigern würden, soll man mit den härtesten Strafen peinigen. Diesmal erschöpfte sich die Grausamkeit an Erfindungen, um die Standhaftigkeit der Christen zu brechen, was aber nicht erreicht wurde.

**Folgen dieser verschiedenen Verfolgungen für die Kirche.** Die Kirche hat aber die Verheißung, daß sie nicht einmal durch die Pforten der Hölle werde überwältigt werden. Mögen daher die Feinde der Kirche noch so sehr toben, sie werden immer nur dazu beitragen, daß die Kirche in ihrer Festigkeit und Macht, in ihrer Größe und Herrlichkeit um so glänzender erscheine: sie können also nur zum Besten der Kirche etwas beitragen. Mögen wir die verschiedenen Verfolgungen sehr bedauern; alle aber haben zur Reinigung der Kirche von schlechten Mitgliedern, zu glänzendem Bekenntnisse des christlichen Namens, zu regerem Leben der Christen, und zur Ueberzeugung und Befestigung des Glaubens beigetragen, daß die Kirche ein Werk Gottes ist; „denn," so sprach schon Gamaliel im hohen Rathe zu Jerusalem, „ist dieses Werk von Menschen, so wird es (von selbst) zerfallen; ist es aber von Gott, so könnt ihr es nicht zerstören." — In den schweren Verfolgungen zogen sich viele Christen in wüste, einsame Gegenden zurück, und führten hier ein Leben in größter Entsagung und Entbehrung; nach und nach gewannen sie aber diese Lebensweise lieb, und beendeten, obwohl sie sicher hätten zurückkehren können, hier ihr Leben. Da diese Leute sich hauptsächlich mit Beten, Lesen, Betrachten und Arbeiten beschäftigten, so machte ihr herrliches Beispiel und die dabei errungene Kenntniß in den Geheimnissen der christlichen Religion einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihre Zeitgenossen. Von allen Seiten kamen Männer, siedelten sich bei ihnen an und ahmten

ihnen nach. So brachte der heil. Antonius, der als Vater eines geregelten Einsiedlerlebens gilt, mehrere Tausend Jünger zusammen. So leiteten also die Verfolgungen auf eine neue Art christlichen Lebens, auf das Mönchsleben, gewidmet dem Gebete, den Studien und der Cultur des von den Mönchen bewohnten, aber bisher unfruchtbaren Bodens.

Der Abfall vieler Christen aber, der zum Theil durch Irrlehrer herbeigeführt wurde, hat vorzüglich dazu beigetragen, daß das Evangelium nicht blos zum großen Theile schriftlich uns überliefert, sondern daß die rechte Erklärung und Auffassung zugleich festgesetzt, in bestimmten kurzen Begriffen zusammengefaßt, und gegen jede irrige Auffassung sicher gestellt wurde.

So schon sind die Briefe der Apostel sämmtlich aus Veranlassung entstandener Mißbräuche, Streitigkeiten, Irrlehren und Spaltungen geschrieben worden. Ebenso waren später die Bischöfe und Lehrer der Kirche genöthigt, in Wort und Schrift zur Befestigung des Glaubens ihrer Anvertrauten gegen hereingebrochene Irrlehren sich zu erheben und muthig den geistigen Kampf zu bestehen.

So bekamen wir die Werke eines Clemens von Alexandria, Cyprian von Carthago, Johannes Chrysostomus, Hilarius, Ambrosius, Hieronymus und Augustinus, dann eines Athanasius, Basilius, Gregorius von Nazianz und Gregorius von Nyssa, Cyrillus von Jerusalem und anderer heiligen Kirchenväter, die stets eine unerschöpfliche Fundgrube der Erblehre bleiben. —

**Constantin 323–337.** Diocletian's Nachfolger, Constantin der Große, war der erste römische Kaiser, der öffentlich als Beschützer der Christen auftrat. Er begünstigte und besoldete ihre Lehrer, ließ sich und die Seinigen im christlichen Glauben unterrichten, hielt viel Christen in seiner Nähe und ging mit ihnen vertraulich um. Es wurden Kirchen gebaut und herrlich ausgeschmückt. Wie glücklich mußten sich jetzt die Christen nach so langen Verfolgungen fühlen, in Constantin einen wohlwollenden Freund zu besitzen! Freudig strömten sie von allen Seiten herbei und nahmen Dienste in seinem Heere. Wohl mochte Constantin auch vorausgesehen haben, wie viel ihm die zahlreichen Christen bei den Kämpfen gegen seine Mitherrscher helfen könnten. Als er nämlich die Regierung antrat, hatte er deren fünf. Mit dem Beistande der Christen stürzte er einen nach dem andern.

In den Heereszügen, wo sonst Adler und Götzenbilder vorangetragen wurden, wehte von nun an die Fahne des Kreuzes und führte von Sieg zu Sieg. Später verlegte Constantin seine Residenz von Rom nach Byzanz am schwarzen Meere, nach ihm seitdem Constantinopel genannt.

**Die Fahne des Kreuzes.** Als Constantin der Große im Jahre 311 von Gallien aus gen Rom zog, wo sich der Sohn des Maximin, Maxentius, zum Kaiser aufgeworfen, erwog er, daß die meisten seiner Vorgänger, die auf eine Menge Götter gebaut und sie durch Opfer und Gaben verehrt hatten, ermordet worden waren; daß dagegen sein Vater, der den einzigen Gott verehrte, stets glücklich gewesen wäre. Gegen die zauberischen Künste des Maxentius — so meinte er ferner — würden die vielen Götter Nichts vermögen, da könne nur der Eine wahre Gott helfen. So wendete er sich denn nun an diesen Gott und bat ihn demüthigst, er möchte sich ihm doch zu erkennen geben und ihm bei dem gegenwärtigen Unternehmen beistehen. Und Gott erhörte sein Gebet und offenbarte sich ihm, — wie einst dem betenden Moses, — durch eine himmlische Erscheinung.

Als Constantin, noch in Gallien, an der Spitze seines Heeres dahin zog, zeigte sich Nachmittags, da sich die Sonne schon gegen Abend neigte, über derselben das Siegeszeichen des Kreuzes, aus Lichtstrahlen gebildet, mit der Aufschrift: „Durch dieses wirst du siegen!" Solche Erscheinung setzte ihn und sein ganzes Heer, das Zeuge derselben war, in außerordentliches Erstaunen. Jedoch wußte er noch nicht, wie er das Bild zu deuten hätte, und die Nacht überraschte ihn bei seinem Nachsinnen und Zweifeln. Da bot sich ihm eine andere Erscheinung dar. Jesus Christus trat zu ihm im Traume mit demselben Zeichen, das er wachend am Himmel gesehen hatte, und befahl ihm, eine Fahne, ähnlich jener himmlischen Erscheinung, verfertigen und sie als Zeichen des Sieges in allen Kriegen vor dem Heere tragen zu lassen.

Am folgenden Morgen benachrichtigte Constantin seine Freunde von diesem Traumgesichte, ließ dann alle Künstler, die in Gold und Edelsteinen arbeiteten, zu sich kommen, und befahl ihnen, eine Fahne ganz der Beschreibung gemäß, die er ihnen davon machte, zu verfertigen.

So entstand die Fahne des Kreuzes, „Labarum" genannt — eine große mit Goldblech bedeckte Stange, durch die ein Querbalken in Gestalt eines Kreuzes ging. An der Spitze war eine Krone von Gold und Edelsteinen befestigt, welche die beiden in einander geschlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus in sich schloß. An dem Querbalken hing ein viereckiges, seidenes Fahnentuch, purpurfarbig mit Gold durchwirkt und mit Edelsteinen besetzt. Ueber demselben, gleich unter dem Zeichen des Kreuzes, sah man die Bilder des Kaisers und seiner Söhne. Diese ebenso kostbare als glänzende Fahne gebrauchte Constantin in allen seinen Kriegen als ein Mittel der Sicherheit und des Sieges. Fünfzig Soldaten der Leibwache, ausgezeichnet durch Körperkraft und frommen Sinn, hatten kein anderes Geschäft, als sie zu bewachen und einander im Tragen derselben abzulösen, und wer sie trug oder nur mit ihrem Dienste beschäftigt war, hatte, wie Constantin selber versicherte, mitten unter den Pfeilen der Feinde keine Gefahr oder Verwundung zu fürchten. Wo sich die Fahne des Kreuzes zeigte, wurden die Feinde in die Flucht getrieben. Als Constantin dieses merkte, ließ er diese Fahne immer dahin tragen, wo die größte Gefahr war, und er konnte mit Zuversicht auf einen glänzenden Sieg hoffen, indem die Kraft dieses göttlichen Zeichens alle Soldaten mit neuem Muthe belebte.

Constantin traf mit dem Heere des Maxentius zusammen und erfocht einen vollständigen Sieg. Fortan ließ er sich christliche Lehrer kommen, die ihm erklärten, warum der Sohn Gottes Mensch geworden und gestorben wäre. Da verordnete der Kaiser, daß alle seine Staatsdiener und Unterthanen Christen werden sollten.

**Theilung und Untergang des römischen Reiches.** Nach Constantin dem Großen traten wieder, wie früher, Verwirrungen im Reiche ein. Auch versuchte nochmals ein Kaiser, Julian, (der Apostat), die christliche Religion zu verdrängen. Aber vergeblich waren alle Mittel der äußern Gewalt gegen die unbezwingliche Kraft der göttlichen Wahrheit, welche in den Gemüthern eingezogen war.

Theodosius der Große hingegen, der letzte römische Kaiser, der das ganze römische Reich ungetrennt beherrschte, und von 379—395 regierte, verbannte den Götzendienst und alle heidnischen Bekenntnisse, duldete die christliche Religion allein und theilte das Reich, welches immer mehr von der großen Völkerbewegung, die sich im vierten Jahrhundert an dessen nördlichen Grenzen

zeigte, bedroht wurde, unter seine zwei Söhne, Arcadius und Honorius in der Weise, daß jener die östlichen Gebiete bis zum adriatischen Meere, dieser alle Länder westlich vom adriatischen Meere erhielt. Beide Kaiser waren aber noch ganz jung und von Natur aus unfähig, eine Regierung zu leiten, zumal in so bedenklichen Zeiten, wo die Nordgrenzen den wiederholten Einfällen wandernder Stämme ausgesetzt waren.

Das oströmische, oder, wie es in der Folge gewöhnlich hieß, das byzantinische oder griechische Kaiserthum blieb zwar mehr von jenen Stürmen verschont, da die Wanderungen der Völker sich mehr nach dem Südwesten zogen; dasselbe bestand fort bis zum Jahre 1453, als die Türken von Asien nach Europa übersetzten, Constantinopel eroberten und ein muhamedanisches Reich an der Stelle des griechischen Kaiserthums gründeten.

Dagegen erlag das weströmische Reich schon im Jahre 476 unter dem Kaiser Romulus Augustulus einem Angriffe, welchen Odoaker an der Spitze mehrerer deutschen Völkerschaften auf dasselbe machte. Gothen, Sachsen, Allemannen, Vandalen, Sueven, Rugier, Heruler, Burgunder u. s. w. hatten sich in den italienischen Provinzen und in Italien selbst niedergelassen, unter dem Namen von Bundesgenossen oder Unterthanen des Kaisers, der ihre Fürsten mit römischem Titel ehrte. Die römischen Heere bestanden schon lange her mehrentheils aus deutschen Söldnern, deren Anführer zuletzt Kaiser ein- und absetzten. Da gefiel es endlich dem Odoaker, Anführer der Heruler, sich zum Könige von Italien zu machen und den römischen Titel auszuwischen. Das römische Reich ist somit aufgelöst, und die germanischen Provinzen sind germanische Königreiche. So endete nach 1230 Jahren nach der Gründung der Stadt die Herrschaft Rom's. — Nach Odvakers Tod besetzten die Ostgothen Italien (493) mußten aber dasselbe schon im Jahre 553 an die morgenländischen Kaiser abtreten, welche es als eine griechische Provinz verwalten ließen. 568 wurde Italien eine Beute der Longobarden. Die Griechen konnten nur Rom und sein Gebiet gegen Bezahlung eines Tributes an die Longobarden behaupten. Diese griechischen Besitzungen mit der Stadt Rom aber schenkte Pipin der Kleine, König der Franken, dem Papste, und legte dadurch den Grund zur weltlichen Herrschaft des Papstes. Das longobardische Reich aber eroberte Pipin's Sohn, Karl der Große.

In Rom war längst kein Cäsar mehr, wohl aber der christliche Völkerhirte; und als später die Germanen auf seine Stimme hörten, erhob sich ein Reich deutscher Nationen, nämlich das „heilige römische Reich". (Im Jahre 800.)

## Die Deutschen.

1. Die alten Deutschen; ihre Sitten und Einrichtungen.
2. Hermann oder Armin rettet die deutsche Freiheit.
3. Zwischen der alten und neuen Zeit liegt ein langer Zeitraum, das Mittelalter, dessen Anfang die große Völkerwanderung macht, in deren Folge die Völker Europa's nach langen Kämpfen diejenigen Sitze einnahmen, welche sie jetzt noch inne haben.
4. Die Deutschen waren von uralter Zeit her in mehrere Stämme getheilt, worunter die Schwaben, Bojaren, Franken, Hessen, Sachsen und Thüringer die bekanntesten und in unaufhörlichen Kriegen begriffen sind.
5. Glaubensboten bringen den Heiden das Licht des Evangeliums; durch das Christenthum wird die deutsche Wildniß nach und nach in ein schönes deutsches Reich umgeschaffen.

6. Bekehrung der Franken — (Chlodwig und Chlotilde).
7. Durch den Sieg Carl Martell's über die Araber wird das Reich der Franken von den Gräueln des Muhamedanismus errettet und die beseligende Lehre der christlichen Religion erhalten.
8. Carl der Große bezweckte die Einigung aller Völker des Abendlandes zu einem christlichen Reiche.
9. Unter Carl's Enkeln wurde Deutschland ein selbstständiges Königreich, das sich bald darauf zu einem Wahlreiche gestaltete, womit seit Otto dem Großen fast ununterbrochen die römische Kaiserkrone vereiniget war.
10. Beide Ursachen trugen dazu bei, daß die deutschen Großen eine größere Macht, als in irgend einem andern Lande bekamen, indem nämlich die Herzoge von Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern, Lothringen und zuletzt die Erzherzoge von Oesterreich nach einander zur deutschen Königswürde gelangten.
11. Um das heilige Land aus den Händen der Muhamedaner zu befreien, wurden vom Jahre 1095 in einem Zeitraume von beinahe 200 Jahren die Kreuzzüge unternommen. Palästina aber fiel wieder in die Gewalt der Ungläubigen (1291).
12. In den Zeitraum des Mittelalters fallen noch die Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika (1492).
13. Mit der Entdeckung von Amerika beginnt ein neuer Zeitabschnitt: (die neuere Geschichte).
14. Gleich am Anfange dieses Zeitraumes entstand im Innern von Deutschland eine mächtige, folgenreiche Bewegung — die Kirchentrennung.
15. Daraus entspann sich ein Kampf, der länger als ein Jahrhundert dauerte, und in verschiedenen Ländern blutige Kriege erzeugte. (In Deutschland den 30jährigen Krieg.)
16. Im östlichen Europa waren die Türken mächtig geworden, und hatten mit der Einnahme von Konstantinopel (1453) dem oströmischen Kaiserthume ein Ende gemacht. Jetzt breitete sich ihre Herrschaft nicht nur über das westliche Asien und das nördliche Afrika aus, sondern eroberten auch Griechenland und die Länder bis an die Donau, und machten sich zum Schrecken von ganz Europa. Sie belagern Wien (1683). — Wendepunkt ihres Glückes! —
17. Der spanische Erbfolgekrieg (1700—1714);
der österreichische Erbfolgekrieg (1741—1748);
der siebenjährige Krieg (1756—1763.
18. Bald nach Ausbruch der französischen Revolution (1789) wurde auch Deutschland auf's Heftigste erschüttert. In Folge mehrerer unglücklichen Kriege wurde i. J. 1805 das deutsche Reich aufgelöst. Franz II., der letzte deutsche Kaiser, nahm den Titel eines Kaisers von Oesterreich an. Ein großer Theil war von Deutschland losgerissen, mehrere Fürsten wurden vertrieben, und die übrigen sahen sich genöthigt, dem von Napoleon errichteten Rheinbunde beizutreten.
19. Schwer lag auf den Deutschen das französische Joch, und nachdem die beiden Hauptmächte Deutschlands: Oesterreich und Preußen, nach den Schlachten bei Austerlitz (1805), Jena (1806) und Wagram (1809) auf's Aeußerste geschwächt und gedemüthigt waren, schien ihre Kraft völlig gebrochen zu sein.
20. Als aber die große französische Armee, welche aus mehr als einer halben Million trefflich gerüsteter Streiter der meisten europäischen Nationen bestand, im Winter 1812 durch die russische Kälte aufgerieben worden war, erhoben sich im Frühjahre darauf die meisten deutschen Völkerstämme, um die von Neuem gesammelten sehr bedeutenden französischen Heere vom vaterländischen Boden zu vertreiben.

    Die große Völkerschlacht bei Leipzig (den 16., 18. und 19. Oktober 1813 entschied über das Schicksal Deutschlands und Europas.

    Die Franzosen wurden über den Rhein gedrängt, und ihnen im Frieden von Paris (1814) ihre frühern Grenzen wieder angewiesen.
21. Das deutsche Reich ward nicht wieder hergestellt. Wohl aber traten sämmtliche deutsche Fürsten und freie Städte auf dem Wiener Congreß (1815) zu gegenseitiger Vertheidigung in den deutschen Bund zusammen.

**Die alten Deutschen.** Deutschland mochte sich früher wegen seiner unabsehbaren Moräste und ungeheuren Wälder eher zum Aufenthalte für wilde Thiere, als für Menschen eignen. Außer dem gewöhnlichen Wilde gab es Elenthiere, Wölfe, Bären und Auerochsen. Die Hausthiere, welche in großen Heerden in den ausgedehnten Ebenen weideten, waren mager und mißgestaltet. Von den Getreidearten konnte blos Gerste und Hafer gebaut werden, und wo jetzt die Rebe und der edle Obstbaum prangt, da kannte man nur einige Arten wilder Beeren und Baumfrüchte.

Die Deutschen waren von hohem Wuchs und kräftigem Körperbau, hatten blaue Augen und blonde Haare und lebten von den Erzeugnissen des Bodens, von Fleisch, Milch und einer Art gegohrenen Getränkes. Sie kleideten sich in Thierfelle, oder in grobe Gewebe aus Wolle oder Leinwand. Ihre Wohnungen bestanden in einzelnen Hütten, welche sie in der Nähe einer Quelle, eines Waldes oder einer Weide erbauten. — Die alten Deutschen theilten sich in Freie und Sclaven. Diese Sclaven waren das unbeschränkte Eigenthum des Herrn, so daß er sie verkaufen, verschenken oder tödten konnte; doch konnten sie sich mit ihren Ersparnissen loskaufen und in die Klasse der Freigelassenen eintreten. Die bürgerlichen Rechte der Freien erlangten sie dadurch aber nicht. Die Arbeiten in und außer dem Hause wurden von den Sclaven, Freigelassenen, Weibern, Greisen und Kränklichen besorgt. Der Freie beschäftigte sich blos mit Krieg, Jagd- und Raubzügen. Hatte sich ein Jüngling durch eine tapfere That ausgezeichnet, dann wurde er wehrhaft gemacht, d. h. er erhielt in öffentlicher Versammlung von seinem Vater oder von einem andern vornehmen Deutschen Lanze und Schild. Diese Waffen trug er von nun an nicht nur im Kriege, sondern auch bei Gastmählern, Gerichtssitzungen, Versammlungen, Opfern und Spielen stets bei sich, ja er nahm sie sogar mit in das Grab. Im Kriege bedienten sich die alten Deutschen der Lanzen, Wurfspieße, Pfeile und eines großen, aus Holz oder Weidengeflecht verfertigten Schildes. Wer den Schild verlor, war ehrlos; auf Feigheit und Verrath war Todesstrafe gesetzt. Ihrer Körperstärke vertrauend, liebten sie den Kampf Mann gegen Mann. Die Hauptstärke ihrer Heere lag im Fußvolk. Mit wildem Geheul griffen sie den Feind unwiderstehlich an, fügten sich jedoch nur ungern in irgend eine Mannszucht. — Als Nation waren die alten Deutschen keinem gemeinsamen Oberhaupte unterworfen, sondern sie zerfielen in einzelne Stämme, in welchen die grundbesitzenden Familienväter die Obergewalt in allgemeinen Versammlungen ausübten, über Krieg und Frieden entschieden, über Staatsverbrecher urtheilten, Richter einsetzten und die mannhaft gewordenen Jünglinge bewaffneten. Die wichtigsten Angelegenheiten wurden bei Gastmählern berathen, aber erst am folgenden Tage, wenn sie wieder nüchtern geworden waren, faßten sie den Beschluß. — Wenn es eine allgemeine Angelegenheit betraf, so versammelte sich die ganze Nation. Die Priester hielten Ruhe und Ordnung. Das Oberhaupt legte nun den Gegenstand, um den es sich handelte, vor, die Vornehmen sagten ihre Meinung und die Menge gab ihren Beifall durch Waffengeklirr, ihr Mißfallen durch Murren zu erkennen. In solchen allgemeinen Versammlungen wählten sie auch einen durch Tugend, Großmuth und Tapferkeit berühmt gewordenen Mann zum Führer im Kriege, dessen Herrschaft häufig lebenslänglich war; diesem wurden jedoch keine Abgaben bezahlt, sondern er lebte von dem Ertrag seiner Ländereien, von Ehrengaben und dem besten Antheile an der Kriegsbeute. — War ein Krieg beendigt, so ergaben sich die alten Deutschen einem gänzlichen Faullenzerleben, verzehrten die Kriegsbeute, tranken und spielten. Das Spiel trieben sie so leidenschaftlich, daß sie ihre

Ländereien, Weib und Kind und sogar ihre Freiheit einsetzten. Die minder Begüterten tranken aus den Schädeln erschlagener Feinde. — Die Frauen zeichneten sich durch Klugheit, Muth und Keuschheit aus und standen in hoher Achtung. Im Frieden spannen sie und beschäftigten sich mit Nadel- und andern Arbeiten; im Kriege zogen sie mit dem Manne, feuerten seinen Muth an, kämpften wohl selbst an seiner Seite und verbanden seine Wunden. — Die alten Deutschen hatten keine Tempel, sondern verehrten ihre Gottheiten in heiligen Hainen und Wäldern. Ihre Götterlehre ist, wie der Charakter des Volkes, ganz kriegerisch. Das höchste Wesen nannten sie Wodan oder Odin, Herr der Schlachten, Schöpfer. Seine Gemahlin war die Jägerin Hulda. Der Himmel hieß Walhalla und war der Aufenthalt der verstorbenen Helden, die sich dort an Kämpfen und köstlichem Bier erlustigten. Feige und Böse fanden in der Hölle, Hela, ihre Strafe. Den Göttern wurden Hähne, Hunde, Pferde und auch Menschen zum Opfer geschlachtet. Um die Zukunft zu erfahren, beobachtete man den Gesang und den Flug der Vögel, das Wiehern der Pferde, den Strudel und das Brausen der Flüsse, noch mehr aber die Mondphasen. Noch jetzt findet man Ueberreste altdeutschen Aberglaubens.

Unter den verschiedenen Völkerstämmen Deutschlands waren die vorzüglichsten die Cherusker am Harz und an der Oberweser, die Friesen an der Nordsee, die Longobarden an der Elbe, die Franken am Main und im jetzigen Frankreich, die Allemannen zwischen der Donau, dem Lech und der Alp und die Bavaren (Bayern) vom Lech bis zur Ens.

Um sich vor diesen muthigen, kriegslustigen und freiheitliebenden Völkern zu schützen, wandten die Römer List und Gewalt an. Sie befestigten ihre Grenzen an der Donau und am Rhein und boten zu ihrer Bewachung die tapfersten Heere auf; sie suchten Deutsche für ihren Kriegsdienst zu gewinnen, und bewarben sich um die Freundschaft der deutschen Fürsten, deren Verweichlichung sie durch die Bekanntschaft mit römischer Schwelgerei gern gesehen hätten. Die Römer drangen einigemal vom Rheine gegen die Elbe vor, um auch Niederdeutschland unter ihre Herrschaft zu bringen; allein, wenn auch die Zersplitterung der Deutschen in verschiedene Völkerschaften den Waffen der Römer zeitweise günstig war, so blieben doch ihre fünfundzwanzigjährigen Anstrengungen erfolglos.

**Arminius oder Hermann.** Unter den edlen deutschen Jünglingen, welche nach Rom gelockt wurden, war auch Arminius oder Hermann, der Sohn des Cheruskerfürsten Segimer, der mit den Römern in gutem Vernehmen stand. Hermann lernte die römische Sprache, römische Kriegskunst und römische Schlauheit, erlangte das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde. Nach dem Tode seines Vaters kehrte er mit Erlaubniß der Römer in sein Vaterland zurück. Diese glaubten in seiner Anhänglichkeit eine Stütze für ihre Herrschaft in Deutschland zu finden. Allein Hermann sah die nahe Unterjochung seines Vaterlandes. Es entging ihm nicht, wie seine Landsleute der alten Sitte, der einfachen Lebensweise und der Liebe zur Unabhängigkeit mehr und mehr entfremdet wurden; wie insbesondere Quintilius Varus, römischer Statthalter in den Gebieten zwischen dem Rhein und der Elbe, es darauf anlegte, durch die Einführung der römischen Sprache und des römischen Rechts die deutsche Freiheit zu vernichten; wie er, zum Zeichen seiner Richtergewalt und seines Rechtes über Leben und Tod, nach römischer Sitte Ruthe und Beil vor sich hertragen ließ, und durch Aushebung der jungen Mannschaft zum Kriegsdienste Rom zu stärken, Deutschland

aber zu schwächen suchte. Dies empörte sein Innerstes und entflammte ihn zu dem Gedanken, der Retter der deutschen Freiheit zu werden. Dieses Unternehmen war aber sehr schwierig, weil einerseits die Römer eine große, an das rauhe Klima Deutschlands gewöhnte Kriegsmacht in Bereitschaft hatten, die jeden Augenblick vereinigt werden konnte, anderseits dagegen die deutschen Stämme nur schwer zu einer gemeinsamen Unternehmung zu vermögen waren. Hermann zog nun insgeheim mehrere edle Deutsche auf seine Seite und brachte durch sie eine Verbindung deutscher Völker zu Stande. Um jeden Verdacht abzuwenden, blieb er immer bei Varus und stellte sich, als wäre er ein Freund der Römer. Wirklich ließ sich auch Varus, der ein unkriegerischer, eigennütziger und übermüthiger Mann war, in seinem Vertrauen auf Hermann nicht wankend machen, obgleich ihm die ganze Verschwörung verrathen wurde. Weil es den Deutschen nicht möglich gewesen wäre, den kriegsgeübten römischen Legionen im offenen Felde die Spitze zu bieten, so hinterbrachte man dem Varus, daß deutsche Völker an der Weser sich empört hätten und rieth ihm, auf geradem Wege durch den Teutoburgerwald gegen die Empörer zu ziehen. Varus nahm den Vorschlag an und brach mit 40,000 Mann auf. Hermann erhielt die Aufsicht über den Nachzug der deutschen Hilfstruppen. Dieß war es gerade, was er wünschte; denn er konnte im Rücken der Römer die Wege, Straßendämme und Brücken zerstören, und ihnen so den Rückzug unmöglich machen. Indessen zog Varus sorglos durch wilde, sumpfige Waldungen und erreichte die Gegend des heutigen Paderborn. Plötzlich sieht er sich von allen Seiten umringt und angegriffen. Seine Soldaten sind in den Waldungen zerstreut, unkundig des Weges, ermüdet von anstrengenden Märschen und einer stürmischen, von unaufhörlichem Regen begleiteten Witterung. Weder das Fußvolk, noch die Reiterei findet in der schrecklichen Wildniß Raum, die gewohnte Tapferkeit zu bewähren. Der schreckliche Kampf dauerte zwei Tage und zwei Nächte lang. Die Römer wurden bis auf den letzten Mann niedergehauen oder gefangen genommen. In der Verzweiflung stürzt sich Varus in sein eignes Schwert. Das tapferste, kriegserfahrenste Heer der Römer ist vernichtet (9 n. Chr.). Als die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage nach Rom kam, stieß Kaiser Augustus wie ein Wahnsinniger den Kopf gegen die Wände und rief wiederholt aus: „Varus! Varus! gib mir meine Legionen wieder!“ Ohne ihren Sieg weiter zu verfolgen, freuten sich die Deutschen ihrer wiedererlangten Freiheit.

Sechs Jahre später veranstaltete ein römisches Heer dem Varus und den mit ihm gefallenen Römern auf der Wahlstatt ein Todtenfest; allein diese wiederholten Einfälle der Römer führten nicht zu bleibenden Besitzungen, weßhalb sie den Gedanken an die Eroberung Deutschlands bald ganz aufgaben. —

**Die Völkerwanderung.** In dem Zeitraume von dem Siege über die Römer bis gegen Ende des vierten Jahrhunderts bekriegten deutsche Volksstämme sich oft wechselseitig, und es war keine Eintracht mehr unter ihnen wahrzunehmen. Mehrere Völkerschaften trachteten nach fruchtbareren Wohnplätzen unter einem milderen Himmel. Von jetzt an wurden die Römer öfter durch vereinigte deutsche Stämme innerhalb ihrer Grenzen angegriffen, und diese Einfälle wurden für das römische Reich bald um so gefährlicher, weil die Deutschen selbst von einem neuen furchtbaren Feinde in ihrem Rücken gedrängt wurden.

Um das Jahr 375 brachen die Hunnen, ein mongolischer Volksstamm,

aus Asien herüber und setzten über die Wolga, wo sie die Alanen trafen und mit sich fortrissen. Im südlichen Rußland stießen sie auf die Ostgothen, welche sich theils mit ihnen vereinigten, theils zu den Westgothen zurück wichen. Diese zogen von Rußland und Polen her gegen das oströmische Reich, schlugen den Kaiser Valens, durchstreiften ganz Griechenland, wendeten sich gegen Rom, welches sie im Jahr 410 eroberten, und gründeten einige Jahre später in Spanien und Südgallien ein Reich, das längere Zeit stark und mächtig blieb.

Die Sueven, Burgunder und Vandalen, die an den Küsten der Ostsee gewohnt hatten, zogen ebenfalls nach dem Süden. Die Vandalen setzten später nach Afrika hinüber und gründeten dort, wo ehemals die Carthager geherrscht, ein deutsches Reich unter dem Könige Geiserich. Von hier aus zogen sie nach Italien hinüber und erstürmten und plünderten Rom 14 Tage lang. Mit furchtbarer Wuth zerstörten sie die schönsten und herrlichsten Kunstwerke, und daher wird noch jetzt jede rohe Zerstörung eines Kunstgegenstandes „Vandalismus" genannt. Das vandalische Reich wurde endlich von Belisar, einem Feldherrn des öströmischen Kaisers Justinian, zerstört.

Die Angeln und Sachsen setzten nach England hinüber, das von ihnen den Namen erhielt. Sie hatten den Briten gegen die Pikten und Schotten Hilfe geleistet, behielten aber nachher das befreite Land für sich.

Die Longobarden waren von den Ufern der Nordsee nach dem nördlichen Italien gezogen, wo sie das mächtige Longobardenreich mit der Hauptstadt Pavia gründeten. Die Franken, welche bisher an der rechten Seite des Rheins wohnten, besiegten unter ihrem Könige Chlodwig die Römer, die bis dahin Gallien beherrschten, nahmen dasselbe in Besitz und machten sich auch die Allemannen, Thüringer und Burgunder zinsbar.

So wurde durch die Völkerwanderung eine mächtige Veränderung aller Verhältnisse fast aller Länder der damals bekannten Erde veranlaßt. Die Völkerwanderung veränderte Staaten und schuf neue Sprachen; durch sie entstanden neue Sitten, Verfassungen und Gesetze; sie erzeugte eine neue Ordnung der Dinge und gab allen menschlichen Verhältnissen einen neuen Umschwung, wodurch die Zukunft der Völker bis auf die spätesten Zeiten vorausbestimmt und vorbereitet wurde.

**Attila, die Geißel Gottes.** Die Hunnen, die sich seit ihrem ersten Erscheinen in Europa in den weidereichen Gegenden Südrußlands umhergetrieben und sodann in Ungarn niedergelassen hatten, waren mit einem Heere von 700,000 Streitern unter ihrem Könige Attila, der sich selbst die Geißel Gottes nannte, durch Deutschland gezogen und unter schrecklichen Verwüstungen über den Rhein nach Frankreich eingedrungen. Schon das Aeußere dieser häßlichen Menschen war schreckenerregend. Ein alter Schriftsteller schildert dieselben in folgender Weise: „Die Hunnen sind klein und dick, haben fleischige Hälse und breite Schultern; der Kopf ist übermäßig groß und das Gesicht, aus dem die kleinen Augen wild herausblitzen, ist ungewöhnlich breit. Sie zerschneiden sich in ihrer Kindheit mit unzähligen Rissen Kinn und Wangen, um durch die vielen Narben das Wachsen des Bartes zu unterdrücken. Sie leben von Wurzeln und rohem Fleisch, das sie als Sattel auf das Pferd legen und durch Reiten mürbe machen. Von ihrer Kindheit an streifen sie auf Bergen und in Wäldern umher und lernen Hunger und Kälte ertragen. Sie tragen leinene Kittel und Pelze von Waldmäusen; die Beine aber umwickeln sie mit Bocksfellen. Von ihren Pferden

sind sie unzertrennlich; sie essen, trinken und schlafen darauf. Ackerbau und Handwerke, Religion und Gesetze kennen sie nicht. Treu' und Glauben sind bei ihnen unbekannte Dinge; sie wissen, wie die wilden Thiere, Nichts von Recht und Unrecht. Der Krieg ist ihr Leben, und es folgen ihnen dahin ihre schmutzigen Weiber und ungestalteten Kinder auf zahllosen, mit Fellen überzogenen Wagen. Die Schlacht beginnen sie mit einem fürchterlichen Geheul. Wie der Blitz fliegen sie herbei und kehren eben so schnell wieder zurück; kaum wird man sie gewahr, so sind sie auch schon da und stürmen die Verschanzungen, oder plündern das Lager."

Diesen wilden und gefürchteten Horden stellte sich in Frankreich ein römischer Feldherr, mit dem sich einige deutsche Volksstämme verbunden hatten, entgegen. Bei Chalons an der Marne kam es zur Schlacht, der blutigsten vielleicht, die je in Europa geschlagen wurde; denn fast 200,000 Leichen bedeckten die Wahlstatt, und dennoch war der schreckliche Hunnenkönig nicht besiegt, sondern nur zurückgedrängt. (451.)

Das nächste Jahr brach Attila von Pannonien aus in Italien ein. Die rauchenden Trümmer der zerstörten Städte bezeichneten den Weg des häßlichen, wilden Menschenschwarmes, und Furcht und Schrecken gingen vor ihnen her. Viele Bewohner der adriatischen Meeresküste flüchteten sich auf die nahen Inseln, bauten sich später dort an, und legten so den Grund zu der nachmals durch Handel und Schifffahrt so berühmt gewordenen Stadt und Republik Venedig. Rom selbst schwebte in größter Gefahr; da zog Papst Leo der Große an der Spitze einer Gesandtschaft dem unwiderstehlichen Sieger entgegen, sein Leben wagend für die ihm anvertraute Heerde. Aber siehe da, die Bitten des gottbegeisterten Oberhirten rührten das eisenumpanzerte Herz des Wütherichs; die ihm angedrohte Rache des Himmels schreckte ihn; die Schrecken des Todes wandelten ihn an; er kehrt plötzlich mit all seinen Schaaren um, und Rom ist gerettet!

Bald darauf starb Attila, der Schreckliche! Seine Hunnen legten ihn in einen goldenen Sarg, diesen in einen silbernen, und beide in einen eisernen. Darauf begrub man ihn mit Pferdezeug und Waffen unter kriegerischen Gesängen; dann wurden Alle, welche an seinem Grabe gearbeitet hatten, umgebracht, damit Niemand verrathe, wo der große Hunnenkönig begraben liege. Die Herrschaft der Hunnen zerfiel, und sie zerstreuten sich wieder in den weiten Steppen Asiens.

**Die Glaubensboten in Deutschland.** Schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung war das Licht der Christuslehre in Süddeutschland eingedrungen; denn schon im Anfange des vierten Jahrhunderts werden der heilige Florian und die heilige Afra als die ersten Märtyrer in Deutschland genannt, und im folgenden Jahrhundert finden wir den heiligen Valentin in Passau und den heiligen Severin in Oesterreich rastlos thätig, die Lehre Christi zu verbreiten. Im mittlern und nördlichen Deutschland dagegen herrschte noch allgemein das Heidenthum. Da kamen aus dem fernen Irland herüber, wo schon früher der heilige Patricius die göttliche Lehre verbreitet hatte, fromme, gotterleuchtete Männer; diese scheuten weder Mühseligkeiten noch Gefahren, um den Heiden das Licht des Evangeliums zu bringen. Einer der ersten dieser Glaubensboten war der heilige Fridolin, der aus einer der vornehmsten Familien Irlands abstammte, aber dem Herrn zulieb auf Reichthümer, äußeren Glanz und alle Genüsse des Lebens verzichtete, um Schätze höherer Art zu gewinnen und auch Andere derselben theilhaftig zu machen. Er durchzog lehrend und predigend ganz Frankreich

und kam von dorther nach Deutschland, wo er besonders auf dem Schwarzwald segensvoll für das Christenthum wirkte, und mehrere Kirchen und Klöster gründete.

Ein Jahrhundert später kam der heilige Columban mit seinem Schüler Gallus und zehn andern Gefährten ebenfalls nach Frankreich und von da in die Schweiz. In Bregenz fanden sie ein der heiligen Aurelia geweihtes Kirchlein, das aber inzwischen in einen heidnischen Tempel umgewandelt worden war. Als in demselben eben viel Volk versammelt war, fing Gallus an zu predigen und verkündigte die reine Lehre des Evangeliums, worauf er die Götzenbilder zertrümmerte und in den See warf. Darauf weihte er die Kapelle wieder zum christlichen Gottesdienste ein. Drei Jahre verweilten die frommen Glaubensboten in dieser Gegend; allein die Hartnäckigkeit der verblendeten Heiden vertrieb sie endlich wieder. Der heilige Gallus mußte, von einer Krankheit ergriffen, zurückbleiben. Nach seiner Genesung zog er sich in das Gebirge zurück, baute dort eine Zelle, lehrte von da aus das Volk und legte den Grund zu dem Kloster St. Gallen. In Constanz besonders hatten seine Predigten willige Zuhörer gefunden und viele Herzen für das Reich Gottes gewonnen, so daß einmal Alles ausrief: „Fürwahr, Gottes Geist hat heute durch den Mund dieses Mannes zu uns geredet!“ Er starb zu Arbon im Jahre 627.

Auch nach Deutschland waren die irischen Glaubensboten gekommen. Predigend und lehrend durchzogen Trudpert und Pirminius ganz Schwaben, während der heilige Emeran zu Regensburg, der heilige Kilian zu Würzburg, der heilige Wilibald zu Eichstädt, der heilige Corbinian zu Freising und der heilige Rupert zu Salzburg die Lehre Jesu verkündigten und dieselbe mit ihrem Blute bekräftigten. Die größten Verdienste um Verbreitung des Christenthums in Deutschland erwarb sich jedoch der heilige Bonifacius, der daher auch vorzugsweise der Apostel der Deutschen genannt wird. Auch er war aus England herüber gekommen, von dem Drange erfüllt, den Heiden die Lehre des Heils mitzutheilen. Er kam zuerst zu den Friesen und sodann zu den Hessen. Die Hoheit seiner Gestalt, die Feuerkraft seiner Worte, die Liebe und Milde, die sein ganzes Wesen verklärte, zogen unwiderstehlich an. Die heidnischen Deutschen kamen schaarenweise aus ihren Wäldern hervor, den gelehrten Fremdling zu hören, der ihre Sprache so geläufig redete und die Sagen ihrer Väter kannte. Viele Heiden ließen sich taufen, und zwei Brüder wurden von seinen Reden so tief bewegt, daß sie ihm ein großes Stück Land, Namens Amöneburg, zum Geschenke machten, wo er dann eine Kirche und ein Kloster erbaute. Darauf berief ihn der Papst nach Rom, weihte ihn zum Bischof und sandte ihn wieder nach Deutschland zurück, um das angefangene Werk der Bekehrung weiter fortzusetzen. Er kam abermal nach Hessen, wo es noch viele Heiden gab. Bei Geismar traf er eine Eiche von ungewöhnlicher Größe, die dem Gott des Donners geweiht und ein Gegenstand der höchsten Verehrung war. Bonifacius beschloß sie umzuhauen und ließ sich durch die Drohungen der Götzenpriester, die ihr Heiligthum schützen wollten, nicht abschrecken. Sie glaubten, daß der Donnergott selbst seine Blitze auf den Frevler herabschleudern werde, und standen in scheuer Erwartung umher, als der heilige Mann selbst eine Axt ergriff und die Eiche fällte. Als sie aber sahen, daß ihm Nichts widerfuhr, entsagten sie ihren unmächtigen Göttern und ließen sich taufen. Aus dem Holz der Eiche aber ließ Bonifacius eine kleine Kapelle erbauen. Im Begriffe, die Bekehrung der Sachsen mit dem regsten

Eifer zu betreiben, vernahm Bonifacius die traurige Nachricht, daß die Friesen nach dem Tode ihres Bischofs Wilibrod vom Glauben abgefallen seien. Dies durchschnitt ihm das Herz; es waren ja diejenigen, die er in seiner Jugend schon dem Herrn zugeführt hatte; diese konnte er unmöglich verloren geben. Der 85jährige Greis griff also nach dem Wanderstabe. „Der Tag meiner Wanderschaft ist nahe," sprach er zu einem seiner Schüler; „ich habe diesen Gang gewünscht, und Nichts kann mich davon abhalten; darum laß Alles in Bereitschaft setzen und packe zu meinen Büchern das Todtentuch, welches meinen alten Leib bedecken soll." Darauf zog er mit zehn Gefährten den Fluß hinab gegen Utrecht und predigte das Wort des lebendigen Gottes. Noch hatte seine Stimme die alte Kraft, und bald waren mehrere Tausende für das Reich Gottes gewonnen. Da kam der fünfte Junius des Jahres 755. Bonifacius stand eben im Begriffe das heilige Opfer darzubringen, als eine Schaar bewaffneter Friesen gegen die Zelte der Christen losstürmte, die sich schnell zur Vertheidigung rüsteten. Da trat der Heilige mit seiner Geistlichkeit vor sie hin, und rief: „Kinder! lasset ab vom Kampfe und gedenket, daß das Wort Gottes uns gebietet, Böses mit Gutem zu vergelten. Dieser Tag ist es, wonach ich mich schon lange gesehnt habe, und jetzt ist die Stunde unserer Befreiung gekommen." Zu seinen geistlichen Gefährten sprach er: „Brüder! seid standhaft und fürchtet nicht jene, die Nichts über die Seele vermögen, sondern freuet euch in Gott und in Christo, der euch bei den Engeln Wohnungen bereitet. Beklaget nicht die eitlen Freuden dieser Welt, sondern vollendet ruhig den kurzen Gang des Todes, der euch in das ewige Köntgreich einführt." — Ruhig erwartete er mit den Seinigen die wüthenden Heiden, und verklärten Angesichts empfing er den Todesstreich.

So hatte der Heilige die Marterkrone erhalten, die er längst ersehnt hatte. An seinem Grabe trauerte die Kirche über den Tod ihres treuesten Sohnes, und die Bekehrten weinten wie Kinder um ihren liebsten Vater. Jetzt erhebt sich ein Denkmal auf der Stelle, wo er seinen Tod fand, ein Zeugniß, daß noch nach tausend Jahren die Enkel erkennen, was der Heilige den Vätern gethan. Die Saat aber, die er gesäet, keimte und wuchs zum Segen und Heil der Völker für alle kommenden Geschlechter.

Das Christenthum wirkte fast überall bildend und veredelnd. Um die Kirchen und Klöster lagerten sich nach und nach die Wohnungen der Menschen und erweiterten sich zu Dörfern und Städten. Das Christenthum schuf die deutsche Wildniß in ein schönes deutsches Reich um.

**Die Bekehrung der Franken.** Chlodwig und Chlotilde. Das wichtigste Volk unter den deutschen Völkerschaften wurden nach der Völkerwanderung die Franken. Die übrigen Völker deutschen Stammes gingen theils auf ihren Wanderungen zu Grunde, theils nahmen sie, wenn sie feste Wohnsitze erlangt hatten, Sitten und Sprache der neuen Heimath an. Aus dieser Vermischung entstanden in der Folge die romanischen Völker und die romanischen Sprachen, wie die französische, spanische und italienische; sie wurden romanische genannt, weil überall, wohin die Wanderschaaren kamen, römische Einrichtungen herrschten und mehr oder weniger die Grundlage der neuen Sprachen und Staatsordnungen wurden.

Die Franken standen Anfangs unter mehreren sich verbündeten Fürsten; im Jahre 482 aber riß einer unter ihnen, mit Namen Chlodwig, d. i. Ludwig, durch List und Gewalt die Alleinherrschaft an sich, und ist als der eigentliche Stifter des fränkischen Reiches (Frankreich) zu betrachten. Von seinem Großvater „Meroväus" hieß fortan diese Herrscherfamilie das Ge-

schlecht der Merovinger. Von ihr wurden nach und nach die Thüringer, Allemannen, Westgothen und Burgunder überwunden.

Chlodwig hatte den Entschluß gefaßt, ein großes Reich zu gründen, und unterwarf, siegreich in allen Schlachten, eine Völkerschaft nach der andern.

Als er die Regierung antrat, bestand in Gallien noch ein Rest des Römerreiches, von welchem Syagrius Statthalter war. Auf diesen ging er zuerst los, und schlug ihn völlig bei Soissons i. J. 486, und schlug seinen Sitz in Paris auf. — Dann griff er die Allemannen an, die Grenznachbarn der Franken (zu beiden Seiten des Rheins). Bei Zülpich, unweit Köln, kam es i. J. 496 zu einer blutigen Schlacht. Schon wichen die Franken dem Ungestüm und der Ueberzahl der Allemannen. In dieser Noth erinnerte sich Chlodwig der Worte seiner Gemahlin, einer Christin: „Herr," hatte sie zu ihm beim Abschiede gesprochen, „wenn du des Sieges versichert sein willst, so rufe den Gott der Christen an." —

Nun hob Chlodwig die Augen und Hände zum Himmel und rief: „Hilf mir, Jesus Christus, denn meine Götter verlassen mich. Wenn du mir beistehst in dieser Noth, so will ich an dich glauben!" — Da griffen die weichenden Franken mit neuer Kraft die stutzenden Feinde an, und in weniger als einer Stunde war der glorreichste Sieg erfochten; der König der Allemannen selber lag unter den Erschlagenen.

Chlodwig hielt, was er gelobt. Am Weihnachtsfeste (496) empfing er mit seiner Schwester und 3000 Franken die Taufe von Remigius, dem hl. Bischofe von Rheims. So ward das Volk der Franken für Christus gewonnen zur größten Freude des Papstes Anastasius, der Gott pries, und seinem Sohne Chlodwig mit einem eigenen Schreiben Glück wünschte, ihn den allerchristlichsten König nannte, ein Titel, der auf seine Thronfolger überging.

Eben so wurden die Westgothen in Südfrankreich, und unter seinen Nachfolgern die Thüringer im mittlern Deutschland, die Burgunder und die Bayern zur Unterwerfung gebracht, jedoch so, daß die letztern nur die Oberherrschaft der fränkischen Herrscher anerkennen mußten. Auf diese Weise gehorchten nicht nur ganz Gallien, sondern auch große Landstriche in Deutschland fränkischen Befehlen.

Hätten doch Chlodwig und seine Nachkommen den Segen des Christenthumes besser benützt! — Zweihundert Jahre lang ist die Geschichte der Franken voll Unglück und verruchter Kriege, befleckt sogar mit Brudermord.

Chlodwigs entartetes Geschlecht konnte endlich die Macht nicht mehr behaupten; sie kam in die Hände der Hausmeier, der ersten Beamten am Hofe, welche alle Angelegenheiten des königl. Hauses und des Reiches leiteten, und die eigentlichen Herrscher waren. Die 3 ausgezeichnetsten solcher Hausmeier waren: Pipin von Herstall, Carl Martell und Pipin der Kleine. Pipin von Herstall, (so genannt von einem Schlosse an der Maas, nahe bei Lüttich), war ein kluger und unternehmender Mann, den das ganze Volk achtete und liebte. Auch der König ehrte ihn, wie der Schwache den Starken ehrt. Ihm war es ein Leichtes, die Großmeisterwürde in seiner Familie erblich zu machen. Auf ihn folgte sein Sohn Carl Martell, (der die Araber bei Tours zermalmte).

**Sieg Carl Martell's über die Araber.** (Muhamed). Während das Christenthum bereits in dem größten Theile von Europa emporblühte, brach plötzlich von Arabien her eine große Gefahr über dasselbe aus.

Arabien ist eine große Halbinsel Asiens, welche brennende Sandwüsten, steile Gebirge und wasserlose Steppen und nur wenige ganz fruchtbare Landschaften enthält. Ihre Bewohner sind ein uraltes Volk, welches selbst den Ismael seinen Stammvater nennt. Sie führen meistens ein umherschweifendes Leben und werden daher Beduinen genannt. Ihr Körper ist stark und geschmeidig, ihr Ansehen offen und heiter, und außerordentlich die Lebhaftigkeit ihres Geistes. Sie sind bei ihrer Armuth sehr genügsam und gastfreundlich, halten jedoch den Straßenraub und die Blutrache für erlaubt und sind der Sinnlichkeit sehr ergeben.

Unter diesem Volke ward 569 Muhamed (oder Mohamed) in der Stadt Mekka geboren. Da seine Eltern frühzeitig starben, nahm ihn sein Oheim zu sich, der ihn zum Handelsstand erziehen ließ und mit seinen Karavanen in ferne Länder schickte. Des Lesens und Schreibens unkundig, aber von hervorragenden Geistesgaben und sehr einnehmender Gestalt, dabei wohlgeübt im Waffenwerke, trieb Muhamed, als er herangewachsen war, das einträgliche Geschäft des Handels für eine reiche Wittwe, welche ihn später heirathete. Bis in sein vierzigstes Jahr lebte er zurückgezogen, zeigte aber schon von Jugend auf eine große Neigung zur Schwärmerei, und brachte oft ganze Nächte in einer düstern Höhle zu. In dem genannten Jahre theilte er seinen Verwandten mit, es sei ihm der Engel Gabriel erschienen und habe ihm geoffenbaret, daß er zum Propheten Gottes bestimmt sei. Nachdem er sich in der Stille nach und nach einigen Anhang verschafft hatte, trat er mit seiner Lehre öffentlich auf, und berief sich hierbei besonders auf eine Reise, die er in der Nacht auf einem Pferde nach Jerusalem und von da auf einer Leiter in den Himmel gemacht haben wollte. Viele aber seines Stammes glaubten ihm nicht und verschworen sich gegen sein Leben. Deßhalb floh er 622 aus Mekka nach Medina, dessen Bewohner ihn aus alter Feindschaft gegen Mekka jubelnd aufnahmen. Diese Flucht bildet, als der Wendepunkt seiner Herrschaft, den Anfang der muhamedanischen Zeitrechnung; Medina aber wurde der Sitz seiner Religion und Parthei; dort ward das erste Bethaus, Moschee, erbaut. Von nun an führte Muhamed, wie er sagte, im göttlichen Auftrage einen Raubkrieg gegen Alle, die seinen Glauben nicht annahmen, und bedrohte sogar den König von Persien und den morgenländischen Kaiser, starb aber plötzlich, 63 Jahre alt, zu Medina an den Folgen des Giftes, welches eine Frau ihm beigebracht hatte, um zu erproben, ob er wirklich ein göttlicher Gesandter sei. Bald nach seinem Tode ward es Sitte und später Pflicht eines rechtgläubigen Muhamedaners, wenigstens einmal in seinem Leben zum Grabe des Propheten nach Medina eine Wallfahrt anzustellen.

Seine Lehre trug Muhamed in einzelnen mündlichen Sprüchen vor, denn er zeichnete Nichts auf. Nach seinem Tode wurde sie in ein Buch, Koran, (die Lesung), gesammelt. Islam hieß der Inbegriff seiner Religion, Moslemin (Muselmänner) deren Bekenner. Der Hauptinhalt seiner Lehre war: „Es ist nur ein Gott und Muhamed sein Prophet," welche Worte von einem Thurme herab die Stelle der christlichen Glocken vertraten. Moses und Christus erkannte er zwar auch als göttliche Gesandte an, stellte sich aber selbst hoch über beide. Außer dem täglichen fünfmaligen Gebet gebot er öftere Reinigungen, Fasten, Almosengeben, Enthaltung von Wein u. a. m. Dagegen lehrte er ein unabwendbares Schicksal, dem sich der Mensch blindlings ergeben müsse, und verhieß im Paradiese namentlich jenen den ausschweifendsten Sinnengenuß, die im hl. Kampfe gegen die Ungläubigen fielen.

Diese Lehre war es, was seine Anhänger am meisten zum Vertilgungskampfe gegen die Christen, zum Weltsturme, entflammte. Wie der brennende Sand aus der Wüste verbreitete sich unter seinen Nachfolgern, den Chalifen, die Herrschaft und Religion der Araber, die sie mit dem Schwerte in der Faust verkündeten. Ein Heer des griechischen Kaisers ward geschlagen, und mit unglaublicher Schnelligkeit Syrien, Palästina, Neupersien und ganz Egypten erobert. Nicht lange darauf unterwarfen die Chalifen die Küste von Afrika bis an die Meerenge von Gibraltar und dehnten auf der andern Seite ihr Reich weit nach Asien hin aus. Später setzten sie über die Meerenge von Gibraltar, eroberten in wenigen Jahren ganz Spanien und drangen tief in Frankreich ein.

Da aber kam das Wort des Herrn über sie: „Bis hieher und nicht weiter!“ —

Carl, von seiner zermalmenden Tapferkeit Martell, d. i. Hammer genannt (der Vater Pipin des Kleinen und Großvater Carl des Großen), rief gegen die andringenden Araber das ganze Frankenreich unter die Waffen, vereinigte mit seinen Schaaren den Heerbann der Thüringer, Schwaben, Niederländer und Longobarden, und zog dem Feinde unerschrocken entgegen. Bei Tours in Westfranken kam es zur Schlacht (732). Die Ungläubigen erlitten ihre erste, aber furchtbare Niederlage von den Christen; denn 300,000 Muhamedaner bedeckten nach 7tägigem Kampfe das große Leichenfeld. Dadurch ward Frankreich von den Gräueln des Muhamedanismus errettet, und diese Länder der beseligenden Lehre der christlichen Religion erhalten.

**Pipin der Kleine.** Schon Carl Martell hatte daran gedacht, sich auf den Thron der Franken zu setzen, es aber nicht gewagt bei dem Murren des Volkes, denn die Franken hatten eine religiöse Ehrfurcht gegen ihr angestammtes Königshaus. Pipin, (von seiner unansehnlichen Gestalt der Kleine genannt), setzte den Plan durch. Da zu seiner Zeit Childerich III. nur ein Schattenkönig war, Martell's Sohn selbst aber Wunder der Tapferkeit und der Herrscherkunst verrichtete, so besiegte dieser endlich die ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten. Pipin der Kleine wurde i. J. 752 zum Könige der Franken ausgerufen, und vom Legaten des Papstes feierlich gesalbt und gekrönt; der letzte Merovinger aber, Childerich III. in ein Kloster geschickt, womit derselbe wohl zufrieden war.

Pipin der Kleine (752 — 768) eröffnet die Regentenfamilie der Carolinger im Reiche der Franken.

Um diese Zeit bedrängten die Longobarden das Gebiet von Rom ärger als je. Die Römer wandten sich an ihren Landesherrn, den griechischen Kaiser; aber dieser konnte ihnen keine Hilfe schicken, seine Provinz nicht vertheidigen. Papst Stephanus III. sandte nun 20 Priester nach Pavia, den Longobardenkönig Desiderius auf den Knieen zu bitten, er möge doch der ehrwürdigen Stadt schonen. Umsonst! Da reis'te der Papst 753 selbst zu Pipin, dem neuen Könige der Franken, ihn um Hilfe zu bitten gegen die Longobarden. Der Besuch des heiligen Vaters erregte hohe Freude im Frankenreiche, und man überbot sich in Ehrenbezeugungen. Pipin ließ sich zu St. Denis vom Papste noch einmal zum Könige salben, wie auch seine Söhne Carl und Carlmann zu folgenden Königen.

Im Jahre 754 rückte Pipin über die Alpen, und entriß den Longobarden Alles, was sie den Römern weggenommen hatten, und schenkte diese Landschaften dem Papste. Freilich verwahrte sich dagegen der griechische Kaiser;

aber Pipin antwortete ihm, er habe nicht für den Kaiser in Constantinopel erobert, sondern für den hl. Apostel Petrus und zur Vergebung seiner Sünden.

Der Papst, auch früher schon von großem Einflusse auf weltliche Angelegenheiten, war also nun auch ein wirklicher weltlicher Fürst, der Land und Leute zu regieren hatte.

So entstand der Kirchenstaat, indem dieser Schenkung später noch mehrere beigefügt wurden, und auch die Römer sich aus freiem Willen unter die Hoheit des Papstes stellten.

**Carl der Große.** Carl, der Enkel Carl Martells und Sohn Pipins, der sich zum Könige der Franken emporgeschwungen, wurde am 2. April 742, wahrscheinlich zu Aachen, geboren. Aufgewachsen wie andere junge Franken, fand er an des Krieges Vorspielen: der Jagd, an Roß und Waffen seine Freude. Im 19. Jahre zog er bereits mit zu Felde, im 26. bestieg er den Thron. Von da an war sein ganzes Leben zwischen beständigen Kriegen getheilt, so daß von 46 Jahren nur Eines ohne Feldzug verstrich.

Am meisten machten ihm die Sachsen zu thun, die oft den kaum geschlossenen Frieden brachen und neue Unthaten verübten. Dieses kriegerische Volk bewohnte damals die weite Ebene zwischen der Elbe, dem Niederrhein und der Nordsee. Geschützt durch unermeßliche Wälder und Sümpfe, mehr aber noch durch angestammte Tapferkeit, hielt es unter allen deutschen Stämmen noch allein an den alten heidnischen Sitten fest, und fiel wiederholt raubend und mordend ins fränkische Gebiet ein. Erst nach 21jährigem harten Kampfe gelang es Carl, sich dieses kriegerische Volk für immer zu unterwerfen, und damit auch dem Christenthume unter demselben Eingang zu verschaffen.

Wittekind und Alboin, die Anführer dieses Volkes, ließen sich mit vielen andern taufen; Bisthümer, Kirchen und Klöster zu Osnabrück, Paderborn, Münster, Bremen, Minden und Halberstadt, ferner zu Hildesheim, Hamburg und Magdeburg verbreiteten allenthalben das Evangelium.

Einen zweiten Feind fand Carl in dem Longobardenkönig Desiderius in Italien, der dem Papste das von Carl's Vater geschenkte Ländergebiet — den heutigen Kirchenstaat — widerrechtlich entreißen wollte. Carl ging über die Alpen, eroberte Oberitalien, setzte Desiderius ab, und nannte sich nun König der Franken und Longobarden. Auf die Bitte arabischer Statthalter in Spanien, die ihn gegen ihren Chalifen um Hilfe anflehten, brach er auch nach Spanien auf und eroberte alles Land bis an den Ebro. Er bezwang ferner den widerspenstigen Bayernherzog Thassilo, die räuberischen Avaren in Ungarn, die Slaven, die um die Havel und Spree wohnten, und die Normänner, die von dem heutigen Dänemark und Norwegen aus verheerende Einfälle in den Norden Deutschlands gemacht hatten. Der Ruf so vieler und so großer Siegesthaten verbreitete sich weit über die Grenzen Europa's hinaus. Ueberall wurde Carls Name mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt.

Fremde, weit entfernte Könige suchten seine Freundschaft, schickten Gesandte an ihn und ehrten ihn mit Geschenken. Das größte Aufsehen erregte die Gesandtschaft, welche der mächtige und weise Chalif von Bagdad, Harun al Raschid, an ihn schickte. Unter den vielen und kostbaren Geschenken, welche die Morgenländer von ihrem Herrn mitbrachten, befand sich auch

eine messing'ne Wasseruhr, wahrscheinlich die erste, welche nach Europa kam. Die Uhr zeigte die Stunden durch den Fall eherner Kügelchen auf ein metallenes Becken an. — Waren alle zwölf Stunden abgelaufen, so öffneten sich an der einen Seite zwölf Thüren, und aus denselben ritten zwölf Reiter hervor und an der andern Seite wieder hinein. Wie ein Wunderwerk wurde diese künstliche Uhr von Allen angestaunt.

Im Jahre 800 zog Carl nach Rom, um den heiligen Leo III. gegen einige Verruchte, die sogar an das Oberhaupt der Kirche ihre frevelnden Hände angelegt hatten, zu beschützen. Die Ruhe ward bald hergestellt; ungestört konnte man jetzt das Weihnachtsfest feiern. Es sollte diesmal nicht nur sehr glänzend, sondern auch für alle Zukunft ungemein bedeutungsvoll werden. Papst Leo III. setzte dem an den Stufen des Altars der Peterskirche knieenden Carl eine goldene Krone aufs Haupt und salbte ihn zum römischen Kaiser. Das Volk aber rief dreimal: „Leben und Sieg Carl dem Großen, dem von Gott gekrönten, frommen, friedbringenden Kaiser von Rom!" Sogleich schmetterten die Trompeten, helle Musik ertönte in den tausendfachen Jubel des Volkes, ein zahlreicher Chor stimmte den Krönungsgesang an. Von nun an blieb der Kaisertitel als Auszeichnung bei dem Oberhaupte des deutschen Reiches.

So war Carl zu einer kaum geahnten Macht emporgestiegen. Sein Kaiserreich erstreckte sich jetzt von den Pyrenäen bis zu der Oder, von der Nord- und Ostsee bis zur Südküste Italiens. Diese gewaltige Masse von Ländern wußte seine Hand eben so gut zu lenken, als sie das Schwert zu führen gewohnt war.

Aus allen Ländern mußten ihm fortwährend Berichte eingeschickt werden; nach allen Seiten sandte er Befehle, und diesen wußte er Nachdruck zu geben.

Sein Petschaft war in seinen Degenknopf eingegraben. Hatte er nun einen Befehl an einen widerspenstigen Herzog untersiegelt, so pflegte er wohl zu sagen: „Hier ist mein Befehl, und hier" — den Degen schüttelnd — „der, welcher ihm Gehorsam verschaffen soll." — Dabei verwandte er auf die Rechtspflege eine ganz besondere Sorgfalt, um überall in seinem Reiche Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. — Carl liebte auch die Baukunst und ließ zahlreiche und prächtige Bauten aufführen, wie zu Aachen, wo er zum Beweise, daß er vor Allem Deutschland angehöre, am liebsten verweilte. Um die Zufuhr für seine Heere aus Franken zu erleichtern, wollte Carl eine Wasserstraße zwischen Franken und Bayern herstellen, welche die Altmühl mit der Rezat, somit durch den Main auch die Donau mit dem Rheine, und dadurch die Nordsee mit dem schwarzen Meere verbinden sollte. (Die Vollendung war erst dem Bayernkönige Ludwig I. vorbehalten — 1000 Jahre später —.)

Ueber Alles ging jedoch dem großen Kaiser christliche Bildung, und er erwarb sich unsterbliche Verdienste um Religion und Gesittung der Völker. Ueberall wurden neue Bisthümer, Kirchen und Klöster gegründet und reichlich ausgestattet. Zur Verherrlichung des Gottesdienstes ließ er Sänger und Orgelspieler aus Italien kommen und führte einen neuen, bessern Kirchengesang unter seinen Franken ein. Er vergnügte sich gerne an frommen, geistreichen Büchern und hatte besondere Vorliebe für die heiligen Kirchenväter. Latein sprach er fertig, Griechisch verstand er wenigstens. Er entwarf selbst eine deutsche Sprachlehre, und sammelte die uralten Lieder von den Thaten der Helden. Am wichtigsten waren ihm aber die Schulen. Er gründete solche überall auf seinen Hofgütern. Bei einer Prüfung, die er

einstens selbst anstellte, lobte er die fleißigen Kinder ungemein; doch fürchterlich ließ er die faulen an, obwohl sie meistens vornehmen Geschlechts waren, und drohte ihnen mit seinem ganzen Zorne.

Carl war von starkem Körperbau und erhabener Gestalt. Er hatte eine hohe, klare Stirne und große, lebhafte Augen, die dem Freunde fröhlich, dem Feinde aber furchtbar leuchteten. Im Reiten, Fechten und Schwimmen war er sehr geschickt; jagend trieb er sich in den Wäldern umher und kämpfte mit Wölfen, Bären und Auerochsen. Im Essen und Trinken war er höchst mäßig. Die Pracht in Kleidern liebte er nicht; er ging im einfachen deutschen Anzuge. Nur an Reichstagen und hohen Festen erschien er in voller Majestät mit einer goldenen, von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angethan mit einem langen, herabwallenden Mantel. Er sprach viel und gern, und drückte sich über Alles gut aus. Er war mild, bescheiden und würdig, und gegen Alle herablassend und gnädig. Die Religion ehrte er tief im Herzen. Die Kirche besuchte er in der Frühe und Nachmittags, oft auch am Abend. Sein Almosen ging nach allen Welttheilen, namentlich zum Besten nothleidender und bedrängter Christen.

In seinem 72. Jahre befiel Carl ein heftiges Fieber. Da er sein Ende herankommen sah, empfing er die heiligen Sterbesakramente mit rührender Andacht, hob noch kurz vor seinem Tode mit der letzten Kraft seine Rechte auf, drückte auf Stirne und Brust das Zeichen des heiligen Kreuzes, faltete dann die Hände über der Brust und sprach mit leiser Stimme und geschlossenen Augen: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!“ So entschlief er sanft und selig im Herrn (am 28. Januar 814). Noch am nämlichen Tage wurde er im vollen Kaiserschmucke, mit Krone und Schwert, ein goldenes Evangelienbuch auf den Knieen, ein Stück des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte und der goldenen Pilgertasche um die Hüfte, in aufrechter Stellung auf einem goldenen Stuhle sitzend, in die Gruft der Marienkirche zu Aachen hinabgelassen. Sein Andenken erhielt sich noch lange in den Sagen und Liedern des Volkes, und Jahrhunderte hindurch wurde alles Große und Schöne an seinen Namen geknüpft.

**Die Nachfolger Carls aus seinem Geschlechte.** Der Sohn Carl's des Großen, Ludwig der Fromme, war zwar der Erbe der Macht, nicht aber des Geistes seines Vaters. Unter seinen Söhnen Carl, Ludwig und Lothar wurde das Reich durch den Vertrag von **Verdun** (843) in drei Theile getheilt; Carl, der Kahle genannt, erhielt Frankreich, Ludwig Deutschland, und Lothar Italien und Lothringen. Mit Ludwig dem Deutschen beginnt die selbstständige Entwicklung Deutschlands.

Ludwig der Deutsche behauptete während einer 36jährigen Regierung die Grenzen seines Reiches und die Würde seiner Regierung, obgleich er mit den Normannen und Slaven schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Seinem Sohne Carl dem Dicken fiel nochmals beinahe das ganze Reich Carls des Großen zu; aber wegen seiner Unfähigkeit verlor er alle seine Kronen wieder schneller, als er sie gewonnen hatte. Mit Ludwig dem Kinde, welcher 17 Jahre alt (911) starb, endigte der Mannsstamm der Karolinger in Deutschland, und die Deutschen wählten den fränkischen Grafen Konrad I. zum Kaiser.

**Die deutschen Königsgeschlechter.** Nach dem Aussterben der Carolinger wurde Deutschland ein Wahlreich. Es traten nämlich nach dem Ableben eines Königs die Großen des Reiches, welche einzelne

Gebietstheile als Herzoge verwalteten, zusammen, und ernannten durch Wahl einen Nachfolger. Doch wurde auch bei dieser Königswahl in der Regel die Sitte eingehalten, daß man so lange einen König aus dem nämlichen Hause, gewöhnlich den Sohn oder einen Verwandten des verstorbenen Königs wählte, als ein tauglich scheinender Thronfolger in dem Hause selbst war. Und die Könige ihrerseits trafen meistens zu ihren Lebzeiten Vorsorge, damit wieder ein Nachkomme aus ihrer Familie gewählt wurde. So kam es, daß wenigstens gewissermaßen mit der Wahl die Vererbung verbunden war. Man zählt nach den Carolingern folgende bedeutende Königsgeschlechter:
Das sächsische Haus (919—1024),
das fränkische Haus (1024—1125),
das hohenstaufische oder schwäbische Haus (1137—1254),
das habsburgische Haus (1273—1806, mit mehrfachen Unterbrechungen zwischen 1291—1438).

**Das Lehenwesen.** Wo sich die Deutschen erobernd niederließen, wurde den alten Landesbewohnern bald ein größerer, bald ein kleinerer Theil ihres Eigenthumes, namentlich an Land, weggenommen und unter die freien Männer durch das Loos vertheilt. Der gewonnene Theil hieß Alod. Der Anführer erhielt gewöhnlich die Domänen (Staatsgüter) der früheren Regenten eines solchen Landes und mehrere Loose. Da er aber dieses alles nicht für sich selbst benützen konnte oder wollte, so vertheilte er davon an seine Genossen, d. h. er gab es ihnen zu Lehen, theils um sie für ihre Dienstleistungen zu belohnen, theils um sie auch für die Zukunft enger mit sich zu verbinden und sie zu gewissen Diensten und Abgaben an Zins, Früchten, Vieh und dergleichen zu verpflichten. So entstanden Hörige und Leibeigene. Selbst die freien Männer schlossen sich enger an die Herrscher an, um von ihnen Lehen zu erhalten, und wurden dadurch ihre Getreuen und Vasallen, die im Kriege mit einer gewissen Anzahl Soldaten dem Lehensherrn unentgeldlich dienen mußten. Auf diese Weise entstand das Lehenwesen, das seine Wirkungen bis auf unsere Zeiten ausgedehnt hat. Die alte Freiheit und Gleichheit wurde durch dieses Verhältniß vernichtet, und der Mann, der vorher ganz dem Volke angehörte, wurde nun der Lehensmann des Königs. Die Wahl der Könige, wie der Volksbeamten in den Volksversammlungen ward bald nur Schein, und die Könige setzten später die Grafen und Herzoge in den Provinzen selbst ein, was sonst ein Vorrecht des Volkes gewesen war.

Die Grafen und Herzoge, welche in den Provinzen zu Statthaltern bestellt waren, suchten nach und nach unter mehreren schwachen Regenten ihre Macht ungebührlich zu erweitern, und endlich brachten sie es dahin, daß ihre Würde in ihren Familien erblich verblieb, wodurch der Anfang zur Zerstückelung des deutschen Reiches gemacht wurde, welche wir noch jetzt beklagen. —

**Deutsche Kaiser und Könige.** Die Nachfolger Carls des Großen hatten weder den Muth noch die Geistesgröße ihres Ahnherrn, sein weit ausgedehntes Reich in Ordnung zu halten. Da nun überdies das Erbrecht der Erstgeburt noch nicht eingeführt war, so entstanden bald blutige Fehden unter den Söhnen der fränkischen Könige, und die Zersplitterung dauerte fort, als Deutschland als eigenes Reich sich von dem großen Frankenreiche abgelöst hatte. Die mächtigen Herzoge wollten dem deutschen Könige nicht gehorchen und bekriegten sich untereinander. Und zwei Feinde hatte der große Carl noch nicht besiegt, die Ungarn, welche man „Hunnen" nannte, und die Slaven, die jenseits der Elbe und Oder, in Mecklenburg, Pom-

mern, Preußen und Polen wohnten. Beide Völker brachen oft über die Grenzen; besonders schrecklich aber hauf'ten die Ungarn, oder, wie sie sich selber nannten, die Magyaren.

Der letzte Carolinger, der auf dem deutschen Königsthrone saß, war Ludwig das Kind. Der schwache junge König weinte ob des Reiches Zerfall und Ungemach, konnte aber nicht helfen. Er starb 911, achtzehn Jahre alt, und Deutschland wäre wohl schon jetzt in lauter kleine Staaten zerfallen, hätten sich nicht die Franken und Sachsen untereinander vereinigt, und einen König als Reichsoberhaupt gewählt. Ihre Wahl fiel auf den alten Sachsenherzog Otto; der lehnte sie aber ab, und empfahl den Frankenherzog Konrad.

Dieser war ein guter Mann, besaß aber nicht die Geisteskraft, ein so zerrüttetes Reich zusammenzuhalten. Sterbend empfahl er den Sachsenherzog Heinrich, den er nicht zur Unterwerfung zu bringen vermochte, zu seinem Nachfolger. —

**Heinrich I.** (der Vogler, auch der Städteerbauer genannt) **919.** Konrad beschloß sein Leben mit der edelmüthigsten That. Er ließ seinen Bruder Eberhard, Herzog der Franken, zu sich nach Limburg kommen, allwo er krank lag, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler Fürsten und Herren: „Lieber Bruder! Ich fühle, daß mein Ende nahe ist; darum höre auf meinen Rath, und laß dir deine Wohlfahrt und das Beste der Franken empfohlen sein. Wohl haben wir noch Heere und Waffen und die Zeichen königlicher Hoheit; nur Glück und die Kraft der Väter haben wir nicht. Das Glück, mein Bruder, und die edelsten Sitten sind im vollen Maße bei Heinrich; auf den Sachsen beruht die Wohlfahrt des Reiches. Darum laß Feindschaft ruhen, nimm hier diese Kleinodien, die heilige Lanze, die goldenen Armbänder, den Purpurmantel, das Schwert und die Krone, gehe damit zu Heinrich und mache ihn dir zum Freunde und Friedensgenossen auf immer. Er ist bestimmt, der König und Hort vieler Völker zu sein!" — Als Eberhard versprochen hatte, den letzten Willen des Königs zu erfüllen, starb Konrad im Dezember 918 und ward im Kloster zu Fulda begraben.

Eberhard aber stieg mit seinem Gefolge zu Rosse, ritt über Berg und Thal, bis hinaus in die schattigen Wälder des Harzes. Heinrich war eben auf dem Vogelherd, als die Ritter anlangten, denn die Jagd war sein Vergnügen. Eberhard spornte sein Roß, daß es im Nu neben dem Herzog stand, und sprang ab, um seinem bisherigen Feinde freundlich die Hand zu reichen. „Ich komme als Freund," sprach er, „und bitte um deine Freundschaft. Laß uns des Haders vergessen um des Vaterlandes willen!" — Gern schlug Heinrich in die dargebotene Rechte und schüttelte sie nach alter deutscher Art. Doch Eberhard sprach weiter: „Ich verlange noch ein größeres Opfer; Deutschland ist verwais't, nur Einer kann es schützen, und dieser Eine bist du. Mein Bruder hat noch im Sterben dein gedacht und sendet dir hier die Krone des Reichs. Willst du sie tragen?" — „Ich weiß wohl," sprach Heinrich, „wie schwer eine Krone drückt; aber wenn so biedere Fürsten sie mir anvertrauen, will ich sie in Gottes Namen tragen und zu des Vaterlandes Bestem verwalten." Hierauf umarmten sich die beiden Männer, und Alle, die es sahen, waren bis zu Thränen gerührt. — Eberhard aber rief die deutschen Herzoge und Erzbischöfe nach Fritzlar zu einer Versammlung, wo er ihnen seines Bruders letzten Willen und Heinrichs Einwilligung zu dessen Befolgung mittheilte. Während er Heinrichs Heldenmuth, Hochherzigkeit und Vaterlandsliebe warm empfahl, wandten sich Aller Augen auf

Heinrich, welcher gleichfalls anwesend war und bescheiden bei seinem Lobe schwieg. „Wer an seinem Feinde einen Lobredner findet," sprach der Bischof Heriger von Mainz, „der muß ein edler Mann sein!" Die Fürsten stimmten bei, wählten Heinrich zum Könige und theilten ihren Völkern diesen Beschluß mit. Da erhob sich ein gewaltiger Jubel, der nie enden wollte: Es lebe unser König Heinrich! und Alle wußten, daß Deutschland von seinem Schwerte am besten geschützt und von seiner Weisheit am sichersten geleitet werden konnte. Als der erste Freudensturm verbrauf't war, erhob Heriger von Neuem die Stimme: „Wohlan, laßt uns hineinziehen in den Münster, um den erwählten König zu salben vor dem Altar des Herrn!" — „Nicht doch," entgegnete Heinrich, „es genügt mir, daß ich, der Erste aus meinem Geschlechte, durch die Gnade Gottes und eure Liebe zum König berufen werde. Ein Würdigerer als ich empfange Salbung und Krone, solcher Ehre achte ich mich nicht für würdig."

Solche Demuth gefiel dem Volke. Die Franken hoben nach altdeutscher Sitte den frühern Stammfeind Heinrich auf den Schild und zeigten ihn dem Volke mit dem Rufe: Seht hier euren König! — Tausend Hände erhoben sich schwörend gen Himmel, tausend Lippen gelobten: Unserm Könige Treue und Liebe! —

**Die Schlacht bei Merseburg (933).** Noch hatte Heinrich nicht volle fünf Jahre regiert, als die Ungarn, nach alter Weise, in Deutschland einfielen. Gräuel, vor denen man schaudert, erzählen die Zeitgenossen von diesen fürchterlichen Feinden. Sie waren den Hunnen vergleichbar, wie an Rohheit der Sitten, so an Furchtbarkeit der Gestalt. Geschoren war ihr dicker Kopf, braungelb die Farbe des Gesichts, die Nase platt; aus tiefen Höhlungen blitzten kleine Augen wild hervor. Schon von Weitem erregte ihr Anblick Entsetzen. Früher hatten sie wahrscheinlich am Kaukasus gewohnt, dann aber das Land an der mittlern Donau in Besitz genommen, welches von nun an Ungarn genannt wurde. Unstät und dem Ackerbau feind, lebten sie unter Zelten von Thierhäuten, kleideten sich in Pelze, nährten sich vom Fleische und der Milch und tranken das Herzblut ihrer Feinde. Von Jugend auf waren sie Reiter. Ihre Pfeile verfehlten selten das Ziel. In der Schlacht bewiesen sie sich furchtbar durch Schnelligkeit, Wuth und listige Wendungen. In unermeßlichen Schwärmen kam jährlich dieses Volk auf seinen kleinen, raschen Pferden über die benachbarten Staaten, besonders über Deutschland, das durch innere Unruhen zerrüttet, keinen kräftigen Widerstand zu leisten im Stande war.

Unermeßliche Beute ward jährlich fortgeführt, viele tausend Männer, Weiber und Kinder wurden, an den Haaren zusammengebunden, in die Knechtschaft der Ungarn geschleppt.

Auch unter Heinrich wiederholten sie ihre Verwüstungen und drangen bis an die Weser vor. Der König konnte sie nicht abhalten; doch gelang es ihm, einen ihrer Hauptanführer gefangen zu nehmen. Diesen Vortheil benutzte er zur Erzwingung eines neunjährigen Waffenstillstandes, den er aber zugleich mit einer jährlichen Abgabe bezahlen mußte. Hiermit waren die Feinde zufrieden und zogen ab. Die Zeit der Ruhe benutzte Heinrich sehr weise, um künftig die Ungarn von seinen Grenzen entfernt zu halten. Damals fehlte es noch in Deutschland an großen Festungen. Die Städte waren noch nicht mit Mauern und Wällen umgeben, hinter denen sich die Bewohner bei einem feindlichen Einfalle hätten schützen können. Heinrich ließ deshalb zur bessern Vertheidigung des Reiches die alten Städte befestigen

und mehrere Burgen bauen. Der neunte Mann vom Lande mußte seinen Aufenthalt in der Stadt nehmen und sie vertheidigen helfen. Auch der dritte Theil des Getreides wurde in die festen Plätze geschafft und in Vorrathskammern für die Zeit der Noth und Gefahr für Alle aufbewahrt.

Die Vertheidiger der Burgen wurden Bürger genannt, und dies war der Ursprung unseres Bürgerstandes. Im Frieden gingen sie ihren Gewerben nach, im Kriege führten sie die Waffen. Heinrich suchte auch die schwerfällige Kriegsart der Deutschen umzuschaffen, und sie an leichtere Bewegungen mit Pferd und Waffen zu gewöhnen. Er führte Kampfspiele ein, die den Turnieren der spätern Zeit ähnlich waren. —

Unterdeß war die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungarn abgelaufen. Da kamen die Gesandten und forderten den jährlichen Tribut. Aber Heinrich hatte ihnen einen ganz andern Zins zugedacht. Er ließ ihnen einen verstümmelten Hund überreichen und dabei sagen, wenn sie einen andern Tribut wollten, so möchten sie nur kommen und ihn holen. Da zogen die Gesandten mit furchtbaren Drohungen ab.

Sogleich im Frühjahr brachen die Ungarn in zwei großen Heeren racheschnaubend in Deutschland ein. Schrecken ging vor ihnen her. Das offene Land wurde verwüstet, ganze Dörfer verbrannt. Den einen Haufen zersprengten die Thüringer; der weit größere blieb vor Merseburg liegen. Gegen diesen wandte sich Heinrich selbst, bezog ein Lager auf einem Hügel, den Feinden gegenüber, und gewöhnte erst seine Leute an den Anblick der furchtbaren Ungarn.

Vor der Schlacht erinnerte er seine Schaaren an alle erlittene Schmach und ermunterte sie, auf den Schutz des Höchsten zu vertrauen. Durch Beichte und Empfang des heiligen Abendmahls bereiteten sie sich vor auf's Sterben und stellten sich dann in wohlgeordneten Abtheilungen auf. Begeistert blickten die Krieger auf das Bild des Erzengels Michael auf der hochflatternden Reichsfahne und auf ihren König, der, vor Allen hervorragend, sie gegen den Feind führte. Und als er das Zeichen zum Angriff gab, stürmten sie so gewaltig auf die Raubschaaren, daß diese nicht einmal den ersten Anfall aushielten, sondern Alle erschrocken entflohen. Heinrich setzte ihnen sogleich nach, ließ alle, welche Widerstand leisteten, niederhauen, die Gefangenen aber als Räuber und Mordbrenner größtentheils an die Bäume knüpfen. Es war ein herrlicher Sieg; denn es galt die Ausrottung der frechsten und grausamsten Feinde unseres Vaterlandes.

Im Jahre 936, also wenige Jahre nach dieser Befreiungsschlacht, die 933 geschlagen wurde, ward Heinrich vom Schlagflusse getroffen. Dies mahnte ihn an den Tod; er berief daher eine Reichsversammlung nach Erfurt, wo sein Sohn Otto zum Könige gewählt ward, und kurz darauf warf ihn ein neuer Schlaganfall auf seiner Pfalz (d. i. Schloß) Memleben an der Unstrut auf's Krankenlager. Seine treue Gattin saß weinend an seinem Sterbebette, als Heinrich mit diesen Worten von ihr Abschied nahm:

„Ich danke, du Theuerste, meinem Erlöser, daß ich dich nicht überlebe. Kein Mann hat je eine treuere und frömmere Frau gehabt; habe Dank, daß du oft meinen Zorn besänftigt, mir nützlichen Rath ertheilt, mich von Unbilligkeit zur Gerechtigkeit geführt und zur Barmherzigkeit gegen die Unterdrückten ermahnt hast. Jetzt empfehle ich dich und unsere Kinder, sammt meiner aus dem Körper entfliehenden Seele, dem allmächtigen Gott und der Fürbitte seiner Auserwählten."

Da stürzte Mathilde hinweg nach der Kapelle und bat Gott um Erhaltung des theuren Gemahls. Vom Gebete getröstet ans Sterbelager zurückgekehrt, ermahnte sie ihre weinenden Söhne, zu leben in der Furcht Gottes und im Gehorsame gegen seine Gebote.

**Kaiser Otto's I. Krönung (936—973).** Die Deutschen fühlten sich dem sächsischen Stamme dankbar verpflichtet, da Heinrich I. das Reich nach Innen und Außen gekräftiget hatte; daher gedachten sie auch, die Krönung seines Sohnes Otto besonders feierlich zu begehen. Bei derselben erschienen die Großen und Edlen aller Stämme deutscher Nation. In Aachen, wo der große Carl so oft und gerne weilte, in den Hallen des ehrwürdigen Domes, den er selbst erbaute, sollte Otto zum Führer und Haupt des deutschen Volkes geweiht werden. Die weiten Räume der Pfalz (d. i. Schloß, Palast, auch Rathhaus; ehemals insbesondere die Paläste der deutschen Kaiser), waren kaum hinreichend, die hohen Gäste zu fassen. In ihrer Mitte erschien Otto, ein Mann von königlicher Haltung, Ernst in den Mienen, Muth in den Blicken, Kraft in den nervigen Armen, Würde in seinem ganzen Wesen.

Lautlose Stille empfing ihn; aber die bedeutsamen Blicke, die Einer dem Andern zuwarf, zeigten, mit welchem Wohlgefallen die versammelten Fürsten ihren jugendfrischen Kaiser betrachteten. Nun stieg er die Stufen des Thrones hinan, und — wie ein plötzlich erwachter Donner — brach der Jubel los: „Es lebe König Otto! Heil dem Sohne des großen Heinrich!“ Die Großen nahten nach der Reihe ihrer Würde und schwuren in seine Hand, treu zu halten am Könige und Vaterland.

Eine zahllose Volksmenge harrte auf den Straßen und im Dome auf den feierlichen Zug, und die Geistlichkeit, angethan mit prächtigen Gewändern, hatte sich an der Pforte des Gotteshauses versammelt, den König zu empfangen. Als dieser unter dem Jubel des Volkes erschien, trat der Erzbischof von Mainz, Hildebert, hervor, und faßte des Königs rechte Hand und führte ihn in die Mitte der Kirche, wo er von dem ganzen versammelten Volke gesehen werden konnte. Dann sprach er: „Hier steht der von Gott erkorne, vom König Heinrich bezeichnete und von den Fürsten anerkannte König der Deutschen. Wenn das Volk diese Wahl billiget, so erhebe es zum Zeichen dessen die Rechte auf zum Himmel!“ Jubelnd streckten Alle die Hand empor, der betäubende Zuruf: „Heil unserm König Otto! Heil seinem Geschlechte!“ erfüllte die Tempelhallen und draußen vor den Thüren wiederhallte dieser Ruf von den Tausenden, die die Mauern umjauchzten. Chöre fielen ein und sangen Psalmen, Pauken und Trompeten schmetterten dazwischen, und die Geistlichen sanken am Altare nieder, um des Himmels Segen auf den neuen Herrscher herabzuflehen.

Als der erste Sturm der Begeisterung vorüber war, führte der Erzbischof den König vor den Altar, wo die Reichskleinodien lagen.

Er umgürtete ihn mit dem Reichsschwerte — legte ihm den Königsmantel an — gab ihm das Scepter in die Hand, salbte ihn mit geweihtem Oele und setzte ihm mit Hilfe der Erzbischöfe von Cöln und Trier die Krone auf das Haupt. Nachdem dieses geschehen war, führten ihn alle drei auf einen Thron, der zwischen zwei Marmorsäulen aufgerichtet war, hielten ein feierliches Hochamt und ließen den Lobgesang anstimmen.

Da saß der 24jährige König; das blühende Gesicht und die hohe Stirne von blonden Locken umwallt. Er gedachte an die Thaten des unter ihm in

der Gruft ruhenden Kaisers Carl und gelobte im Herzen, jenes großen Vorfahren würdig zu regieren. Aller Blicke waren auf den sinnenden König gerichtet, bis er sich endlich erhob und die Kirche verließ.

Unter erneuertem Beifallsruf bewegte sich der Zug in die königliche Pfalz, wo das Krönungsmahl begann.

Die deutschen Herzoge hatten die Bewirthung übernommen, und rechneten es sich zur Ehre, ihm persönlich zu dienen und bei der Tafel aufzuwarten. Der Herzog Eberhard von Franken trug die Speisen auf, er war Truchseß; Hermann, Herzog in Schwaben, schenkte den Wein ein und verrichtete das Amt eines Mundschenken; Arnulph, Herzog von Bayern, sorgte für das Hoflager und das Heer, er verrichtete die Geschäfte eines Marschalls; der Herzog Giselbert von Lothringen sorgte für die königlichen Zimmer, er war Kämmerer. So entstanden die sogenannten Erzämter am kaiserlichen Hofe, welche bei der Krönung ein Vorrecht der Wahlfürsten (Kurfürsten) blieben, die sie aber nachher nicht mehr in eigener Person, sondern durch ihre Gesandten verrichteten.

Die Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Trier nahmen von jetzt an das Krönungsrecht in Anspruch. — Lustig klangen die Gläser voll edlen Weines beim Lebehoch auf den König, das Reich und seine Fürsten; Trompeten schmetterten dazwischen und von draußen herein schallte der Jubelruf des begeisterten Volkes.

Otto hatte an diesem festlichen Tage wohl kaum geahnet, welche Sorgen und Mühseligkeiten ihm diese Krone bringen würde. Seine ganze Regierung war ein Gewebe von Kriegen; er züchtigte die Dänen, die seine Markgrafschaft Schleswig heimsuchten; er unterwarf sich die Böhmen; er schlug die Ungarn auf dem Lechfelde, daß ihnen auf immer die Lust verging, nach Deutschland zu streifen; er hatte viele Kämpfe mit den Italienern, die seine Herrschaft lange nicht anerkennen wollten; sein eigener Bruder Heinrich und sein Sohn Ludolph hatten sich gegen ihn empört; aber alle diese Kämpfe und Trübsale dienten nur zur Verherrlichung seines Namens. Die Geschichte nennt ihn den Großen, und Magdeburg, seine vielgetreue Stadt, bewahrt im Dome, den er erbaut hat, seine Gebeine und hat ihm auf dem Markte ein Denkmal errichtet. —

**Die Kreuzzüge.** Fromme Dankbarkeit gegen den Heiland der Welt hatte schon in früheren Zeiten viele Christen veranlaßt, diejenigen heiligen Orte zu besuchen, wo der große Lehrer und Erlöser der Menschheit gelebt, gelehrt und gelitten hatte, wo der Sohn Gottes selbst in menschlicher Hülle umherwandelte, um Allen wohlzuthun, Alle selig zu machen. So lange Palästina unter der Herrschaft der Oströmer und Araber stand, konnten Wallfahrten nach dem heiligen Grabe ungehindert vollzogen werden; als aber Syrien mit dem gelobten Lande unter die Herrschaft der Türken kam, wurden die Pilger grausam mißhandelt, und viele derselben starben vor den Thoren der heiligen Stadt vor Hunger und Elend.

Von solchen Jammerscenen tief ergriffen, zog Peter, ein französischer Priester und Einsiedler, nach Europa zurück und schilderte dem Papste mit den ergreifendsten Worten die Noth der Gläubigen im heiligen Lande und die Bedrückungen, welche die Mutter aller Kirchen dort erdulde. Der heilige Vater sandte den beredten und vom heiligen Eifer erfüllten Mann aus, um überall, in Städten und Dörfern zu erzählen und zu schildern, was er selbst gesehen und gehört habe, und berief nachher eine Kirchenversammlung nach Clermont in Frankreich, welcher mehr als 200 Erzbischöfe und Bischöfe

und eine unzählige Menge von Geistlichen und Laien beiwohnten. Der Papst saß auf einem hohen Throne unter freiem Himmel, umgeben von seinen Cardinälen, und Peter der Einsiedler stand an seiner Seite. Dieser schilderte hier noch einmal mit feuriger Beredtsamkeit dte Noth und das Elend der Christen im heiligen Lande, so daß alle Zuhörer tief ergriffen laut weinten und schluchzten. Als darauf der heilige Vater die Anwesenden aufforderte, den Ungläubigen die heiligen Orte zu entreißen, da rief die ganze Versammlung voll heiliger Begeisterung: „Gott will es! Gott will es!“ Viele Tausende erklärten sich sogleich bereit, an dem heiligen Kriege Theil zu nehmen, hefteten ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter und erhielten den Namen „Kreuzfahrer.“ — Ueberall wurde jetzt das Kreuz gepredigt, es entstand eine allgemeine Bewegung unter den Christen des Abendlandes: das Zeichen des Kreuzes trieb sie in den Krieg, und durch dasselbe hofften sie zu siegen.

Im Jahre 1096 fand der erste Kreuzzug unter Anführung des tapfern Herzogs von Niederlothringen, Gottfried von Bouillon statt. Er war ein schöner, kraftvoller Mann in der Blüthe seiner Jahre, eine wahre Heldengestalt, voll Gottesfurcht und Menschenfreundlichkeit, gewandt im Gebrauche der Waffen und voll tiefer Einsicht. Ihn begleiteten seine Brüder Eustach und Balduin und eine Menge von tapfern Grafen und Rittern; im Ganzen aber betheiligten sich an diesem Kreuzzuge gegen 600,000 Menschen. Unter vielen Mühseligkeiten und großer Noth erreichten sie das gelobte Land; aber viele Tausende waren dem erlittenen Ungemache unterlegen. Hunger und Durst, die unerträgliche Hitze und ein Heer von ansteckenden Krankheiten haben einen großen Theil des Zuges aufgerieben.

In Antiochien wurde das Kreuzheer von Feinden ringsum eingeschlossen, und es entstand eine furchtbare Hungersnoth. Da wurde in der Kirche des heiligen Petrus, 12 Fuß tief unter dem Hochaltare, die Lanze aufgefunden, mit welcher die Seite des Heilandes am Kreuze durchstochen worden sein soll. Jetzt war Alles neu ermuthigt; in feierlicher Prozession wurde die heilige Lanze umhergetragen, und am andern Tage wurde das feindliche Heer angegriffen und geschlagen, wobei eine überaus reiche Beute in die Hände der Christen fiel. Siegreich drang jetzt das Kreuzheer gegen Jerusalem vor, und als endlich der letzte Hügel erstiegen war, und die heilige Stadt vor den Blicken der Pilgrime und Kreuzfahrer ausgebreitet lag, da warfen sich Alle auf die Kniee, küßten die heilige Erde, indem sie dieselbe mit ihren Thränen benetzten, und sangen Danklieder und Psalmen zur Ehre des Erlösers.

Nun wurde die Stadt belagert. Da es aber an allen nöthigen Werkzeugen fehlte, und 40,000 Mann, die in der Stadt lagen, die tapferste Gegenwehr leisteten, so schien es fast unmöglich, dieselbe zu erobern; zudem litten die Christen Noth an Trinkwasser, während die Hitze unerträglich war, und viele starben vor Ermattung. Endlich, nachdem man mit unsäglicher Mühe aus der ganzen Umgegend Holz zusammengebracht hatte, um Thürme zu bauen, die man auf Rädern gegen die Mauern schieben konnte, wurde ein allgemeiner Sturm unternommen. Er blieb jedoch ohne Erfolg. Die Belagerten warfen Balken und Steine auf die Angreifenden und überschütteten sie mit brennendem Schwefel und siedendem Oele. Am andern Tage, es war der 15. Juli 1099, wurde der Sturm erneuert. Sieben Stunden hatte der Kampf gedauert, und die Christen wollten sich ermattet und entmuthigt zurück ziehen. Da gewahrte man, (wie die Sage erzählt), auf dem Oelberge einen glänzenden Ritter, der mit seinem Schilde gegen die Stadt winkte. „Sehet

da," rief Gottfried aus, „das ist die Hilfe des Himmels! Auf denn, ihr Streiter des Herrn, Gott ist mit uns!" Und mit diesen Worten ließ der fromme Held die Fallbrücke von seinem hölzernen Thurme auf die Stadtmauer fallen und war der Erste, der in die Stadt hinab sprang. Die Seinigen sprangen ihm nach, von neuer Begeisterung ergriffen; mit unwiderstehlichem Muthe bahnten sie sich den Weg zu den Thoren und sprengten dieselben; das ganze Heer drang hinein, und — Jerusalem war erobert; in den Straßen und Häusern wüthete der Kampf noch immer fort, und Niemand vermochte ihm Einhalt zu thun, bis die Sieger des Mordens müde waren.

Barfuß und mit einem Pilgerhemde angethan, begab sich Gottfried zum heiligen Grabe, küßte weinend die Stelle, wo der Erlöser geruht hatte, und überließ sich der inbrünstigsten Andacht. Er wurde hierauf zum Könige von Jerusalem erwählt; allein der fromme Held wollte keine Königskrone tragen, wo der Heiland der Welt eine Dornenkrone getragen hatte, und nannte sich voll ächtchristlicher Demuth nur „Beschützer des heiligen Grabes."

Die Türken ließen jedoch den Christen keine Ruhe, und oft kamen sie in große Noth. Von Europa aus zogen fast alljährlich größere und kleinere Schaaren, theils Pilger, theils Krieger, nach Jerusalem, und diese ungerechnet, zählt man sieben große Kreuzzüge. Da aber unter den Kreuzheeren und ihren Anführern meistens Zwietracht herrschte, so gingen die errungenen Vortheile wieder verloren, und das Grab des Erlösers sammt dem heiligen Lande blieb nach dem letzten Kreuzzuge wieder in den Händen der Ungläubigen.

## Kurze Schilderung des Mittelalters im Allgemeinen.

**Das Ritterthum im Mittelalter.** Anfänglich bestanden die Heere der Deutschen und der meisten übrigen Völker Europa's größtentheils aus Fußgängern. Die wenigen Reiter trugen Helme und Panzer, ihre Waffen waren Lanzen und furchtbare Schwerter. Wegen dieser kostspieligen Rüstung konnten aber nur die Reichen und Vornehmen zu Pferde dienen. Darum gab der Reiterdienst eine Art von Ansehen und Adel. Um einen solchen Vorzug zu erhalten und zu vermehren, war das ganze Leben des Adels kriegerisch von Jugend auf. Körperliche Kraft und Gewandtheit ging ihm über Alles; von Jugend auf lernte der Adelige ein wildes Roß tummeln und Lanze und Schwert mit Gewandtheit führen. Kein leichter Fußgänger konnte sich mit einem geübten Reiter messen, der vom Kopfe bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt war. So machten in den damaligen Zeiten die Adeligen die vornehmsten Krieger aus, und von ihrem Reiterdienste erhielten sie den Namen Ritter. Mit der Zeit bildeten die Ritter einen besondern Stand. Religion, Ehre, Tapferkeit und Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht waren die vier Haupttugenden der Mitglieder.

Die Aufnahme in diesen Stand erforderte eine vieljährige Vorbereitung, und war mit großen kirchlichen Feierlichkeiten verbunden. Schon im siebenten Jahre ward der Knabe von edler Herkunft in das Schloß eines andern Ritters gebracht. Hier lernte er als Bube im Dienste seines Herrn und im ehrfurchtsvollen Umgange mit Edelfrauen die Anfangsgründe der Rittertugenden.

Er wartete bei der Tafel auf, säuberte die Waffen, hielt seinem Herrn beim Aufsteigen den Bügel und übte sich im Fechten, Schießen und Reiten, um seinen kleinen Körper gewandt und stark zu machen. Im vierzehnten Jahre ward er

durch Umgürtung eines Schwertes wehrhaft. Nun hieß er Knappe (Knabe). Von nun an begleitete er seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geschäfte, zu der Lust der Jagd, der Feste und Waffenspiele, so wie in den Ernst der Schlacht. Treue Anhänglichkeit an seinen Herrn war die erste Pflicht. Und hatte er in der Schlacht mit Schild und Schwert seinen Herrn gerettet, so trug er den größten Ruhm davon, den ein edler Jüngling sich erwerben konnte.

Hatte der Knappe unter diesen ritterlichen Uebungen das ein und zwanzigste Jahr erreicht, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Zu dieser wichtigen Handlung mußte er sich durch den Empfang der hl. Sakramente, durch Fasten und Beten vorbereiten. Am Morgen des festlichen Tages wurde er im feierlichen Zuge zur Kirche geführt. Knappen trugen die Rüstungen, den Streitkolben, den Schild und das Schwert; Edelfrauen den Helm, die Sporen, das Wehrgehäng. Ehrfurchtsvoll kniete der Knappe am Altare nieder und beschwor mit feierlichem Eide das Gelübde: „Die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion sammt ihren Häusern und Dienern, alle Schwachen und Unvermögenden, alle Wittwen und Waisen zu beschirmen, keinen Schimpf gegen Edelfrauen zu dulden und alle Ungläubigen zu verfolgen.“ Hierauf empfing er aus der Hand eines Ritters oder einer Edelfrau Sporen, Handschuh und Panzer. Nun kniete er vor dem Ritter nieder, der ihn dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter schlug. Das war der Ritterschlag. Dann schmückte man den jungen Ritter auch mit Helm, Schild und Lanze, und führte ihm ein Pferd vor, auf welches er sich sogleich schwang und es fröhlich durch die Menge der Zuschauer tummelte.

Große Feste beschlossen die Feierlichkeiten des Tages. — Von nun an durfte er selbst die geringste Beleidigung nicht ungerächt lassen. Der Zweikampf, dasjenige Gottesurtheil, welches für das ehrenvollste und ritterlichste galt, entschied über alle Streitigkeiten der Ritter. Warf Einer dem Andern seinen Handschuh vor die Füße, so war das ein Zeichen der Herausforderung, so wie das Aufnehmen desselben ein Zeichen des angenommenen Zweikampfes.

Wenn nun der Ritter im vollen Harnische einher ritt, so daß das vorgeschobene Visir selbst das Gesicht verdeckte, so war es ganz unmöglich, ihn zu kennen. Es war deßhalb ein äußeres Abzeichen nöthig, um sich den Seinigen im Kampfe kennbar zu machen. Hiezu wählten sie das Bild eines Löwen, eines Hirsches, eines Bären, und seit den Kreuzzügen häufig das Bild des Kreuzes in vielerlei Gestalten in ihren Schilden.

Das war der Ursprung der Wappen (Waffen). Durch Thaten der Kühnheit und Stärke bekamen diese Wappen etwas Feierliches; sie gingen vom Vater auf den Sohn erblich über. Damit man aber die verschiedenen Seitenlinien, die dasselbe Wappen im Schilde führten, von einander unterscheiden könnte, so brachte man noch wohl besondere Verzierungen am Helme an, die man Kleinode nannte. Jetzt brauchte man nur den Schild und das Helmkleinod zu betrachten, und man kannte sogleich den Ritter.

Seitdem die großen und kleinen Lehen erblich geworden waren, wurden auch die Namen der Ritter von ihren Besitzungen entlehnt. Früher nannte man jeden bei seinem Vornamen: Rudolph, Gottfried, u. s. w. Jetzt kamen noch Geschlechtsnamen hinzu, die meist von den Burgen und Besitzungen entlehnt wurden, wie Rudolph von Habsburg, Gottfried von Bouillon, u. s. w. So sind die meisten Namen unserer adeligen Familien entstanden, nur daß jetzt fast gar keine mehr das Stammschloß besitzt, welches ihr den Namen gab. Am Ende wurde sogar das bloße Wörtchen „von“ als Zeichen ritterlichen und also adeligen Standes angesehen, und bei Erhebung in den Adelstand seit dem sechzehnten Jahrhundert dem alten bürgerlichen Familien-Namen vorgesetzt.

**Die Ritterorden.** Zur Zeit der Kreuzzüge stand das Ritterthum in seiner schönsten Blüthe. Es bildeten sich, gleich den Mönchsorden, drei engere Verbrüderungen der Ritter unter einander. Das waren die Orden der Johanniter, der Tempelherren und der Deutschen. Schon im Jahre 1048 hatten Kaufleute aus Amalfi (in Unteritalien) in der Nähe des heiligen Grabes ein Kloster bauen lassen zur unentgeltlichen Aufnahme und Verpflegung armer und kranker Pilger. Als Gottfried von Bouillon 1099 nach Eroberung der heiligen Stadt dieses Spital besuchte, wurde er von der hingebenden Treue der Mönche, die hier ihr Leben der Krankenpflege widmeten, so gerührt, daß er der Stiftung eines seiner Güter in Brabant zum Geschenke machte. Nun traten einige Ritter seines Gefolges in das Kloster als dienende Brüder ein, und entsagten der Welt, verpflichteten sich zu den gewöhnlichen Klostergelübden des Gehorsams, der Ehelosigkeit und der Armuth, und bezeichneten ihre schwarze Ordenstracht mit einem achtspitzigen, weißen Kreuze. Schnell verbreitete die Dankbarkeit heimkehrender Pilger, die bei ihnen Aufnahme und Verpflegung gefunden hatten, ihren Ruhm durch ganz Europa, und in allen Ländern wetteiferte die Mildthätigkeit der Frommen, durch reiche Gaben sich einen Antheil an diesem Verdienste zu erwerben. Jetzo erhoben sich statt des armseligen Obdaches, das die Brüder bisher zur Aufnahme bieten konnten, Paläste, und daneben wurde ein prächtiger Tempel zu Ehren des hl. Johannes des Täufers erbaut, und die Brüderschaft führte von nun an den Namen Johanniter-Orden. — Ihre Güter mehrten sich bald in allen europäischen Ländern, und sie selbst schlugen sich lange heldenmüthig mit den Türken herum, bis auch sie der Uebermacht weichen mußten. Sie ließen sich dann auf der Insel Cypern nieder, und als sie auch hier vertrieben wurden, auf der Insel Rhodus. Als sie aber endlich auch hier vertrieben wurden, schenkte ihnen im Jahre 1530 der deutsche Kaiser Karl V. die Insel Malta, und von jener Zeit an hießen sie auch Malteser-Ritter.

Der König Balduin von Jerusalem schenkte im Jahre 1118 acht französischen Rittern, die sich heldenmüthig der armen Pilger außerhalb der Hauptstadt gegen die Angriffe der räuberischen Horden angenommen hatten, den Platz, wo einst der Tempel Salomo's stand. Hier bauten sie sich an und erhielten davon den Namen Tempelherren. Sie trugen ein rothes Kreuz auf ihrem weißen Mantel. Ungewöhnlich schnell stieg das Ansehen dieses Ordens, der größtentheils aus Franzosen bestand, und er gewann durch reiche Mitglieder und fromme Vermächtnisse einen Reichthum, der bald jenen der Johanniter überstieg. Aber dieser Reichthum reizte den habsüchtigen französischen König Philipp IV. zum Verderben dieses Ordens. Er klagte die Mitglieder der gröbsten Verbrechen an; sie wurden unschuldig mißhandelt, eingemauert, lebendig verbrannt, und der ganze Orden wurde im Jahre 1312 aufgehoben, seine Güter aber zum Vortheile des Königs eingezogen.

Auch der deutsche Ritterorden hat den Kreuzzügen seine Entstehung zu verdanken. Er wurde im Jahre 1190 von Deutschen gegründet. Die Mitglieder mußten Deutsche sein. Auch sie legten, wie die vorgenannten Orden, das dreifache Gelübde ab, und hatten im Ganzen denselben Zweck und dieselbe Einrichtung. Ihre Ordenstracht war ein weißer Mantel mit einem schwarzen Kreuze. Nach dem Verluste des hl. Landes wandten sie sich nach Venedig. Von da wurden sie unter ihrem Großmeister Hermann von Salza im Jahre 1229 von den Polen gegen die Preußen zu Hilfe gerufen. Drei und fünfzig Jahre lang (von 1230 bis 1283) führten sie mit diesem heidnischen Volke schwere Kriege. Endlich eroberten sie das Land und verbreiteten darin das Christenthum und deutsche Bildung, Sitte und Sprache. Durch sie entstanden die Städte

Thorn und Kulm, später Memel und Königsberg. Marienburg wurde im Jahre 1309 die Residenz des Hochmeisters. Im 16. Jahrhundert (1525) nahm der Hochmeister des Ordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, mit den meisten Ordensgliedern die evangelische Religion an. Die übrigen zogen nach dem Städtchen Mergentheim im Württembergischen. Im Jahre 1815 wurde der Orden durch den Wiener Vertrag aufgehoben.

**Die Turniere.** Das Hauptvergnügen der Ritter waren die Turniere. Hierunter verstand man feierliche Kampfspiele, welche den Rittern eine erwünschte Gelegenheit gaben, Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit und so Ruhm und Beifall von einer schaulustigen Menge öffentlich einzuernten. Die Turniere wurden bei feierlichen Veranlassungen, z. B. bei der Krönung eines Königes, bei der Geburt oder Vermählung eines Prinzen gefeiert. Könige, Fürsten, Grafen und Städte suchten sich dabei an Pracht und Aufwand zu übertreffen. Schon eine geraume Zeit zuvor wurden sie durch einen Herold angesagt. Jeder Ritter, welcher Antheil nehmen wollte, mußte sich alsdann bei den Turniervögten einschreiben lassen. Keiner wurde zugelassen, der nicht von Adel war, oder der sich ein entehrendes Verbrechen hatte zu Schulden kommen lassen. Daher wurden mehrere Tage vorher die Wappen und Helme derer, welche turnieren wollten, zur Schau gestellt. Ritter und Damen übernahmen die Prüfung. Auch die Rosse, Streitkolben, Schwerter und Rüstungen wurden zuvor in Augenschein genommen und untersucht.

In Deutschland wurden die Turniere gewöhnlich auf dem Markte oder auf einem anderen freien Platze in der Stadt gehalten, in Frankreich aber vor den Thoren auf freiem Felde. Der Platz dazu war mit doppelten Schranken umgeben. Rings umher erhoben sich die Sitze der Zuschauer. Besonders prachtvoll waren die Sitze für die Fürsten, für die Edelfrauen und andere angesehene Personen.

An dem festgesetzten Tage füllten sich früh alle Plätze mit Zuschauern, die an Pracht und Aufwand einander zu übertreffen suchten. Das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken verkündete die Ankunft der Ritter. Auf schnaubenden Rossen, in strahlender Silberrüstung, mit wehenden Helmbüschen ritten sie in stattlichem Zuge stolz in die Schranken. Hier hielten sie. Nun war Alles Erwartung, Alles Ungeduld. Ein Herold kündigte das Lanzenstechen an und rief mit lauter Stimme diejenigen bei Namen auf, welche sich zuerst gegen einander versuchen sollten. Zuweilen erschien auch wohl ein Ritter mit geschlossenem Visir, der unerkannt bleiben wollte bis zu Ende des Festes. Ein solcher wurde aufgerufen nach seinem Wappenschilde, z. B. Löwenritter, Drachenritter. Doch mußte er zuvor unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Kampfrichtern seinen Namen angegeben haben, damit kein unritterlicher Mann sich zudränge. Trompeten gaben das Zeichen zum Angriffe. Und auf ihren Schall tummelten die beiden Gegner ihre Rosse und sprengten mit eingelegter Lanze in vollem Galopp gegen einander los. Die Spitze stand über des Pferdes linke Ohr hinaus, das Ende des Schaftes hielten sie fest unter dem Arme. Wer gut traf und selbst fest im Bügel saß, warf durch den gewaltigen Stoß seiner Lanze den Gegner entweder aus dem Sattel, oder er zersplitterte seine Lanze an dem stählernen Brustharnische. Beides galt als Sieg. Denn blieb die Lanze des Gegners unversehrt, so war das ein Zeichen, daß er gar nicht oder nur schlecht getroffen hatte. Oft auch vertauschte der Ritter seine gebrochene Lanze mit einer andern; mancher brach sogar fünfzig Lanzen an einem Tage.

Nach dem ersten Kämpferpaare wurde das zweite aufgerufen, dann das dritte, vierte und so ging es weiter, meist drei Tage, oft aber auch Wochen lang. Manchmal traten die Ritter auch schaarenweise gegen einander auf.

Den Beschluß der Ritterspiele machte die Vertheilung des Dankes, d. h. des Preises. Dieser wurde nach dem Ausspruche der Kampfrichter demjenigen Ritter ertheilt, welcher sich am meisten ausgezeichnet hatte. Er galt eben so viel als ein Sieg auf dem Schlachtfelde. Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten wurde der Name des Siegers mit lauter Stimme ausgerufen. Dann nahte sich dieser ehrerbietig den Damen, welche den Dank vertheilten, und empfing irgend ein theures Kleinod, einen Helm, oder ein Schwert, oder eine goldene Kette, oder einen Ring u. dgl. Die Pauken und Trompeten erklangen dabei auf's Neue. Dann ward der Sieger feierlich unter gewaltigem Zulaufe der schaulustigen Menge in das Schloß geführt. Hier empfing ihn ein schöner Kranz von Edelfrauen, welche ihm die schwere Rüstung abnahmen und ihn mit den prachtvollsten Feierkleidern schmückten. Am Abende folgte ein kostbarer Schmaus und großer Ball.

Die Turniere waren ein schönes und edles, aber auch ein sehr gefährliches Vergnügen. Oft fiel bei denselben großes Unglück vor. Mancher Ritter stürzte in seiner schweren Rüstung vom Pferde und zerbrach sich Arm und Bein. Mancher wurde von seinem Gegner tödtlich verwundet oder sogar auf der Stelle getödtet. Oft sogar gebrauchten Ritter die Turniere als eine Gelegenheit, frühere Beleidigungen zu rächen, und alsdann glichen die Turnierplätze kleinen Schlachtfeldern. Wegen so vielen und mancherlei Unglücks eiferte die Geistlichkeit sehr gegen diese Spiele, und versagte denen, welche in Turnieren gefallen waren, ein christliches Begräbniß.

**Verfall und Ende des Ritterthums.** Auf ihren Burgen lebten übrigens die Ritter wie kleine Könige, in Reichthum, Pracht und heiterem Lebensgenusse. Ein Fest drängte das andere. Beim frohen Becher ergötzten sie sich an den Erzählungen ihrer Großthaten. Andere, welche kein Eigenthum besaßen, zogen mit ihren Knappen zu Roß von Land zu Land, schmaus'ten bei andern Rittern und gingen, wie einst die griechischen Helden Herkules, Jason, Theseus, auf Abenteuer aus. Diese nannte man fahrende Ritter. Bald kamen wunderbare Erzählungen von Abenteuern in Umlauf, welche diese Ritter sollten bestanden haben. Da hatte der eine gegen fürchterliche Riesen, der andere gegen Zauberer, der dritte sogar gegen feierspeiende Drachen gekämpft!

Manche Ritter aber vergaßen der Würde ihres Standes so sehr, daß sie fast nur von Streit und Fehde, von Raub und Plünderung lebten. Da hingen an allen Felsen hundert und hundert trotzige Burgen, die wie eine große Sklavenkette sich durch das ganze Land hinzogen. Aus ihren luftigen Raubnestern überfielen diese Raubritter mit ihren Reisigen den armen Wanderer, den Bauer und den Städter, warfen Knechte nieder und führten den Raub frohlockend mit sich fort auf ihre Burg. Auch an den Felsenufern der Flüsse erhoben sich drohend ihre Burgen und forderten von den vorüberfahrenden Schiffen willkürliche Zölle. Noch sieht man als Ueberreste jener Zeit viele Schlösser und Burgen an beiden Ufern des Rheins, die jetzt friedlich über den Strom hinschauen. Fröhlich fliegt der Kaufmann mit vollen Segeln an ihnen vorüber und vergißt der Zeiten, wo schon der Anblick ihrer Zinnen das nahende Schiff mit ängstlicher Besorgniß erfüllte. In den häufigen Fehden der Ritter unter einander wurden nicht selten die blühendsten Saatfelder, des friedlichen Landmanns ganzer Wohlstand, von den Hufen der wilden Streitrosse zertreten. Gegen solchen Uebermuth und solche Räubereien des Adels vermochten die damaligen schwachen Kaiser keinen Schutz zu gewähren. Auf ihren Burgen trotzten die Adeligen allen Verordnungen des Kaisers. Sie betrachteten ihr ehrloses Handwerk als ein Recht des Stärkeren. Das waren die traurigen Zeiten des Faustrechtes. Erst die Er-

findung des Pulvers und das dadurch ganz veränderte Kriegswesen machten dem Ritterthume ein Ende.

**Der Bürgerstand.** Wegen der großen Unsicherheit waren im Mittelalter alle Städte mit Mauern und Wällen befestiget. Sie glichen demnach den Burgen, und ihre Einwohner wurden deßhalb auch Bürger genannt. Ihre Zahl wurde durch immer neue Ankömmlinge vermehrt. Es lockte nicht nur die Sicherheit, welche die befestigten Plätze gewährten, sondern auch die mannigfaltigen Nahrungszweige, welche sie darboten, die vielen geselligen Vergnügen und Feste. Wegen des steigenden Anwuchses der Volksmenge mußten die einzelnen Gewerbe in immer mehre Hände kommen und dadurch vollkommener werden. Nach der Sitte der damaligen Zeit traten auch die verschiedenen Klassen der Gewerbtreibenden, jede für sich unter bestimmten Gesetzen und Vorrechten, in engere Verbindungen, die man Zünfte, Gilden nnd Innungen nennt. Keiner wurde als Meister aufgenommen, der nicht vorher Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt hatte. Auf solche Art wurden die Stümper entfernt, und die Städte mit tüchtigen Arbeitern versehen. Unter den verschiedenen Zünften selbst entstand bald ein reger Wetteifer, indem die eine vor der andern den Vorrang zu erhalten strebte.

Vorzüglich wurden die Städte durch die Kreuzzüge gehoben. Durch die vielen Züge nach dem reichen Morgenlande und durch den mannigfaltigen Verkehr der Völker unter einander stiegen Handel und Gewerbe zu einer schnellen Blüthe, und die Städte wurden reich und mächtig. Je wohlhabender aber die Städte wurden, desto größere Freiheit und Vorrechte suchten sie auch sich zuzueignen. Die Schwäche der damaligen Kaiser begünstigte diesen Freiheitssinn der Bürger. Viele Städte erkauften sich Freiheit und Unabhängigkeit von ihren Fürsten, die oft in großer Geldverlegenheit sich befanden. Solche Städte erkannten alsdann nur den Kaiser als ihren Oberlehnsherrn an und hießen freie Reichsstädte. Der Kaiser begünstigte in der Regel diese Städte, um an ihnen eine desto festere Stütze gegen den mächtigen und trotzigen Adel zu haben. Zur Vertheidigung der erlangten Freiheit und Vorrechte war die ganze Bürgerschaft verpflichtet. Sobald eine Gefahr drob'te, versammelte sich jede Zunft bewaffnet an ihrem Platze und unter ihrem Banner. Vereint zogen sie dann herzhaft zum Kampfe aus; denn wenn es die Freiheit und Ehre der Vaterstadt galt, war jeder Bürger reich an Muth und Blut.

**Der Bauernstand.** Der gedrückteste von allen war der Stand der Bauern. Sie waren Leibeigene ihrer Gutsherren und mußten für diese das Feld bauen. Das Joch, unter welchem sie seufz'ten, wurde ihnen noch fühlbarer bei dem Anblicke der blühenden freien Städte in der Nähe. Viele entliefen deßhalb ihren Gutsherren und siedelten sich, unter dem Schutze der Stadt, außerhalb der Ringmauern und Pfähle derselben an. Man nannte sie deßhalb Pfahlbürger oder Ausbürger. Mancher Gutsherr schenkte seinen Leibeigenen unter der Bedingung gewisser Dienste und nicht zu hoher jährlicher Abgaben die Freiheit, aus Furcht, er möchte ihm sonst entlaufen; mancher andere wurde nun durch die Erfahrung belehrt, daß der Arm eines freien Mannes mehr vermöge, als die Hände vieler Sklaven, und setzte seinen Leibeigenen in Freiheit; viele thaten dieses auch aus frommem Antriebe auf dem Sterbebette. So wirkten mehrere Ursachen zusammen, diesen achtbaren Stand, die Hauptstütze des Staates, in Freiheit zu setzen. Doch den wohlthätigsten Einfluß hierauf hatten die Kreuzzüge; denn nach der Bestimmung des Papstes wurde jeder Knecht, der das Kreuz nahm, ein Freier.

**Die Geistlichkeit.** Das Christenthum mit seinen Segnungen hatte bereits bei den meisten Völkern Europa's Eingang gefunden. Die hohe Achtung

und Verehrung, die man für die Religion hatte, ging auch auf ihre Lehrer und Prediger, die Geistlichen, über. Ihr Ansehen war um so größer, da sie fast im allgemeinen Besitze aller gelehrten Kenntnisse waren. Zu dieser höhern Bildung gab ihnen ihr Stand selbst Antrieb und Gelegenheit. Wegen ihres hohen Ansehens beim Volke und wegen ihrer Einsicht bekamen sie auch allmählig großen Einfluß auf die Regierung der Staaten. Die Fürsten bewarben sich vorzüglich um ihre Freundschaft, um mit ihrer Hülfe die widerspenstigen Völker besser im Zaume halten zu können; sie gaben ihnen große und weitläufige Besitzungen, so daß die Bischöfe in mehreren Staaten, besonders aber in Deutschland, auch Landesherren wurden.

**Die Baukunst des Mittelalters.** Anfangs ging die Kirchenbaukunst von den Römern und Byzantinern aus. Seit den Kreuzzügen aber und unter den Hohenstaufen bildeten die Deutschen einen ganz neuen Baustyl aus, welcher den byzantinischen noch weit an Erhabenheit und Schönheit übertraf, indem man die Kirchen größer, die Thürme höher baute, alles Schwerfällige fallen ließ und statt der Rundbogen die Spitzbogen einführte. Man nannte diese ganz neue und echt deutsche Baukunst die gothische. Sie wurde von einer großen bürgerlichen Zunft gepflegt. Früher hatte jedes Kloster seine Werk-Mönche, Baumeister, Bildhauer, Maler, Musiker; im dreizehnten Jahrhundert aber entstand in den Städten die große Zunft der Maurer und Steinmetzen. Ihr Geheimniß blieb der Zunft erblich, und sie genoß daher große Vorrechte. Im oberen Deutschland, z. B. in Ulm, hatte diese Zunft sogar eine Zeit lang das Stadtregiment, woraus sich das Vorkommen so vieler Prachtkirchen in den Städten mit erklärt. Sie sind alle in einem Geiste, nach einem durchgreifenden Gesetze gebaut. Noch stehen die erhabenen Dome und geben Zeugniß von diesem Geiste, den wir in wenigen Zügen deuten wollen.

Die Gebäude mußten erhaben in der Masse sein, das Auge zur Bewunderung hinreißen, das Herz zum Großen stimmen; denn groß und erhaben ist die Gottheit, die im Tempel verehrt wird. Die Gebäude mußten alles Schwerfällige vermeiden, alle Mühseligkeit der Arbeit verbergen und leicht, natürlich wie die Pflanze, von einem innern Lebenstrieb hervorgedrängt, aus dem Boden zu wachsen scheinen; denn der Glaube an die Gottheit ist nichts Erzwungenes, Drückendes, sondern das Freieste und Natürlichste, wie das Erhabenste. Der Bau mußte nach der Höhe streben, alle Säulen, Pfeiler und Thürme, wie Pflanzen und Bäume, hervorwachsen an's Licht; denn der Glaube strebt dem Himmel zu. Der Altar mußte gegen Morgen stehen; denn von Morgen kam der Heiland! Endlich mußte die Erhabenheit des Ganzen in die reichsten und lieblichsten Verzierungen sich verbergen, die starre Linie in tausend zierlichen Windungen und Stufen, wie der Lichtstrahl in Farben, sich brechen, die Masse nur aus unermeßlich vielen, für sich lebendig scheinenden Steingewächsen sich aufbauen; denn die Gottheit verbirgt sich in der Welt und Natur und ist nicht getrennt von der lieblichen Mannigfaltigkeit der Dinge. Durch alle diese Verzierungen geht aber wieder eine Grundform durch, worin der Geist des Ganzen je wieder im Kleinen ausgesprochen ist. Diese Form ist die Rose in Fenstern, Thüren, Bögen, Säulenverzierungen und, von ihr getragen oder zu ihr ausblühend, das Kreuz. Die Rose bezeichnet hier immer die Welt, das Leben; das Kreuz den Glauben und die Gottheit. Ein Kreuz in der Rundung der Rose war das allgemeine Zeichen der Gottheit im Mittelalter.

An den Bauten erschöpften Jahrhunderte ihren Fleiß. Was eines Mannes kühner Geist ausgedacht, vermochten erst späte Geschlechter zu vollenden. Das größte dieser Wunderwerke ist der Dom in Cöln. Er ward angelegt 1248,

das Chor geendet 1320. Er ist noch unvollendet, keiner seiner Thürme ausgebaut, und doch ragt er über alle Gebäude der Welt hervor und übertrifft alle an innerer Vortrefflichkeit der Kunst. Ihm zunächst an Rang steht der große Münster zu Straßburg, begonnen schon 1015, sein berühmter Thurm erst 1276 durch den Meister Erwin von Steinbach in seinem Grundrisse angelegt, und endlich 1439 durch den Meister Johann Hülz von Cöln vollendet. Der andere Thurm ist nicht ausgeführt. — Unter den großen Werken dieser Zeit treten ferner hervor die herrlichen Kirchen von Freiburg im Breisgau, Ulm, Erfurt, Marburg, Würzburg u. s. w.; später die Prachtbauten von Prag und zahlreiche herrliche Kirchen in den Niederlanden. Neben vielen Domen erhielten sich auch manche Rathhäuser der Städte in ihrer altherkömmlichen Schönheit.

**Friedrich I., der Hohenstaufe.** In der Mitte des schwäbischen Landes erhebt sich der einsame und majestätische Berg des Hohenstaufen, und verkündet noch heute die Größe eines ehemaligen Geschlechts. Da, wo jetzt das Auge nur den kahlen Scheitel des himmelanstrebenden Berges erblickt, stand einst das mächtige Stammschloß der großen Kaiser, die fast 120 Jahre über alle Gauen Deutschlands und noch weit hinaus über seine Grenzen geboten. Da, wo nun die Ziege und der Stier weidet, und in dem weiten Umkreis nur die Pfeife des Hirtenknaben klingt, weilten die ersten Edeln des gewaltigen Reiches, um mit ihrem kaiserlichen Herrn über die Weltgeschicke zu berathen, und erdröhnte der Boden von dem Fuß der Geharnischten.

Der berühmteste dieser hohenstaufischen oder schwäbischen Kaiser war Friedrich I. Er war hochgesinnt, tapfer, von eisernem Willen und trotziger Kraft. Von äußerer schöner Gestalt war er freundlich, doch würdevoll, und seine ganze Haltung zeigte den Herrscher. Die Geschichte nennt ihn von seinem röthlichen Barte Friedrich Barbarossa, d. i. Rothbart. Er möchte aber wohl der Große heißen; denn er war einer der trefflichsten Herrscher des Mittelalters, und kein Kaiser nach ihm hatte das Scepter mit solcher Gewalt geführt. Er ließ sich in Pavia zum König der Lombardei und in Rom zum Kaiser krönen. Nach zwei Jahren machte er einen zweiten Heereszug nach Italien und züchtigte das stolze Mailand, welches in seinem Uebermuthe ein kaiserliches Schreiben mit Füßen getreten hatte; als diese Stadt sich von Neuem empörte, eroberte er sie nach verzweifelter Gegenwehr, ließ sie von Grund aus zerstören und Salz auf die Trümmer streuen. Indessen wurden die italienischen Städte durch seine Statthalter hart gedrückt, und er selbst wollte im Herrscherübermuth den rechtmäßigen Papst Alexander III. nicht anerkennen. Dieß führte zu einem großen Bündniß gegen ihn, in Folge dessen er, ungeachtet der heldenmüthigsten Tapferkeit, auf's Haupt geschlagen wurde und sich mit dem Papste aussöhnte. Nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er den ungehorsamen Heinrich den Löwen, Herzog von Bayern und Sachsen, seine schwere Hand fühlen, und machte seinen Namen bei allen Vasallen geachtet und gefürchtet.

Indessen war es im Jahre 1187 dem Sultan Saladin durch die Uneinigkeit der Christen gelungen, Jerusalem wieder zu erobern. Als die Nachricht zu Friedrichs Ohren drang, beschloß er, obwohl bereits zum 67. Lebensjahre vorgerückt, seine großen Thaten durch einen Kreuzzug zu krönen, und brach mit einem Heere von 150,000 Streitern durch Ungarn und das griechische Kaiserreich nach dem Morgenlande auf. Die treulosen Griechen verdarben die Wege, verrammelten die Pässe, vergifteten Mehl und Wein; ja der griechische Patriarch predigte laut den Tod der Kreuzfahrer. Aber

Kaiser Friedrich stürmte die Päſſe und drang gegen Constantinopel vor. Da fügten ſich die Griechen und lieferten Schiffe und Lebensmittel. Sieben Tage lang dauerte das Ueberſchiffen des kaiſerlichen Heeres nach Kleinaſien. Nun ging der Zug raſch vorwärts. Bald aber kamen ſie in wüſte, waſſerloſe Gegenden; es brach ein ſolcher Mangel ein, daß man ſogar Pferdefleiſch aß und Pferdeblut trank. Zudem umſchwärmten leichte türkiſche Reiter das Heer Tag und Nacht. Nie hatten die Pilger Ruhe; in ſechs Wochen konnten ſie die Rüſtung nicht ablegen. Ermattet ſtießen ſie plötzlich auf ein türkiſches Heer von wenigſtens 200,000 Mann. Allein Friedrich verzagte nicht. Mit wenigen, aber kräftigen Worten ſprach er den Seinigen Muth ein. Alle empfingen das heilige Abendmahl und ſtürzten dann, im Vertrauen auf Gott, für deſſen Ehre ſie fochten, mit ſolcher Gewalt in die Feinde, daß zehntauſend von dieſen erſchlagen, die übrigen nach allen Seiten hin zerſtreut wurden. Bald darauf ſtürmte Friedrich das von 60,000 Mann vertheidigte Ikonium. Alle Feinde waren bezwungen, der Weg nach Syrien war frei und offen. Doch wer ergründet die ewigen Rathſchlüſſe Gottes! Als das Heer über einer ſchmalen Brücke den Fluß Saleph überſchritt, beſchloß der Kaiſer, um den Zug zu beſchleunigen, den Fluß zu durchſchwimmen. Zwar warnten ihn einige der Seinigen, er möchte ſich nicht dem unbekannten Waſſer anvertrauen; allein furchtlos, wie immer, ſprengte er mit dem Pferde in den Strom. Der Greis hatte aber doch nicht mehr ſo viel jugendliche Kraft als jugendlichen Muth; die Wellen ergriffen ihn gewaltig und riſſen ihn fort, und als man endlich zu Hilfe kam und ihn auf's Land brachte, war er bereits entſeelt. Die Beſtürzung, der Jammer, die Verzweiflung überſtieg jedes Maß; nach Friedrich wandten ſich alle Gemüther, wie die Pflanzen nach der Sonne; der Kaiſer, der Feldherr, der Vater ſei verloren, nun könne, ſo klagten Alle, ihnen kein Glück mehr aufblühen! In feierlicher Trauer geleiteten ſie die theure Leiche nach Tyrus, und ſetzten ſie dort unter Wehklagen bei.

In Deutſchland wollte man lange nicht glauben, daß der Schirmherr des Reiches, der gefürchtete und geachtete Kaiſer Rothbart, wirklich geſtorben ſei. Die Volksſage hat ihn nach Thüringen, in die Burg Kyffhauſen, verſetzt. Dort ſitze er im unterirdiſchen Saale nachdenkend und ſinnend am marmornen Tiſche. Zu Zeiten gelingt es einem Sterblichen, in jenes Gemach zu dringen. Dann wacht der Kaiſer aus ſeinem Schlummer auf, ſchüttelt den rothen Bart und begehrt Kunde, ob noch krächzende Raben den Kyffhäuſerberg umkreiſen. So lange die ſchwarzen Vögel noch um die Felſenkrone flattern und ein Adler ſie nicht hinweggetrieben hat, ſo lange — meldet die Sage — verharrt auch der Alte noch in ſeiner verzauberten Burg. Vernimmt er, daß ſie noch kreiſchen, ſo blickt er düſter vor ſich hin, ſeufzt tief und ſpricht: „Schlafe wieder ein, müde Seele! Noch muß ich hundert Jahre harren, bevor ich wieder unter meinem Volke erſcheine.“ Zuletzt ſoll den ſchlummernden Kaiſer ein Hirte geſehen haben, der ſeine Ziegen durch die goldene Aue trieb und ſich am Kyffhäuſerberg verirrte. Der Bart des Kaiſers war beinahe um den Marmortiſch geſchlungen. Wenn er denſelben ganz bedeckt, dann erwacht Friedrich Barbaroſſa, und die Raben ſind verſcheucht.

**Konradin's Tod.** Friedrich's I. Nachkommen hatten eine thatenreiche Regierung geführt, die nur zuweilen durch Härte und Uebermuth verdunkelt wurde. Unter ihnen wurde Italien großentheils in Abhängigkeit von Deutſchland gebracht, und namentlich Neapel und Sicilien durch Heirath

erworben. Diese Erwerbung aber ward eben zum Sturze des hohenstaufischen Hauses. Als der letzte Hohenstaufe, der minderjährige Konradin, den Thron seiner Väter bestieg, brachte der Bruder des Königs von Frankreich, Carl von Anjou (Anschu), Neapel und Sicilien durch Waffengewalt an sich. Da aber Carl das Volk mit Abgaben beschwerte, und seine Krieger sich viele Frevel erlaubten, wuchs die Liebe vieler Sicilier zu den Hohenstaufen bis zur heißen Sehnsucht, und der 16jährige Konradin ward von einer Gesandtschaft der Unzufriedenen eingeladen, sein reiches Erbe in Besitz zu nehmen. Konradin, welcher daheim auf seinen Erbgütern in Schwaben in der Verborgenheit aufgewachsen war, willigte mehr muthig als klug, trotz seiner Mutter Warnungen ein. In Begleitung seines Freundes Friedrich von Baden brach er mit einer treuen Schaar deutscher Ritter nach Italien auf. Zahlreiche Anhänger strömten hier unter seine Fahnen.

Die Römer führten ihn im Triumphe in ihre Stadt ein; bald stand er dem Gegner mit einem starken Heere bei Scurcola in Unteritalien gegenüber. Auch in der Schlacht war ihm das Glück anfangs günstig, die Feinde wurden in die Flucht geschlagen. Aber bei der Verfolgung wich die Ordnung aus dem Heere, zu frühe fiel es über die Beute des feindlichen Lagers her; Viele legten auch die Panzer und Waffen ab, um von den Anstrengungen des heißen Sommertages auszuruhen. In diesem Augenblicke brach ein Hinterhalt auf die Plündernden hervor, und verbreitete allgemeine Bestürzung und Verwirrung im deutschen Lager. Wer fliehen konnte, floh; nur Wenige leisteten kurzen Widerstand. Konradin eilte mit seinem Freunde Friedrich, nachdem sie ritterlich gekämpft hatten, nach der Meeresküste, um zu Schiffe nach Sicilien zu entkommen. Sie wurden aber erkannt und von einem undankbaren Verräther an Carl von Anjou ausgeliefert. Dieser beschloß jetzt, blutige Rache an ihnen zu nehmen. Um aber dem Verdachte der Ungerechtigkeit zu entgehen, setzte er ein Gericht nieder, welches über sie das Todesurtheil sprechen sollte. Aber unerschrocken sprach einer der versammelten Richter: „Konradin frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch einen Krieg wieder zu gewinnen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“

Alle Uebrigen stimmten ihm bei, bis auf einen Nichtswürdigen, und dies genügte dem Tyrannen, das Todesurtheil zu sprechen.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiele erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benützte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen. Am 29. Oktober 1268 wurden die Unglücklichen zum Richtplatze nahe vor dem Thore von Neapel geführt.

Dort angekommen, umarmte Konradin, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Baden, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Jetzt kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!“ Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. Als Friedrich von Baden das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel.

**Die deutsche Hansa.** Unter den 6 hohenstaufischen Kaisern, welche von 1137 bis 1254 Deutschland regierten, hatten die Gewerbe und der

Handel einen mächtigen Aufschwung gewonnen, und viele Städte waren dadurch überaus reich und mächtig geworden. Da gelüstete es manche Ritter, von dem Fette der Städte und der reichen Kaufleute zu zehren, sie erbauten feste Burgen an den schiffbaren Flüssen; die vorüberziehenden Handelsschiffe mußten hohe Zölle entrichten, und der Handelsmann, der mit seinen Waaren arglos seine Straße zog, wurde oft unvermuthet von einem Raubritter überfallen, ausgeplündert, gefangen gesetzt und nur gegen ein schweres Lösegeld wieder frei gegeben. Die deutschen Kaiser, die oft mit andern Feinden, besonders in Italien, zu kämpfen hatten, konnten diesem Unwesen nicht steuern; daher schlossen die großen und mächtigen Handelsstädte Hamburg und Lübeck, denen sich Braunschweig, Rostock, Wismar, Stralsund, Stettin, Danzig, Königsberg, Berlin, Magdeburg, Cöln und viele andere Städte anschlossen, einen Bund zum Schutze ihres Handels und ihrer Gerechtsame, und diesen Bund nannte man den Hansabund. (In der Sprache jener Zeit hieß Hansa so viel als Verbindung.)

Auf gemeinschaftliche Kosten sammelten und unterhielten sie ein mächtiges Kriegsheer und rüsteten Kriegsschiffe aus, durch welche sie ihre Waaren begleiten und schützen ließen. Die Raubritter bekamen nun schlimme Zeiten. Ihre Burgen wurden belagert, zerstört und der Erde gleich gemacht. Eine mächtige Flotte lief gegen die Seeräuber aus, suchte sie auf, vernichtete ihre Schiffe und ersäufte die Mannschaft. Sogar der König von Dänemark, der erbittertste Feind der Städte Lübeck und Bremen, wurde gedemüthigt und mußte alle Feindseligkeiten gegen sie einstellen. Sie hatten sich nun selbst vor den mächtigsten Feinden nicht mehr zu fürchten, und viele Städte und Länder suchten ihre Freundschaft. Mit jedem Jahre vergrößerte sich ihre Macht, und zur Zeit ihrer höchsten Blüthe zählte die Hansa 85 Städte zu ihren Bundesgenossen. Sie führte Kriege mit mächtigen Fürsten, eroberte Städte und Länder, und der schwedische König Magnus verlor durch sie den Thron; ja ein Danziger Bürgermeister erklärte sogar dem Könige Christoph von Dänemark im Namen der Hansa den Krieg.

In Lübeck versammelten sich die Abgeordneten der Städte zur Abhaltung der Hansatage, zu welchen auch andere Länder und Städte ihre Abgesandten schickten, wenn sie etwas mit dem Bunde zu verhandeln hatten. Auf diesen Hansatagen wurden alle Angelegenheiten des Bundes berathen, alle zu treffenden Maßregeln verabredet, die Beiträge bestimmt und die Beschwerden jedes Einzelnen angehört und ausgeglichen. Die Hansa hielt strenge Ordnung unter ihren Mitgliedern und rügte jeden Frevel strenge an denselben. Hatte eine Stadt sich eines schweren Vergehens gegen die bestehenden Gesetze schuldig gemacht, so wurde sie verhansetet, d. h. aus dem Bunde ausgestoßen, geächtet und als Feindin der Hansa erklärt, worauf man ihr alle Schiffe wegnahm und ihren Handel zerstörte.

Dreihundert Jahre blühte die Hansa und genoß allseitig das höchste Ansehen. Als aber mit der Zeit sich die Verhältnisse änderten, und der Handel eines solchen kostspieligen Schutzes nicht mehr bedürftig war, traten die Städte nach und nach aus dem Bunde aus, so daß im Jahre 1630 nur die Städte Hamburg, Lübeck und Bremen übrig blieben, welche ihr Bündniß erneuerten und auch jetzt noch die Hansestädte genannt werden.

**Rudolph von Habsburg.** In dem Schweizercantone Aargau sieht man noch heut zu Tage die Ruinen des Schlosses Habsburg liegen. Dieses Schloß war das Stammhaus des berühmten Grafen Rudolph von Habsburg,

der im Jahre 1273 zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Er besaß noch mehrere andere Güter dort und im Elsaß, und stand deßhalb als ein mächtiger Herr in großem Ansehen, zumal er sich auch schon unter des Kaisers Friedrich II. Heer durch Muth und Tapferkeit rühmlich ausgezeichnet hatte, und allgemein als ein frommer und Gerechtigkeit liebender Held bekannt war. Er schützte in jenen unruhigen Zeiten mit seinen Rittern und Knechten die friedlichen Bürger und Landbewohner. War einer von einem raubgierigen Edelmanne ausgeplündert oder mißhandelt worden, so wendete er sich an den Grafen von Habsburg, der ihm, wenn irgend möglich, Genugthuung verschaffte und an den Räubern das Vergeltungsrecht ausübte. So wurde Rudolph in eine Menge Fehden verwickelt, aber machte sich auch bei ordentlichen Leuten beliebt, und konnte, wenn es Noth that, auf den Beistand vieler Freunde rechnen.

Der fromme Graf. Rudolph von Habsburg ritt einmal mit seinen Dienern aufs Waidwerk zum Beizen und Jagen, und wie er in eine Aue kam, er allein mit seinem Pferde, so hörte er eine Schelle klingen. Er ritt dem Getön nach durch das Gesträuch, zu erfahren, was da wäre. Da fand er einen Priester mit dem hochwürdigen Sakrament und seinen Meßner, der ihm das Glöcklein vortrug; da stieg Graf Rudolph von seinem Pferde, kniete nieder und bewies dem heiligen Sakramente seine Verehrung. Nun war es an einem Wässerlein, und der Priester stellte das heilige Sakrament neben sich, fing an seine Schuhe auszuziehen und wollte durch den Bach, der sehr angeschwollen, hindurch waten, denn der Steg war durch das Anwachsen des Wassers hinweggerissen. Der Graf fragte den Priester, wo er hinauswolle. Der Priester antwortete: „Ich trage das heilige Sakrament zu einem Siechen, der in großer Krankheit liegt, und da ich an das Wasser gekommen, ist der Steg hinweggerissen, muß also hindurch waten, damit der Kranke nicht verkürzt werde.“

Da hieß Graf Rudolph den Priester mit dem hochwürdigen Sakramente auf sein Pferd sich setzen und darauf bis zum Kranken reiten, damit er nicht versäumt werde. Bald kam der Diener einer zum Grafen, auf dessen Pferd setzte er sich und fuhr der Waidlust nach.

Da nun der Priester wieder heimkam, brachte er selber dem Grafen Rudolph das Pferd wieder mit großer Danksagung für die Gnade und Tugend, die er ihm erzeigt. Da sprach Graf Rudolph: „Das wolle Gott nimmer, daß ich oder meiner Diener einer mit Wissen ein Pferd besteige, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat. Dünket Euch, daß Ihr's mit Gott und Recht nicht haben möget, so bestimmt es zum Gottesdienst, denn ich habe es dem gegeben, von dem ich Leib, Seele, Ehre und Gut zu Lehen habe.“ Der Priester sprach: „Herr, so wolle Gott Ehre und Würdigkeit hier in Zeit und dort in Ewigkeit Euch schenken.“

Ein andermal geschah es, daß die Baseler Bürger bei einem Volksfeste Rudolphs Leute unbarmherzig mißhandelten, und sogar einen von seinen Rittern todtschlugen. Dies sollten sie ihm nicht umsonst gethan haben. Er nahm sich vor, ihre Stadt zu befehden, und sie für diesen Frevel strenge zu bestrafen. Vorher aber wollte er sich den Rücken frei machen, denn er hatte noch eine andere Fehde mit dem wehrhaften Abte von St. Gallen. Einst, da der Abt zu Wyl, wo er sich aufhielt, unbesorgt an der Tafel saß, trat unvermuthet Graf Rudolph herein. Der Abt glaubte vor Schrecken zusammen zu sinken, denn er meinte, der Habsburger komme als Feind, und er sei von ihm überrumpelt worden. Aber Rudolph bot ihm freundlich die Hand.

„Herr Abt," sprach er, „ihr wisset, wir haben eine Fehde mit einander; ich dächte aber, wir könnten uns in Güte vergleichen, und darum komme ich hieher. Hier ist meine Hand, schlaget ein und laßt uns Freunde sein." Der Abt war gleich dazu bereit; er schlug ein, und sie wurden Freunde. O, wie viele Streitigkeiten könnten auf eine so edle Art in Güte beigelegt werden!

Einige Zeit nachher reis'te der Erzbischof Werner von Mainz durch die Schweiz nach Rom, um sich von dem Papste den erzbischöflichen Mantel zu holen. Er bat den Grafen von Habsburg um sicheres Geleit durch sein Gebiet, und Rudolph gewährte es ihm nicht nur mit ritterlicher Höflichkeit, sondern begleitete ihn noch viel weiter, als es verlangt worden war, und unterhielt ihn unterwegs mit so viel Verstand, sprach von allen Dingen mit so viel Geist und Einsicht, daß Werner eine hohe Meinung von ihm bekam. Beim Abschied drückte er dem Grafen bieder die Hand und versicherte ihm, daß er seiner stets mit Achtung und Liebe gedenken werde.

Bald zeigte sich dazu eine erwünschte Gelegenheit. Es starb der Kaiser, damals ein englischer Prinz, Richard von Cornwallis; das Reich war ohne Oberhaupt und die Fürsten wußten nicht, wen sie wählen sollten. Da trat Erzbischof Werner unter ihnen auf, empfahl ihnen mit allem Feuer seiner Beredtsamkeit den wackern und verständigen Grafen von Habsburg, und brachte es, von andern Fürsten unterstützt, dahin, daß Rudolph gewählt wurde.

Dieser hatte nicht im Mindesten von dem Ahnung, was in Betreff seiner in so weiter Ferne vorging. Er war eben damals beschäftig't, die Baseler für seine mißhandelten Knechte und den getödteten Ritter zu züchtigen, und lag mit seinem ganzen Trosse vor ihrer Stadt. Hier fanden ihn auch die Abgeordneten der Reichsfürsten, die ihn mit der höchst unerwarteten Nachricht überraschten, er sei zum deutschen Kaiser gewählt. Denkt euch sein freudiges Erstaunen und das Jubelgeschrei seines kleinen Heeres! Rudolph stellte schnell seine Fehde mit den Baselern ein, verzieh ihnen als Kaiser die Verunglimpfung, welche er als Graf von ihnen erlitten hatte, und zog eiligst nach Aachen, woselbst er am 31. Oktober 1273 zum Kaiser gekrönt ward.

Nach der Feierlichkeit traten die deutschen Fürsten zu ihm, um sich in dem Besitze ihrer Lande nach hergebrachter Sitte bestätigen und neu belehnen zu lassen. Dies mußte mit dem Scepter geschehen; aber siehe da! es war kein Scepter zur Hand. Rudolph, ohne irgend in Verlegenheit zu gerathen, war schnell gefaßt. Er nahm ein vor ihm stehendes Crucifix mit den Worten: „Dieses Kreuz, das die Welt erlöset hat, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können." Allen gefiel diese Rede, und die Fürsten, die schon im Begriffe gewesen waren, sich ohne Huldigung wieder zu entfernen, blieben stehen und wurden vermittelst des Kreuzes belehnt.

**Wie Rudolph Ordnung schafft.** Vom Jahre 1254 bis zum Jahre 1273 hatte Deutschland keinen allgemein anerkannten Kaiser; diese kaiserlose Zeit war eine schreckliche Zeit gewesen für das arme Deutschland; kein Recht und keine Sitte hatte mehr gegolten, nur das Faustrecht hatte geblüht.

Rudolph zog nun selber gegen die Raubritter aus und schleifte ihre Burgen. In Thüringen allein schleifte er sechzig solcher Raubnester. Die adeligen Räuber ließ er insgesammt hängen. Den Zollaufsehern schrieb er: „Ich höre, daß ihr Reisende zu ungebührlichen Abgaben zwingt und unerträgliche Lasten ihnen auflegt; aber ich sage euch, haltet eure Hände rein von ungerechtem Gut' und nehmet nur, was euch zukommt, denn ihr sollt

wissen, daß ich mit aller meiner Macht mich bestreben werde, Gerechtigkeit zu üben und Ordnung und Ruhe zu erhalten." Den trotzigen Herzog von Niederbayern und die Grafen in Schwaben und Burgund zwang er mit den Waffen in der Hand zur Unterwerfung. Aber vor Allem richtete er seine Macht gegen den mächtigen, stolzen und kampflustigen Ottokar, König von Böhmen und Mähren und Herrn von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Dieser war ergrimmt, daß er nicht zum deutschen König erwählt worden war, und wollte dem neuen Kaiser nicht huldigen. Dreimal forderte ihn Rudolph auf, vor ihm zu erscheinen und den Lehenseid abzulegen; aber Ottokar kam nicht. Da griff Rudolph zum Schwerte und zog mit Heeresmacht gegen den Widerspenstigen aus. Auf dem Marchfelde, einige Meilen von Wien, kam es im Jahre 1278 zur entscheidenden Schlacht. Auf beiden Seiten wurde mit gleicher Erbitterung und gleicher Tapferkeit gefochten. Selbst des Kaisers Leben kam in Gefahr. Ein polnischer Ritter sprengte in wildem Ungestüme mitten durch die feindlichen Schaaren gerade auf Rudolph zu, und hatte schon dessen Pferd niedergestoßen, als noch zum Glücke habsburgische Reiter herbeieilten und ihren Herrn aus der nahen Gefahr erretteten. Ottokar selbst focht an der Spitze der Seinigen mit einer Tapferkeit, die ein besseres Schicksal verdient hätte. Allein das Glück verließ ihn, seine Schaaren wichen überall zurück, er selbst ward im Gedränge niedergestoßen. Zwei steiermärkische Ritter, die er einst hart behandelt hatte, versetzten ihm den Todesstreich. Sein Leichnam ward nachher in der Prager Schloßkapelle beigesetzt. Auf der Wahlstatt fand man auch noch jenen polnischen Ritter schwer verwundet, und wollte ihn seinen Frevel mit dem Tode büßen lassen, aber Rudolph sprach: „Das wolle Gott verhüten! Einen so herzhaften Ritter tödten, hieße dem ganzen Reiche einen unersetzlichen Schaden zufügen!" und ließ ihn auf das Sorgfältigste pflegen. Ebenso großmüthig zeigte er sich auch gegen Ottokars unmündigen Sohn, dem er das Königreich Böhmen ließ. Die österreichischen Länder aber gab er mit Bewilligung der Churfürsten seinem Sohne Albrecht, und wurde so der Stammvater des österreichischen Hauses.

Rudolph's Sinnesart. Rudolph verachtete allen eitlen Schimmer, alle Ueppigkeit und Weichlichkeit. Befand er sich mit seinen Kriegern auf dem Marsche, so schämte er sich nicht, seinen zerrissenen grauen Rock selbst auszubessern, und fehlte es an Lebensmitteln, so war er der Erste, welcher eine Rübe aus den Aeckern zog, um seinen Hunger damit zu stillen. Nie vergaß er auf dem Throne, daß er Mensch sei. Jedermann hatte Zutritt zu dem menschenfreundlichen Herrscher. Einst, da die Wache einen gemeinen Mann, der ihn zu sprechen wünschte, nicht hinein lassen wollte, rief er ihr zu: „Ei, laß ihn doch herein! Bin ich denn zum Kaiser erwählt, daß man mich einschließe?"

Rudolph behielt bis in sein hohes Alter einen sehr lebhaften Geist, war ein Freund muntern Scherzes und machte bisweilen selbst ganz erfreuliche Späßchen. Einmal wurde er von einem Bettler mit den Worten angeredet: „Bruder Rudolph! Beschenke doch einen armen Mann mit einer kleinen Gabe!" — „Seit wann sind wir denn Brüder?" fragte ihn der Kaiser, dem diese Anrede von einem Bettler etwas Neues war. — „Ei," antwortete der Arme, „sind wir denn nicht Alle Brüder von Adam her?" — „Du hast Recht," sprach Rudolph, „ich dachte nur nicht gleich daran." Mit diesen Worten langte er in die Tasche und drückte ihm einen Pfennig in die Hand. „Aber ein Pfennig ist doch für einen großen Kaiser gar zu wenig," antwortete

der Bettler. „Was" — entgegnete Rudolph — „zu wenig? Freund, wenn dir alle deine Brüder von Adam her so viel schenkten, als ich, so würdest du bald der reichste Mann sein." Nach diesem brüderlichen Geschenke gab er ihm vermuthlich noch ein kaiserliches.

Bisweilen meinten des Kaisers Freunde, er sei allzu gütig; doch Rudolph antwortete ihnen: „Es hat mich schon öfter gereuet, daß ich zu strenge war: nie aber wird es mich reuen, daß ich zu gut gewesen bin!"

Als er zu Straßburg gerade mit seiner Gemahlin Agnes am Brettspiel saß, nahte sich ihm sein Arzt, der die rasche Abnahme seiner Kräfte bemerkt hatte, und äußerte sich pflichtmäßig über das Bedenkliche seines Zustandes. „Fort nach Speier also, zu der Gruft meiner Vorfahren" — war die unerschrockene Rede des heitern Greises. Er starb, 73 Jahre alt, zu Germersheim (1291), wie er gelebt, ein Muster der Kraft und Ergebung, der Frömmigkeit und Tugend.

**Albrecht I.**, Rudolph's Sohn, ein finsterer, mißtrauischer, gefühlloser Mann, war seinem biedern Vater ganz unähnlich. Albrecht suchte die Macht seines Hauses durch gewaltthätigen Ländererwerb zu erweitern. Dieses hatte er auch mit den drei in der Schweiz liegenden, reichsunmittelbaren Waldstädten Schwyz, Uri und Unterwalden vor; allein sein Plan scheiterte an der seltenen Tapferkeit der Schweizer. Gedrückt durch die kaiserlichen Landvögte Landenberg und Geßler, verbanden sich die drei wackern Schweizer Werner Staufacher von Schwyz, Walther Fürst von Uri und Arnold von Melchthal von Attinghausen durch einen Eidschwur gegen Albrecht und seine verhaßten Landvögte. Noch bevor der Aufstand ausbrach, verübte Geßler eine Gewaltthat an Wilhelm Tell, einem wackern Manne aus dem Lande Uri, den er zwang, einen Apfel von dem Kopfe seines Knaben mit einem tödtlichen Pfeile herabzuschießen, weil er einem Hute, den Geßler auf eine Stange hatte stecken lassen, seine Ehrerbietung nicht erwiesen habe. Tell nahm zwei Pfeile und traf glücklich den Apfel. Als aber Geßler fragte, wozu er einen zweiten Pfeil genommen, da antwortete der unerschrockene Schütze: „Dich damit zu erschießen, wäre mein Kind durch den ersten gefallen." Auf dieses kühne Wort ließ ihn der Landvogt fesseln, und wollte ihn über den Waldstädter See in sein festes Schloß abführen. Da erhob sich auf dem See ein schaudervoller Sturm. In Todesangst befahl Geßler, den Tell zu entfesseln und ihm das Steuerruder anzuvertrauen. Tell lenkte an einen Felsen hin, entsprang und tödtete in der hohlen Gasse bei Küßnacht den Landvogt durch einen Pfeilschuß.

Am Neujahrstage 1308 zerbrach das Volk die Burgen der Vögte und fiel von dem harten Kaiser ab. Seitdem bildet die Schweiz unter dem Namen „Schweizerische Eidgenossenschaft" einen eigenen und unabhängigen Freistaat. — Albrecht wollte nun blutige Rache nehmen an dem unschuldigen Volke, wurde aber von seinem Neffen, Herzog Johann von Schwaben, dem er sein väterliches Erbe vorenthielt, und andern Verschwornen zwischen Baden und Rheinfelden in der Schweiz angefallen und ermordet am 1. Mai 1308.

Später suchten die Oesterreicher die Schweizercantone wieder unter ihre Herrschaft zu bringen. Im Jahre 1315 zog Erzherzog Leopold (ein Bruder des Kaisers Friedrich von Oesterreich), mit einem stattlichen Heere nach dem Schweizerlande, wurde aber in dem Engpasse bei dem Berge Morgarten geschlagen. — Sein Neffe Herzog Leopold, traf 1386 mit den Eidgenossen bei Sempach in der Schweiz zusammen. Die Oesterreicher bildeten mit ihren Harnischen, Schilden und Speeren gleichsam eine eiserne Mauer und

würden das Häuflein Schweizer, das sie nun von allen Seiten umringten, sicherlich erdrückt haben, wenn nicht ein kühner Mann, Arnold von Winkelried, mit den Worten: „Ich will euch eine Gasse machen; gedenket meines Weibes und meiner Kinder, treue, liebe Eidgenossen!", in seine Brust viele Speere begraben und mit sich zu Boden gerissen hätte. — Durch diese große Heldenthat wurden die Schweizer gerettet, und Leopold's Heer wurde völlig geschlagen. Dieser Sieg bei Sempach rettete die Freiheit der Schweiz. Doch erkannte Oesterreich erst im westphälischen Frieden 1648 die Unabhängigkeit der Schweizer vom Kaiserhause an.

**Deutsche Treue.** Albrecht hatte zwei Söhne, Friedrich und Leopold. Friedrich, der Aeltere, war in vieler Hinsicht ganz das Ebenbild seines edlen Großvaters. Wie dieser, zeichnete er sich durch große Anlagen und liebenswürdige Eigenschaften aus. Dabei war er stattlich und wohlgebaut, und sein freundliches und ausdruckvolles Gesicht war von reichlichen Locken umwallt, weßhalb er auch „Friedrich der Schöne" genannt wurde. Schon nach seines Vaters Tode hatte er sich um die Kaiserkrone beworben; da derselbe aber nicht in gutem Andenken stand, mußte es auch der Sohn empfinden, und Heinrich von Luxemburg wurde ihm vorgezogen. Als aber dieser nach wenigen Jahren starb, wurde Friedrich in Frankfurt am 19. October 1314 wirklich zum Kaiser gewählt.

An dieser Wahl hatten jedoch nicht alle Churfürsten Theil genommen, und diejenigen, die mit derselben nicht übereinstimmten, wählten Tags darauf Ludwig von Bayern zum deutschen Reichsoberhaupte. Da nun keiner der beiden Kaiser seine Ansprüche aufgeben wollte, so entspann sich zwischen ihnen ein langer Krieg, in welchem endlich Friedrich von Ludwig gefangen genommen und auf dem festen Schlosse Trausnitz in enge Haft gesetzt wurde, wo er fast drei Jahre schmachtete.

Inzwischen hatte Herzog Leopold, der seinen geliebten Bruder zu befreien suchte, den Krieg eifrig fortgesetzt, und Ludwig gerieth mehrere Male in die übelste Lage. Er suchte sich daher mit Friedrich auszusöhnen und ritt nach Trausnitz, wo er diesem unter der Bedingung, daß er dem deutschen Throne entsage und ihm, dem Kaiser, gegen alle seine übrigen Feinde beistehen solle, die Freiheit anbot; könne er aber diese Bedingungen nicht erfüllen, so solle Friedrich sich wieder in die Gefangenschaft zurück begeben. Friedrich versprach dieses; beide empfingen darauf das heilige Abendmahl und Friedrich eilte frei zu den Seinigen zurück.

Hier aber fand er Manches anders, als er erwartet hatte. Sein treues Weib hatte sich über sein Unglück blind geweint, und sein Bruder war mit seinem Vertrage gar nicht einverstanden, weßhalb er erklärte, daß er demselben nimmermehr beitreten werde. Friedrich war also nicht im Stande, die Bedingungen zu erfüllen, welche Ludwig gestellt hatte, und schon nahete die Zeit, in welcher er versprochen hatte, zurückzukehren. Im tiefsten Schmerze riß er sich von den Seinigen los; obgleich man ihm beweisen wollte, daß sein Versprechen erzwungen sei und daher nicht gehalten werden müsse, so wollte er doch sein gegebenes Wort erfüllen als deutscher Mann und als Fürst. Freiwillig eilte er in seinen Kerker zurück, der ihn von Allem trennte, was ihm auf Erden lieb und theuer war.

Von dieser Zeit an lebten die beiden Regenten wie Brüder mit einander; sie wohnten unter Einem Dache und aßen an Einem Tische; hielten mit einander gemeinschaftlich Gericht, und wenn der Eine abwesend war, so beschützte und behütete der Andere mit Sorgfalt und Treue sein Land.

Indessen starb Ludwig's erbittertster Gegner, der Herzog Leopold. Von dieser Zeit an zog sich der vielgeprüfte Herzog Friedrich mehr und mehr

zurück, verbrachte endlich seine letzten Lebensjahre auf dem abgelegenen Bergschlosse Guttenstein in Unterösterreich, wo er im Jahre 1330 starb. Ludwig regierte nun allein bis zu seinem Tode (1347).

Von jetzt an kam die deutsche Krone auf einige Zeit an das Haus Luxemburg. Allein die kaiserliche Macht war durch die Macht der Fürsten geschwächt, und so nahmen Fehden und allerlei Unordnungen wieder sehr überhand. König Wenzel war trunkliebend und grausam; er ließ unter Anderm den frommen Priester Johann von Nepomuk über die Prager Brücke in die Moldau werfen, weil er ihm die Beichten seiner Gemahlin nicht offenbarte. Unter Sigismund wüthete sechszehn Jahre lang der Krieg der Hussiten in Böhmen, so genannt von Huß, Professor in Prag, der als Irrlehrer in Konstanz, wo er seine Sätze vor dem Concilium hätte zurücknehmen sollen, statt dessen seine Irrlehre aber noch weiter ausgebreitet hat, nach den damaligen strengen weltlichen Gesetzen verbrannt wurde. Sigismund verpfändete auch die Mark Brandenburg an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, aus dem Hause Hohenzollern, welcher dieses Land sofort in Besitz nahm, und dadurch der Stammvater des preußischen Königshauses wurde (1412).

**Die Fehmgerichte.** Vom dreizehnten bis in das sechszehnte Jahrhundert bestanden durch ganz Deutschland furchtbare heimliche Gerichte, die grobe Verbrecher aller Art vor ihren Richterstuhl zogen und, wenn sie sich nicht genügend rechtfertigen konnten, mit dem Tode bestraften. Es war gefährlich, sich vor ihnen zu stellen, und noch gefährlicher, sich auf ihre Vorladung nicht einzufinden. Ihren ersten und vornehmsten Sitz hatten sie in Westphalen, (in Dortmund), darum hießen sie auch die westphälischen Freigerichte; den Namen Fehmgerichte hatten sie aber von dem altdeutschen Worte verfehmen, das so viel heißt als verbannen.

Jedes solche Gericht bestand aus einem Freigrafen und einer Anzahl Freischöppen oder Beisitzer, die man auch Wissende nannte, weil sie um die Geheimnisse der heiligen Fehme wußten. Solcher Beisitzer mußten es wenigstens vierzehn sein; gemeiniglich waren deren aber viel mehr. Man rechnet, daß in ganz Deutschland über 100,000 verbreitet waren; denn in jeder Stadt hielten sich Wissende auf, von denen die Bürger beobachtet wurden. Ihre Sitzungen nannten sie Freidinge. Jeder Freigraf und Freischöppe mußte auf rother Erde, d. h. im Westphälischen, belehrt und beeidigt worden sein. Der Eid, den man ihnen bei ihrer Aufnahme zur Sicherung ihrer Verschwiegenheit abnahm, war furchtbar. „Ich schwöre," mußten sie sprechen, „die heilige Fehme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was die Sonne bescheint, der Regen benetzt, vor Allem, was zwischen Himmel und Erde ist ꝛc." Ein Schöppe, der seinen Eid brach, der sollte der Hände und Augen beraubt, und mit herausgerissener Zunge an einem dreifachen Strick, sieben Schuh höher als andere Schelme, gehängt werden. Sämmtliche Freistühle erkannten den Kaiser für ihr Oberhaupt, machten ihn gleich nach seiner Krönung zu ihrem Mitwissenden und richteten unter kaiserlichem Ansehen. Von Westphalen aus hatten sie sich über ganz Deutschland verbreitet.

Hatte Jemand einen Raub, oder Mord, oder sonst ein Verbrechen begangen, so hatte er Ursache genug, vor dem furchtbaren Richterstuhle der Wissenden zu zittern, selbst wenn er vor seinem ordentlichen Richter der Strafe schon entgangen war. Er wurde alsdann von einem der Freischöppen vor

dem heimlichen Gerichte angegeben, und wenn dieser mit einem Eide erhärtete, daß das Verbrechen wirklich von ihm begangen sei, wurde der Angeklagte zur Verantwortung aufgefordert. Die Vorladung geschah aber nicht öffentlich, sondern einer von den Freifrohnen schlich sich des Nachts ungesehen an die Mauern des Schlosses oder des Hauses, wo der Angegebene wohnte, und schlug die Ladung an die Thüre an. Dieser mußte sich dann an einem bestimmten Tage an einem gewissen Orte einfinden, der ihm angegeben ward. Hier wartete seiner schon ein Abgeordneter der heiligen Fehme, der ihn mit verbundenen Augen an den geheimen Ort führte, wo die Richter versammelt waren. Gemeiniglich hielten sie ihre Sitzungen bei Nacht in einem dicken Walde, oder in einer Höhle, oder in einem unterirdischen Gewölbe. Hier saßen sie vermummt bei schwachem Lichte in schauerlichem Halbdunkel, und tiefe Stille herrschte unter ihnen und rings um sie her. Der Freigraf allein erhob seine Stimme, hielt dem Vorgeladenen das Verbrechen vor, dessen er angeklagt war, und forderte ihn auf, sich zu vertheidigen. Konnte er sich befriedigend verantworten, so wurde er freigesprochen und ebenso geheimnißvoll, als er gekommen war, wieder weggeführt. Wurde er aber seiner Schuld überwiesen, so wurde er zum Tode verurtheilt und noch in derselben Stunde, nachdem man ihm Zeit gelassen, seine Seele in einem kurzen Gebete Gott zu empfehlen, mit einem Dolche niedergestoßen, oder an einen Baum aufgeknüpft. Gemeiniglich mußte der jüngste Schöppe das Henkeramt verrichten, und Alles wurde so geheim gehalten, daß Niemand erfuhr, wer der Henker gewesen sei.

Stellte sich der Angeklagte nicht auf das erste Mal, so wurde die Vorladung noch zweimal wiederholt. Blieb er auch das dritte Mal aus, so erfolgte die Verurtheilung, und einige von den Freischöppen erhielten den Auftrag, den Spruch der Richter an ihm zu vollziehen. Von nun an wurde er von unsichtbaren Händen verfolgt bis an seinen Tod. Traf ihn einer von den Schöppen an einem einsamen Orte, so stieß er ihm ohne Umstände ein Messer in die Brust, oder knüpfte ihn, von einigen seiner Gesellen unterstützt, an den nächsten Baum auf. Das blutige Mordgewehr aber wurde neben den Leichnam des Getödteten gelegt, oder in die Erde gesteckt, zum Zeichen, daß er nicht unter die Hände eines gemeinen Mörders, sondern, von der heiligen Fehme verurtheilt, durch die Hand eines Wissenden gefallen sei.

Die Sitzungen der heiligen Fehme wurden aber nicht immer heimlich, sie wurden auch öffentlich gehalten, doch immer erschienen die Wissenden vermummt. Um Mitternacht versammelten sie sich auf dem Kirchhofe des Ortes, wo sie gesonnen waren, Gericht zu halten. Mit Anbruch des Tages verkündigte dann das Läuten aller Glocken den erschrockenen Einwohnern die Ankunft ihrer furchtbaren Gäste. Alles, Groß und Klein, mußte sich hinaus in's freie Feld begeben und sich in einen großen Kreis niederlassen. Der Freigraf saß mit seinen Schöppen in der Mitte, und vor ihm lagen Stricke und ein Dolch.

Befand sich nun einer im Kreise, der im Rufe eines Mordes oder Diebstahls, oder eines andern von den schon genannten Verbrechen stand, so trat ein Schöppe zu ihm hin und sagte ihm in's Ohr: Freund, es ist anderswo eben so gut Brod essen, wie hier. Das hieß: Hast du kein gutes Gewissen, so stehe auf und gehe, so lange es noch Zeit ist. Der Mensch konnte nun, wenn er sich schuldig fühlte, ungehindert in die weite Welt gehen, aber sein Vermögen mußte zurückbleiben. Berührte der Schöppe einen zum dritten Male mit seinem Stabe, so war dies ein Zeichen, daß er des

Verbrechens nicht nur verdächtig, sondern ganz überwiesen sei. Er wurde dann gebunden und ohne weitere Umstände an den nächsten Baum angeknüpft.

So empfing nun freilich gar mancher Bösewicht, der durch Bestechung oder durch die Verwendung seiner Freunde den Händen der Gerechtigkeit entgangen zu sein glaubte, durch das unbestechliche heimliche Gericht doch den verdienten Lohn; es ist aber leicht einzusehen, wie viele schuldlose Menschen auch aus Feindschaft, Rache und Bosheit von gewissenlosen Feinden angegeben und ein Opfer ihrer Tücke wurden. Manche Unglückliche wurden kurzweg zum Tode verurtheilt und erst, nachdem sie aufgeknüpft waren, nahm man sich Zeit, zu untersuchen, ob sie es verdient hatten. Allgemein wünschte man daher die Aufhebung dieser Gerichte; sie erhielten sich aber doch durch das ganze Mittelalter bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte waren sie am furchtbarsten.

## Die wichtigsten Erfindungen des Mittelalters.

Im Mittelalter wurden mehrere für das Leben eben so nützliche als der Wissenschaft förderliche Erfindungen gemacht, durch welche allmählig die meisten Verhältnisse umgestaltet und eine neue Zeit vorbereitet wurde. Zu diesen gehören zunächst:

1. **Die Erfindung des Compasses.** Die ganze Schifffahrt der alten Völker war fast nur Kustenschifffahrt; denn es fehlte ihnen noch an einem bestimmten Wegweiser durch die unermeßliche Wasserwüste. Ihre einzigen Wegweiser waren die Sonne und die Sterne; aber durch die Nacht wird die Sonne, und durch den Wechsel der Witterung werden die Sterne dem Auge entzogen. Keinem fiel es ein, daß ein Stückchen schwarzes Eisen besser Bescheid am Himmel wissen könne, als der Mensch, und daß man sich mit diesem, als dem untrüglichsten Wegweiser, auf alle auch noch so unbekannte Meere kühn hinauswagen dürfe. Es hat nämlich eine Nadel, die mit einem Magnete bestrichen wird, die wunderbare Eigenschaft, daß sie, sobald sie frei hängt, mit der einen Spitze immer nach Norden zeigt. Hienach lassen sich denn alle übrigen Himmelsgegenden bei Tag und Nacht, bei hellerem und umwölktem Himmel, mit Sicherheit bestimmen. Wem wir diese nützliche Erfindung zu verdanken haben, ist unbekannt. Einige schreiben sie dem Flavio Gioja, Andere einem Giri aus Amalfi im Königreiche Neapel, zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, zu; noch Andere behaupten, sie sei schon im zwölften Jahrhundert gemacht worden. Diese mit Magnet bestrichene Nadel wurde über ein spitzes Stäbchen gelegt, so daß sie sich nach allen Seiten frei bewegen konnte. Ein so eingerichtetes Kästchen nannte man einen Compaß. Dieser wurde immer mehr vervollkommnet und ward der getreueste Gefährte der Seefahrer. Seitdem blieb der große Ocean kein verschlossenes Heiligthum mehr. Seitdem war es möglich, weite Seefahrten zu unternehmen, neue, früher noch völlig unbekannte Länder und Völker zu entdecken und mit diesen in vielfachen Verkehr zu treten.

2. **Erfindung des Schießpulvers.** Wie der Compaß in das Getriebe des Handels, so griff die Erfindung des Schießpulvers in das Kriegswesen ein. Die Chinesen geben das Pulver für eine alte Erfindung ihres Volkes aus und wollen es schon vor sechzehnhundert Jahren gekannt haben. Auch die Araber in Spanien kannten es und bedienten sich häufig desselben

zu Feuerwerken. Wahrscheinlich brachten sie die Kenntniß desselben aus dem Morgenlande mit. Im zwölften Jahrhundert soll es auch in den Bergwerken des Harzes zur Sprengung des Gesteines gebraucht worden sein. So läßt sich wenigstens nicht läugnen, daß die Europäer schon vor dem Jahre 1350 das Pulver gekannt und gebraucht haben. Damit war es aber noch nicht für den Krieg erfunden und also eigentlich auch noch nicht Schießpulver zu nennen. Als solches findet es sich erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und die gewöhnliche Meinung schreibt diese Erfindung einem Franziskanermönche zu Freiburg in Baden, Berthold Schwarz, zu. Dieser, heißt es, stampfte einst Schwefel, Kohlen und Salpeter in einem Mörser und legte hierüber einen Stein. Zufällig zündete ein Funke diese Masse, und augenblicklich flog der Stein mit einem fürchterlichen Knalle gegen die Decke. Erschrocken stand der Scheidekünstler da und staunte über das wunderbare Ereigniß. Er wiederholte seine Versuche, und immer zeigte sich derselbe Erfolg. Jetzt machte er seine Erfindung weiter bekannt und zeigte, welchen Nutzen man aus derselben im Kriege zur Zerstörung der Stadtmauern, Brücken und anderer Festungswerke ziehen könne. Es wurden deshalb mörserähnliche Röhren gemacht, die daher auch den Namen Mörser behielten. In die Mündung derselben wurde jene Mischung und davor Steine geschoben, und hinten, an dem geschlossenen Boden des Mörsers, ein kleines Loch gebohrt, um dort das Pulver anzuzünden. Allmählig wurden die Mörser zu Kanonen erweitert. Diese Kanonen, Donnerbüchsen genannt, aus welchen zuerst Steine, später eiserne Kugeln geschleudert wurden, waren von außerordentlicher Größe. Im Jahre 1378 wurden zu Augsburg drei Kanonen gegossen, von denen die größte Kugeln von 137, die mittlere von 70, die kleinste von 50 Pfund tausend Schritte weit schoß. Allmählig aber fand man das Unbequeme dieser Maschinen, die selbst durch die größte Anstrengung kaum von der Stelle zu bringen waren. Man machte sie deßhalb immer kleiner, so daß man sich ihrer auch im freien Felde, und nicht bloß zu Belagerungen und Vertheidigungen fester Plätze bedienen konnte. Später goß man sogar Kanonen von so dünnen Röhren, daß der einzelne Mann sie bequem tragen und nach Willkür regieren konnte. Diese tragbaren Feuergewehre, die man auch Büchsen oder Musketen nannte, wurden, wie die Mörser und Kanonen selbst, am Zündloche mit einer Lunte angezündet. Das älteste Zeugniß über den Gebrauch dieser Handbüchsen ist vom Jahre 1387, in welchem die Stadt Augsburg ihren Bundesgenossen dreißig Büchsenschützen stellte; denn dort und in Nürnberg verfertigte man lange Zeit die besten Büchsen und Kanonen, und von diesen Städten ging die Vervollkommnung der gedachten Erfindung aus. Namentlich erfand man im Jahre 1417 zu Nürnberg Flintenschlösser mit Steinen, die durch ein Rad gespannt wurden, und endlich verfielen die Franzosen auf das noch jetzt übliche Flintenschloß. Weil der dazu gebrauchte Feuerstein auf slavisch Flins hieß, so bekam das ganze Gewehr hievon den Namen Flinte. Um diese neue Waffe zugleich als Lanze zu gebrauchen, wurde an der Mündung derselben ein Seitengewehr angeschraubt, welches von der Stadt Bajonne in Frankreich, wo diese neue Erfindung zuerst aufkam, den Namen Bajonnet erhielt. In unserer Zeit hat man auch angefangen, an dem Schlosse solche Vorkehrungen zu treffen, daß das Gewehr nicht mehr mittelst eines eingeschraubten Feuersteines, sondern einfacher und sicherer mittelst eines aufgesetzten Zündhütchens abgefeuert wird.

Jene neuen Kriegsmaschinen wurden jedoch im Felde anfänglich wenig gebraucht. Sie galten für heimtückische Waffen, die sich für einen ehrlichen Krieger nicht schickten. Besonders eiferten die Ritter gegen die höllische Er-

findung, wie sie dieselbe nannten. Denn was half ihnen jetzt all ihre Kraft und Gewandtheit, was die trefflichsten Waffen und Rüstungen, da ein Fingerdruck des Feigsten aus weiter Ferne sie dahinstrecken konnte! Sie legten Lanze und Schwert nieder, als gemeine Fußknechte mit Musketen und Kanonen sich ihnen entgegenstellten. Von nun an verrichteten besoldete Truppen, die deßhalb auch den Namen Soldaten erhielten, den Waffendienst. Die Schlachten selbst waren im Ganzen weniger blutig und wurden mit weniger persönlicher Erbitterung geführt, als in früheren Zeiten, wo Mann auf Mann grimmig einhieb. Die Entscheidung der Schlacht hing jetzt nicht so sehr ab von der Anzahl der Streiter und ihrer Körperkraft, als von der Gewandtheit der Anführer. Die Kriegskunst wurde zu einer Wissenschaft, die viele Kenntniß und Erfahrung erfordert. So durchgreifend wirkte die Erfindung des Pulvers, deren Urheber an nichts weniger als an Krieg und Schlachten gedacht hatte.

4. **Erfindung der Buchdruckerkunst.** — Unter allen Erfindungen war diese die wichtigste und zugleich die schönste Zierde des deutschen Namens. Früher gab es nur geschriebene Bücher. Die Mönche vorzüglich beschäftigten sich mit dem Abschreiben, und es ist zum Erstaunen, wie weit diese es in der Schönschreibkunst gebracht hatten. Die großen Anfangsbuchstaben wurden sehr schön mit bunten Farben angemalt, auch wohl mit Gold ausgelegt, oft sogar mit kleinen niedlichen Bildchen umgeben. Solche Abschriften kosteten außerordentlich viele Zeit und vielen Fleiß, und waren deßhalb auch sehr theuer. Eine einzige schöne Bibel kostete wohl dreihundert Thaler. Darum konnten auch nur reiche und vornehme Leute Bücher haben. Am größten war dieser Nachtheil für die Schulen, wo nicht jeder Schüler, wie jetzt, sein Buch hatte. Der Unterricht konnte deßhalb auch nur höchst mangelhaft sein, weil er sich fast einzig auf den mündlichen Vortrag beschränken mußte.

Der Buchdruckerkunst ging die Formschneidekunst, die schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erfunden war, voraus und bereitete jene vor. Es wurden nämlich in hölzerne Täfelchen allerlei Bilder von Heiligen geschnitten, mit Farbe bestrichen und dann auf Pergament oder Papier abgedruckt. Diese Holzschnitte waren Anfangs sehr roh, die Figuren kaum kenntlich. Um den Heiligen, der abgebildet sein sollte, kennbar zu machen, wurde der Name desselben beigesetzt. Bald schnitt man nicht nur einzelne Wörter bei, sondern auch ganze Bibelstellen; zuletzt schnitt man sogar ganze Seiten in Holz. Sollte nun ein geschriebenes Buch gedruckt werden, so mußten gerade so viele Holztafeln da sein, als das Buch Seiten hatte. Jede Seite wurde in die Holztafel geschnitten, mit Schwärze bestrichen und dann abgedruckt. Auf diese Weise konnte man dasselbe Buch möglichst vervielfältigen. Nach dem Abdrucke aber hatten diese Tafeln, die so viele Mühe und Arbeit gekostet, keinen Werth mehr; denn für jedes andere Buch mußten auch andere Tafeln sein. Da kam ein deutscher Edelmann, Johann Gänsefleisch, aus der ritterlichen Familie der Sorgenloch, der von seinem Hause zum guten Berg in Mainz, wo er 1401 geboren war, Johann Guttenberg genannt wird, zu Straßburg auf den glücklichen Gedanken, lieber einzelne Schriftzeichen in buchenen Stäbchen — woher ihr Name Buchstaben — auszuschneiden, mit Fäden zu Zeilen aneinander zu reihen, mit Dinte und Lampenruß zu schwärzen und abzudrucken, damit man sie nachher wieder auseinander nehmen und zu jedem anderen Drucke noch gebrauchen könne. Der erste Versuch gelang nicht nach Wunsch, weil die hölzernen Lettern leicht zersprangen. Daher nahm er bleierne, dann zinnerne. Im Jahre 1439

wurde auch die Presse erfunden. Doch kam in Straßburg noch kein gelungener Abdruck eines ganzen Werkes zu Stande.

Im Jahre 1415 kehrte Guttenberg nach Mainz zurück und setzte seine Versuche fort. Hier trat er im Jahre 1450 mit Johann Fust oder Faust, einem reichen Goldschmiede, und mit Peter Schöffer, einem Pfarrer zu Gernsheim, in Verbindung. Durch letzteren insbesondere gewann die Kunst sehr an Vollendung, indem er den Rath gab, die Buchstaben einzeln zu gießen, statt sie mühsam zu schneiden; auch erfand er eine bessere Druckerschwärze aus Kienruß und Leinöl. Von nun an schritt die Kunst rasch vorwärts; man war schon im Stande, ein ganzes Werk zu drucken. Das erste war eine lateinische Bibel in drei Bänden, die wahrscheinlich 1456 vollendet wurde; dann 1457 die Psalmen, bei denen zuerst Drucker und Jahreszahl genannt sind. Bald folgten vollständige Bibelübersetzungen, deren es schon vor Luther 14 in hochdeutscher und 6 in plattdeutscher Mundart gab. Dem edeln Erfinder der Kunst aber, welcher ihr sein ganzes Vermögen und alle Kräfte gewidmet hatte, wurde nicht einmal die Freude, zur Vollendung derselben mitzuwirken. Faust hatte ihm zu dem Unternehmen 2000 Gulden vorgestreckt, welche dieser ihm nicht sogleich zurückgeben konnte. Faust, der überhaupt ein habsüchtiger Mann war, verklagte ihn deßhalb und bekam zum Ersatze für sein geliehenes Geld Guttenbergs Lettern und Geräthschaften; Guttenberg selbst wurde sogar von dem Unternehmen ganz ausgeschlossen.

Diese ersten Werke setzten Alle in beispielloses Erstaunen. Denn sie hielten das Gedruckte für Geschriebenes und konnten nicht begreifen, wie man in so kurzer Zeit so unzählige Blätter auf einmal und so ähnlich beschreiben konnte, daß nicht der mindeste Unterschied wahrzunehmen war. Manche hielten es sogar für Zauberei. Die Kunst selbst blieb ein Geheimniß, bis Mainz 1462 in einem Streite zweier Nebenbuhler um das Churfürstenthum erobert, geplündert, und Faust's Werkstätte zerstört ward. Die Gesellen, die vorher als Gefangene eingeschlossen gewesen waren, damit die einträgliche Kunst ja nicht verrathen würde, flohen jetzt nach allen Gegenden und legten Druckereien an. So ward diese wichtige Erfindung noch vor dem Ende des Jahrhunderts nicht nur über ganz Deutschland verbreitet, sondern auch über die meisten europäischen Länder, namentlich über Italien, wo man zuerst die alte nachgeahmte Mönchsschrift, aus welcher unsere jetzige deutsche Druckschrift entstanden ist, in die einfachere und zierlichere sogenannte lateinische Schrift umänderte und mancherlei Verbesserungen einführte. Faust starb 1466 zu Paris an der Pest; zwei Jahre später starb auch Guttenberg zu Mainz, fast vergessen.*)

Die Buchdruckerkunst war gleichsam das Thor, durch welches Bildung und Aufklärung sich schnell nach allen Gegenden verbreitete. Alles Große und Schöne, das einzelne Männer gedacht und erfunden hatten, konnte durch sie ein Gemeingut aller Völker der Erde werden. War in früherer Zeit eine Handschrift vernichtet, so war in der Regel das ganze Werk verloren; jetzt können mehrere hundert Exemplare zerstört werden, ohne daß darum das Werk vernichtet wäre. Jetzt war es möglich, Kenntnisse zu sammeln, auch ohne in dem Hörsale eines Lehrers zu sitzen, oder sich in den Bücher-

---

*) Im Jahre 1837 wurde dem edlen Erfinder der Buchdruckerkunst in seiner Vaterstadt Mainz ein kostbares Denkmal errichtet, und zugleich beschlossen, daß mit jedem wiederkehrenden Jahre sein Andenken festlich gefeiert werden solle.

schatz eines Klosters zu vergraben. Gleichwie aber die Sonne neben dem guten Samen auch manches Unkraut aus dem Schoße der Erde hervortreibt, so hat auch die Buchdruckerkunst manches Schädliche und Sittenverderbende zu Tage gefördert.

**4. Erfindung der Uhren.** Auch diese auf das Leben wie auf die Wissenschaft gleich einflußreiche Erfindung fällt noch in das Mittelalter und erhielt erst in der neueren Zeit ihre hohe Vollendung. Die Mangelhaftigkeit der Sonnenuhren, welche nur bei Tage und heiterem Himmel brauchbar sind, machte, daß man schon im Alterthume auf den Gedanken einer Wasseruhr gerieth, die durch ein bestimmtes Maß verronnenen Wassers den Ablauf der Stunden anzeigt. Nach Christi Geburt ersetzte man hie und da den Gebrauch des Wassers durch die zuverlässigere Anwendung von trockenem Sande. Aber alle diese unbequemen und ungenauen Arten der Zeitmessung wurden in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters durch Räderuhren verdrängt, die man vermittelst Gewichte oder elastischer Federn in Bewegung setzte. Die ersten Räderuhren waren schon um das Jahr 1000 bekannt. Der berühmte Gerbert von Auvergne (Owernn), der nachmals unter dem Namen Sylvester II. Papst war, verfertigte eine solche, doch fehlte derselben der Schlag. Wer diesen hinzugefügt hat, ist nicht bekannt. Schlaguhren scheinen überhaupt nicht lange vor 1300 verfertigt und in Gebrauch gekommen zu sein. In Deutschland scheint das gewerbthätige Augsburg die ersten Schlaguhren gehabt zu haben. Ihrer eigentlichen Vollkommenheit und Sicherheit entbehrten aber alle diese Uhren noch, da ihnen der Pendel fehlte, den im siebenzehnten Jahrhundert der berühmte Florentiner Galilei und der Holländer Huygens erfanden. Dagegen gab es noch vor Ablauf des Mittelalters künstliche Taschenuhren. Der Ruhm dieser Erfindung gebührt ebenfalls einem Deutschen, Peter Hele, der um das Jahr 1509 Uhrmacher zu Nürnberg war. Dieser verfertigte die ersten, in ihrer Form noch ziemlich ungeschickten, unter dem Namen der „Nürnberger Eierlein" bekannten Uhren. Bald nach ihm verbesserte sich auch die äußere Form der Taschenuhren, so daß man im Stande war, außerordentlich kleine zu liefern.

**Maximilian „der letzte Ritter" auf dem Throne. (1493—1519.)** Als Maximilian den Thron bestieg, war er ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit der Gestalt und ungemeinem Liebreize der Sitten, rasch und feurig, bereit, das Gewagteste zu unternehmen. An ritterlichen Tugenden übertraf ihn Keiner. Auf einem Reichstage zu Worms erschien einst ein Ritter von riesenartiger Größe und forderte die tapfersten deutschen Ritter zu einem Turniere heraus. Lange mochte es keiner wagen, mit diesem Goliath in die Schranken zu treten; da kam in glänzender Waffenrüstung mit geschlossenem Visire ein feiner Ritter herangesprengt, und dieser warf nach kurzem Kampfe, zum Erstaunen Aller, den Riesen aus dem Sattel in den Sand hinab. Alle jubelten über die deutsche Kraft und Tapferkeit; aber die Freude war erst recht groß, als der Ritter das Visir aufschlug, und der Kaisersohn erkannt ward.

Den Gemsen kletterte er nach bis auf die steilsten Felsenspitzen. Einmal ging er in die Tyroler Alpen auf die Gemsenjagd; da gerieth er in der Gegend von Innsbruck auf einen hohen Felsen, die Martinswand genannt. Er war so eifrig von Fels zu Fels geklettert und gerutscht, daß er nun in schwindelnder Höhe der Martinswand sich gegenüber sah und nicht mehr rückwärts noch vorwärts konnte. So viel auch sein Auge nach einem Auswege forschte, nirgends war es möglich, die Schritte zurück zu lenken. Vor

ihm war ein jäher Abgrund, wohl 200 Klafter tief. Seine Freunde hatten ihn aus dem Gesichte verloren; endlich endeckten sie ihn an der gefährlichen Stelle. Zwei Tage und zwei Nächte brachte der allzukühne Fürst auf der Felsplatte zu; da verzweifelte er an seiner Rettung. Unten hatte sich das treue Tyrolervolk versammelt, das ihm gerne geholfen hätte; dem gab Max durch Zeichen zu verstehen, er wolle sich zum Tode vorbereiten und verlange noch das heilige Abendmahl. Während nun der Priester tief unten Messe las und das Allerheiligste emporhob, fiel der fromme Fürst oben auf seine Kniee und empfahl seine Seele dem barmherzigen Gott, und alles Volk lag auf den Knien und betete mit. Aber während Max noch betet, hört er hinter sich ein Geräusch; er wendet sich um und schaut einen Tyroler, der reicht ihm treuherzig die Hand und spricht also: „Gnädiger Herr, seid getrost! Gott lebt noch, der Euch aus der Gefahr erretten wird. Folgt mir nach und fürchtet Euch nicht, ich will Euch dem Tode entführen.“ Und es gelingt dem braven Manne, der jede Felsspitze genau kennt, seinen fürstlichen Herrn sonder Gefahr hinweg zu bringen und ihm das theure Leben zu erhalten. Es war, als hätte der Himmel selber den rettenden Engel gesandt!

Deutschland hat diesem Kaiser viele nützliche Anstalten zu verdanken. Er war es, der dem wilden Faustrechte ein endliches Ziel setzte. Im Jahre 1495 hielt er einen Reichstag zu Worms, auf welchem der ewige Landfriede beschlossen wurde. Bei Strafe der Reichsacht, bei Verlust aller Leben und Rechte sollten nunmehr alle Befehdungen aufhören. Die bereits milder gewordenen Sitten und die durch die Erfindung des Pulvers veränderte Art der Kriegsführung, welche den Raubrittern hinter den Mauern ihrer Felsenburgen keinen Schutz mehr ließ, waren zur Erreichung dieses Zieles sehr günstig.

Sollte aber dieser Landfriede Bestand haben, so mußte nothwendig ein Gerichtshof da sein, bei welchem jeder sein Recht nachsuchen konnte. Es wurde deßhalb ein Reichskammergericht angeordnet, das aus einem Kammerrichter und 16 Beisitzern bestand. Am 31. October 1495 wurde es zu Frankfurt am Main eröffnet; nachher wurde es nach Speyer und im Jahre 1693 nach Wetzlar verlegt. Um Ruhe und Ordnung besser zu handhaben, wurde Deutschland in zehn Kreise getheilt. Diese waren: der bayerische, schwäbische, fränkische, oberrheinische, kurrheinische, westphälische, niedersächsische, obersächsische, österreichische und burgundische oder niederländische. In jedem Kreise hielt der Vorsteher oder Hauptmann zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung eine bewaffnete Mannschaft, das sogenannte Kreiscontingent. So vortheilhaft auch in anderer Rücksicht die Kreiseintheilung sein mochte, so wirkte sie doch für die Folge sehr nachtheilig auf die Erhaltung der Einheit des Reiches. Jeder Kreis sorgte nur für sich, und nahm wenig Rücksicht auf das Ganze; jeder wollte vor dem andern an Rang und Größe den Vorzug haben. Auf den Reichstagen, auf welchen das Wohl des Vaterlandes berathen wurde, stritten sogar die einzelnen Kreise darüber, wer am wenigsten dazu beizutragen hätte. So konnte nichts Großes unternommen werden, weil es an Gemeingeist fehlte; und der erste Fürst der Christenheit war einer der allerschwächsten. Ein großes Verdienst um Deutschland erwarb sich Maximilian auch durch die Einführung des Postwesens. Früher hatte man wohl reitende Boten von einer Handelsstadt zur andern, auch einzelne Landkutschen, welche Reisende und Gepäck aufnahmen; sollten aber Briefe an Orte gelangen, die nicht an der Straße lagen, oder waren sie für das Ausland bestimmt, so mußte man eine Gelegenheit abwarten oder einen besondern

Boten abschicken. Jenes war aber sehr unsicher, dieses sehr kostspielig. Höchst erfreulich mußte deßhalb für Alle, insbesondere für den Kaufmannsstand, eine Anstalt werden, durch welche man fortan Alles, was man wollte, mit geringen Kosten schnell und sicher von einem Orte zum andern befördern konnte. In Frankreich bestand diese höchst gemeinnützige Anstalt schon seit dem Jahre 1464, und war bald nachher von den deutschen Grafen von Thurn und Taxis in Tyrol nachgeahmt worden. Durch dessen Sohn Franz führte Maximilian im Jahre 1516 zuerst eine Post zwischen Brüssel und Wien ein, und ernannte jenen Grafen zum Generalpostmeister. Diese Würde blieb in seiner Familie erblich. Von nun an kam das Postwesen immer mehr in Aufnahme. Jeder Fürst führte es in seinem Lande ein; das Recht dazu kauften sie von der Familie Thurn und Taxis, die auf solche Weise außerordentlich reich wurde. Später ist diese Familie sogar in den Fürstenstand erhoben worden.

Den größten Vortheil zog Maximilian, wie überhaupt die meisten österreichischen Kaiser, aus glücklichen Familienverbindungen. Durch seine eigene Vermählung mit der burgundischen Fürstin hatte er die reichen Niederlande an sein Haus gebracht. Seinen Sohn aus dieser Ehe, Philipp, vermählte er mit Johanna, der Erbin der Krone Spaniens, und bereitete hiedurch die Verbindung dieses Reiches mit Deutschland vor; denn der nachmalige Kaiser Karl V. entsproß aus dieser Ehe. Ebenso leitete er im Jahre 1515 eine Wechselheirath seiner Enkel Ferdinand's und Maria's (Philipp's Kinder) mit Anna und Ludwig, den beiden Kindern des Königs Wladislav von Ungarn und Böhmen ein und legte so den Grund zu der unmittelbaren Vereinigung beider Länder mit dem Hause Oesterreich. — Maximilian starb 1519 und soll schon 4 Jahre vor seinem Tode überall seinen Sarg mit sich herumgeführt haben.

Der Nachfolger des Kaisers Maximilian auf dem deutschen Throne war sein Enkel, Karl V., ein Sohn Philipps von Spanien. Er war der länderreichste Fürst seiner Zeit; von ihm konnte man sagen, daß die Sonne in seinen Reichen nie untergehe. Er war Kaiser von Deutschland, König von Spanien, Neapel und Sicilien, Erzherzog von Oesterreich, Beherrscher der Niederlande und des nördlichen Italiens, und Herr von Westindien, Peru, und Mexiko in Amerika, welche reiche Länder durch Columbus wenige Jahre früher für die Krone Spaniens entdeckt worden waren, wie dies unten erzählt wird. Mit Kaiser Maximilian (1519) endet die Geschichte des Mittelalters, die mit der großen Völkerwanderung 365 begonnen hatte, und mit Karl V. beginnt die Geschichte der neueren Zeit.

**Entdeckung von Amerika (1492).** Schon im Alterthume galt das ferne Indien für das Land der Wunder. Tiefe Weisheit, unübertreffliche Kunstwerke, vor Allem aber unermeßliche Reichthümer suchte man dort. Doch kannte man bis zum fünfzehnten Jahrhundert n. Chr. keinen andern Weg dahin, um diese Schätze zu beziehen, als den langwierigen und durch Beduinen unsicheren Landweg über Egypten und Abessinien. Schon mancher denkende Kopf hatte sich die Frage aufgeworfen, ob nicht Afrika unten in eine Spitze auslaufe, und ob man nicht durch Umschiffung desselben schneller und ungehinderter nach Indien müsse gelangen können. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte waren die Portugiesen die unternehmendsten Seefahrer, und König Johann II. sandte einen kühnen Mann, Bartholomäus Diaz, zur Entdeckung dieses Seeweges nach Indien aus. Wirklich erblickte dieser die äußerste Spitze von Afrika, und in froher Ahnung gab ihr der

König den Namen „Vorgebirge der guten Hoffnung," überzeugt, daß es jetzt nicht mehr schwer halten müsse, das ersehnte Indien aufzufinden (1486).

In eben der Zeit kam ein anderer Mann auf einen noch kühneren Gedanken. „Wie," dachte er, „ist nicht die Erde eine Kugel? Lesen wir nicht in den alten Reisebeschreibungen, daß Indien sich in unermeßlicher Weite gegen Osten erstreckt? und muß man daher nicht, wenn man gerade nach Westen segelt, am Ende auf dasselbe treffen? Ja! haben nicht portugiesische Seefahrer Leichname von ganz eigenthümlicher Körperbildung, künstlich bearbeitetes Holz und unbekanntes Rohr von Westen her auf den Wellen treiben sehen? Und wie, das sollte nicht auf ein Land im Westen deuten? Dieser ungeheure Ocean sollte eine solche Wasserwüste und alles Land nur auf die eine Halbkugel zusammengedränat sein?" — Je mehr er darüber nachsann, desto mehr wurde er von der Richtigkeit seiner Vermuthung überzeugt, und beschloß, Hand an die Ausführung zu legen.

Christoph Columbus (dies ist der Name des merkwürdigen Mannes) war in Genua geboren. Schon als Knabe widmete er sich dem Seemannsberufe. Doch bald überzeugte sich sein höher strebender Sinn, daß er ohne Kenntniß der Geometrie, Stern- und Erdkunde nur ein gemeiner Schiffer bleiben würde, und er wandte sich diesen Wissenschaften voll Eifer zu. Von seinem vierzehnten Jahre an war er beständig zur See; in einigen Gefechten legte er Beweise von großem Muthe und unerschrockener Geistesgegenwart ab. Auf portugiesischen Schiffen machte er mehrere Entdeckungsreisen mit und galt bald bei allen Kundigen für einen Seefahrer, der wenige seines Gleichen hatte.

Seiner Vaterstadt Genua wollte er den Vortheil und die Ehre seines großen Unternehmens zuwenden; aber theils scheute man die Kosten der Ausrüstung hierzu nöthiger Schiffe, theils sah man in den Vorschlägen des Columbus nur überspannte Ideen und nannte ihn einen Planmacher. In Lissabon ging es ihm nicht besser. Seinen Bruder sandte er nach England, während er selbst dem spanischen Hofe sein Unternehmen zu empfehlen suchte. Aber man hielt ihn für einen Träumer, und Einer meinte sogar in seiner Weisheit, wenn man da so weit herum segeln wollte, so müßte man zuletzt immer tiefer und tiefer hinuntergleiten und könnte dann am Ende den Wasserberg nicht wieder hinauf! Endlich nach fünf Jahre langem Harren gelang es einem Freunde des Columbus, die edle Isabella, Königin von Spanien und Gemahlin Ferdinands des Katholischen, dahin zu vermögen, daß sie dem Columbus drei Schiffe übergab. In einem Vertrage wurde feierlich festgesetzt, daß Columbus zum Großadmiral aller neuen Meere und zum Unterkönige aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt sei, daß ihm der zehnte Theil aller Einkünfte gehören, und daß alle diese Würden und Vortheile auf seine Erben übergehen sollten. Die Schiffe waren ziemlich mittelmäßig und klein, 120 Personen machten die ganze Bemannung aus, und die meisten von ihnen ließen sich nur ungern auf dieses, wie es schien, tollkühne Unternehmen ein.

Am 3. August des Jahres 1492, kurz vor Sonnenaufgang, stieß die kleine Flotte, in Gegenwart unzähliger Zuschauer, vom Lande ab. Lange folgten die Blicke den kühnen Abenteurern. Nach mehreren Tagen erhob sich ein Ostwind, der die Fahrt rasch förderte. Bald war alles Land verschwunden. Ein entsetzlicher Gedanke für Menschen, die sich zum ersten Male auf einem von der ganzen lebendigen Welt abgeschnittenen, unsicheren Gezimmer von Balken und Brettern den wilden Wogen preisgegeben sahen; rings umher

Meer und Himmel, immer weiter und weiter fortgetrieben, von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziele hatte, als die, welche seine Einbildung ihm vorspiegelte! Wahrlich! es war den Beherztesten nicht zu verdenken, wenn ihnen bange wurde, wenn sie den Rasenden verwünschten, der mehr als hundert Menschen so kaltblütig, wie es ihnen vorkam, mit in sein eigenes Verderben zog.

Columbus flößte ihnen indessen durch seine eigene Ruhe Bewunderung und Vertrauen ein. Unermüdet stand er mit Senkblei und andern Beobachtungs-Instrumenten auf dem Verdecke, schlief nur wenige Stunden und zeichnete auch das kleinste Ereigniß auf. Wo er Angst und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu; die Murrenden heiterte er mit Versprechungen auf. Der Wind blies immer stärker, und die Schiffe flogen wie Pfeile dahin. Am 1. October waren die Seefahrer schon 707 Seemeilen von ihrer Heimath entfernt. Ihre Angst wuchs von Stunde zu Stunde. Da zeigte sich ihnen ein Hoffnungsstrahl. Ein ganzer Schwarm Vögel setzte sich auf ihre Masten nieder. Aber sie wußten noch nicht, daß die Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einige Tage später war die See mit dichtem Meergrase bedeckt, so daß die Schiffe in ihrem Laufe fast aufgehalten wurden. Aber Gras und Vögel verschwanden wieder, und die Armen sahen sich auf's Neue auf dem weiten, öden Ocean allein. Da brach unter der Mannschaft der Sturm des Aufruhrs endlich los; einige faßten sogar den verruchten Gedanken, den Columbus, wenn er sich weigere, zurückzukehren, über Bord zu werfen. Es gelang ihm aber nochmals, sie durch sein heiteres Vertrauen zu besänftigen; er erklärte, daß er mit seinen bisherigen Fortschritten zufrieden sei und gewisse Hoffnung habe, das Ziel bald zu erreichen.

Vögel erschienen und verschwanden wieder; die Sonne ging auf und unter, und die Schiffe flogen noch immer pfeilschnell nach Westen. Die Angst der Schiffsleute verwandelte sich in Verzweiflung. Schwerlich würde Columbus im Stande gewesen sein, die verzagte meuterische Rotte noch länger im Zaume zu halten, wenn sich nicht am folgenden Tage bestimmtere Spuren von der Nähe des Landes gezeigt hätten. Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren schwammen auf sie zu, und sogar einen künstlich geschnitzten Stab fischte man auf. Die Sonne war eben untergegangen. Columbus befahl, sorgfältig Wache zu halten, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen zu stoßen. Dem, welcher zuerst Land erblicken würde, versprach er eine große Belohnung. Die höchste Aufregung herrschte auf den Schiffen; kein Auge schloß sich. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte Columbus ein Licht von ferne. Der Schimmer war vorüberschwindend und ungewiß; aber Columbus betrachtete ihn als eine sichere Bürgschaft des Landes, und wirklich erscholl um zwei Uhr Morgens (am 12. October) von einem anderen Fahrzeuge ein Kanonenschuß, — und: „Land! Land!" jauchzte es jetzt aus jedem Munde. Man stürzte einander in die Arme; Einer schluchzte vor Freude an des Andern Brust. Nach der ersten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man sich der höheren Pflicht und stimmte mit innigster Andacht das Te Deum an. Als der Morgen anbrach, sah das Schiffsvolk (mit welchen Empfindungen!) eine grüne, schöne Insel vor sich liegen.

Mit Sonnenaufgang bestiegen sie die Boote und ruderten unter kriegerischer Musik mit fliegenden Fahnen dem Lande zu. Am Ufer hatten sich viele Einwohner der Insel versammelt, die eben so sehr über die seltsamen Gäste erstaunten, als sie selbst bei diesen Staunen erregten. Sie waren fast unbe-

kleidet, von röthlicher Kupferfarbe, ohne Barthaare, übrigens wohlgebildet. Um Kopf und Lenden trugen sie einen schönen Kranz von bunten Vogelfedern. Ihre Sprache hatte etwas Unzusammenhängendes und Thierisches. Das ganze Geschlecht hatte überhaupt viel Aehnliches mit einer Heerde gutmüthiger Schafe oder Rehe; gerade so scheu, so wehrlos, so behende trippelte es hin und her, und aus Allem, was man an ihnen sah, leuchtete so wenig Verstand hervor, daß die Spanier auf den Gedanken geriethen, es möchten wohl gar keine wirklichen Menschen sein. Den Gebrauch des Feuers kannten sie nicht; die züngelnde Flamme hielten sie für ein lebendiges Thier; in das scharfe Schwert griffen sie unbedacht, bis das Blut von ihren Händen rann. Nicht einmal den Ackerbau betrieben sie; das milde Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens gewährten ihnen Mais und eßbare Wurzeln im Ueberflusse, und machten die Sorge für wärmende Kleidung und Wohnungen überflüssig. Große Thiere gab es dort gar nicht, und ein europäischer Bullenbeißer konnte eine große Schaar dieser schüchternen Wesen in die Flucht jagen.

Columbus trat zuerst an's Land; ihm folgten die Andern. Alle warfen sich nieder, küßten mit Inbrunst die sichere Erde, errichteten dann ein Kreuz, und sprachen vor demselben ihre frommen Gebete. Sie drängten sich dann in ihrer Begeisterung um den Admiral, umarmten ihn, küßten ihm die Hände und thaten Alles, um dem Manne, dessen Leben sie vor einigen Tagen noch bedroht hatten, die größte Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen. Columbus nahm alsbald die Insel mit den üblichen Formen und Feierlichkeiten für die spanische Krone in Besitz. Die guten Indianer sahen das mit an, ohne etwas davon zu begreifen; freilich hätten sie wohl auch vergebens gefragt, nach welchem Rechte fremde Ankömmlinge ein schon bewohntes Land ohne Weiteres für sich in Besitz nahmen. Die Insel führte den Namen Guanahani; der Entdecker nannte sie San Salvador.

Columbus war der Meinung, an einer zu Indien gehörigen Insel angelangt zu sein, und in der Folge erst überzeugte man sich davon, daß man einen neuen Erdtheil entdeckt habe. Dieser Irrthum veranlaßte auch, daß man die Eingebornen Indianer nannte, und erst später unterschied man die hier liegenden Inseln durch den Namen Westindien von dem alten und von jetzt an Ostindien genannten Indien. Columbus entdeckte bald noch größere Inseln, wie Cuba, Haiti; die Küsten zeigten ihm überall einen Reichthum der Pflanzenwelt, eine Schönheit der Gegend, eine krystallene Durchsichtigkeit der Gewässer, eine schimmernde Bläue des Himmels, einen strahlenden Glanz der nächtlichen Gestirne, wie er solche noch nie erlebt. Bald stießen sie auch auf mehr gebildete und kriegerische Einwohner. Ihre Könige hießen Kaziken. Einer derselben erzählte dem Columbus, freilich mehr durch Zeichen als durch Worte, daß zuweilen Feinde von den benachbarten karaibischen Inseln sie überfielen, die Gefangenen fortschleppten, brieten und auffräßen. Auch gab er ihm eine Menge Gold für kleine Messer, Spiegel, Schnüre und ähnliches Spielzeug, bemerkte ihm aber, das eigentliche Goldland sei weiter gegen Süden zu suchen. Columbus gab dem Kaziken zu verstehen, er wolle auf seiner Insel (Haiti) eine kleine Festung zum Schutze gegen jene Menschenfresser erbauen und eine Hilfsbesatzung darin zurücklassen, was denn die Eingebornen mit großer Freude erfüllte.

Columbus selbst mußte an seine Rückkehr denken, weil ein Schiff gescheitert war, und seine Begleiter ihm nicht sehr zuverlässig schienen; 39 Spanier ließ er zurück, ermahnte sie zu einem friedlichen Benehmen gegen die Indianer, nahm einige Eingeborne und Erzeugnisse ihres Bodens mit an Bord, und

ging endlich am 3. Januar 1493 wieder unter Segel. Ein fürchterlicher Sturm hätte aber den kühnen Seglern und ihren wichtigen Nachrichten beinahe Vernichtung gebracht. Aber der Himmel klärte sich wieder auf, und am 15. März 1493 lief Columbus in den spanischen Hafen von Palos ein. Mit welchem Jubelgeschrei wurde er da von der gaffenden Menge empfangen, die ihn vor sieben Monaten an eben der Stelle hatte abfahren sehen! Man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab, und erdrückte ihn beinahe, als er, ein frommer Christ, mit den Seinen vor Allem in Procession nach der Hauptkirche ging. Der Hof hielt sich damals in Barcelona auf, und Columbus mußte daher der Länge nach ganz Spanien durchziehen. Dies war ein wahrer Triumphzug, und nachdem er feierlich vor Ferdinand und Isabellen, die auf dem Throne saßen, Bericht abgestattet, da herrschte ein Entzücken, eine Begeisterung in der Versammlung, daß Columbus fühlte, er sei reichlich belohnt für alle Mühen und Opfer, die er gebracht. Es war der schönste Tag seines Lebens.

Durch ganz Europa flog das Gerücht von der neuentdeckten Welt und erfüllte Alle, besonders aber die Gelehrten, mit Bewunderung und Entzücken. Jetzt wollte Alles nach der neuen Welt, um mit Gold und Schätzen beladen nach einigen Monaten wieder zurückzukehren. Mit Columbus segelten alsbald 1500 Menschen ab; neue Inseln wurden entdeckt, große Reichthümer zusammengebracht. Aber die armen Eingebornen wurden von den goldgierigen Spaniern schrecklich mißhandelt, und Columbus selbst, als ein Ausländer, mit Undank belohnt. Der König hielt ihm den Vertrag nicht, sandte einen vornehmen Spanier als Unterkönig an des Columbus Stelle, und dieser ließ sogar den edlen Mann in Ketten legen. Der König sprach ihn zwar wieder frei; aber die ihm feierlich zugesicherten Bedingungen des Vertrags wurden ihm nicht gehalten. Und obgleich er noch drei Reisen unternahm und neue Länder entdeckte, so achtete man seiner doch nicht mehr. Von Kummer niedergebeugt, beschloß er 1506 lebensmüde seine Laufbahn in Valladolid. Die Leiche des Columbus ward zu St. Domingo beerdigt; denn er wollte gern in dem Lande seiner Entdeckung ruhen. Die Ketten, die er früher unschuldig getragen, wurden ihm nach seinem Wunsche in den Sarg mitgegeben. Später ward sein Leichnam nach Havanna auf Cuba gebracht.

Nicht einmal des Columbus Namen hat man dem neu entdeckten Erdtheile gegeben, welcher vielmehr nach einem fast verdienstlosen Florentiner, Amerigo Vespucci, der behauptete, zuerst das Festland entdeckt zu haben, Amerika genannt wurde. Die neuere Zeit suchte diese Unbill in etwas zu vergüten, indem eine Republik des südlichen Amerika und der Hauptbezirk der vereinigten Staaten Nordamerikas sich den Namen Columbia beilegten.

**Folgen dieser Entdeckungen.** 1. Wie durch einen Zauberschlag hatte sich eine neue Welt mit ihren unermeßlichen Schätzen aufgethan. Wie sehr regte sich jetzt das Bestreben immer mehr zu erforschen und zu entdecken! So wurde selbst die Auffindung eines fünften Erdtheiles im stillen Weltmeere möglich gemacht. Ein ungeheures Feld gewann jetzt die Wissenschaft! Erfindung knüpfte sich an Erfindung. Erd-, Himmels- und Naturkunde haben in allen früheren Jahrhunderten zusammengenommen nicht so viele Bereicherungen erfahren, als ihnen jetzt plötzlich zuströmten. — Staaten, die bis dahin den Handel fast allein führten, und darauf ihre Macht gründeten, wie Venedig, Genua ꝛc., sanken mit einem Male zur Unbedeutendheit, während andere, durch ihre amerikanischen Colonien bereichert, die Uebermacht gewannen, wie Spanien, Portugal und Holland. — Durch die ungeheure

Masse von Gold, Silber und Edelsteinen veränderte sich der ganze Marktpreis aller Waaren. Der Werth des Geldes sank so, daß derjenige, der noch vor wenigen Jahren für reich gegolten hatte, jetzt für arm gelten konnte.

2. Die neuen Erzeugnisse veränderten die ganze Lebensweise der Europäer. Man lernte Dinge als Bedürfnisse kennen, von denen man früher Nichts gewußt hatte; dahin gehört: der Indigo, die Cochenille als Färbestoffe; — die peruanische Rinde, auch China- oder Fieberrinde genannt, die Guassia ꝛc. als kräftige Arzneien. Die Chocolade, von der Frucht des Cacaobaumes bereitet, und die Kartoffeln. Der Engländer Franz Drake, welcher 1577 die Erde umschiffte und Neuholland (1579) entdeckte, brachte die letztere Frucht nach Europa; sie wurde aber erst 1650 in Deutschland bekannt. — Der Tabak kam aus Südamerika, besonders von der Insel Tabago; das Rauchen lernte man von den Wilden, das im 17. Jahrhundert in Europa allgemein ward.

3. Durch die Entdeckung von Amerika wurde ein ganz besonders einflußreiches Colonisationssystem möglich, indem Tausende der Europäer nach jenen gesegneten Ländern strömten, sich hier niederließen und theils Ackerbau, theils Bergbau, theils Pflanzungs- und Handelscolonien gründeten.

4. Unter den Uebeln, welche für uns aus Amerika erwachsen sind, ist — außerdem in's Ungeheure gestiegenen Luxus — die pestartige Krankheit des gelben Fiebers bemerkenswerth, das mehrmals in Spanien und Portugal gewüthet hat. — Furchtbar aber zeigten sich die Folgen für die Eingebornen jener neuentdeckten Länder, welche meist in europäische Provinzen verwandelt wurden, wie Mexiko und Peru. Tausende und Abertausende wurden hingewürgt, weil sie sich nicht ergeben wollten, und so kam es, daß in wenigen Jahren die ganze Urbevölkerung ausstarb.

**Die Kirchentrennung im 16. Jahrhundert.** Im Laufe der Jahrhunderte hatten sich in der Einen heiligen Kirche, welche — obschon göttlichen Ursprungs und göttlicher Einrichtung — doch immer eine Gesellschaft von Menschen ist, mancherlei Mißbräuche, Mängel und Gebrechen eingestellt und sich geltend gemacht. Diese Mißbräuche betrafen aber nicht die Lehre, nicht die Heilsanordnung, nicht die von Christus erhaltene Verfassung und Einrichtung der Kirche, sondern das Leben der Menschen in der Kirche.

Die vom hl. Geiste geleitete Kirche war immer eifrigst bemüht, die da und dort auftauchenden Irrlehren und entstandenen Mißbräuche auf ihren allgemeinen Versammlungen abzustellen und aufzuheben; auch erweckte Gott in der Kirche von Zeit zu Zeit große heilige Männer, die mit Flammenworten die Gebrechen an den Gliedern der Kirche zu heilen suchten. So waren schon im 15. und besonders im 16. Jahrhundert mehrere allgemeine Kirchenversammlungen: zu Constanz 1414—1418, zu Basel 1431, zu Ferrara und Florenz 1439, im Lateran zu Rom 1510 — damit beschäftigt, die bei den Gliedern der Kirche wahrgenommenen Gebrechen und Mißbräuche abzustellen und Verbesserungen einzuführen.

Nach menschlichem Urtheile wäre es damals für die Kirche ein unendlicher Gewinn gewesen, wenn ein hl. Bernard als Reformator oder Verbesserer aufgestanden, und den Vorstehern der Kirche, den Königen und Fürsten und dem christlichen Volke unerschrocken und freimüthig die Wahrheit verkündigt, dadurch der Unwissenheit in göttlichen Dingen abgeholfen und eine

sittliche Besserung hervorgerufen hätte. — Allein Gott, der Alles lenkt und leitet, hatte in seinem undurchdringlichen Rathschlusse es anders beschlossen; er ließ die bis auf den heutigen Tag bestehende Kirchentrennung zu, — und das Eine Evangelium wird anders gelehrt und anders geglaubt.

Martin Luther, aus dem Augustiner-Orden, den 10. November 1483 zu Eisleben von rechtschaffenen Aeltern geboren, mit vielen Talenten ausgestattet und mit großer Gelehrsamkeit, die er sich auf den Gymnasien zu Magdeburg und Eisenach und später auf der Universität zu Erfurt, so wie auch durch Selbststudium erworben hatte, — Professor an der damals neuerrichteten Universität Wittenberg — gab Anlaß zu dieser Kirchentrennung. Er verfaßte 1517 über den damals vom Papste Leo X. ausgeschriebenen Ablaß, — welcher nach würdigem Empfange der hl. Buße und der hl. Communion denen zu Theil werden sollte, die einen Beitrag zum Baue der Peterskirche in Rom spenden würden, — 95 kurze, aber von den Lehren der Kirche abweichende Lehrsätze, die er an die Kirchenthüre zu Wittenberg anschlug, lehrte und vertheidigte, und in seinen Schriften verbreitete.

Das Oberhaupt der Kirche, der hl. Vater in Rom, ließ ihn durch seinen Gesandten in Augsburg liebreich auffordern, diesen seinen irrigen Lehren zu entsagen und zur wahren Lehre der Kirche wieder zurückzukehren. Die neue Lehre aber fand Anhänger; und Martin Luther, geschützt vom Kurfürsten von Sachsen, fuhr fort in Verkündigung und Verbreitung seiner neuen Lehre. Papst Leo sandte selbst ein Schreiben (Bulle genannt) an Luther, und gab ihm 60 Tage Zeit zum Widerrufe; allein hiezu war er nicht mehr zu bewegen.

Kaiser Carl V., von den großen Verwirrungen, die das Auftreten Luthers überall hervorbrachte — benachrichtigt, machte gleichfalls einen Versuch, Luther auf andere Gesinnungen zu bringen, berief ihn nach Worms (1521), wo ein Reichstag gehalten wurde, ließ ihn in die Versammlung der Fürsten führen und forderte ihn zum Widerrufe seiner Lehren auf.

Luther bat sich Bedenkzeit aus, erklärte jedoch am andern Tage: „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen."

Auch dem Ausspruche einer allgemeinen Kirchenversammlung unterwarf er sich nicht, und trennte sich von der Kirche. Einige Fürsten Deutschlands führten die neue Lehre in ihren Ländern ein, auch freie Reichsstädte nahmen sie auf. Dies veranlaßte einen großen Abfall von der Kirche, große Spaltung unter den Völkern, so wie viele Feindseligkeiten und Entfremdung der Gemüther. — Möge die Zeit bald kommen, in welcher Gott die durch den Glauben Getrennten wieder vereinigt!

In Folge der Kirchentrennung entstanden auch zwei sehr blutige Kriege, der Bauernkrieg (1525—1526), und der 30jährige Krieg. Luther predigte eine Glaubensfreiheit, gemäß welcher jeder Christ nach seiner Meinung die Wahrheit der hl. Schriften auslegen und glauben könne, sich nicht an die Lehre der Kirche und die Aussprüche der allgemeinen Kirchenversammlungen zu halten habe — und dem Oberhaupte der Kirche und den Bischöfen hierin nicht zu gehorchen brauche. — Diese Freiheit wurde von den Bauern in Deutschland mißverstanden; sie glaubten nun auch von der Bezahlung der Steuern und Abgaben befreit zu sein und nach Belieben schalten und walten zu können. Sie erhoben sich gegen ihre rechtmäßigen Herren und Obrigkeiten, zogen in großen Haufen umher, raubten, brennten, sengten und mordeten in Franken, Schwaben, am Rhein und Bodensee. Luther hörte mit Schrecken

davon, ermahnte sie erst gütlich zum Gehorsam, und da dies vergeblich war, schrieb er gegen sie eine Schrift, und forderte die Fürsten auf, die Bauern mit Gewalt zum Gehorsame zurückzuführen. Nur mit schrecklichem Blutvergießen wurden die Bauern besiegt und ihr Aufstand unterdrückt. In Schwaben war es vorzüglich Georg Truchseß von Waldburg, Hauptmann des schwäbischen Bundes, der die schwäbischen und fränkischen Bauern bei Leipheim an der Donau, bei Wurzach am Bodensee schlug und dem Aufruhr der Bauern ein Ende machte. Er war ein tapferer Herr, ein treuer Anhänger der Kirche. Die Bauern haben in diesem Kriege entsetzliche Gräuelthaten verübt und viele schöne Schlösser und Klöster geplündert und zerstört.

Martin Luther lebte bis in sein 63. Jahr zu Wittenberg und starb auf einer Reise zu Eisleben am 18. Februar 1546. Der Churfürst Johann Friedrich ließ ihn in Wittenberg begraben. Seine Anhänger nannten sich zuerst Lutheraner, später aber Protestanten.

**Der dreißigjährige Krieg.** Alle bisherigen Religionskämpfe in Deutschland waren nur ein Vorspiel des langjährigen, entsetzlichen Krieges, der unsägliches Elend über das Vaterland brachte. Die Veranlassung war folgende:

Durch einen kaiserlichen Majestätsbrief war den protestantischen Ständen (das heißt, dem Adel und den freien Städten) in Böhmen erlaubt worden, auf ihrem Gebiete noch neue Kirchen und Schulen ihres Glaubens zu errichten. Die Protestanten gingen aber noch weiter, als ihnen hier gestattet war. Die protestantischen Unterthanen des Erzbischofs von Prag und des Abtes von Braunau erbauten eigenmächtig in den Städtchen Klostergrab und zu Braunau zwei Kirchen. Da wurde mit Genehmigung des kaiserlichen Hofes die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, und die zu Braunau gewaltsam gesperrt, die unruhigsten Bürger setzte man in's Gefängniß; denn durch den Majestätsbrief hieß es, sei ein solcher Bau nur den protestantischen Ständen auf ihrem Gebiete, nicht aber den protestantischen Unterthanen katholischer Stände bewilligt worden. Hierüber entstand eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten. Sie beschuldigten den Kaiser Matthias öffentlich der Rechtsverletzung und richteten ein unangemessenes Schreiben an ihn. Als der Kaiser strenge antwortete, drangen Abgesandte der Protestanten bewaffnet in das Schloß zu Prag und warfen zwei kaiserliche Räthe, welche die Antwort des Kaisers entworfen haben sollten, sammt dem Geheimschreiber durch's Fenster, 80 Fuß tief in den Schloßgraben hinab. Zum Glücke fielen sie auf einen hohen Haufen Papierschnitzel und andern Abgang und entkamen, obwohl man fortwährend auf sie schoß, ziemlich unbeschädigt. Diese Mißhandlung der kaiserlichen Diener gab das Zeichen zur allgemeinen Empörung, welche längst vorbereitet war. Um sich zu sichern, knüpften die Anführer mit den deutschen Protestanten Verbindungen an. Vergebens mahnte der Kaiser zum Frieden; die protestantischen Stände Böhmens wollten Krieg, und sie begannen sonach den furchtbaren dreißigjährigen Krieg (1618).

Da starb Matthias, und es folgte ihm der thatkräftige Ferdinand der Zweite. Die Empörer brachen aus Böhmen hervor, überschwemmten Mähren und Oesterreich, belagerten Wien, und die böhmischen Kugeln pfiffen schon durch die kaiserliche Burg. Aber Ferdinand verzagte nicht, auf seine gute Sache vertrauend, und erhielt von einem treuen Regimente unerwartet Hilfe. Im Bunde mit den katholischen Fürsten rückte er siegreich gegen die Böhmen und deren Verbündete vor. Auf dem weißen Berge bei Prag kam

es endlich zur entscheidenden Schlacht; die Böhmen wurden vollständig geschlagen und mußten dem Kaiser huldigen. Schon schien der Streit für immer beendigt, als ihn einige Abenteurer muthwillig nach Deutschland versetzten und Christian, König von Dänemark, eigennützig und unberufen sich in die deutschen Angelegenheiten mischte, und mit den deutschen Protestanten, mit England, den Niederlanden und Frankreich ein Bündniß gegen den Kaiser schloß. Diesem fehlten die nöthigen Mittel, um ein bedeutendes Heer in's Feld stellen zu können. Da erbot sich Albrecht von Waldstein, gewöhnlich Wallenstein genannt, ein Mann von großen Geistesanlagen und unbegrenztem Ehrgeize, den der Kaiser für seine Dienste zum Herzoge von Friedland erhoben hatte, fast ohne Kosten ein Heer zusammen zu bringen, wenn man ihm den unbeschränkten Oberbefehl übertragen würde. Die Vollmacht ward ertheilt, und in wenigen Monaten hatte Wallenstein ein großes Heer gesammelt, mit dem er in kurzem Christians Verbündete besiegte. Dieser selbst ward bei Lutter durch den tapfern bayerischen Feldherrn Graf Tilly geschlagen, und mußte um Frieden bitten.

Doch bald stand ein neuer Feind auf Deutschlands Grund und Boden. Der kühne Gustav Adolph, König von Schweden, landete plötzlich (1630) unter dem Vorgeben, die Protestanten in Deutschland zu schützen, mit 15,000 Mann Kerntruppen auf der Insel Rügen und drang siegreich nach der Stadt Magdeburg vor, die sich von jeher durch Haß gegen den Kaiser ausgezeichnet und den Schwedenkönig eingeladen hatte, dort seinen Waffenplatz zu gründen. Tilly beschloß, den Schweden zuvorzukommen, indem er sich selbst des Besitzes dieser Stadt versicherte. Nachdem seine Aufforderung zur Uebergabe wiederholt zurückgewiesen worden war, wagte er einen Hauptsturm. Nach hartnäckigem Widerstande der Magdeburger und ihrer schwedischen Anführer drangen die erbitterten Sturmhaufen von allen Seiten in die Stadt. Ihre Wuth vergrößerte sich, als man aus allen Fenstern Widerstand leistete, und jede Gasse einzeln eingenommen werden mußte. Umsonst suchte Tilly durch Bitten und Befehl dem wilden Kampfe und der Plünderung, so wie der schrecklichen Feuersbrunst Einhalt zu thun, welche die eigenen Bürger durch eingelegtes Pulver entzündet hatten, und welche die Eroberer all' ihrer Vortheile beraubte, indem die ganze Stadt niederbrannte. Nach kurzer Belagerung ergab sich auch Leipzig. Hier entschied sich aber das Glück zu Gunsten Gustav Adolphs, als Tilly, der zuvor Verstärkungen abwarten wollte, wider seinen Willen in einen ungleichen Kampf verwickelt wurde. Rasch drang jetzt Gustav Adolph in das Herz Deutschlands bis an den Rhein, und von da bis nach Bayern vor, und erzwang unter einem heftigen Geschützfeuer den Uebergang über den Lech. Tilly selbst wurde hier tödtlich verwundet, konnte aber noch den Rückzug nach Ingolstadt und die Vertheidigungsanstalten dieser Stadt gegen die stürmenden Schweden anordnen. Hier starb dieser fromme Held, der in 36 Schlachten gesiegt hatte, dessen Namen so viele unverdiente Schmähung traf. Der Kaiser befand sich in größter Noth; er fürchtete sogar eine Belagerung Wiens. Da wandte er sich an Wallenstein, der früher wegen unerhörter Plünderungen in Freundes- wie in Feindesländern entlassen worden war. In kurzem erschien Wallenstein mit einem neuen Heere und nöthigte Gustav Adolph, Bayern zu verlassen. Die großen Gegner trafen sich bei Nürnberg, blieben aber viele Wochen unbeweglich in ihren vrrschanzten Lagern stehen. Ein Sturm, den die Schweden auf Wallensteins Lager machten, mißlang gänzlich. Bei Lützen dagegen kam es zu einer mörderischen Schlacht, in welcher der König den zweifelhaften Sieg mit seinem eigenen Leben erkaufte (1632). Von nun an leitete der Kanzler Oxenstierna die

Sachen der Schweden und ihrer protestantischen Verbündeten. Indessen fehlte die Einigkeit unter ihren Generälen, und Wallenstein hätte durch seinen überlegenen Geist leicht seinen kaiserlichen Herrn zum Sieger machen können. Statt dessen knüpfte er treuloser Weise mit den Schweden und mit Frankreich geheime Unterhandlungen an, und wurde deßhalb, übrigens ohne Wissen und Willen des Kaisers, als Verräther in Eger ermordet. Der Kampf dauerte noch 14 Jahre, hauptsächlich durch Frankreichs Schuld, das nun auch seine Heere, nicht blos seine Gelder in das unglückliche Deutschland entsendete, mit wechselndem Glücke fort.

Endlich verlangte aber Alles den lang entbehrten Frieden, der 1648 zu Münster und Osnabrück zu Stande kam und wegen der Lage der erstgenannten Stadt der westphälische genannt wird. Hinsichtlich der Religionsverhältnisse wurden die früheren Verträge erneuert, d. i. den Protestanten gleich den Katholiken freie Religionsübung eingeräumt und zugleich festgesetzt, daß sie alle Kirchen und Kirchengüter behalten sollten, die sie seit dem Jahre 1624 besaßen. Schweden dagegen erhielt bedeutende Besitzungen in Deutschland, Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und nach all' den schrecklichen Verwüstungen, die seine beutesüchtigen Kriegsschaaren in Deutschland angerichtet und die ihren Namen noch jetzt zum Schrecken jedes Freundes des Vaterlandes machen, noch 5 Millionen Thaler Kriegsentschädigung. Desgleichen bekam Frankreich außer einer Reihe deutscher Festungen das herrliche Elsaß, das gleich Lothringen sich noch heute in seinen Händen befindet und mit lauter Stimme an die Schmach früherer Zeiten erinnert. Das sonst so blühende Vaterland selbst aber bot einen Entsetzen erregenden Anblick dar. Tausende von Dörfern und Städten lagen in Schutt und Asche, und heimathlos irrten die unglücklichen Bewohner umher. Ganze Gegenden waren in eine schaurige Wüste verwandelt. Felder lagen unangebaut, Handel und Gewerbe stockten. Dagegen vermehrten sich in den verödeten Landstrichen die wilden Thiere, und drangen bis in die Städte. Fast die Hälfte der Einwohner Deutschlands waren untergegangen; ansteckende Krankheiten, Hungersnoth und Verzweiflung wütheten unter denen, welche dem Schwerte der Feinde entronnen waren. Dazu hatten die Gräuel des Krieges und die furchtbare Noth die Herzen der Menschen sehr verwildert und der Religion, der guten Sitte und Bildung auf lange hin entfremdet, so daß es in Wahrheit heißen konnte:

„Ach, Lieb' und Treu' ist hin, die Gottesfurcht erkaltet;
Der Glaub' ist abgethan, Beständigkeit veraltet."

Sonst macht die Zeit jede Wunde vernarben. Die Wirkungen dieses Krieges waren aber so nachhaltig und schrecklich, daß unser Vaterland bis heute nach 200 Jahren den Zustand seiner frühern Blüthe nicht wieder hat erreichen können.

Die deutsche Kaiserwürde, die einst die erste in der Christenheit gewesen, stand jetzt machtlos da, und Deutschland war durch seine Zwietracht den Ausländern gegenüber so herabgewürdigt und geschwächt, daß Franzosen von da an ungestraft mehrere Gewaltthaten auf deutschem Boden verübten, — daß sogar Türken bis vor Wien in Deutschland eindrangen, und die Residenz des deutschen Kaisers vom 14. Juli bis zum 12. September 1683 belagerten und namenlosen Jammer über so viele Familien brachten. Denn Tausende von Männern, Frauen, Knaben und Mädchen fielen entweder unter den Säbeln dieser barbarischen Feinde, oder sie wurden als Sklaven fortgeführt.

**Die Türkenkriege. Karl von Lothringen. Rüdiger von Stahrenberg. Johann Sobiesky. Max Emanuel von Bayern.**

Ludwig von Baden. Prinz Eugen. Nachdem die Türken Konstantinopel im Jahre 1453 erobert und das morgenländische Kaiserthum vernichtet hatten, suchten sie ihre Herrschaft weiter nach Westen auszubreiten. Schon unter Kaiser Karl V. hatten sie Ungarn erobert und waren 1529 sogar bis vor Wien vorgedrungen. Hier wurden sie aber durch den Widerstand der Bürger, welche muthig eine Belagerung vom 23. September bis zum 15. Oktober aushielten, unter der trefflichen Führung des 71jährigen Feldherrn Nikolaus von Salm zur Rückkehr gezwungen.

Aber sie brachen in wiederholten Zügen über Ungarn herein und machten reiche Beute; und mit ihnen war sogar der König Ludwig XIV. von Frankreich in ein geheimes Einverständniß getreten und reizte sie zu Einfällen in das österreichische Gebiet an. Im Jahre 1683 drangen sie unter dem Großvezier Kara Mustapha mit 270,000 Mann in Ungarn ein und rückten gegen Wien vor. Das deutsche und kaiserliche Heer, welches sich eilig bei Preßburg gesammelt hatte, zählte nur wenig mehr als 30,000 Mann und konnte den Marsch der furchtbar überlegenen Macht der Türken gegen Wien nicht hindern. Die größte Bestürzung herrschte in dieser Stadt; der Kaiser und sein Hof hatten sich nach Linz zurückgezogen, und viele Bürger verließen die Stadt. Aber die zurückbleibenden faßten Muth und griffen zu den Waffen, und dem ausgezeichneten Feldherrn, Herzog Karl von Lothringen, gelang es, eine Besatzung von 12,000 Mann in die Stadt zu werfen, bevor die Türken, welche sich zum Glücke der Stadt mit Plünderungen lange unterwegs aufhielten, vor ihren Mauern erschienen waren. Die Vertheidigung wurde dem tapferen Grafen Rüdiger von Stahrenberg übertragen. Am 14. Juli erschien das ungeheure Heer der Türken vor Wien, und sogleich begann der Kampf gegen die Stadt. Mehr noch als die Geschütze, brachten die Minen, welche die Feinde gegen die Stadt richteten, Gefahr. Aber unter der umsichtigen Leitung ihres tapferen Führers hielt sich die kleine Schaar der Vertheidiger mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe. Was an den Festungswerken durch die Minen zerstört wurde, stellten sie in der Nacht wieder her, und die Türken mußten jeden Schritt vorwärts gegen die hartnäckigste Gegenwehr erkämpfen. Aber die Besatzung verlor durch die vielen Kämpfe viele ihrer tapferen Leute, und bald reichte sie kaum mehr aus, alle Punkte zu vertheidigen. Schon hatten die Türken eine Mine bis unter die Burgbastei gegraben und eine so große Lücke gesprengt, daß sie in ganzen Reihen stürmen konnten. Aber immer noch hielt die Besatzung wacker Stand, und ihrer muthvollen Ausdauer wurde Rettung zu Theil. Am 11. September erschien ein Hilfsheer. Der König von Polen, Johann Sobiesky, hatte eine Schaar tapferer Krieger gesammelt; ihm hatten sich die meisten deutschen Fürsten mit ihren Leuten angeschlossen, und mit ihnen vereint griff Karl von Lothringen, obgleich er auch jetzt im Ganzen nur ungefähr 60,000 Mann zählte, das türkische Lager an. Am 12. September 1683 wurde die große Schlacht geschlagen. Die Türken wurden aus allen ihren Verschanzungen geworfen, und das ganze Lager fiel in die Hände der Sieger. Eine unermeßliche Beute wurde da gemacht; 15,000 Zelte, darunter das des Großveziers, das allein auf 400,000 Thaler geschätzt wurde, die ganze reiche Kriegskasse, das kostbare Reitzeug des Großveziers, seine mit Juwelen besetzten Waffen und das Panier, das ihm der Sultan Muhamed IV. mit in den Krieg gegeben hatte, 300 Geschütze und eine Menge der herrlichsten Kostbarkeiten wurden von den flüchtigen Türken zurückgelassen, und 10,000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld. Sobiesky selbst schrieb über diesen glorreichen Kampf unter Anderem an seine Gemahlin: „Das ganze feindliche Lager sammt dem

Geschütz und einem unschätzbaren Reichthum ist in unsere Hände gefallen. Die Kameele und Maulthiere sammt den gefangenen Türken werden heerdenweise fortgetrieben. Des Großveziers Erbe bin ich geworden. Das Feldzeichen, welches ihm pflegt vorgetragen zu werden, nebst dem muhamedanischen Panier, womit ihn der Sultan für diesen Feldzug beehrt hatte, die Gezelte, Wagen und Gepäck sind mir zu Theil geworden, und sind allein einige von den erbeuteten Köchern mehrere tausend Thaler werth. Was er sonst von verschiedenen Ergötzlichkeiten in seinen Zelten gehabt, als insonderheit seine Badstuben und Gärten, den Springbrunnen und mancherlei seltene Thiere, wäre zu weitläufig zu beschreiben. — Ich mußte lange mit dem Vezier fechten, bis der linke Flügel mir zu Hilfe kam. Da waren um mich her der Kurfürst von Bayern, der Fürst von Waldeck und viele andere Reichsfürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Heerführer faßten mich bei den Händen und Füßen, die Obersten mit ihren Regimentern zu Roß und Fuß riefen uns zu: ‚Unser braver König!' — Heute Morgen kam der Kurfürst von Sachsen nebst dem Herzog von Lothringen zu mir; endlich kam der wienische Statthalter, der Graf von Stahrenberg, mit vielem Volke hohen und niederen Standes mir entgegen; Jedermann hat mich geherzt, geküßt und seinen Erretter genannt. Auf der Straße erhob sich ein Jubelgeschrei: „Es lebe der König!" Als ich nach der Tafel wieder hinaus in's Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen bis zum Thore hinaus. Für diesen uns gesandten höchst vortrefflichen Sieg sei dem Höchsten Lob, Preis und Dank gesagt in Ewigkeit!"

Dieser Sieg war aber nicht nur für Wien, das sich kaum noch einige Tage hätte halten können, für das habsburgische Reich und für Deutschland, sondern für ganz Europa von der größten Bedeutung. Denn es handelte sich darum, ob die europäische, christliche Civilisation, oder die hereinbrechende Barbarei der asiatischen Türken über die Völker herrschen sollte. Wie barbarisch diese wilden Raubschaaren verfuhren, zeigt die Ueberlieferung, daß während dieses Heereszuges vor Wien 400,000 Menschen aus den kaiserlichen Landen als Sklaven fortgeschleppt wurden. Daher wurde auch der Name der Türken der Schrecken überall, wohin er gelangte, und ganz Europa freute sich über ihre Niederlage. Nur Ludwig XIV. freute sich nicht; ja man berichtet sogar, daß keiner seiner Minister es habe wagen wollen, ihm die Siegesbotschaft zu melden, und daß in dem Zelte des Großveziers Briefe von ihm mit dem Plane der Belagerung gefunden worden seien.

Die Türkenkriege hatten aber mit der Niederlage vor Wien noch nicht ihr Ende erreicht. Noch manche blutige Schlacht wurde geschlagen, um den von Neuem in Ungarn einbrechenden Erbfeind zurückzutreiben, und ausgezeichnete Kriegshelden erwarben sich hier einen großen Namen und bleibenden Ruhm bei der Nachwelt. Karl von Lothringen focht siegreich bei Mohacz 1687; Kurfürst Max Emanuel von Bayern eroberte 1688 Belgrad; Markgraf Ludwig von Baden erkämpfte 1691 bei Salankemen mit reicher Beute einen glorreichen Sieg, und der heldenmüthige Prinz Eugen von Savoyen gewann in der blutigen Schlacht bei Zentha 1697 einen so glänzenden Sieg, daß die Türken einen Waffenstillstand eingingen. Oesterreich erhielt Siebenbürgen, Slavonien und Kroatien; Ungarn, welches sich gegen das Kaiserhaus mit den Türken verbunden hatte, wurde nach der Schlacht bei Mohacz ein für den habsburgisch-österreichischen Mannesstamm erbliches Königreich, nachdem es bis dahin ein Wahlreich gewesen war.

**Der spanische Erbfolgekrieg. (1700—1714.)** Glücklicherweise genoß Deutschland nach dem Abschlusse des westphälischen Friedens längere Jahre Ruhe, um sich von den Schrecknissen des Krieges erholen zu können. Allein auf einmal riß der raubsüchtige König Ludwig XIV. von Frankreich, mitten im Frieden, die Stadt Straßburg von Deutschland ab und verwüstete die Gegenden der Rheinpfalz, um, wie er sagte, Frankreich durch eine Wüste zu decken. Kaiser Leopold I. hatte zu gleicher Zeit mit den Türken, die zum zweiten Male Wien belagert hatten, blutige Kämpfe und mußte daher den Franzosen die gemachten Eroberungen größtentheils überlassen. Er schloß deßhalb mit Ludwig einen 20jährigen Waffenstillstand, der indeß bald durch den spanischen Erbfolgekrieg unterbrochen wurde.

Der König von Spanien, Karl II., war nämlich kinderlos gestorben und hatte auf Betreibung des ränkevollen französischen Königs dessen Enkel Philipp zu seinem Nachfolger ernannt. Allein Kaiser Leopold glaubte als Verwandter des verstorbenen Königs gerechtere Ansprüche auf Spanien zu haben und machte diese sofort auch geltend. Hiedurch entstand ein schwerer Krieg, in welchem Bayern zu Frankreich hielt, wodurch der Kriegsschauplatz abermals nach Deutschland verlegt wurde. Nach zwölfjährigem Kampfe wurde endlich Friede geschlossen und bestimmt: daß Philipp Spanien behalten, dagegen aber Belgien, Mailand, Neapel und Sardinien an Oesterreich abtreten solle.

**Der österreichische Erbfolgekrieg. (1741—1748.)** Mit Karl VI. erlosch die männliche Linie des habsburg-österreichischen Hauses, aus welchem nach und nach 16 Kaiser über Deutschland regiert hatten. Durch das österreichische Erbfolgegesetz hatte Karl seiner Tochter Maria Theresia, die mit dem Großherzog Franz von Toskana vermählt war, den Besitz seiner Länder zu sichern gesucht, und dieses Erbfolgegesetz war von fast allen europäischen Regenten anerkannt worden. Dessenungeachtet erhoben sogleich nach dem Tode des Kaisers die Kurfürsten von Bayern und Sachsen, Ansprüche auf die Thronfolge. Zugleich forderte Friedrich II. von Preußen, unter Berufung auf alte Rechte, vier schlesische Fürstenthümer und rückte bewaffnet in Schlesien ein, und da auch noch Spanien und Sardinien Forderungen stellten, so war es dem Könige von Preußen ein Leichtes, im Frieden von Breslau fast ganz Schlesien zu erhalten. Der Kurfürst von Bayern hatte Böhmen eingenommen, Oberösterreich hatte ihm gehuldigt und er war bereits zum Kaiser gekrönt worden.

In dieser Noth wandte sich Maria Theresia an die Ungarn. Im Trauergewande, die apostolische Krone auf dem Haupte und mit dem königlichen Schwerte umgürtet, erschien sie auf dem ungarischen Reichstage und schilderte auf's Eindringlichste ihre Noth. Ihre Rede und bedrängte Lage ergriffen die Herzen aller Anwesenden. Wie zum Schwure zogen sie ihre Säbel, schwangen sie empor und riefen: „Wir wollen sterben für unsere Königin Maria Theresia!“ Thränen erfüllten bei diesem Zurufe die Augen der Königin, und diese Thränen erhöhten noch mehr die Begeisterung der treuen Ungarn. Schon am folgenden Tage (den 12. September 1741) wurde ein Aufgebot an die ganze Nation erlassen, und ehe zwei Monate vergingen, standen zwei beträchtliche Heere zum Dienste der Königin bereit.

Mit Zustimmung der Stände hatte Maria Theresia ihren Gemahl als Mitregenten angenommen. Dieser erschien daher ebenfalls vor dem Reichstage und leistete in Gegenwart der Königin und der Stände den Eid als Mitregent. Die Königin hatte ihr erst sechs Monate altes Söhnlein, den

nachmaligen Kaiser Joseph, auf dem Arm, und als ihr Gemahl nach geleistetem Schwur ausrief: „Mein Blut und Leben für die Königin und das Königreich Ungarn!“ hob Maria Theresia den lieblichen Knaben in die Höhe und zeigte ihn der Versammlung, gleichsam deren Schutz für ihn erflehend. Neu begeistert brachen bei diesem Anblick die Stände abermals in die Worte aus: „Wir wollen sterben für unsere Königin und ihre Familie!“ So stärkte der Anblick einer liebenswürdigen und hochgeachteten Königin und eines hilfsbedürftigen Kindes das Rechtsgefühl eines biedern Volkes.

Jetzt nahm sich auch England der österreichischen Sache an, und als auch Rußland sich für dieselbe erklärte, so erhielt sie im Frieden zu Aachen alle ihre Erblande (mit Ausnahme von Schlesien) zurück, und ihr Gemahl Franz I. wurde zum Kaiser erwählt (1745).

Um das verlorne Schlesien wieder zu gewinnen, ging Maria Theresia ein Bündniß mit Sachsen und Rußland gegen Friedrich II. ein. Es entspann sich ein Krieg, der nach seiner Dauer von 1756—1763 der siebenjährige genannt wird, einer Million Menschen das Leben kostete und dennoch keiner der streitenden Mächte eine Gebietsvergrößerung verschaffte. Nachdem Kaiser Franz I. 1765 gestorben war, folgte ihm sein Sohn Joseph II. als deutscher Kaiser, und nach dem Tode seiner Mutter, der großen Maria Theresia, erhielt er auch die Alleinherrschaft über seine Erblande.

Ausgestattet mit trefflichen Naturanlagen und voll glühenden Eifers für das Wohl seiner Völker, suchte er vielerlei Mißbräuche abzuschaffen, hob die Todesstrafe und die Leibeigenschaft auf, verbesserte die Rechtspflege und wollte überhaupt das Gute; aber er wollte es auf seine Weise und nach seiner Einsicht; dabei wählte er nicht nur häufig die verkehrtesten Mittel, sondern er ließ sich in seinem Feuereifer selbst zu offenbaren Ungerechtigkeiten hinreißen, indem gar viele seiner Anordnungen tief in die religiösen und politischen Rechte und Freiheiten seiner Völker eingriffen. Diese erhoben sich; die Ungarn wollten sich ihre Sprache und Sitten, die Belgier ihre religiösen Einrichtungen nicht nehmen lassen, und in andern Provinzen glimmte das Feuer unter der Asche. Da erkannte Joseph, daß er geirrt und seine Lebensaufgabe verfehlt habe. Er wandte sich an das tiefgekränkte Oberhaupt der Kirche, bat dasselbe um Vermittlung, und der Papst schrieb an die Aufständischen; allein es war zu spät, denn ganz Belgien war bereits in der Gewalt der Aufrührer. Schlag auf Schlag traf nun den Kaiser; er selbst litt an einer unheilbaren Krankheit, verlor seine geliebtesten Verwandten durch den Tod und war unglücklich in seinen Kriegsunternehmungen. Tief gebeugt durch all' Dieses fand er nur noch Trost in der Religion. Nachdem er längst schon jede Hoffnung zur Genesung aufgegeben hatte, verlangte er selbst bei vollem Bewußtsein die heiligen Sakramente. Trotz seiner körperlichen Entkräftung ließ er sich ankleiden, ging, um seinen Glauben und seine Ehrfurcht gegen Gott an den Tag zu legen, im vollen kaiserlichen Ornate dem hochwürdigsten Gute entgegen und empfing es mit allen Zeichen der innigsten Andacht. Er starb den 20. Februar 1790.

Ihm folgte sein Bruder Leopold II., Großherzog von Toskana, wo er bisher mit väterlicher Weisheit regiert hatte; aber schon nach zwei Jahren hinterließ er den Thron dem letzten deutschen Kaiser, nämlich seinem Sohn, dem von seinen Völkern so sehr geliebten Kaiser Franz II.

**Napoleon Bonaparte.** So wahr es ist, daß Gottesfurcht und Tugend ein Volk groß und glücklich machen, so wahr ist es auch, daß Gott-

vergessenheit und Lasterhaftigkeit dasselbe von Stufe zu Stufe in den Abgrund des schrecklichsten Verderbens stürzen. Den Beweis hievon liefert uns in abschreckender Weise das französische Volk am Ende des vorigen Jahrhunderts. Nachdem schon um ein Jahrhundert früher in dem benachbarten England der Unglaube tiefe Wurzeln geschlagen hatte, verpflanzte er sich durch willige Schüler später auch nach Frankreich. Bald wurde das Land durch eine Fluth schlechter Bücher überschwemmt, welche den glühendsten Haß gegen Gott und jede von Gott gesetzte Ordnung, die ungebundenste Freiheit aller Staatsbürger, die Gleichheit aller Stände und den offenen Aufruhr gegen Thron und Altar predigten. Dazu kam, daß durch die beständigen Eroberungskriege und die Verschwendung der früheren Könige die Staatsschuld Frankreichs eine furchtbare Höhe erreicht hatte, welche die drückendsten Abgaben veranlaßte, während Handel und Ackerbau gänzlich darnieder lagen.

So kam Frankreich 1774 an Ludwig XVI., einen gutmüthigen, wohlwollenden Regenten, welcher aber nicht im Stande war, das Verderben, das über sein Land hereinzubrechen drohte, abzuwehren. Als nun vollends eine große Theurung aller Lebensmittel entstand, und die Arbeiter auch keinen Verdienst mehr fanden, rotteten sich die Mißvergnügten zusammen, und durch boshafte Menschen aufgehetzt, erlaubten sie sich bald die frevelhaftesten Handlungen. Die Revolution mit allen ihren Schrecknissen und Entsetzen erregenden Gräueln brach aus.

Pöbelherrschaft und Willkür trat an die Stelle des Gesetzes, und selbst das Heiligste war der Lästerung und dem Spotte preisgegeben. — Da war auch das Leben des Königs nicht mehr heilig. — Blutgierige, habsüchtige Menschen drängten sich an die Spitze der tobenden Volkshaufen, die sie durch Lügen und allerlei Vorspiegelungen noch mehr aufreizten. Man setzte sogar die königliche Familie gefangen, der König wurde verurtheilt und starb unschuldig auf dem Blutgerüste. — Ganz Europa vernahm den Königsmord mit Entsetzen.

Die wüthendsten Führer und Häupter der Revolution waren Robespierre, Marat und Danton. Sie zogen Jeden, der nicht mit ihnen einverstanden war, oder ihnen nur im Geringsten verdächtig war, vor ihr Gericht, stellten einige Fragen an ihn, schickten ihn dann auf das Schaffot und zogen sein Vermögen ein.

Niemand war in dieser Schreckenszeit seines Lebens und Vermögens sicher. Den Meisten wurden blos erdichtete Verbrechen vorgehalten, nur um einen Vorwand zu haben, sie zu verurtheilen und aus dem Wege zu schaffen, und die Hinrichtung folgte gewöhnlich unmittelbar auf das Verhör.

Hunderttausende, unter diesen auch die Königin, fielen unter dem Mordbeil, und Jammer und Schrecken wohnte in Palästen und Hütten. Ja man ging endlich so weit, die Religion durch ein Gesetz abzuschaffen.

Als sich endlich die übrigen europäischen Mächte anschickten, die Ruhe und Ordnung in Frankreich wieder herzustellen, wurde die ganze französische Nation zu den Waffen gerufen. Es entzündete sich eine Reihe von Kriegen, durch welche ganz Europa erschüttert und zum Theil umgestaltet wurde.

Mitten in diesem tobenden Sturme erhob sich ein Mann, wie die Geschichte deren wenige aufzuweisen hat, der durch seinen gewaltigen Geist dem wilden Aufruhr des Volkes Ruhe gebot und Ordnung und Gesetzlichkeit einführte. „Napoleon" ist der Name dieses merkwürdigen Mannes.

Napoleon wurde den 15. August 1769 zu Ajaccio (spr. Ajadschio) auf der Insel Corsica geboren und war der Sohn eines unbemittelten Adeligen,

Bonaparte. Siebzehn Jahre alt war er schon Artillerie-Officier in der französischen Armee, bald darauf General. Durch das Glück seiner siegreichen Waffen in Italien und Egypten, sein Feldherrntalent, die Kühnheit seiner Entwürfe und die rasche Ausführung derselben, schwang er sich innerhalb acht Jahren zum Obergeneral der französischen Armee, vom Obergeneral zum Consul, vom Consul zum Kaiser der Franzosen empor. Ihm gebührt der Ruhm, in Frankreich, wo sich durch die Revolution alle Bande der bürgerlichen und religiösen Ordnung aufgelöst hatten, die Ruhe und die katholische Religion wieder hergestellt zu haben. Auch ein vortreffliches Gesetzbuch ließ er entwerfen, und beförderte durch Anlegung prachtvoller Straßen und Kanäle Handel und Gewerbe.

Dabei aber war er sehr kriegslustig und ehrgeizig. Er begnügte sich nicht Kaiser der Franzosen zu sein; er wollte ganz Europa, ja die Welt erobern. Er bekriegte eine Nation nach der andern. Nachdem er schon als Consul durch seine Siege das ganze linke Rheinufer mit Frankreich vereinigt hatte, erklärte er sich im Jahr 1805 zum König von Italien und ließ den Papst, der diesen Gewaltstreich nicht anerkennen wollte, gefangen nach Frankreich abführen. Dann zog er gegen Oesterreich, Rußland und Schweden, die sich gegen ihn verbunden hatten, nahm bei Ulm eine bedeutende österreichische Armee gefangen, besetzte Wien und erzwang durch die siegreiche Dreikaiserschlacht bei Austerlitz 1805 den Preßburger Frieden, durch den Oesterreich 1000 Q.Meilen Landes und 3 Millionen Unterthanen verlor.

Hierauf vertrieb er die Bourbonen aus Neapel und gab dieses Land seinem Bruder Joseph; Holland schenkte er seinem jüngern Bruder Ludwig. Im Jahre 1806 stiftete er den Rheinbund und lös'te, indem er sich zu dessen Schirmherrn (Protektor) erklärte, das 1000jährige römische Reich und damit die Einheit Deutschlands auf. Kaiser Franz legte die Würde als deutscher Kaiser nieder und erklärte sich zum Erbkaiser von Oesterreich. Die Kurfürsten von Bayern und Sachsen und der Herzog von Württemberg, dem Napoleon kurz vorher den Kurfürstentitel beigelegt hatte, erhielten den Königstitel; der Landgraf von Hessen, der Markgraf von Baden ꝛc. wurden Großherzoge, mußten aber fortan unter den Fahnen Napoleons kämpfen.

Nachdem so Napoleon die Einheit Deutschlands zerstückelt und die kleinen deutschen Fürsten für sich gewonnen, Oesterreich aber gedemüthigt hatte, zog er gegen Preußen, das bisher am Kampfe für die Freiheit Deutschlands keinen Theil genommen hatte. In den Schlachten von Jena und Auerstädt vernichtete er 1806 die Macht Preußens fast gänzlich, und schlug die zu Hilfe geeilten Russen 1807 bei Friedland, so daß sie den Frieden von Tilsit schloßen, wodurch der König von Preußen beinahe sein halbes Land verlor. Daraus und aus dem Herzogthum Braunschweig, dem Kurfürstenthum Hessen und einigen Theilen Hannovers setzte Napoleon das Königreich Westphalen zusammen, das er seinem jüngsten Bruder Hieronymus gab.

Da Napoleon den Engländern zur See Nichts anhaben konnte, so suchte er wenigstens ihren Handel zu vernichten; er ließ überall die englischen Waaren verbrennen und führte die sogenannte Continentalsperre ein, welcher zufolge keine englischen Waaren mehr verkauft werden durften. In Portugal entthronte Napoleon das königliche Haus Braganza, in Spanien nöthigte er den König Ferdinand seiner Krone zu entsagen, die Napoleon seinem Bruder Joseph gab, wogegen sein Schwager Murat Neapel erhielt. Indessen wehrten sich die Spanier sehr tapfer für die Freiheit ihres Landes.

Noch einmal erhob sich, während die Franzosen in Spanien vollauf zu thun hatten, Kaiser Franz allein für die Freiheit Deutschlands. Im Jahre 1809 drangen die Oesterreicher unter Anführung des tapfern Erzherzogs Karl in Bayern vor. Doch Napoleon eilte ihnen rasch entgegen, siegte bei Regensburg und Eckmühl und zog in Wien ein. Dann drang er über die Donau, wurde jedoch von Erzherzog Karl bei Aspern zum ersten Male glorreich besiegt. Nicht ohne Gefahr zog er sich zurück, indessen gelang es ihm, die Oesterreicher bei Wagram 1809 nach hartnäckigem Widerstande zu besiegen. Kaiser Franz wurde gezwungen, den Wiener Frieden zu schließen, der Oesterreich abermals große Verluste an Ländern brachte. Auch die treuen, tapfern Tyroler, welche sich unter Anführung des edlen Sandwirths Hofer für ihren Kaiser erhoben hatten, mußten nach heldenmüthigem Widerstande die Waffen strecken. Hofer wurde gefangen und wie ein Verbrecher in Mantua auf Befehl Napoleons erschossen.

Um den europäischen Fürsten sich mehr gleichzustellen und mit Oesterreich sich fester zu verbinden, ließ er sich von seiner treuen Gattin Josephine scheiden, und heirathete Marie Luise, die Tochter des österreichischen Kaisers Franz (1810). Dieser Ehe entsproß ein Sohn, Napoleon II., der schon in der Wiege zum Könige von Rom ernannt wurde. Nun stand Napoleons Glück auf der höchsten Stufe.

Doch nicht zufrieden mit solchem Glanze wollte er auch Rußland seinem Scepter unterwerfen. Er zog im Sommer 1812 mit einem ungeheuren Heere von mehr als einer halben Million Soldaten fast aus allen Nationen Europas zu Fuß und zu Pferd, und mehr als tausend Kanonen über den Niemen nach Rußland. Moskau war sein Ziel; dort wollte er Winterquartiere halten. Nach mehreren blutigen, siegreichen Schlachten (bei Smolensk und an der Moskwa) erblickte das französische Heer die prächtige zweite Hauptstadt des russischen Reiches mit ihren 1600 Kirchen, herrlichen Marmorpalästen, unübersehbaren Häusern und Hütten vor sich. „Moskau, Moskau!“ riefen die Soldaten freudig; denn hier hofften sie Ruhe und Wohlleben den Winter über zu finden. Aber wunderbar! keine Behörde zog dem Kaiser entgegen, ihn um Schonung der Stadt anzuflehen; die Thore der Stadt standen weit offen; kein Feind ließ sich blicken. Einige Officiere, die sich in die Stadt hineingewagt, brachten die Nachricht, in den Gassen sei es wie ausgestorben. Napoleon hielt seinen Einzug; man hörte Nichts als die Hufschläge der Rosse und die Fußtritte der Soldaten. Der Kaiser nahm seine Wohnung im Kreml, der kaiserlichen Residenz. Auch hier war Alles leer; er wußte dieses Schweigen, diese Oede, sich nicht zu erklären. Er ahnte nicht, daß der Statthalter Moskaus, Rostopschin, den ungeheuren Plan gefaßt hatte, die herrliche Stadt mit all ihren Reichthümern zu verbrennen und so die Franzosen zu verderben. Darum hatten alle Einwohner die Stadt verlassen müssen; dagegen waren 2000 Verbrecher aus den Gefängnissen entlassen worden mit dem Auftrag, die Stadt an vielen Orten in Brand zu stecken. Das geschah. Die Helle weckte des Nachts Napoleon. Voll Entsetzen sprang er auf. „Ists möglich?“ rief er aus, „das haben sie selbst gethan? Welche Menschen!“ Rettungsversuche waren vergebens, da die Russen auch alle Löschanstalten vorher vernichtet hatten. In wenigen Tagen war die ungeheure Stadt mit ihren Reichthümern und Vorräthen ein Aschenhaufen und der Plan Napoleons vernichtet. Viele hundert Stunden von der Heimat entfernt stand der stolze Kaiser da mit seinem Heere ohne Obdach und Lebensmittel. Jetzt wandte sich das Glück des Welteroberers.

Nachdem Napoleon vergeblich mit Kaiser Alexander von Rußland Friedensunterhandlungen angeknüpft hatte, blieb ihm Nichts übrig, als den Rückzug anzutreten auf demselben Wege, den er gekommen war. Aber welch ein Rückzug! Kein anderes Beispiel solcher Gräßlichkeit kennt die Geschichte. Ein ungewöhnlich früher und strenger Winter brach herein. Der Schnee lag bald an manchen Orten ellentief. Da ward die Noth unaussprechlich. Die Flüchtigen sahen vor sich nur Eis- und Schneefelder, und hinter ihnen drangen von allen Seiten die verfolgenden Russen heran. Diese waren an die Kälte gewöhnt und mit Allem reichlich versehen. Aber die Franzosen hatten keine Nahrung; Pferdefleisch war für sie ein köstlicher Bissen. Manche Soldaten saßen vor Hunger und Kälte wahnsinnig im Schnee und kauten an ihren eigenen Händen. Lumpen waren ihre Kleidung; die nächtliche Lagerstatt war das kalte, unabsehbare Schneefeld. Tausende und wieder Tausende kamen um oder wurden von den Russen gefangen; die Kanonen, das Gepäck, die Beute, Alles ging verloren. In Wilna allein lagen 70,000 Leichen, und als der nächste Frühling die Schneedecke wegschmolz, da kamen nicht weniger als 243,000 Leichen zum Vorschein.

Am schrecklichsten war der Uebergang über die Beresina. Nur zwei Brücken, die Napoleon in der Eile hatte schlagen lassen, dienten den Fliehenden zur Rettung. Jeder wollte zuerst das Ufer erreichen, die Einen wurden in den Fluß hinabgestoßen, Andere umgeworfen und von den Hufen der Rosse und den Fußtritten ihrer eigenen Kameraden zertreten. Ueberdies feuerten die Russen unaufhörlich mit Kartätschen in das fürchterliche Gedränge. Tausende fanden hier den Tod. Die Fluten der Beresina wälzten menschliche Leichname und Eisschollen zugleich in ihrem weiten Bette mit sich fort.

Endlich kehrten von einer halben Million Soldaten, die vor wenigen Monaten muthig und stolz über Rußlands Grenze gezogen waren, kaum 40,000 Mann in ihre Heimat zurück, abgemagert, in Lumpen gehüllt, einen herzzerschneidenden Anblick gewährend.

Auch von 30,000 Bayern, die mit Napoleon nach Rußland gezogen waren, sahen nur wenige die Heimat und die geliebten Aeltern wieder; die meisten waren auf den Eisfeldern Rußlands durch Hunger und Kälte ein Opfer der Eroberungssucht eines fremden Gewalthabers geworden.

Napoleon selbst hatte nach dem Uebergange über die Beresina die Reste des Heeres verlassen, und war auf einem Schlitten nach Paris vorausgeeilt. Der gedemüthigte Eroberer wollte neue Truppen sammeln und abermals zur Schlachtbank führen, um das Verlorene wieder zu gewinnen.

## Die deutschen Befreiungskriege. Die Schlacht bei Leipzig.

Hinter uns im Graun der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.

Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein,
Unsre Ehre ist verpfändet:
Deutsche Brüder, löst sie ein!

So sang ein deutscher Dichter und das deutsche Volk erhob sich; es wollte nicht aufs Neue seine Söhne von dem fremden Eroberer zur Schlachtbank führen lassen: Preußen ging voran. Es verband sich mit den Russen; Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, erklärte am 17. März 1813

Napoleon den Krieg und rief sein ganzes Volk zum Kampfe auf. Schaaren muthiger Jünglinge und Männer strömten zu den Fahnen; der Landmann verließ den Pflug, der Handwerker die Werkstätte, der studirende Jüngling den wissenschaftlichen Beruf. Arme und Reiche steuerten zu den Kriegskosten bei; zarte Jungfrauen legten ihren Schmuck auf den Altar des Vaterlandes nieder.

In wenigen Wochen stand ein großes, von Heldenmuth beseeltes Heer schlagfertig da, bereit zu siegen oder zu sterben.

Auch Napoleon erschien wieder auf dem Kampfplatze mit Hunderttausenden von Soldaten. Abermals siegte er bei Bautzen und Lützen, doch waren diese Siege so theuer erkauft, daß er es vorzog, einen Waffenstillstand abzuschließen. Er benützte diese Zeit, den Kaiser Franz von Oesterreich für sich zu gewinnen. Voll banger Erwartung blickte Deutschland, ja ganz Europa auf Kaiser Franz, von dessen Entschluß die Freiheit Deutschlands abhing. Der edle Kaiser brachte, obwohl Napoleon seine Tochter zur Gemahlin hatte, und dieser ihm große Versprechungen machte, alle Vortheile, die er für sich und sein Reich jetzt gewinnen konnte, großmüthig dem Wohle des gemeinsamen Vaterlandes dar, trat auf die Seite Preußens und Rußlands und erklärte am 12. August 1813 Napoleon den Krieg.

Eine Zeit lang wurde noch mit abwechselndem Glücke gekämpft, doch neigte sich Napoleons bisheriger Glücksstern seinem Untergange zu. Die Verbündeten drängten sein Heer immer enger zusammen, so daß er fürchtete, am Ende ganz von Frankreich abgeschlossen zu werden. Er beschloß daher, in einer Hauptschlacht noch einmal das Glück seiner bisher so siegreichen Waffen zu versuchen, er sammelte sein ganzes 150,000 Mann starkes Heer und stellte es in den Ebenen von Leipzig am 15. Oktober 1813 auf. Das von Fürst Schwarzenberg befehligte, 250,000 Streiter starke Herr der Verbündeten zog ihm entgegen. Am 16. Oktober Morgens 9 Uhr begann die Riesenschlacht. Von beiden Seiten wurde mit unglaublicher Tapferkeit gefochten. Der Donner von tausend Kanonen, die auf dem Schlachtfelde aufgestellt waren, tönte so furchtbar, daß die Erde erbebte und viele Fenster in Leipzig zersprangen. Der Sieg neigte sich auf Napoleons Seite. Er errang da, wo er selbst befehligte, solche Vortheile, daß er zum Schrecken aller Gutgesinnten Nachmittags 4 Uhr zu Leipzig seinen Sieg mit allen Glocken verkünden ließ. Dagegen hatte der preußische General Blücher bei dem Dorfe Möckern gesiegt und die Franzosen unter General Marmont bis Leipzig zurückgedrängt. Die einbrechende Nacht machte dem Blutvergießen ein Ende, die Kriegsheere behielten ihre Stellungen.

Am 17. Oktober, einem Sonntage, war Waffenruhe. Noch einmal versuchte Napoleon zu unterhandeln und Oesterreich von den Verbündeten zu trennen, jedoch vergeblich. So brach der glorreiche Tag des 18. Oktobers an. Der Erbprinz von Hessen-Homburg eröffnete Morgens 8 Uhr den Kampf. Er griff mit dem Kern des österreichischen Heeres das Dorf Dölitz, das von Franzosen und Polen unter Anführung des Fürsten Poniatowsky aufs tapferste vertheidigt wurde, im Sturm an. Schrecklich wurde gefochten. Dölitz wurde mehr als einmal genommen und verloren. Endlich gelang es den Oesterreichern, trotz aller Anstrengung der Franzosen, das Dorf zu behaupten. Rechts von Dölitz drang General Wittgenstein mit Preußen und Russen tapfer vor. Gegen Mittag stand er vor dem Dorfe Probstheida, dem Mittelpunkte der französischen Schlachtordnung. Hier hatte Napoleon alle seine Hauptkräfte zusammengedrängt, denn von der Erhaltung dieses Ortes

hing die Rettung seines Heeres ab. Die Verbündeten griffen mit der beispiellosesten Todesverachtung das Dorf an, aber alle menschlichen Kräfte reichten zu dessen Eroberung nicht hin. Die hier aufgestellten Feuerschlünde rissen ganze Reihen Preußen und Russen nieder. Ueber die Haufen der Todten vermochten keine neuen Opfer mehr zu dringen, und der Menschlichkeit mußte die Tapferkeit weichen. Man stellte hier, um der Krieger zu schonen, den Kampf ein. Dagegen entschieden auf dem linken Flügel der Kronprinz von Schweden und General Blücher den Sieg über die Franzosen; diese wurden von allen Seiten nach Leipzig gedrängt.

Die drei Herrscher von Oesterreich, Preußen und Rußland hatten den Tag über von einer Anhöhe aus dem Kampfe zugesehen. Als ihnen am Abende Fürst Schwarzenberg die Nachricht brachte, daß der Sieg entschieden sei, fielen sie auf die Knie und brachten dem Himmel ihre Dankopfer im Gebete.

Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende Sie endete auch die Gewaltherrschaft Napoleons über Deutschland. Ein grauenvolles Dunkel lag auf Leipzigs Ebenen, die mit Blut gefärbt und mit Todten, Sterbenden und Verwundeten bedeckt waren. Ringsumher in die schwarze Nacht ertönte das Jammergeschrei der noch lebenden Schlachtopfer, und drang durch den Wolkenflor zum Throne der ewigen Gerechtigkeit. Die Flammen der brennenden Dörfer stiegen wie Feuersäulen über die tausend Wachfeuer der Krieger empor und erhellten das grauenvolle Dunkel.

Napoleon, der den ganzen Tag auf einem Hügel neben einer Windmühle den Kampf leitete, hatte sich müde auf einen hölzernen Schemel niedergelassen. Die Hände schlaff im Schoße ruhen lassend, die Augen geschlossen, saß er so mitten auf dem blutigen Leichenfelde, das er geschaffen. Neben ihm brannte ein Wachfeuer. Rings um ihn her standen düster und verstimmt seine Generäle. In einiger Entfernung vernahm man das dumpfe Geräusch seines den Rückzug beginnenden, geschlagenen Heeres. Nach einer Viertelstunde erwachte der Gewaltige; vielleicht hatte er von seinen ehemaligen Siegen geträumt, denn er warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise um sich her; dann stand er auf und begab sich nach Leipzig, wo er die Nacht zubrachte.

Am andern Tage floh er nach großen Verlusten mit seinem Heere Frankreich zu, um nie wiederzukehren.

---

Mit Beginn des Jahres 1814 zogen die Verbündeten nach Frankreich, schlugen Napoleon in mehreren sehr blutigen Schlachten, und hielten am 30. März als Sieger ihren Einzug in Paris. Als Wahrzeichen deutscher Tapferkeit pflanzten sie ihre Fahnen auf den Thürmen jener Stadt auf, die sich noch vor Kurzem die Hauptstadt der Erde zu sein dünkte.

Napoleon dankte ab und erhielt von all' seinen Eroberungen Nichts als die kleine Insel Elba; den Thron Frankreichs aber erhielt die alte Königsfamilie wieder.

Indessen war der Friede noch nicht dauernd hergestellt. Unvermuthet landete Napoleon am 1. März 1815 in Toulon in Frankreich. Er wollte den Thron, den er hatte verlassen müssen, wieder erobern. Das französische Heer hing dem frühern, ruhmvollen Führer auf's Neue an. Der König mußte fliehen. Napoleon zog triumphirend in Paris ein. Die Verbündeten rückten abermals nach Frankreich. Ein neuer Kampf begann. Napoleon wurde je-

doch am 18. Juni bei Waterloo in den Niederlanden von dem englischen General Wellington und dem tapfern General Blücher auf's Haupt geschlagen, und dadurch seine Macht auf immer vernichtet. Die Verbündeten zogen am 7. Juli zum zweiten Male in Paris ein und schlossen einen Frieden, in dem Frankreich sehr nachdrücklich den Arm der Gerechtigkeit fühlen mußte. Napoleon, der sich an die Engländer ergeben hatte, wurde von diesen nach der Insel St. Helena jenseits des Aequators auf die andere Halbkugel der Erde gebracht, wo er mitten im Ocean, viele hundert Meilen von jedem bewohnten Lande entfernt, keine Mittel mehr finden konnte, die Ruhe Europas zu stören. Er starb daselbst nach harter Gefangenschaft am 5. Mai 1821. Derjenige, dem halb Europa zu klein schien, mußte am Ende mit einigen Schaufeln Erde zufrieden sein!

Im Jahre 1840 hat man seine Asche von der fernen Insel im Triumphzuge nach Frankreich gebracht; im Invaliden-Dome zu Paris wurde ihm sein Grabdenkmal errichtet.

**Die Gegenwart.** Der Friede, den Europa von 1815 an genoß, wurde zuerst in Frankreich wieder gestört. Im Jahre 1830 brach wegen Verletzung der Verfassung in Frankreich die sogenannte Juli-Revolution aus. König Karl X. wurde vertrieben, und der Herzog Louis Philipp von Orleans als König der Franzosen ausgerufen. Eine Folge dieser Empörung waren die Losreißung Belgiens von Holland, und die Aufstände in Polen, Italien, Deutschland und der Schweiz, die aber bald unterdrückt wurden. — Aber auch Louis Philipp mußte die Regierung niederlegen und Frankreich verlassen. (Februar-Revolution). Am 24. Februar 1848 wurde in Frankreich die Republik ausgerufen, und später Louis Napoleon, ein Neffe des Kaisers Napoleon, als erster Präsident des Freistaates erwählt. Mehrere Aufstände der gefährlichsten Gegner jeder staatlichen Ordnung, der Religion, des Eigenthums und der Familie, der sogenannten Socialisten und Communisten, unterdrückten tapfere Generäle und der Präsident mit seltener Kaltblütigkeit und Willensstärke. Das dankbare Frankreich erhob darauf letzteren, als seinen Schützer und Retter, mit großer Stimmenmehrheit zum Kaiser (2. Dezbr. 1852).

Die Februar-Revolution erschütterte alle Länder Europas; das Jahr 1848 ist das denkwürdigste der Neuzeit geworden. Unter dem Vorwande, die Fremdherrschaft zu bekämpfen, erhoben sich die Italiener, von ehrgeizigen Parteihäuptern aufgestachelt, gegen Oesterreich. Der große und ruhmgekrönte Feldherr Radetzky schlug in der Schlacht bei Novara (23. März 1849) den König Karl Albert von Sardinien, der sich der Sache der Revolution annahm, und stellte mit ruhmreicher Kraft die Herrschaft seines Kaisers über Italien wieder her.

Zu Rom wurde in blutiger Weise die Republik eingeführt, und Papst Pius IX. zur Flucht nach Neapel gezwungen. Ein französisches Heer eroberte aber in der Folge Rom und vertrieb die Revolutionäre, worauf der Papst wieder zurückkehrte. —

Wie die Italiener, so hatten sich auch die Ungarn im Jahre 1848 gegen Oesterreich empört. Oesterreich, von allen Seiten angegriffen, konnte diesen blutigen Kampf nur mit Hilfe der Russen siegreich beenden. — Auch in Deutschland brachen revolutionäre Aufstände aus: Wien, Berlin und andere Städte wurden Schauplätze blutiger Kämpfe zwischen Militär und revolutionären Volkshaufen. Um den Forderungen des Volkes zu genügen, traten zu Frankfurt am Main Abgeordnete aus ganz Deutschland zu einer deutschen Reichs- oder National-Versammlung (Parlament) zusammen, wählten den Erzherzog

Johann von Oesterreich zum deutschen Reichsverweser, und setzten eine neue Gesammtverfassung Deutschlands und die Grundrechte des deutschen Volkes auf. Unter dem Vorwande, dieselben mit Waffengewalt einzuführen, entstanden in Baden, der bayerischen Pfalz und in andern Gegenden Revolutionen, die aber durch hessische und preußische Truppen unterdrückt wurden. — Die aus Italien, Ungarn und Deutschland vertriebenen Empörer fanden in England und der Schweiz Freistätten, oder wanderten nach Amerika aus.

Eine feste Ordnung der Dinge ist immer noch nicht zurückgekehrt; immer gährt noch unter der Asche die Glut der Unzufriedenheit. Rückkehr zur Religion, welche die Menschen für Gesetz und Recht begeistert, wird den Ländern, den Fürsten und Völkern den Frieden geben und die staatliche Ordnung dauernd befestigen.

## Reihenfolge der Kaiser und Könige.

### Karolinger.

1. Carl der Große, von 768 bis 814.
2. Ludwig der Fromme, von 814 bis 840.
3. Lothar, von 840 bis 843.
4. Ludwig der Deutsche, von 840 bis 843.
5. Carl der Kahle, von 840 bis 843.

### Deutsche Könige und Kaiser.

1. Ludwig der Deutsche, von 843 bis 876.
2. Carlmann, von 876 bis 880.
3. Ludwig der Jüngere, von 876 b. 882.
4. Carl der Dicke, von 876 bis 887.
5. Arnulph, von 887 bis 899.
6. Ludwig das Kind, bis 911.
7. Konrad I. von Franken, bis 919.
8. Heinrich I. der Sachse, bis 936.
9. Otto I. der Große, bis 973.
10. Otto II., bis 983.
11. Otto III., bis 1002.
12. Heinrich II., bis 1024.
13. Konrad II., der Salier, bis 1039.
14. Heinrich III., bis 1056.
15. Heinrich IV., bis 1106.
16. Heinrich V., bis 1125.
17. Lothar II. der Sachse, bis 1137.
18. Konrad III. der Hohenstaufe, bis 1152.
19. Friedrich I. Barbarossa bis 1190.
20. Heinrich VI., bis 1197.
21. Philipp von Schwaben, v. 1197 b. 1208.
22. Otto IV. von Braunschweig, von 1196 bis 1215.
23. Friedrich II. der Hohenstaufe, bis 1250.
24. Konrad IV., bis 1254.
25. (Wilhelm von Holland), v. 1247 b. 1256.
26. (Richard von Cornwallis), v. 1257 b. 1271.
27. (Alphons von Castilien), v. 1257 b. 1273.
28. Rudolph von Habsburg, v. 1273 b. 1291.
29. Adolph von Nassau, bis 1298
30. Albrecht I. von Oesterreich, bis 1308.
31. Heinrich III. von Luxemburg, bis 1313.
32. Ludwig der Bayer, bis 1347.
33. Carl IV. von Böhmen, bis 1378.
34. Wenceslaus von Böhmen, bis 1400.
35. Ruprecht von der Pfalz, bis 1410.
36. Sigmund von Ungarn, bis 1437.
37. Albrecht II. von Oesterreich, bis 1439.
38. Friedrich III., bis 1493.
39. Maximilian I., bis 1519.
40. Karl V., bis 1555.
41. Ferdinand I., bis 1564.
42. Maximilian II., bis 1576.
43. Rudolph II., bis 1612.
44. Mathias, bis 1619.
45. Ferdinand II., bis 1637.
46. Ferdinand III., bis 1657.
47. Leopold I., bis 1705.
48. Joseph I., bis 1741.
49. Carl VII, bis 1745.
50. Franz I., bis 1765.
51. Joseph II., bis 1790.
52. Leopold II., 1792.
53. Franz II., bis 1806.

# 2. Vaterlandsgeschichte.

Um die Zeit der Geburt Christi wohnten unsere bayerischen Vorältern südlich von der Donau und kamen unter römische Botmäßigkeit. Gegen Norden hin wohnten andere ihnen verwandte deutsche Volksstämme, welche Religion und Sitte mit ihnen gemein hatten, und wie sie theilweise als Stammväter des bayerischen Volkes anzusehen sind. Sie waren Heiden, beteten Sonne, Mond, Feuer und Erde, überdieß auch noch andere Gottheiten an, z. B. einen Gott des Donners (Thor), einen Kriegsgott (Wodan oder Odin), eine Göttin der Ehe (Freia), u. dgl. Dunkle Eichenhaine waren ihre Tempel — Tapferkeit, Treue und Redlichkeit, sowie Reinheit der Sitten waren ihre vorzüglichsten Eigenschaften.

**Bayern in den ältesten Zeiten.** So viel wir wissen, wohnte vor Jahrtausenden ein Volk in den waldreichen Gegenden von Frankreich, das von der waldigen Beschaffenheit des Landes den Namen „Waldbewohner, Bojer" trug. Da des Volkes dort zu viel wurde, wanderte ein Theil desselben aus, und zwar in zwei großen Haufen. Der eine Haufe zog nach Süddeutschland und eroberte Bojohemum, d. i. Bohmen, der Bojer Heimath.

Schon mehr als ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt wurden sie aber in Böhmen von den Markomannen, einem germanischen Volksstamme, besiegt und wieder verdrängt. Da zogen sie über die Donau und erstritten sich Sitze im Süden dieses Stromes, wo sie zerstreut von der Donau bis an die Alpen, vom Lech bis an die Enns unter den schon frühern Bewohnern dieser Gegenden lebten. Die Ländereien südlich von der Donau, welche jetzt noch das südliche Bayern ausmachen, erhielten von den Römern den Namen Vindelizien; die östlich davon gelegenen Theile, welche jetzt Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und einen Theil von Salzburg ausmachen, hießen sie Norikum; später nannte man aber diese Ländereien nach dem Namen des da eingezogenen Volkes das Bojerland.

Um die Zeit der Geburt Christi haben die Römer das noch zum Theil menschenleere Land gefunden und es von dieser Zeit an als das ihrige angesehen; die Unabhängigkeit der Bojer von fremden Herren hörte nun auf; des römischen Kaisers Augustus Scepter beugte ihren Nacken; das Land stand daher von da an unter der Herrschaft der Römer.

Am linken Ufer der Donau wohnten jedoch deutsche Volksstämme, welche öfters Versuche machten, in das Bojerland vorzudringen.

Um dieses zu verhindern und um die gemachten Eroberungen zu sichern, legten die Römer Festungen an, in welche römische Besatzung gelegt wurde. (So entstanden später blühende Städte, wie Augsburg, Kempten, Memmingen, Passau, Regensburg, Salzburg, Wien.)

Diese Schutzanstalten waren jedoch gegen die andringenden deutschen Volksstämme zu schwach, und da auch durch innern Zwiespalt aller Art die Kraft der Römer immer schwächer wurde, ja ihre furchtbare Macht allmählig zu wanken begann, Schwelgerei und Weichlichkeit überhand nahm und die Religion und der Glaube der Väter erlosch: so gelang es den umliegenden Völkerschaften nach und nach, das Bojerland zu erobern. Sie drängten nun die Bewohner weiter südlich, ließen sich wahrscheinlich zum Theile im Bojerlande nieder, vereinigten sich nach und nach mit den noch zurückgebliebenen

**Römern und den Nachkommen der alten Bojer, führten den gemeinschaftlichen Namen Bojoaren oder Bojovarier (Bajuvarier) und wurden unsere Stammväter.**

Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus war die Lehre Jesu durch einzelne Christen in unserm Lande bekannt geworden. Viele Anhänger der göttlichen Lehre starben auch den Martyrertod.

Durch die Völkerwanderung (gegen das Ende des 4. Jahrhunderts) wurde das Christenthum wieder verdrängt, dennoch aber dem Volke durch eifrige Glaubensboten erhalten.

Das große Römerreich wurde im fünften Jahrhundert von den Völkerschaften, die aus dem nördlichen Europa nach Süden zogen, sich mildere Länder zu erobern, zertrümmert. Auch Bojarien kam unter die Herrschaft eines solchen Volkes — unter die Botmäßigkeit der Ostgothen. Aber im Jahre 555 machte es sich frei und wählte sich einen eigenen Regenten aus dem Stamme Agilulf's, — Garibald I. — Die Reihe der Agilolfinger schloß Tassilo II. —

Die Agilolfinger machten es sich zur wichtigsten Aufgabe, das Volk, das durch Kriege und Züge der wandernden Völker sehr verwildert worden war, wieder an edlere Sitten zu gewöhnen. Dies geschah auch durch Einführung der christlichen Religion, durch Reinigung derselben von heidnischen Ueberbleibseln und durch Einrichtung von Bisthümern, Klöstern und Schulen. *)

## Bayern unter eigenen Fürsten aus dem Geschlechte der Agilolfinger. (554 — 788).

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. Garibald I. | Sterbejahr | 595. | |
| 2. Thassilo I. | " | 609. | kämpften siegreich über die Slaven und Avaren. |
| 3. Garibald II. | " | 640. | |
| 4. Theodo I. | " | 680 | |
| 5. Theodo II. | " | 717. | |
| 6. Theodo's Söhne herrschen über Theile von Bayern. | | | |
| Theobald | " | 712, | residirte zu Passau. |
| Theodobert | " | 724, | " " Botzen. |
| Grimoald | " | 725, | " " Freising. |
| 7. Hugibert | " | 735. | |
| 8. Odilo | " | 748. | |
| 9. Tassilo II. | " | 788. | |

**Garibald I. und seine Nachfolger.** Nach und nach wurde es den Bojaren möglich, das fremde Joch abzuschütteln und sich einen eigenen Fürsten zu wählen. Ihr erster bekannter König oder Herzog war Garibald I., ein Sprößling des agilolfingischen Geschlechts, der wahrscheinlich von 554—595 regierte. Er hatte seine Residenz zu Regensburg, Bojariens Hauptfestung. An seinem Hofe war die Lehre Christi schon bekannt; denn die Prinzessin Theodolinde war eine eifrige Christin, die den Longobardenkönig Autharis heirathete und ihn bewog, daß auch er den christlichen Glauben annahm. Sie stand bei dem Papste Gregor dem Großen in so hoher Achtung, daß er ihr eine goldene Krone schickte, mit welcher sich dann gewöhnlich die nachfolgenden longobardischen Könige krönen ließen; man nannte sie gewöhnlich die eiserne Krone.

Bayern, worüber Garibald I. herrschte, war in Gauen getheilt, die ihre Namen meistens von Flüssen und Bergen hatten. Der Verwaltung eines solchen Gaues stand ein Graf vor, der vom Herzoge, später aber vom Kaiser selbst gewählt wurde. An den nördlichen und östlichen Grenzen des Reiches waren Markgrafen eingesetzt, die den Oberbefehl über alle Grenzgrafen hatten.

---

*) Vergleiche „Glaubensboten" Seite 145.

Da Garibald I. seine fromme Tochter Theodolinde dem Könige der Longobarden Authar zur Gemahlin gab, so fürchtete der fränkische König, die Bojoaren möchten sich mit den Longobarden verbünden und ihm schaden. Da entstand ein Krieg, der zur Folge hatte, daß die Bojoaren die Oberherrschaft der Franken anerkennen mußten.

Aus dem Stamme der Agilolfinger hatten die Bayern 234 Jahre Regenten. Unter Garibald I. und seinen Nachfolgern faßte das Christenthum in Bayern immer festere Wurzeln. Es durchzogen fromme Boten Gottes Bayern, verkündigten das Evangelium und suchten die christliche Lehre immer mehr zu verbreiten, z. B. Emeran i. J. 649, Rupert i. J. 680, Corbinian i. J. 739 und besonders Winfried, unter dem Namen Bonifacius gewöhnlich bekannt. Bonifacius wurde von dem bayerischen Herzoge Odilo nach Bayern, wo er schon früher gewesen war, eingeladen, um die Bekehrung des bayerischen Volkes völlig zu Ende zu bringen. Bonifacius kam und predigte das Evangelium und wurde von Odilo mit dem kräftigsten Eifer unterstützt. Mit Beistimmung des Herzogs und der Edlen des Landes ordnete er die Kirchensprengel Freising, Salzburg, Regensburg und Passau, und errichtete die Kirchensprengel Würzburg und Eichstädt.

Diese Einrichtung, so wie die Entstehung neuer Klöster und sonstige Anordnungen trugen viel dazu bei, daß Ruhe und Wohlstand aufblühte. Der Feldbau nahm zu, Obst und Weinbau gediehen und der bayerische Staat erstarkte aus eigener Kraft. — So trefflich übrigens diese Anstalten waren, so sind sie doch bei weitem den heutigen nicht zu vergleichen. Es gab noch äußerst wenige Pfarreien, und die Geistlichen, die vom Bischofe herumgeschickt wurden, mußten zufrieden sein, wenn sie es dahin brachten, daß die Leute, nebst einem dürftigen Unterrichte von Gott, das Vater unser, das apostolische Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote lernten. Die Eingebornen, welche den geistlichen Stand wählten, wollten sich von den Sitten der Welt nicht entfernen, und durchaus Alles, was diese thaten, mitmachen; die Erlernung der Wissenschaften war ihnen durchaus beschwerlich, und die Unwissenheit in gelehrten Dingen war noch sehr groß.

Indessen that man, was man thun konnte, und es wurde beschlossen, daß zur Einführung besserer Zucht und Ordnung alle Jahre eine Versammlung der gesammten Priesterschaft gehalten werden solle, wie dann auch eine solche zum zweiten Male i. J. 740 zu Regensburg unter Anleitung des hl. Bonifacius und im Beisein des Herzogs gehalten wurde, wo mancher heidnische Unfug auf's Neue verboten, und wider gröbere Verbrechen nebst der weltlichen Strafe auch eine öffentliche Kirchenbuße eingeführt wurde.

**Odilo und Thassilo II., die letzten Herzoge aus dem Stamme der Agilolfinger.** Die meisten der Herzoge aus dem Stamme der Agilolfinger regierten fast ganz unabhängig von den fränkischen Königen, welche meistens ganz schwache und unthätige Regenten waren. Unter dem Herzoge Odilo fiel aber der Frankenkönig Pipin mit einem starken Heere in Bayern ein, plunderte das Land aus, verheerte es und führte Odilo als Kriegsgefangenen mit nach Frankreich ab. Odilo bekam zwar das Herzogthum Bayern wieder zurück, mußte aber die Oberherrschaft der fränkischen Könige immer anerkennen und durfte ohne Einwilligung derselben nichts Wichtiges in Bayern vornehmen.

Noch schlimmer ging es nach Odilo's Tode seinem Sohne Thassilo II. Schon in seinem 15. Jahre mußte er einen feierlichen Eid leisten, daß er sich nur als einen Unterthan der fränkischen Könige ansehen, und daß er

Bayern nur nach ihrem Willen regieren wolle. Als er aber älter wurde, da regte sich in seinem Gemüthe ein großer Unwille über diesen abgezwungenen Eid, und er strebte daher nach völliger Unabhängigkeit vom Frankenreiche als Herzog in Bayern. Pipin ließ dies geschehen. Als ihm aber sein Sohn, Carl der Große, auf dem fränkischen Throne folgte, forderte dieser von Thassilo auf's Neue den Eid der Treue. Thassilo schwur ihn auf einer Reichsversammlung zu Worms zum zweiten, ja bald darauf auch zum dritten Male, suchte sich aber dessen ungeachtet von der fränkischen Oberherrschaft loszumachen, verband sich selbst mit den Feinden des großen Frankenkönigs und rüstete sich sogar zum Kriege gegen ihn.

Carl erfuhr dies und schrieb eine große Versammlung aus, die in Ingelheim bei Mainz abgehalten werden sollte, wozu auch Thassilo eingeladen wurde. Er erschien und wurde des Treubruches schuldig erkannt, seiner herzoglichen Würde entsetzt und seines Landes verlustig erklärt.

Thassilo, kampfesmüde, zog sich in die Einsamkeit eines Klosters zurück und beschloß dort — abgeschieden von der Welt — seine Tage. Die Zeit seines Todes und die Stätte seines Grabes weiß Niemand.

Bayern aber wurde eine fränkische Provinz (i. J. 788.)

---

Um das Jahr 800 herrschte in Franken Carl der Große. Er hatte viele Länder unter seinen Scepter gebracht, und war nach dem Untergange des weströmischen Reiches wieder der erste abendländische Kaiser Unter den Ländern, die er sich unterworfen, war auch Bayern. Carl herrschte mit Kraft und war eifrig bestrebt, das Wohl seiner Völker zu befördern.

Unter seinen Nachkommen wurde das Kaiserreich wieder getheilt, und zerfiel. Der letzte Carolinger, der über Bayern herrschte, war Ludwig das Kind. Dieser starb, 18 Jahre alt, (911).

---

## Bayern unter der Herrschaft der Carolinger. (788—911 n. Chr.)

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | Carl der Große, | Sterbejahr | 814. |
| 2. | Ludwig der Fromme, | „ | 840. |
| 3. | Ludwig der Deutsche, | „ | 876. |
| 4. | Carl der Dicke, | „ | 887. |
| 5. | Arnulf I., | „ | 899. |
| 6. | Ludwig das Kind, | „ | 911. |

**Carl der Große.** (Siehe Seite 151). Carl der Große vereinigte nun Bayern mit seiner Monarchie; denn er hatte ganz Deutschland, Frankreich und Italien unter seine Botmäßigkeit gebracht. —

Die Macht der Kirche war mit ihm und drückte seinen Thaten das Siegel der göttlichen Weihe auf. Sein Zweck war die Einigung aller Völer des Abendlandes zu einem christlichen Reiche. Diesen Zweck verfolgte er mit eisernem Willen, und zermalmend schritt er über Jeden, der ihm in den Weg trat.

Für das deutsche Volk aber ward er der Schöpfer einer neuen Zeit, und er machte es zum Mittelpunkte, von welchem, wie von einer Sonne, die übrigen Völker Licht und Wärme empfangen sollten.

**Die Nachfolger Carls aus seinem Geschlechte.** Nachdem Carl der Große gestorben war, bestieg sein Sohn Ludwig, der Fromme, den kaiserlichen Stuhl. Er war ein frommer und gelehrter Herr; aber der große Geist seines Vaters war nicht in ihm. Aus unzeitiger und allzugroßer Liebe gegen seine Söhne theilte er das Land unter sie. Dies war ihnen nicht genug; sie waren unzufrieden mit der Theilung, zogen selbst gegen ihren Vater zu Felde, nahmen ihn gefangen, schleppten ihn unter schmachvollen Mißhandlungen in den Kerker und beraubten ihn des Throns. Zweimal verlor er

den Thron; zweimal ward er hinaufgehoben. Keine Blutsbande, keine Eide fesselten. Es dauerten die Empörungen der Söhne gegen ihren Vater, die Feindseligkeiten derselben unter einander fort, bis Kaiser Ludwig den Geist aufgab. Auch nach des Vaters Tode führten die Söhne, weil sie über die Theilung des Reiches nicht einig werden konnten, Krieg gegen einander selbst, bis endlich im Jahre 843 in Verdun ein Vertrag zu Stande kam, vermöge welchem sie das große fränkische Reich unter sich theilten. Ludwig II., auch der Deutsche genannt, bekam nicht blos Bayern, sondern auch das übrige Deutschland bis an den Rhein nebst den Städten Speier, Worms und Mainz auf dem linken Ufer dieses Flusses. Erst seit dieser Zeit ist Deutschland ein selbstständiges Reich.

Unter seinen Nachfolgern war Bayern nicht immer glücklich. Nur Arnulf, der von 887—899 regierte, war ein kräftiger Fürst. Er wurde durch eine freie Wahl von den fünf Hauptnationen Deutschlands (Franken, Schwaben, Bayern, Sachsen und Lothringen) zum Reichsoberhaupte gewählt, und von dieser Zeit an hatte das Kur- oder Wahlrecht im deutschen Reiche seinen Ursprung. Er baute die Stadt Regensburg, welche abgebrannt war, wieder auf, und besiegte die Mähren, die sich seiner Herrschaft ganz entziehen und unabhängig von ihm leben wollten. Sehr hatte er aber zu bereuen, daß er zur Bezwingung derselben auch die Ungarn aufforderte.

Dieses wilde Volk, das erst vor wenigen Jahren aus Asien nach Europa gekommen war, erschien auch wirklich, verheerte ganz Mähren und machte große Beute. Hiedurch war ihre Raubgier gereizt, und sie nahmen in der Folge auch Streifereien nach Deutschland vor.

Nach seinem Tode i. J. 899 wurde sein Sohn Ludwig, das Kind, zum Könige erwählt. Da er erst 6 Jahre alt war, so übernahm ohne Widerspruch der Fürsten der Erzbischof Hatto von Mainz und Herzog Otto von Sachsen die vormundschaftliche Regierung. In den Grenzkriegen, die damals zu führen waren, führte Luitpold der Schyre, Markgraf von Ostbayern, der Stammvater des regierenden königlichen Hauses Bayern, die bayrische Mannschaft, und erscheint in dieser Weise als Heerführer oder Herzog der Bayern.

Kaum hatte Arnulf die Augen geschlossen, als die wilden Ungarn im Jahre 900 in Bayern einfielen, in der Hoffnung, reiche Beute zu erobern.

Nachdem sie einen Theil des Landes verwüstet hatten, wurden sie von dem tapfern Markgrafen Luitpold zurückgedrängt. Im zweiten Jahre kamen sie schon wieder, und seit dieser Zeit wiederholten sie ihre verwüstenden Einfälle öfters. Der Schyre Luitpold schlug jedesmal ihren Anprall tapfer zurück; als Bollwerk gegen sie hatte er auch eine starke Burg an der Enns erbaut. Im Jahre 907 kamen diese wilden Heiden neuerdings zur Ostmark herauf mit ungeheurer Macht. Wieder sammelte Luitpold den Heerbann, zog ihnen entgegen und schlug eine Riesenschlacht. Drei Tage tobte die Kampfwuth; Herzog Luitpold selbst sank rühmlichen Todes, mit ihm drei Bischöfe, viele tapfere Aebte und Grafen und viel Volk.

Nach dem Falle dieses Vorkämpfers erging viel Weh über Bayern und die deutschen Lande. Die Ungarn überschwemmten das Land Städte und Dörfer loderten in Flammen auf. Kirchen, Klöster und Schulen wurden durch dieses wilde Räubervolk zerstört, Tausende Unglücklicher getödtet, Tausende in die Sklaverei geführt, und alle Ordnung aufgelöst. Stillstand der Zerstörungswuth konnte der junge König Ludwig nur dadurch erkaufen, daß er sich verbindlich machte, jährlich einen Tribut an sie zu leisten.

Unter diesen Drangsalen starb er schon 911 in seinem 18. Lebensjahre vor Kummer. Mit ihm erlosch die Carolingische Linie in Deutschland, in soweit sie Thronrechte besaß.

**Zustand des Landes und Volkes.** In den weiten Länderstrecken von der Theiß und den Wohnsitzen der Ungarn bis zum Lech, und von den Nordgrenzen Italiens bis Thüringen und Ostfranken finden wir das Gebiet Bayerns in der carolingischen Zeit ausgedehnt. Wie der Boden dieses Landes noch häufig der Cultur ermangelte, herrschte auch vielfache Rohheit und Wildheit in den Gemüthern der Menschen. Darum müssen wir dankbar die Bemühungen hochschätzen, welche der große Carl für Cultur des Bodens, für Bildung und Wissenschaft auch unserm Vaterlande widmete. Obwohl nun seine Nachfolger in keiner Beziehung ihrem bewunderungswerthen Ahnherrn glichen und auch dem allgemeinen Besten viel durch ihre Zwiste schadeten, so geschah doch auch unter ihnen viel für Ackerbau, Handel, Gewerbe und Geistesbildung. Segensreich, wie im Beginne, fuhren die Klöster zu wirken fort, deren Schulen, wie jene an den Domkirchen, die einzigen Stätten für höhere Bildung waren. Die besten dieser Schulen befanden sich am Dome zu Freising und in den Klöstern St. Emeran in Regensburg, zu Benediktbeuren und Tegernsee. Obwohl für die Pflege der Wissenschaft hauptsächlich das Latein im Gebrauche war, geschah doch schon Vieles für Bildung und Verbesserung der deutschen Sprache. Man übersetzte Theile der heiligen Schrift in die Muttersprache, und gab die Evangelien in deutschen Versen und Reimen. Unter den Gelehrten Bayern's glänzten damals der Erzbischof Arno von Salzburg, welcher eine Bibliothek von 150 Büchern besaß, — für jene Zeit eine ungeheure Zahl, — und Bischof Hitto von Freising. Die Mönche widmeten sich nebst dem Studium auch der Kunst, verfertigten Bildwerke aus Holz, Elfenbein, herrliche Arbeiten aus Gold und Silber, werthvolle Einbände der Bücher; sie malten, bauten gute Orgeln, pflegten Gesang und Tonkunst. Auch Handel und Verkehr hoben sich. Die vorzüglichsten Handelsplätze waren: Regensburg, Passau, Linz, Ingolstadt, Augsburg. Besonders in Gold- und Silberwaaren, in feiner Leinwand, Damast und Scharlachtüchern bestand der Handelsverkehr jener Zeit.

Die Geistlichkeit der Hochstifte wohnte in Gebäuden neben der Domkirche zusammen, nach gewissen Regeln, und erhielt daher später den Namen: Canonici oder Domherren. Kirchen und Stifte erlangten bedeutende Schenkungen, neue Klöster wurden erbaut, und für die Seelsorge auf dem Lande Priester aufgestellt. Doch als die Gräuel der Ungarnkriege Deutschland verwüsteten, hörten die Segnungen des edlern Strebens gänzlich auf; die herrlichsten Pflanzungen wurden in Einöden verwandelt. Jeder machte sich zum Richter seiner eigenen Sache, Jeder übte nach Belieben Rache an seinem Gegner, und so nahte mehr und mehr die unselige Zeit des Faustrechtes. Daher bauten die Vornehmen und Adeligen auf Felsen und einsamen Anhöhen Schlösser und Burgen mit festen Mauern und Wartthürmen, zum Schutze gegen feindliche Ueberfälle; denn die wenigen Städte, schlecht gebaut und unbefestigt, konnten damals keinen Schutz gewähren.

---

Nach dem Tode Ludwig des Kindes, des letzten Regenten in Bayern, aus dem Stamme der Carolinger, erhielt das Land Herzoge aus verschiedenen Häusern. Diese wurden von dem deutschen Könige jedesmal mit dem Herzogthume belehnt, jedoch ohne Erbrecht für die Nachkommen.

Zu den wichtigsten Ereignissen aus diesem Zeitraume rechnet man die große Ungarnschlacht auf dem Lechfelde (955), und die Kreuzzüge.

Die letzten der Herzoge aus verschiedenen Häusern waren die Welfen. Mit Heinrich dem Löwen schloß deren Reihe. Dieser wurde von Kaiser Friedrich dem Rothbart des Landes

und der Würde verlustig erklärt, und an seiner Statt ward Otto von Wittelsbach für sich und seine Nachkommen mit dem Herzogthume Bayern belehnt.

---

## Bayern unter Regenten aus dem Stamme Luitpold's und aus verschiedenen Häusern. (911—1180.)

a) aus dem Luitpoldischen Stamme (911—948):

Arnulf I., Sohn des Schyren Luitpold, † 937.
Eberhard, sein Sohn, entsetzt 938.
Berthold, Arnulfs Bruder, † 948.

b) aus dem sächsischen Hause (948—1026):

Heinrich I., Bruder des Kaisers Otto, † 955.
Heinrich II., Sohn Heinrich I., entsetzt wegen Empörung gegen Kaiser Otto II. 976.
Otto I., ein Neffe des Kaisers Otto II., starb auf einem Kriegszuge gegen die Saracenen, 982.
Heinrich III., auch Hezilo genannt, Sohn des 948 verstorbenen Herzogs Berchtold aus dem Luitpoldischen Stamme, trat Bayern zu Gunsten Heinrich II. ab, und beherrschte Kärnthen, das nach seinem Tode wieder Bayern zufiel, † 985.
Heinrich II., abermal, † 995.
Heinrich IV. (als Kaiser II.), der Heilige † 1024.

c) aus verschiedenen andern deutschen Häusern (1026—1070):

Heinrich V. von Luxemburg, Schwager des Kaisers Heinrich IV., † 1026.
Heinrich VI. (als Kaiser III.), ein Franke; Sohn des Kaisers Conrad II., † 1056.
Heinrich VII. von Luxemburg; besiegte die Ungarn bei Raab 1043, † 1047.
Konrad I. von Zütphen, ein Urenkel Kaiser Otto II., entsetzt. † 1055.
Heinrich VIII. (als Kaiser IV.) Sohn des Kaisers Heinrich III., † 1106.
Agnes, Wittwe des Kaisers Konrad II., starb im Kloster 1077, und übergab früher Bayern an
Otto II., Grafen von Nordheim, abgesetzt. † 1083.

d) aus dem alten Hause der Welfen (1070—1189):

Welf I., † 1101.
Welf II., sein Sohn, † 1120.
Heinrich IX, sein Bruder, trat ab 1126.
Heinrich X., sein Sohn (der Stolze), entsetzt 1139.
Leopold, Markgraf von Oesterreich, Stiefbruder des Kaisers Konrad aus dem Hohenstaufischen Geschlechte, † 1141.
Heinrich XI. (Jasomirgott), Leopolds Bruder, † 1171.
Heinrich XII. (der Löwe), ein Sohn Heinrich des X., entsetzt 1180 († 1195).

**Arnulf II.** Als der letzte Carolinger, Ludwig das Kind, zu Grabe getragen war, wurde Deutschland von vielen Gefahren umlagert. Unter der kraftlosen Regierung der spätern carolingischen Fürsten hatten die Herzoge der verschiedenen Provinzen sich immer unabhängiger gemacht, und jeder wollte unumschränkter Herr sein in seinem Lande. An den Grenzen standen drohend die Normannen, dann die an der Elbe sich ansiedelnden Slaven, und endlich schnaubten die Ungarn unausgesetzt Rache und Verderben über Deutschland. In dieser unheilschweren Zeit wurde nun Herzog Konrad I. von Franken zum deutschen Könige gewählt. Er war ein verdienstvoller Mann; aber dennoch wollten ihm die Lothringer und Schwaben nicht gehorchen; auch die Bayern fielen von ihm ab, erhoben Arnulf II., den Sohn ihres in ruhmvollem Andenken stehenden tapfern Feldherrn Luitpold, ebenfalls mit dem Königstitel, auf den Thron Bayerns, und hofften glücklich zu sein unter einem Fürsten, der sich schon ausgezeichnet hatte durch Muth, Klugheit und Biedersinn.

Kaum hatte Arnulf die Regierung übernommen, als die Ungarn eine Gesandtschaft nach Regensburg sandten, um den ihnen von Ludwig dem Kinde versprochenen jährlichen Tribut zu holen. Mit edlem Stolze erhob sich Arnulf und sprach: „Ich habe von Jugend an befehlen, nicht gehorchen gelernt! Wenn eure Barbaren einen Tribut wollen, so sollen sie selbst kommen; sie werden dann erfahren, daß wir ein Schwert haben und eine Faust dasselbe zu regieren!“ Die Gesandten gingen; aber auch die Schaaren der Ungarn standen bald bewaffnet in Bayern und brennten und plünderten, mordeten und verheerten. Doch Arnulf und die ihm verbündeten Schwaben rieben sie bei Oetting am Inn beinahe gänzlich auf. —

König Konrad fürchtete viel von Arnulfs Vorzügen und seiner Tapferkeit, und suchte ihn dahin zu vermögen, daß Arnulf ihm als Oberherrn huldige. Aber diese Versuche mißlangen. Da fiel Konrad plötzlich mit seinen Heeren in Bayern ein, und belagerte die Hauptstadt Regensburg. Arnulf, welcher hierauf nicht vorbereitet war, mußte fliehen. Unvermuthet starb Konrad, 918. Arnulf kehrte alsbald zu seinen treuen Bayern zurück, befestigte Regensburg und regierte weise und ruhig sein Volk.

Die deutschen Fürsten hatten jetzt Heinrich I., den Vogler, zu ihrem Reichsoberhaupte gewählt. Von diesem Könige glaubte Arnulf nicht weiter beunruhiget zu werden. Aber Kaiser Heinrich war ein Mann, dessen hoher Verstand die Bedürfnisse Deutschlands ganz erfaßte. Er sah, wie wohlhätig es in dieser Zeit der Noth wäre, wenn die deutschen Völker unter Einer Krone stünden und mit vereinter Kraft für das Wohl des Ganzen wirkten und stritten. Kühn und tapfer, in edler, treuer Gesinnung, suchte er sie in Güte für seine Plane zu gewinnen; bemächtigte sich zuerst, da er Widerstand fand, der Lothringer und Schwaben, und zog dann auch feindlich in Bayern ein. Schon standen seine Heere vor den Thoren der Residenzstadt. Arnulf rückte bewaffnet aus, bereit zum Kampfe. Da hielt es der König für gut, noch einmal zu versuchen, den Streit mit den Worten zu schlichten und nicht mit scharfen Schwertern. Er bot Arnulf eine Zusammenkunft an. Dieser nahm das Anerbieten an und erschien vom Kopfe bis zur Zehe schwer bepanzert, Heinrich dagegen hatte Helm, Panzer und Schild im Lager gelassen; denn er vertraute seinem Rechte und seiner Friedensliebe.

„Du widerstrebst mir,“ begann er ernst, „du erneuerst den Bürgerkrieg, gleich als ob du nicht wüßtest, daß der Ungar nur auf diese Uneinigkeit der deutschen Fürsten wartet, damit er sie einzeln überwältige! Willst du die Unabhängigkeit Bayerns mit dem Untergange Deutschlands erkaufen? Willst du es vor Gott verantworten, wenn wegen deines Ungehorsams gegen den Willen der Reichsfürsten auch nur Ein Tropfen deutschen Blutes vergossen wird? Ich habe die Krone nicht gesucht. Gott hat sie mir durch die Stimme des Volkes gegeben. Wärest du zum Könige gewählt worden, ich würde dir als meinem Lehnsherrn gehorchen.“ Die Wahrheit dieser schlichten Worte ergriff den trotzigen Bayer so sehr, daß er um Verzeihung bat und den Lehenseid leistete.

In allen Dingen aber, die nicht das gesammte Deutschland angingen, übte Arnulf alle königlichen Rechte in seinem Lande, führte Kriege, ordnete Gesandtschaften ab, schloß Bündnisse, ließ Münzen prägen, worauf sein, als des Königs Bild, abgedrückt war, und that Vieles zur Verbesserung der Kirchenzucht. Der 12. Juni 937 machte seinem thatenvollen Streben ein Ende. Er hinterließ drei Söhne: Eberhard, Arnulf und Herrmann.

**Eberhard und Berchtold.** Eberhard, Arnulf's II. ältester Sohn, erbte die Krone Bayern's, aber wie es scheint, nicht des Vaters Klugheit und Umsicht; denn als König Heinrich der Vogler gestorben, und dessen Sohn Otto I., den die Geschichte den Großen nennt, zum deutschen Oberhaupte gewählt worden war, achteten Eberhard und sein Bruder Arnulf wenig auf ihre Verbindlichkeiten gegen Otto und die übrigen deutschen Fürsten. Otto lud sie zur Huldigung ein; sie widersetzten sich mit Waffengewalt. Da verwies Otto den Eberhard nach Schwaben; Arnulf mußte sich mit der Würde eines Pfalzgrafen in Bayern begnügen. Er wohnte auf dem von ihm erbauten Schlosse Schyren oder Scheyern, wo der Stamm der Luitpolden, der Ahnen unsers Königshauses, unter dem Namen der Grafen von Scheyren und Wittelsbach fortlebte.

Berchtold, (einem Bruder Arnulf's), bisher Markgraf an der Etsch, wurde nun vom Könige Otto die Amtsgewalt (nicht die Landeshoheit) in Bayern verliehen. Er erfocht mehrere herrliche Siege über die Ungarn.

Mit Berchtold trat die Luitpoldische Linie von Bayern's Regierung ab, welche sie nur 37 Jahre lang behauptet hatte, und Bayern war eine Provinz des deutschen Reiches.

**Heinrich I. und die Ungarnschlacht.** Nach dem Tode Berchtolds mußten die Bayern sehen, daß die deutschen Könige Bayern gänzlich als ihr Eigenthum betrachteten und ihre Verwandten und Freunde mit Zurücksetzung der Grafen von Scheyern, als Herzoge im Lande aufstellten. So wurde im gegenwärtigen Falle dem Sohne Berchtold's das Herzogthum Kärnthen angewiesen, und Bayern wurde von König Otto I. seinem Bruder Heinrich I. aus dem sächsischen Stamme verliehen.

Kaum war er im ruhigen Besitze des Thrones, als die Ungarn aufs Neue einen Einfall in Bayern wagten. Der Ungarkönig Bulzko prahlte, daß seine Pferde alle Gewässer austrinken und ihre Hufe die Städte zertreten würden; daß er nur besiegbar wäre, wenn der Himmel über ihm niederkrachte oder die Erde seine 100,000 Reiter verschlänge. Allenthalben richteten sie die grauenvollsten Verwüstungen an, sie verheerten und plünderten Alles und stürmten mit der größten Wuth auf Augsburg los, wo sie große Reichthümer zu erbeuten hofften. Diesmal hatten sie die Zeit zu ihrem Angriffe gut gewählt, denn Herzog Heinrich I. lag krank in Regensburg, und der König Otto I. war mit seinem Heere nach Sachsen gezogen. Aber der heilige Bischof Ulrich leitete die Vertheidigung von Augsburg gegen die Angriffe der wilden Ungarn mit solcher Klugheit und Umsicht, daß sie ihm, ungeachtet ihrer unermeßlichen Menge Nichts anhaben konnten. Endlich zog auch der König mit seinen Truppen aus Sachsen herbei, dem sich der Frankenherzog Konrad mit seinen tapfern Schaaren angeschlossen hatte.

Den Oberbefehl über die Bayern übernahm Graf Eberhard von Ebersberg, und Herzog Burkhard führte die Schwaben an, denen sich unter Dietpold, dem Bruder des Bischofs Ulrich, die wohl ausgerüsteten Bürger von Augsburg angeschlossen hatten. Der heilige Ulrich stand Allen mit seinem weisen Rathe zur Seite und flehte in vertrauensvollem Gebete Gottes Segen über ihr Unternehmen herab.

Am 10. August 955 sollte es entschieden werden, ob das Christen- oder Heidenthum in Deutschland den Sieg erringe. Die Deutschen bereiteten sich durch Gebet, Fasten und durch den Empfang der hl. Sakramente vor und nahmen Morgens in aller Frühe den ihnen angewiesenen Posten ein. Mit der größten Wuth und mit entsetzlichem Geschrei stürmten die Ungarn auf die Böhmen, welche fielen, und eben so mußten die zwei Legionen der Schwaben unterliegen. Nun rannten die Franken auf die feindlichen Rotten; Otto selbst folgte mit den Sachsen, und im Sturmlauf drangen die tapfern Bayern

thm nach. Fest hielten die Deutschen Mann an Mann, immer enger drückten sie die Ungarn gegen den Fluß zusammen, bis sie sich endlich zur Flucht wandten. Unzählige wurden erschlagen, Andere ertranken im Lech, und von den Tausenden blieben nur Wenige am Leben. Seit dieser Zeit war Deutschland von den Angriffen der Ungarn befreit. Herzog Heinrich I., der bei dem Treffen nicht zugegen sein konnte, starb noch in demselben Jahre.

**Heinrich IV., auch der Heilige genannt, und Heinrich V.** Der letzte bayerische Herzog aus dem sächsischen Hause war Heinrich IV. Er war schon in seiner zarten Jugend ein Knabe voll frommer Gesinnungen. Der Lehrer in seiner Kindheit war Bischof Wolfgang von Regensburg, dem er noch nach seinem Tode die dankbarste Verehrung zollte. Heinrich wurde im Jahre 995 Herzog über Bayern. Als kaum sieben Jahre nachher Kaiser Otto III. zu Rom unerwartet starb, wählten die deutschen Fürsten den frommen Bayernherzog Heinrich zu seinem Nachfolger als König Heinrich II. Er hatte zwar mächtige Gegner; sie mußten ihn aber doch zuletzt anerkennen. Da nach einem alten Gesetze ein deutscher König eigenes Land nicht behalten sollte, so legte er 1004 die Würde als Herzog von Bayern nieder und gab dieses Land dem Grafen von Luxemburg, Heinrich V., dem Bruder seiner Gemahlin Kunigunde, zu Lehen. Bald aber entstanden Zerwürfnisse zwischen dem neuen Herzoge und dem Könige, die im Jahre 1008 mit Absetzung des Herzogs endigten, worauf der König die Verwaltung des Landes selbst wieder übernahm. König Heinrich war gegen die Kirche sehr freigebig. Als großer Freund der Klöster und der Geistlichkeit verschenkte er ganze Güter an sie. Er gründete das Bisthum Bamberg. Im Jahre 1014 wurden Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde zur kaiserlichen Würde erhoben; Papst Benedikt III. setzte in der Peterskirche zu Rom beiden eine Krone auf das Haupt und nahm die Salbung vor. Als Sinnbild der Weltherrschaft empfing Heinrich einen goldenen Apfel, der von nun an zu den kaiserlichen Reichsinsignien gehörte.

Im Jahre 1017 geschah — jedenfalls durch Vermittlung der Kaiserin — die Aussöhnung des Kaisers mit seinem Schwager, dem ehemaligen bayerischen Herzoge Heinrich V., und die Zurückgabe des Herzogthums an ihn, und seit dieser Zeit blieben beide Freunde. Die Freude der Kaiserin hierüber war unbegrenzt.

Kaiser Heinrich starb 1024 auf einer Reise in Sachsen; der entseelte Leichnam wurde nach Bamberg geführt und in der von ihm erbauten Domkirche beigesetzt; seine Gemahlin Kunigunde aber ging in das von ihr gestiftete Kloster Kaufungen bei Hessen-Kassel und ward nach ihrem Tode, der 1035 erfolgte, an der Seite ihres Gemahls begraben. Beide wurden später heilig gesprochen.

**Zustand des Landes und Volkes.** Traurig war die Lage, in welcher sich Deutschland nach dem Tode Ludwigs des Kindes in Bezug auf seine äußern Verhältnisse befand. Glück nur, daß schon Heinrich I. das Ansehen der deutschen Könige zu heben, und Otto I. die ganze Macht der alten Carolinger in sich wieder zu vereinen wußte. Er behandelte die deutschen Herzoge als seine Kronbeamten; die nachmaligen deutschen Kaiser und Könige folgten seinem Beispiele. Sie wählten sich sogar keine eigentliche Residenz, sondern betrachteten sich in Deutschland überall zu Hause, schlugen ihre Hoflager auf, wo es ihnen beliebte, und hielten sich in ihren Pfalzen oder Hauptpaläften Palast- oder Pfalzgrafen, welche in ihrer und der Herzoge Abwesenheit ihre Stelle vertreten mußten,

die Einkünfte des Königs oder Kaisers verwalteten, und wieder ihre Vögte hatten. Die Würde dieser Pfalzgrafen wurde jedoch später mit dem herzoglichen Amte vereint.

Aber auch die herzogliche Macht ward dadurch verringert, daß die Kaiser den Bischöfen weltliche Gerichtsbarkeit und Leben verliehen. Deutschland zerfiel endlich in eine Unzahl kleiner Bezirke oder Gebiete, von welchen oft mehrere zugleich einer reichen ausgezeichneten Familie zugehörten, wie z. B. den Grafen von Scheyern, Andechs, Wittelsbach, Ebersberg, den Welfen ꝛc.

Die Kriege mit den Ungarn hatten ebenfalls manche Veränderung in der bisher bestehenden Ordnung der Dinge zur Folge. Durch sie kam Kaiser Heinrich der Vogler auf den Entschluß, Städte zu bauen, welche mit Thürmen und Mauern versehen waren. Hiedurch wurden die Gewerbe mehr gehoben und betrieben. Ferner fand man für besser, in Zukunft es den Ungarn nachzumachen und auch auf Pferden zu Kriege zu ziehen. Diese Berittenen nannte man Reiter oder Ritter. So entstanden drei Stände: der Adel oder die Freien, Bürger und Gewerbtreibende, und die Ritter.

Eine Menge Stifte und Klöster waren von den Ungarn zerstört, und wurden später wieder aufgebaut. Diese Zerstörungen schadeten den Künsten und Wissenschaften ungemein. Kaiser Heinrich III. führte im Jahre 1043 den sogenannten Gottesfrieden ein. Er verordnete nämlich, daß von Sonnenuntergang am Mittwoche bis Sonnenuntergang am Montage, dann an den höhern Festtagen und in der heiligen Fastenzeit keine Fehde stattfinden durfte. Wer dieses Gebot übertrat, wurde mit Bann und Acht gestraft. Am meisten Unfug wurde von den Burgen aus und von den sogenannten Raubrittern getrieben.

Unter dem Volke herrschte viel Aberglaube. Unwissende hielten z. B. dafür, daß bei Wirbelwinden die bösen Geister mit großem Getöse durch die Lüfte ziehen; daß die in den Luftregionen schnell dahin schwimmenden Wolken Drachen aus der Unterwelt, die Sonnenfinsternisse, Gewitter ꝛc. jedesmal Zeichen des Zornes Gottes seien. Wir aber wissen, daß alle Naturereignisse vom Schöpfer der Natur geleitet werden, und daß er uns durch dieselben wohl strafen könne und wirklich manchmal strafe, daß aber seine Vaterhand auch die Zuchtruthe zu unserm Heile führe.

**Die Welfen.** Es hatten seit undenklichen Zeit die Welfen, ein altes hochgeachtetes, in Schwaben, am Lechrain und im Ammergau vorzüglich reich begütertes Geschlecht geblüht; doch der letzte Sprosse dieses Geschlechtes in Deutschland war unvermuthet in jungen Jahren dahingeschieden, worauf die Mutter des verstorbenen Jünglings einen ihrer Enkel aus Welschland berief, der, unter dem Namen Welf I., die herrlichen Güter seiner Vettern in Deutschland erbte. Dieser Welf, ein schöner und gewandter Mann, wurde durch Kaiser Heinrich IV., dem er viel Geld für seine Kriege gegen Italien vorgestreckt hatte, gleichsam käuflicher Herzog von Bayern.

Die Welfen herrschten in Bayern vom Jahre 1070—1179, doch wurde ihre Regentenreihe vom Jahre 1139—1156 durch zwei ostbayerische Markgrafen unterbrochen, und die Zeit ihres eigentlichen Regiments beträgt daher nur 92 Jahre. Während der Regierung der Welfen währte in Deutschland und Bayern die allgemeine Verwirrung in kirchlichen und weltlichen Dingen fort, und erzeugte fortwährend Bürgerkriege, Unordnungen, blutige Privathändel und Gräuel aller Art. Am heftigsten bekriegten sich die Welfen und das mächtige Geschlecht der Hohenstaufen; diese wurden Gibellinen, von einem Dorfe, in welchem ein Hohenstaufe auferzogen worden war, genannt

und errangen später, im Wettstreite mit unsern Welfen, die deutsche Kaiserkrone. Zu den von beständigen Fehden und Kriegen unzertrennlichen Leiden und Schrecken gesellten sich in jenen Zeiten — gegen das Ende des ersten Jahrtausendes nach Christi Geburt — auch noch Pest und Hungersnoth; am Himmel zeigten sich Cometen und Nordlichter. Der allgemein herrschende Aberglaube hielt sich für überzeugt, es nahe der Welt Ende, und die Furcht trieb die Menschen zur Buße und in die Kirchen, in welche uns aber edlere Gefühle leiten sollen. Eine unzählige Menge Menschen beiderlei Geschlechtes in Bayern und allen deutschen Ländern entsagten den weltlichen Gütern; neue Klöster und Abteien stifteten und erbauten allerwärts die Reichen und der Adel; vor allen Bußübungen aber ward als die verdienstlichste gehalten, nach dem gelobten Lande, nach Palästina, zu reisen, wo einst Christus, unser Herr und Seligmacher, als Gottmensch gewandelt. *)

Schon im Jahre 1064 ward ein großer Zug auf diese Weise unternommen, und als im Jahre 1096 noch ein zahlreicherer der Art durch Bayern zog, schlossen sich demselben viele tausend unserer Vorältern an. Welf der I. unternahm in seinem Alter mit einem Heere von 160,000 Kreuzfahrern, die aus allen Ländern zusammenströmten, auch einen Zug nach dem gelobten Lande. Glücklich ging dieser Zug durch Ostbayern, Ungarn über Constantinopel und den Hellespont; aber auf Asiens sandigen Wüsten waren die Kreuzzügler irre geführt von Wegweisern, die sie aus Griechenland mitnahmen, und wurden theils durch das Schwert der Saracenen getödtet, theils verschmachteten sie im Elende. Von den vielen Tausenden, die, mit dem Kreuze bezeichnet, aus Europa nach Jerusalem wanderten, erblickten kaum einige Hunderte die Stadt.

Herzog Welf entging zwar den Feinden und langte als Pilger mit den Wenigen glücklich am heiligen Grabe an, unterlag aber den Beschwerden dieser gefahrvollen Reise bei seiner Rückkehr auf der Insel Cypern an einem hartnäckigen Fieber, an welchem er starb i. J. 1101. Seine Gebeine wurden nach Jahren erst weggebracht, und im Kloster Weingarten in Schwaben zur Erde bestattet.

Groß war das Ansehen, unermeßlich der Reichthum der Welfen; unter ihnen nahm Bayern an Umfang in höchst bedeutsamer Art zu.

**Heinrich X.** Heinrich X. trat gleich beim Beginne seiner Regierung kräftig gegen das Faustrecht auf, er zerstörte viele Ritterburgen und ließ den Landfrieden unter strengen Strafen beschwören. Durch Erbschaft und Heirath brachte er auch Sachsen, Nürnberg, Toskana, einen Theil von Braunschweig, Magdeburg und Göttingen unter seine Herrschaft, so daß er mit Recht sagen konnte, seine Länder reichen von einem Meere bis zum andern. Er hatte viele Kämpfe mit den mächtigen Hohenstaufen, die in Franken und Schwaben regierten, jedoch zu seinem Verderben; denn nach dem Tode des Kaisers Lothar erwählten die Churfürsten eben den Hohenstaufen Konrad III. zum Kaiser. Dieser forderte von ihm, daß er das Herzogthum Sachsen abtrete, was er aber nicht that, so wie er überhaupt den Kaiser nicht anerkannte, darum wurde er in einer Versammlung zu Würzburg in die Acht erklärt und seines Reiches i. J. 1138 entsetzt. Er hinterließ uns ein großartiges Denkmal, da er 1135 den Dom und die Brücke in Regensburg erbauen ließ.

---

*) Siehe „Kreuzzüge" Seite 159.

Unter seiner Regierung zeichnete sich ein bayerischer Diener durch Liebe zu seinem Fürsten aus. Der Herzog kam in Zwist mit dem Grafen von Wolfrathshausen und ritt mit einem kleinen Gefolge nach Oberbayern, der Isar zu Der Graf hörte von dem Ritte und lauerte dem Herzoge auf, um ihn zu fangen oder zu tödten. Ein treuer Diener merkte die Gefahr und bat den Herzog, da man allenthalben sein Pferd kannte, mit ihm Pferd und Kleider zu wechseln. Kaum war dieses geschehen, so stürzte er von einem Pfeile getödtet, zu Boden, für seinen Herrn freiwillig das Leben opfernd.

**Leopold XI. und Heinrich XII.** Nach Heinrich's Aechtung bemächtigte sich Leopold, ein Sohn des bayerischen Markgrafen Leopold in Oesterreich, des bayerischen Thrones. Unter steten Mühseligkeiten und Fehden mit dem Bruder Heinrich des Stolzen, dem alten Welfen, der auch auf Bayern Anspruch machte, war ihm kein froher Tag geworden. Schon im Jahre 1141 starb er. Sogleich belehnte der hohenstaufische Kaiser Konrad den Bruder des Verstorbenen, Heinrich XI., nach seinem Sprichworte benannt „Jasomirgott", Markgrafen in Ostbayern, mit dem Herzogthum, obgleich Heinrich der Löwe, der Sohn Heinrich des Stolzen, sein väterliches Erbe verlangte. Heinrich, der junge feurige Held, war hohen Gemüthes, mild dem Schwachen, furchtbar dem Starken, darum hieß er der Leu; er erhielt zwar das Herzogthum Sachsen, gab aber seine Ansprüche auf Bayern nicht auf. So lange Kaiser Konrad lebte, schien man nicht geneigt, seine Wünsche zu erfüllen, als dieser aber gestorben war, versprach ihm dessen Nachfolger, Kaiser Friedrich von Hohenstaufen, der Rothbart genannt, das Herzogthum Bayern. Ein glücklicher Umstand trug bald zur Erfüllung dieses Versprechens bei. Heinrich der Löwe und der junge Pfalzgraf Otto von Wittelsbach begleiteten den Kaiser auf einem Heereszuge nach Italien. Voll Muth und Treue verrichteten diese beiden blühenden Fürsten aus Welfens und Wittelsbachs Hause Großthaten, welche die Nachwelt noch anstaunt. Vor den Mauern Rom's wurde das Lager der Deutschen von den erbitterten Bürgern der christlichen Weltstadt überfallen, in dunkler Nacht entwickelte sich ein mörderischer Kampf, und Friedrich I. stürzte im tiefsten Gewühle vom Pferde; da wandte Heinrich der Löwe mit seinem deutschen Kraftschwerte die Todesstreiche vom geheiligten Haupte des Kaisers ab, drängte die Bürger Roms über die Tiberbrücke zurück und kam als Sieger mit blutigem Haupte in Friedrichs Zelt. Der Kaiser trocknete seinem Lebensretter mit den Worten das Blut von der Stirne: „Heinrich, ich gedenke es dir." Er gedachte es ihm auch, denn nach der Zurückkunft aus Italien belehnte er ihn mit dem Herzogthume Bayern.

Heinrich Jasomirgott wurde dadurch entschädigt, daß die Ostmark und das Land ob der Ens ihm als eigenes Herzogthum überlassen wurde. So entstand das Herzogthum Oesterreich.

Heinrich war ein guter Regent, geliebt von den Guten, gefürchtet von den Bösen, fest im Entschlusse, treu im Worthalten und sparsam in seinem Haushalte. Ihm verdankt München sein Entstehen. Der Bischof von Freising nahm Zoll bei einer Brücke zu Vöring, Heinrich war darüber ungehalten, in seinem eigenen Lande Zoll bezahlen zu müssen, er zerstörte diese Brücke und baute eine andere oberhalb bei einem Dorfe, das zu München den Anfang machte; hier nahm er Zoll und legte Markt und Münzstätte an. Bereits zu gleicher Zeit legten Leopold und Heinrich Jasomirgott den Grund zu Wien und Albrecht der Bär zu Berlin.

Lange Zeit hatte Heinrich der Löwe den Kaiser unterstützt und auch einen Kreuzzug mitgemacht, da war er der vielen Kriege müde.

Aus diesem Grunde und aus Erbitterung, daß der Kaiser dem alten Welf die Stammgüter, die er zu erben hoffte, abgekauft hatte, verließ er den Kaiser, als er eben in einen Krieg gegen die aufrührerischen Städte in Italien verwickelt war. Der Kaiser verlor wirklich die Schlacht bei Lignano und maß die Schuld Heinrich bei, darum hörte er auf die Klagen, die seine Feinde gegen ihn vorbrachten und entsetzte ihn der Herzogthümer Bayern und Sachsen i. J. 1180.

Nachdem Heinrich der Löwe in die Reichsacht erklärt war, wurde wieder ein Abkömmling von Arnulf II., also aus dem alten bayerischen Geschlechte von Scheyern, berufen.

## Dies war Pfalzgraf Otto v. Wittelsbach.

Auch zur Zeit, als fremde Fürsten als Herzoge über Bayern regierten, zeichneten sich die Schyren durch Heldenmuth und Tapferkeit, so wie durch edle Gesinnungen aus. Ein Beispiel von Muth, frommer Gesinnung und Verachtung aller Mühseligkeiten und Gefahren gab Eckhard der Schyre, der sich mit 8000 Pilgern vereinigte, um 1064 nach Palästina zu ziehen und Jerusalem und das hl. Grab den Ungläubigen zu entreißen.

Als die fromme Schaar durch des Weges Länge und Beschwerde erschöpft, durch Mangel, Krankheiten und das Schwert der Feinde zusammengeschmolzen, von der Ueberzahl der Ungläubigen umringt, die Flucht ergriff und das Banner ihr abgenommen war: da rief Eckhard Muth zu, nahm seine großen Bundschuhe mit den rothen Riemen, befestigte sie an die Lanze, sammelte um dieses Banner auf's Neue seine Streiter, und schlug den Feind. Er wurde deßhalb auch der Bundschuh genannt. Unter diesem Banner soll er mit der frommen Schaar aus Demuth von den Pferden gestiegen und mit derselben zu Fuß nach Jerusalem gezogen sein, die Stadt und das hl. Grab erstürmt und wenigstens eine kurze Weile behauptet haben.

Ein Beispiel von frommer Gesinnung gaben die Grafen von Scheyern 1113. Das Schloß Scheyern war nämlich die Stammburg und Jahrhunderte lang der Wohnsitz des ältesten Fürstengeschlechtes in Deutschland. Als Otto III. sah, daß das Klösterlein Vischbachau den für Verbreitung des Glaubens und der Landeskultur so eifrig wirkenden Benedictinern zu klein wurde, übergab er ihnen mit Beistimmung aller Mitglieder seines erlauchten Geschlechtes das alte Stammschloß und erbaute dagegen das Schloß Wittelsbach. Die Schyren aber nannten sich von ihrer neuen Burg, die sich stolz bei Aichach erhob, Wittelsbacher.

---

# Bayern unter den Wittelsbachern bis zur Erhebung zum Kurfürstenthume. Von 1180—1623.

*Otto der Große von Wittelsbach (1180—83). Er war ein Fürst von echt bayerischem Geblüte aus dem alten Stamme Luitpold's. Die Liebe des Kaisers Friedrich's I. hatte er sich durch seine vorzügliche Geistesbildung, seinen edlen Charakter und unerschrockenen Heldenmuth erworben. Letzteren bewies er 1155, als er das kaiserliche Heer beim Rückzuge aus Italien an der Berner Klause vom Untergange rettete. (Alberich.) Deßhalb verlieh ihm der Kaiser Bayern erblich. Nach seiner Erhebung zum Herzoge führte Otto keine Kriege mehr, regierte weise und gut, erweiterte sein Gebiet, erhob sein bisheriges Schloß Kelheim zu einer Stadt und gründete Landshut. Ihm folgte sein Sohn

*Ludwig I., der Kelheimer genannt (1183—1231), weil er sich in Kelheim aufhielt und daselbst auf der Brücke von einem Meuchelmörder getödtet wurde. Als der Kaiser Philipp von Schwaben von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet worden war, erbte Ludwig die Güter und Lehen des Geächteten, und zerstörte zum Beweise seines Abscheues an diesem Morde die Burg Wittelsbach. Der Kaiser Friedrich II. belehnte ihn 1214 mit der Pfalzgrafschaft am Rheine. Um dieses schöne Land an sich zu bringen, vermählte Ludwig seinen Sohn Otto 1225 mit der Tochter des entsetzten Pfalzgrafen Heinrich.

*Otto II., der Erlauchte, (1232—53). Diesen Ehrennamen erhielt er durch sein muthiges, würdevolles Benehmen. Er hatte mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, welche die Wahl der Gegenkaiser zu dieser Zeit und der Streit mit der Kirche verursachten. Sein Tod erfolgte zu Landshut. — Seine Söhne Ludwig II. und Heinrich XIII. regierten erst gemeinschaftlich, theilten aber schon 1255 das Land in Ober- und Niederbayern.

## Bayern getheilt, 1255—1353.

### Oberbayern.

*Ludwig II., der Strenge, (1253—94) behielt Oberbayern und die Rheinpfalz und wohnte abwechselnd in München und Heidelberg. — Der Strenge wurde er genannt, weil er seine Gemahlin Marie von Brabant wegen eines falschen Verdachtes zu Donauwörth enthaupten ließ. Doch bereute er sehr diese That, überwältigte von nun an seine Neigung zum Jähzorne, gründete das Kloster Fürstenfeld zur Sühne und lebte fromm und gottesfürchtig.

Seine Söhne waren:

Rudolph I. und Ludwig IV. der Bayer. Diese regierten bis zum Tode Rudolph's gemeinschaftlich, dann blieb Ludwig Alleinregent.

### Niederbayern.

Heinrich XIII. (1253—90) behielt Niederbayern und residirte zu Landshut. Seine Söhne waren:

Otto III., Ludwig III., Stephan I. Ludwig starb bald. Otto erließ, um die ungarische Königskrone in Besitz nehmen zu können, 1311 zu Landshut einen Freiheitsbrief, wodurch Jeder, der die verlangte Steuer zugeben würde, über seine Grundholden die mittlere Gerichtsbarkeit haben sollte. Dieser Vertrag heißt die ottonische Handfeste. — Stephan starb 1310 an der Pest. Er hinterließ zwei Söhne:

Heinrich XIV., den Aeltern, und Otto IV.

Auch Otto III. hinterließ einen Sohn:

Heinrich XV., den Jüngern.

Mit Johann, dem Sohne Heinrich's XIV., starb 1340 die Linie Niederbayern aus, und das Land wurde mit Oberbayern vereinigt.

*Ludwig IV. oder der Bayer (1294—1347) zeichnete sich durch Einsicht, Großmuth, Tapferkeit und Gerechtigkeit aus. Er gerieth mit dem Herzoge Friedrich, dem Schönen, von Oesterreich wegen der Vormundschaft über die Prinzen von Niederbayern in Krieg, und besiegte ihn bei Gammelsdorf (9. Nov. 1313). Als Ludwig in demselben Jahre zum deutschen Kaiser gewählt wurde, und eine Partei Friedrich, den Schönen, zu dieser Würde erheben wollte, kam es abermal zwischen Beiden zum Kriege. Der Kampf dauerte 8 Jahre, bis endlich Ludwig seinen Gegner bei Ampfing und Mühldorf (28. Sept. 1322) unter Anführung seines Feldherrn Schweppermann besiegte, ihn gefangen nahm und auf der Feste Trausnitz verwahrte. Nach 3 Jahren söhnte er sich wieder mit ihm aus, schenkte ihm die Freiheit, behandelte ihn als seinen treuesten Freund und übertrug ihm sogar in seiner Abwesenheit die Regierung. Im Jahre 1329 schloß Ludwig mit den jüngern Söhnen seines verstorbenen Bruders Rudolph den berühmten Hausvertrag zu Pavia, wodurch die Rheinpfalz und die Oberpfalz von Bayern getrennt und an Rudolps's Nachkommen abgetreten wurden. Im Jahre 1338 brachte er zu Rense den ersten Kurverein zu Stande, vermöge dessen jeder von den 7 Kurfürsten gewählte Kaiser auch ohne päpstliche Bestätigung bestehe. Auch vergrößerte Ludwig sein Reich durch Niederbayern, Brandenburg, Tyrol und Holland.

Gegen das Ende seines Lebens erwählten seine Feinde Carl IV. von Böhmen zum Gegenkaiser, und Ludwig kam, weil er die Regierung nicht niederlegen wollte, in den Kirchenbann. Allein er behauptete sich muthvoll bis zu seinem Tode. Als er eines Tages auf die Bärenjagd ritt, sank er auf einer Wiese bei Fürstenfeld plötzlich vom Pferde und verschied in den Armen eines Landmanns. (11. Oct. 1347.)

Ludwig's 6 Söhne theilten 1349 ihr Land wieder auf folgende Weise:

**Oberbayern und Brandenburg.**

Hier regierten:

Ludwig V. der Brandenburger (1347 bis 61).
Ludwig VI. der Römer † 1365.
Otto V. † 1379.

Mainhard, Sohn Ludwig's V. † 1363. Nach dessen Tode kam Tyrol an Oesterreich, und Stephan II. von Niederbayern nahm nun von Oberbayern Besitz. Nach Ludwig's VI. Tode erkaufte Kaiser Karl IV. die Mark Brandenburg.

**Niederbayern und Holland.**

Hier regierten:

*Stephan II. mit der Haft 1347—75,
Albrecht I. und
Wilhelm I.

Holland, welches Wilhelm I. bei der Theilung erhalten hatte, ging nach Aussterben seiner Nachkommen 1443 an Burgund verloren.

Stephan's II. hinterlassene Söhne waren:

Stephan III. oder der Knäufel,
Friedrich I.,
Johann II. Diese regierten erst gemeinschaftlich, nahmen aber 1392 eine neue Theilung vor.

## Nun entstanden die drei Linien:

**München.**

*Johann II., † 1397.

*Ernst I. und Wilhelm III., seine Söhne, regierten gemeinschaftlich.

Ernst ließ die Agnes Bernauer, welche mit seinem Sohne Albrecht heimlich vermählt war, 1436 zu Straubing in der Donau ertränken.

**Ingolstadt.**

Stephan III., der Knäufel, † 1413.

Ludwig VII., der Bärtige, † 1437.

Ludwig VIII., der Höckerichte. Da er 1445 kinderlos starb, so kam das Land an Bayern = Landshut.

**Landshut.**

Friedrich I., † 1393.

Heinrich XVI., † 1450. Er suchte durch weisen Haushalt und Sparsamkeit Vermögen zu erwerben und zu vergrößern.

Ludwig IX., der Reiche, † 1479.

Albrecht III. oder der Fromme (1438—60) war auf's Aeußerste über den Tod seiner Gemahlin aufgebracht; doch söhnte er sich zuletzt wieder mit seinem Vater aus. Der Fromme wurde er genannt, weil er die größte Hochachtung gegen die Religion bezeigte und gegen jeden Menschen sanft und herablassend war. Er lehnte die ihm angebotene böhmische Königskrone aus Bescheidenheit und aus Liebe für sein Volk ab. Von seinen fünf Söhnen Johann III., Sigismund, Albrecht IV., Christoph und Wolfgang regierten Sigismund und Albrecht zuerst gemeinschaftlich. Aber Sigismund zog sich bald in den Privatstand zurück, erbaute 1468 — 88 die Frauenkirche in München, und überließ seinem Bruder die Alleinregierung.

In Burghausen, wo die Schätze seines Vaters aufgehäuft waren, wurde er in der größten Dürftigkeit erzogen. Dennoch bewahrte er ein heiteres, frommes Gemüth und kindliche Ehrfurcht gegen den alten Vater. Er vermehrte durch weise Sparsamkeit die ihm hinterlassenen Schätze und gründete 1472 die Universität zu Ingolstadt, welche 1800 nach Landshut und 1826 nach München verlegt wurde.

Georg der Reiche (1479—1503) machte von seinem Reichthume einen guten Gebrauch. Da er seine Tochter Elisabeth, Gattin des Pfalzgrafen Ruprecht, als Erbin einsetzte, so veranlaßte dieses 1503 den Landshuter Erbfolgekrieg. Ruprecht von der Pfalz und die Münchener Herzoge theilten sich in das Erbe, und nach Ruprechts Tode fielen dessen Landestheile Albrecht, dem Weisen, zu.

*Albrecht IV. oder Weise (1460—1508). Das Merkwürdigste aus seiner Regierungszeit ist die Einführung des Rechtes der Erstgeburt, nach welchem immer der älteste Prinz Alleinregent bleiben sollte.

*Wilhelm IV. oder der Standhafte (1508—60). Unter seiner Regierung begann 1517 durch Dr. Martin Luther die Reformation, welche auch in Bayern ihre Vertheidiger und Anhänger fand. Der Herzog aber blieb der alten Lehre getreu und berief zur Erhaltung des katholischen Glaubens die Jesuiten nach Ingolstadt.

*Albrecht V. oder der Großmüthige (1560—79) war ein besonderer Freund der Künste und Wissenschaften und gab so viele Beweise von Großmuth und Biedersinn, daß man ihn den Großmüthigen nannte.

*Wilhelm V. oder der Fromme (1579—98). Er war dem Klosterleben geneigt, wohlthätig, demüthig und kunstsinnig. Da er sich nach Abgeschiedenheit von der Welt sehnte, übergab er seinem Sohne Maximilian die Regierung und lebte noch 28 Jahre zurückgezogen nur den Werken der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit.

---

**Otto von Wittelsbach, der Große.** Nachdem Heinrich, der Löwe, 1180 in die Reichsacht erklärt war, wurde wieder ein Abkömmling von Arnulf II., also aus dem alten bayerischen Geschlechte von Scheyern berufen und erhielt Bayern von dem Kaiser als erbliches Lehen. Dies war Otto von Wittelsbach, der Große.

„Seine Nachkommen regieren noch immer über Bayern, und auch unser allgeliebter Landesvater stammt von ihm ab."

Seit 1180 ist demnach schon das Geschick des bayerischen Landes an das des hohen Wittelsbachischen Geschlechtes geknüpft; das Geschlecht der Wittelsbacher theilt mit dem bayerischen Volke bis jetzt Freud und Leid, und ist von der Vorsehung ausersehen, die Schicksale des treuen bayerischen Volkes schon seit vielen Jahrhunderten zu lenken. Ruhm und freudiges Erheben des Einen ist zugleich der Glanz und das Glück des Andern.

Der damalige Kaiser Friedrich Barbarossa hatte für Otto wegen seines hervorragenden Muthes und seiner edlen Gesittung eine ganz besondere Vorliebe. Bei einem Kriegszuge nach Italien stellte Friedrich den tapfern Helden mit dem Reichsbanner an die Spitze des Heeres, und in den Tagen der Gefahr bewies Otto auch, daß ein Wittelsbacher dieser hohen Auszeichnung würdig sei.

Nachdem der Kaiser die widerspenstigen Städte Italiens zum Gehorsam gebracht hatte, trat er, mit der italienischen und Kaiserkrone geschmückt, den Rückweg nach Deutschland an.

Zwischen Verona und Trient befinden sich die engen Pässe von Chiusa, wo die Straße sich zwischen steilen Felswänden und den wilden Fluthen der Etsch höchst gefahrvoll durchwindet. Als das deutsche Heer an die sogenannte Bernerklause kam, wagte es Alberich, ein Edelmann aus Verona, mit einigen hundert Knechten den Durchzug zu wehren.

Von schwindelnder Höhe wälzten die Verwegenen ungeheure Felsblöcke, die vernichteten, was sie bei ihrem Sturze berührten. Auf die Aufforderung des Kaisers, von diesem Frevel abzustehen, erhielt er von den Welschen die schmachvolle Antwort: Nur gegen Zurücklassung der Panzer und Pferde werde der Durchgang geöffnet.

Ergrimmt von Scham und Aerger überschaute Friedrich die um ihn versammelten Feldherren, als wollte er denjenigen suchen, der Deutschlands alten Ruhm zu retten wisse; da fiel sein Blick auf den Wittelsbacher, und der Kaiser sprach zu ihm die ernsten Worte: „An Euch ist's, Pfalzgraf, diese Schmach zu rächen!" — Otto zögerte nicht, nahm 200 der muthigsten und des Bergsteigens kundige Krieger, entklomm zwischen unwegsamem Geklüft die Höhe von rückwärts und tödtete die Verwegenen theils mit dem Schwerte, theils ließ er sie in den Abgrund stürzen.

Vor dem ganzen Heere dankte Friedrich dem kühnen Helden, und überall erschollen die ruhmvollen Worte: „Der Wittelsbacher hat die Ehre des Kaisers und des deutschen Volkes gerettet."

Von da wurde Otto allzeit an des Kaisers Seite erblickt. Dreißig Jahre lang war er als Gesandter in Unterhandlungen, als Feldhauptmann im Kriege, als Erster im Rathe der Fürsten eine starke Stütze des Kaisers. Heldensinn, Klugheit, Redlichkeit, unerschütterliche Treue erwarben ihm Achtung unter den Feinden, Liebe unter den Freunden, und so geschah es denn auch, daß der Kaiser aus Dankbarkeit ihm (1180) das vaterländische Herzogthum erbeigen gab.

Als Otto die Regierung antrat, war das unter dem Herzoge stehende Bayern ziemlich klein geworden. Die Grenzen des Landes waren im Norden die Altmühl, in nordöstlicher Richtung bis an die Eger, gegen Osten Oesterreich, gegen Süden Tyrol, gegen Westen der Lech. Selbst in diesem kleinen Ueberreste des Landes hatten sich viele kleinere Staaten gebildet (9 Bischöfe und 30 Mark=, Gau= und Landgrafen), die sich wenig von dem Herzoge befehlen lassen wollten.

Otto that Alles, um Ruhe und Ordnung im Innern zu erhalten und seine Unterthanen glücklich zu machen, reis'te im Lande herum, saß selbst zu Gericht, half den Aermeren und Schwächeren zu ihrem Rechte, berathete auf Landtagen das Wohl seines Landes und begründete dasselbe auch durch weise Anordnungen. Er erweiterte durch Kauf und Erbschaft sein Gebiet beträchtlich, erhob sein bisheriges Schloß Kelheim zu einer Stadt und legte den Grund zur Stadt Landshut. Leider starb er schon drei Jahre nach seiner Erhebung (1183). Sein Leichnam ist mit großer Pracht in das Kloster auf Scheyern gebracht worden, begleitet von des Kaisers eig'nen Söhnen, den meisten Fürsten des Landes und vielen Andern.

Ganz Bayern trauerte über seinen frühen Tod.

**Ludwig der Kelheimer † 1231; Otto der Erlauchte † 1253.**

Kelheim ward von den Ahnen des Wittelsbachischen Hauses gern zum Aufenthalte gewählt, und Herzog Ludwig I. bekam wegen seiner besondern Vorliebe für diesen Ort sogar den Beinamen der „Kelheimer". — Dieser Fürst war mit den edelsten Regententugenden geschmückt. Unter ihm hob und verbesserte sich das Stadtwesen, und es entstanden Landshut, Dingolfing, Straubing und Landau. — In damaliger Zeit waren die Handwerker größtentheils nur Knechte der Gutsbesitzer. Diese Knechte machten sich allmählig frei, zogen in die Städte und bildeten dort den Bürgerstand. Sie arbeiteten hier nach ihrem eigenen Geschmacke gegen Bezahlung, und Gewerbsfleiß und Gewerbe hoben sich so, daß schon damals die Erzeugnisse der Bayern selbst vom Auslande geschätzt und gesucht wurden.

Die Städte hatten auch das Gute, daß sie den Angriffen raubsüchtiger und fehdelustiger Ritter leichter Widerstand leisten konnten. —

Ludwig der Kelheimer hatte einen Vetter, Pfalzgrafen Otto VIII. von Wittelsbach, ein Mann von rauher, heftiger Gemüthsart. Der damalige Kaiser Philipp versprach dem tapfer kämpfenden Otto seine Tochter zur Gemahlin, hielt aber nicht Wort. Der auf diese Weise schon gereizte Pfalzgraf kam eines Tages zu dem Kaiser und bat um ein Empfehlungsschreiben an den König Heinrich von Polen, weil er um die Tochter dieses Fürsten werben wolle. Philipp gab es ihm. Auf dem Wege hatte sich durch den starken Ritt das kaiserliche Siegel losgemacht. Otto ließ durch seinen Geheimschreiber das Schreiben vollends öffnen und vorlesen, und vernahm das Gegentheil einer Empfehlung. Glühend vor Zorn und Rache eilte der Betrogene nach Bamberg, wo der Kaiser sich eben aufhielt, stürzte mit dem Schwerte der

Burgwache in das Gemach Philipps, versetzte demselben eine tödtliche Wunde in den Hals und reitet davon.

Otto ward für seine schwarze That auf zwei Reichstagen seines Lebens und seiner Würden verlustig erklärt.

Bei Abbach, unfern Regensburg, wurde der unstäte Flüchtling erschlagen. So hatte den Kaiser seine Unredlichkeit, aber auch den Pfalzgrafen Otto sein unbezähmbarer Jähzorn ins Verderben gestürzt.

Ludwig der Kelheimer erbte die Stammgüter des Geächteten, ließ aber aus Abscheu gegen die verruchte That das Schloß des Verbrechers, die Stammburg Wittelsbach, von Grund aus zerstören. (1209.) *)

Um seinen Eifer für Religion an den Tag zu legen, unternahm Herzog Ludwig auch eine Reise nach Palästina t. J. 1220. Er entrann glücklich den Gefahren, die ihm drohten, und kam wieder in sein Land zurück. Als Ludwig an einem Herbstabende 1231 von der Burg Kelheim herab an der nahen Donau lustwandelte, da näherte sich ihm ein Unbekannter mit einem Briefe. Während der Herzog das Schreiben öffnete, ermordete ihn der Bösewicht mit einem Dolche. Das bestürzte Volk ergriff gleich nach dieser höchst verabscheuungswürdigen That den schändlichen Verbrecher und tödtete ihn. Welch eine ruchlose That, sich an dem Leben seines Landesvaters zu vergreifen!

Nun wurde der Sohn Ludwigs des Kelheimers, Otto der Erlauchte, Herzog über Bayern. Schon im Jahre 1215 vermählte sich Otto mit Agnes, der Tochter des Pfalzgrafen am Rhein, und brachte hiedurch die Pfalzgrafschaft am Rhein als Erbland an das Haus Wittelsbach, wodurch das Sprichwort entstand: Bayern und Pfalz, Gott erhalt's! Durch den Besitz dieses Landes hatte Bayern nicht bloß an Umfang, sondern auch an Würde und Ansehen sehr viel gewonnen; denn mit der Pfalzgrafschaft am Rhein war noch das Recht der Reichsverweſung nach dem Tode des Kaisers und die Kurwürde verbunden. Otto waltete väterlich über sein Volk und war durch gerechtes Maß in allen Dingen der Bayern Stolz, der Fremden Bewunderung. Aber trotz aller Mühe konnte er doch von seinen Ländern das Verderben nicht abhalten, welches um diese Zeit die immerwährenden Krtege ganz Deutschland brachten.

Im Jahre 1253 überraschte ihn der Tod in seinem 47. Lebensjahre mit einem Schlagfluß.

**Die Herzoge Ludwig II. (der Strenge) und Heinrich XIII.**

Einmal hielt sich Ludwig lange in Heidelberg auf, während seine Gemahlin in Donauwörth verweilte. Weil er aber so lange in der Ferne blieb, so bat ihn Maria in einem Briefe um baldige Heimkehr. Auch dem Feldhauptmanne, der bei dem Herzoge viel vermochte, schrieb sie, ihre Bitte zu unterstützen. Der Bote, des Lesens unkundig, verwechselte die Schreiben und Ludwig, nur Böses ahnend, rannte voll Wuth nach Donauwörth. Hier dachte Niemand Arges. Ein Freudenruf ertönte durch die Hallen des Schlosses, als der Herzog unvermuthet nahte; aber, — welch ein Schreck! — der zornentglühte Fürst stieß dem Schloßvogte, der mit freudiger Hast die Thore öffnete, sein eigenes Schwert in die Brust; die geängstigten Edelfräulein stürzten von der Zinne des Thurmes, und Maria von Brabant wurde ohne Verhör enthauptet. (1256.) Bald kam die Unschuld der Unglücklichen an den Tag, und nun glich der Schmerz des Herzogs der frühern Wuth. Er vergoß unzählige

---

*) Dessen Stelle bezeichnen jetzt eine Kirche und ein Denkmal aus Stein, mit der Inschrift: „Seinem tausendjährigen Regentenstamme die treuen Bayern." —

Thränen der Reue, und in seinem ganzen Leben war es ihm nicht möglich, das schmerzliche Andenken an diese That in seiner Seele zu vertilgen. Ueberall stand Marien's Engelsbild vor seiner Seele, und erst als er büßend nach Rom gewandert war, vom Papste Alexander IV. die Lossprechung erfleht, dann die Klosterstiftung zu Fürstenfeld bei München gemacht und sich mancher strengen Bußwerke unterzogen hatte, kehrte einiger Friede in sein Inneres zurück. — Er wurde nun überaus vorsichtig und behutsam in seinem Unternehmen und Handeln; klug und überlegt waren alle seine Rathschläge, und jeder Angeklagte fand an ihm — ach, er ward ja täglich vom eigenen Gewissen angeklagt! — einen mitleidsvollen Richter. —

(In der Frauenkapelle der aufgelösten Benediktiner-Abtei zum hl. Kreuz in Donauwörth ist das Grab der unglücklichen Maria v. Brabant.)

Der Aufenthalt in Donauwörth war dem Herzog von dieser Zeit an unerträglich, und er wählte München zum bleibenden Wohnsitze, welches dadurch an Größe, Menschenmenge und an Bedeutung für Bayern zunahm.

Mit seinem Bruder Heinrich, Herzog von Niederbayern, lebte er lange in Frieden und Eintracht; als aber i. J. 1273 ein neuer Kaiser gewählt wurde, da stimmte Ludwig der Strenge gegen den Willen seines Bruders Heinrich für Rudolph von Habsburg. Die beiden Brüder entzweiten sich hierüber und führten zum Nachtheile ihrer Länder gegen einander Krieg. —

**Zustand des Landes und Volkes.** Baukunst, Dichtkunst, Wissenschaft. Zwei schöne Blüthen des deutschen Geistes erfreuen uns aus diesem Zeitalter, nämlich: die Baukunst und Dichtkunst.

Ein herrliches Bauwerk noch aus der Welfenzeit bewahrt unser Bayern in der Brücke über die Donau zu Regensburg, vom Herzoge Heinrich dem Stolzen in einem heißen Sommer, welcher die Wogen des Flusses darniederlegte, mit beharrlichem Muthe ausgeführt. Mit der Hohenstaufischen Zeit aber begann die deutsche Baukunst ihre schönsten Werke, und Bildhauerkunst und Malerei traten mit ihr in würdige Verbindung. (Siehe Baukunst S. 167.)

Die Dome zu Speier und Bamberg, zu Würzburg und Regensburg, zu Freising und Augsburg zeugen noch nach vielen Jahrhunderten von der Kraft und Frömmigkeit jener Tage. —

Das neue geistige Leben in der Periode der Kreuzzüge gab auch der deutschen Dichtkunst einen edlen Aufschwung. Die Dichter jener Zeit, willkommene Gäste an den Höfen gebildeter Fürsten und auf den Burgen edler Ritter, tragen den Namen der Minnesänger, und besangen Alles, was ihnen groß und erhaben schien, in Kraft und Einfalt aus deutschem Gemüthe: Religion, Tugend, Achtung der Frauen, Natur, Vaterland, Tapferkeit. Alle Hohenstaufen sind Freunde dieser Dichter, oder gehören, wie Heinrich VI., Friedrich II. und Konradin, selbst unter die Minnesänger. Heinrich von Veldeck, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Konrad von Würzburg, Ulrich von Türheim sind die berühmtesten Namen derselben; mehrere aus ihnen, an welche sich Hildebold von Schwangau reiht, gehören Bayern an. —

Allmählig wurden in dieser Zeit auch außer den Klöstern und Stiften Schulen angelegt, und es zeigte sich ein ernstliches Streben nach Wissenschaft, welches die Deutschen antrieb, selbst auf den fernen Hochschulen zu Paris und Bologna ihre Bildung zu suchen. Ein gefeierter Gelehrter, ausgezeichnet in allen Fächern der Wissenschaft, war Albert der Große, Bischof von Regensburg, zu Lauingen geboren, der von seinen Zeitgenossen bewundert, im Dominikaner-

kloster zu Cöln im Jahre 1280 sein Leben schloß. Otto, Bischof zu Freising, aus hohenstaufischem Geschlechte, gestorben 1158, schrieb eine Weltgeschichte, und begann das Leben Kaiser Friedrich I. zu erzählen.

**Ludwig der Bayer. Die Schlacht bei Gammelsdorf. (9. November 1313.)** Auf einem Hügel an der Isar liegt das uralte Städtchen Moosburg. In der Nähe befinden sich die Orte Isareck und Gammelsdorf, deren Fluren i. J. 1313 Zeugen bayerischer Tapferkeit waren.

In Oberbayern herrschte damals Ludwig III., später der Bayer genannt, in Niederbayern Otto III. Letzterer starb 1312. Seine Leiche umstanden drei unmündige Prinzen, sein Sohn Heinrich XV. (der Natternberger) und seines Bruders Söhne Heinrich XIV. und Otto IV. Noch vor seinem Hintritte berief der besorgte Vater im Stillen die achtbarsten Bürger von Landshut und Straubing zu sich und bat sie sterbend, über die verwais'ten Prinzen keinen andern Vormund zu bestellen, als seinen oberbayerischen Vetter, den einsichtsvollen Ludwig.

Diese hohe Auszeichnung, welche der verlebte Herzog durch dieses große Vertrauen gewöhnlichen Bürgern erwies, war in den Augen der stolzen Adeligen Niederbayerns eine Beleidigung. Sie erkannten Ludwig nicht als Vormund und beriefen gegen Otto's letzten Willen Herzog Friedrich von Oesterreich zur Verwaltung des Landes. Ludwig der Bayer begab sich nach Landau a. d. Isar, um sich mit seinem ehemaligen Jugendfreunde Friedrich persönlich zu benehmen und die Sache gütlich abzumachen. Aber umsonst! Man griff zum Schwerte. Das österreichische Heer rückte, vom niederbayerischen Adel unterstützt, herauf bis Moosburg und schlug zwischen Isareck und Gammelsdorf ein festes Lager. Ludwig sammelte schnell seine Streitkräfte, mit denen sich die Bürger von Moosburg, Landshut, Ingolstadt und Straubing vereinigten. An einem nebligen Tage griff Ludwig kühn den an Zahl weit überlegenen Feind an. Hartnäckig war der Kampf, aber bald neigte sich der Sieg auf Ludwigs Seite. Ein Theil der Feinde sank unter dem Schwerte, ein anderer ertrank auf der Flucht beim Einsturze der Brücke über die Sempt, und gegen 400 Adelige wurden gefangen. Reiche Beute fiel in die Hände der Sieger; aber Ludwig überließ sie großmüthig seinen tapfern Streitern. Durch staunenswerthen Muth thaten sich die Bürger der genannten Städte hervor.

Zur Anerkennung verlieh Ludwig den Bewohnern von Landshut drei Helme in ihr Stadtwappen, weil sie es durch Heldenmuth im Kampfe für ihre drei jungen Fürsten den Rittern gleich thaten; auch den Ingolstädtern gab er in ihren Schild den blauen, feuerspeienden Panther, und ehrenvoll dankte er den Straubingern und Moosburgern.

Ludwig übernahm nun sofort die siegreich erkämpfte Vormundschaft über die herzoglichen Mündel und die Verwaltung von Niederbayern.

**Die Schlacht bei Ampfing.** Durch die glänzende Waffenthat bei Gammelsdorf, so wie durch seinen Biedersinn und seinen Edelmuth hatte sich Ludwig der Bayer bei den deutschen Fürsten die größte Achtung erworben, so daß ihn die Mehrzahl der Kurfürsten zum deutschen Kaiser wählte. Höchst ungern nahm Ludwig die Wahl an; nachdem er aber in Aachen gekrönt war, wollte er auch Krone und Reich männlich beschützen und vertheidigen. Bei der Kaiserwahl hatte Friedrich der Schöne von Oesterreich zwei Stimmen erhalten; trotzdem setzte auch er sich in Bonn die Kaiserkrone auf und fing

an, den rechtmäßigen Herrn von Deutschland zu bekriegen. Acht Jahre dauerte der verderbliche Kampf; da wollte Friedrich mit einem Schlage Bayerns erhabenen Fürsten sammt seinem getreuen Volke niederschmettern. Mit 30,000 Mann, worunter über 2000 schwer geharnischte Ritter waren, kam er gegen Bayern und breitete sich bei Ampfing unweit Mühldorf aus. Entsetzen schritt überall vor Friedrichs Heereshaufen her. Verbrechen aller Art besudelten ihre Hände; nichts Heiliges wurde verschont, Kirchen und Kapellen ohne Rücksicht auf ihre höhere Bestimmung durchraubt und durchplündert. Das Bayerland am Inn wurde allenthalben verheert; die Einwohner flohen, und die Geflüchteten vermehrten überall hin Furcht und Entsetzen. Die Erbitterung war aufs Höchste gestiegen. Viele treue Bayern sammelten sich in solch großer Landesnoth eiligst unter die Fahnen ihres geliebten Fürsten. Es fanden sich der gesammte Adel, die Bürger aus den größeren und kleineren Städten, die sämmtlichen Bäckergesellen von München und eine Menge braver Landleute ein. Auch der Nürnberger Burggraf und der tapfere Böhmenkönig Johann kamen mit Hilfstruppen, und König Ludwig brachte ein eben so großes Heer zusammen als Friedrich. Mit demselben eilte Ludwig nun am 28. September 1322 seinem Gegner, auf Gott vertrauend, entgegen.

Der erfahrne, aber schon betagte Feldhauptmann Schweppermann von Nürnberg war von Ludwig auserwählt, an seiner Stelle den Gang der Schlacht zu leiten. Mit Tagesanbruch begann die Schlacht. Lange wankte der Sieg. In Staub und Sand wickelte ein gräßlicher Wind die Völker ein. Da ordnete Schweppermann den Angriff so an, daß Sonne, Wind und Staub den Oesterreichern in's Gesicht kam, und der Landgraf Friedrich von Nürnberg fiel aus einem Hinterhalte mit gerasteten Reitern in die Seite des Feindes. Ungeheure Verwirrung entstand nun im österreichischen Heere; Viele flüchteten, sehr Viele blieben auf dem Schlachtfelde, und Viele wurden gefangen genommen; selbst Herzog Friedrich befand sich unter den Gefangenen. Als Ludwig den gefangenen Gegenkaiser erblickte, begrüßte er ihn holdselig, ohne Uebermuth und sprach: „Es freut mich, lieber Vetter, Euch zu sehen!" Friedrich, vom Schicksale tief gebeugt, heftete die Augen betrübt an dem Boden. *) —

Ludwig wollte nun den versammelten Anführern nach der Hitze des Tages eine Erfrischung reichen; allein der Mangel an Lebensmitteln war im Lager Ludwigs so groß, daß man Nichts als wenige Eier fand. Diese vertheilte er selbst unter sie mit den Worten: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei." Dem alten Krieger gingen die Augen über, als er sah, wie er von seinem Kaiser geehrt wurde. Zwar bat er und viele andere Ritter, der Kaiser möge doch besser für sich sorgen; sie würden schon noch Etwas finden; aber Ludwig beharrte bei seinem Ausspruche und sprach: „Ich habe nicht mehr gethan, als jeder andere brave Ritter; aber Schweppermann hat mehr gethan, als ein Dutzend von uns; ihm gebührt die Ehre." So bedeutsam wußte Ludwig das Verdienst zu ehren.

Kaiser Ludwig mußte, um sich in seiner Würde zu behaupten, fast fortwährend mit mächtigen Feinden kämpfen, und entzweite sich leider selbst mit dem Papste. Es entstand ein Kampf Ludwigs mit dem Papste, der dem Kaiser manches Unangenehme zuzog, in welchem er aber die Größe seines Geistes in voller Kraft zeigte. Er veranstaltete i. J. 1327 einen Zug nach Italien in der Absicht, den Gibellinen, welche im Kampfe mit den Welfen

---

*) Siehe „deutsche Treue" Seite 176.

lagen, zu helfen, um sich hiebei die lombardische und römische Krone zu holen. Im Januar 1328 zog er mit seiner Gemahlin in Rom ein, und ließ sich dort von 2 Bischöfen, die des Papstes Stelle vertraten, feierlich zum römischen Kaiser krönen.

Um bei diesen immerwährenden Kämpfen wenigstens in seiner eigenen Familie dem Unfrieden auf immer vorzubeugen, schloß er auf seinem Rückmarsche aus Italien in der mailändischen Stadt Pavia, wo er längere Zeit verweilte, 1329 mit den jüngeren Söhnen seines Bruders Rudolph den berühmten Hausvertrag zu Pavia.

Nach diesem wurde die Rheinpfalz mit der Hauptstadt Heidelberg und die Oberpfalz von Bayern getrennt, und den Söhnen seines Bruders und ihren Nachkommen übergeben. Für sich und seine Nachkommen behielt Ludwig Oberbayern. Nach diesem Vertrage sollte zwischen dem eigentlichen Bayern und Pfalz die Kurwürde jedes Mal wechseln, ferner nach Abgang einer Linie die andere Erbin werden.

Durch diesen Vertrag entstanden nun zwei Hauptlinien des Wittelsbacher Regentenstammes, die rudolphische oder pfälzische, und die ludwigische oder bayerische.

Die Pfalz war von nun an von Bayern getrennt und blieb es auch, bis die bayerisch-ludwigische Linie mit dem Kurfürsten Maximilian III. (1777) erlosch, und so nach der Bestimmung dieses Vertrages über das wechselseitige Erbrecht die beiden Länder wieder vereiniget wurden.

Eines Tages ritt er aus München nach Fürstenfeld auf die Jagd. Unterwegs sah man ihn plötzlich auf seinem Rosse wanken und niedersinken. Es eilten Landleute herbei. Er fühlte die Nähe seines Todes und rief: „Allmächtiger Gott, erbarme dich meiner! Ich habe gesündigt, großer Gott; aber ich habe Treue gehalten im Herzen und im Glauben.“ Hierauf verschied er (1347) in den Armen eines Landmannes. *)

Er war eine Eiche im Sturme der Zeit, der mit Recht sagen konnte: „Mein Volk zu schirmen, trag' ich Schwert und Scepter, es zu beglücken, meine Krone.“

**Des Kaisers Söhne.** Ludwig der Bayer hatte vor seinem Tode bestimmt, daß die 6 Söhne, welche er hinterließ, sein Land nicht theilen, sondern daß sie wenigstens 20 Jahre lang in brüderlicher Eintracht gemeinsam dasselbe regieren sollen. Aber die Söhne achteten den weisen Rath ihres Vaters nicht. Schon nach 2 Jahren theilten sie das väterliche Erbe (1349). Drei Söhne bildeten die oberbayerische — und drei die niederbayerische Linie.

Zwei Jahre hierauf wurde in Bayern-München wieder getheilt. Ludwig, genannt der Brandenburger, behielt Tyrol und Oberbayern, und seine beiden Brüder, Otto und Ludwig der Römer, nahmen Brandenburg. — Im Jahre 1353 zerstückelten auch die niederbayerischen Fürsten ihr Gemeingut. Stephan mit der Hefte blieb in Landshut, und seine Brüder, Wilhelm und Albrecht, wählten sich Bayern-Straubing und Holland. So ward nun wieder durch der Söhne Selbstsucht zersplittert, was des Vaters weise Kraft gesammelt hatte; Ruhm und Frieden

---

*) In der Frauenkirche zu München hat Kurfürst Maximilian dem großen Kaiser ein herrliches Denkmal aus Erz und Marmor gesetzt, i. J. 1622, und König Max verewigte die Stelle, wo Ludwig vom Pferde sank, i. J. 1808 durch eine hohe Spitzsäule.

waren auf dem heimischen Boden verschwunden, und die auswärtigen Besitzungen gingen bald eine nach der andern verloren.

Die Theilungen hörten aber noch nicht auf. Nach dem Tode Stephans mit der Hafte theilten sich (1392) seine drei Söhne wieder in das vom Vater hinterlassene Land, so, daß Stephan über Bayern-Ingolstadt, Friedrich über Bayern-Landshut und Johann über Bayern-München regierte.

Diese fortwährenden Theilungen und die öfters dadurch entstehenden Streitigkeiten brachten viel Unheil über Bayern, und erst unter Albert dem Weisen wurde Bayerns Selbstständigkeit wieder gerettet.

**Albrecht III., Herzog von Bayern-München.** Nachdem die Linie Ingolstadt und Landshut ausgestorben war, so bestand die dritte Linie Bayern-München noch allein. Der erste Herzog über Bayern-München war Johann († 1397). Seine zwei Söhne Ernst und Wilhelm führten nun die Regierung gemeinschaftlich; und als auch Wilhelm starb, so wurde Ernst alleiniger Regent. Dieser hielt wohl auf Zucht und Ordnung, verweilte gern unter seinen Unterthanen, war gut und leutselig, dabei doch streng und voll hoher Würde.

Ein Beispiel ungerechter Strenge aber erzählt uns die Geschichte von ihm in dem so traurigen Schicksal der Agnes Bernauer, einer eben so schönen als sittsamen Bürgerstochter aus Augsburg, die sein Sohn, der ritterliche Albrecht, liebgewonnen und wider Wissen und Willen des Vaters sich heimlich als Gattin angetraut hatte. Als dies dem Herzog offenbar wurde, erfaßte ihn Gram und Erbitterung; denn er fürchtete, nach dem Tode Albrechts werde ein unvermeidlicher Krieg um das Land entstehen, da die Söhne der bürgerlichen Frau ihm niemals auf dem Throne nachfolgen könnten.

Indeß mäßigte sich Ernst, so lange sein Bruder, der verständige Wilhelm, lebte. Als aber dieser nicht mehr war, verlangte der erzürnte Vater in aller Strenge von Albrecht, sich von der unebenbürtigen Gattin zu scheiden.

Standhaft verweigerte dies der junge Herzog. — Einst in seiner Abwesenheit wurde die blühende Gemahlin, die ihren Hof in Straubing hatte, auf fürstlichen Befehl ergriffen und wegen angeschuldigter Verbrechen zum Tode verurtheilt. Von rohen Händen gebunden, ward sie zur Donaubrücke geschleppt und in den Strom geworfen, wo sie nach langem Ringen in den Wellen versank. — (12. Okt. 1436.)

Albrecht kam heim. Welch Entsetzen, welche Wuth über das Geschehene! — Er zog sengend und brennend durch seines Vaters Land, sein eigenes künftiges Erbe. Doch die Zeit heilt — so heilte auch seine Wunde, heilte des Vaters Zorn und seinen nachherigen Reueschmerz, sie brachte Versöhnung für Ernst und Albrecht.

Der alte Herzog selbst ließ die Gemordete ehrenvoll zu Straubing auf dem Friedhofe beerdigen — denn unter dem Todtenhügel sind wir Alle gleich — und auf ihrem Grabe ein Kirchlein erbauen.

Albrecht aber vermählte sich später mit der Prinzessin Anna von Braunschweig.

Bald nach dem Antritte seiner Regierung gab er eine herrliche Probe edlen Sinnes. Es wurde ihm 1439 der böhmische Königsthron angetragen, obwohl ein Söhnlein von Kaiser Albrecht II. von Oesterreich, der zugleich auch König von Böhmen gewesen, am Leben war. Albrecht wies den Antrag der Gesandten mit den hochherzigen Worten zurück: „Für das Vertrauen,

das ihr mir schenket, meinen Dank: Saget euern Landsleuten, daß es gegen die Denkart eines bayerischen Fürsten streitet, einem wehrlosen Kinde das väterliche Erbe zu entreißen. Gott und die Welt würden eine solche That verdammen; denn hassenswerth ist der, welcher Wittwen und Waisen beraubt."

Albrecht hemmte den Unfug des Faustrechtes, beförderte Künste und Wissenschaften und drang vor Allem auf Religiösität und Sittlichkeit. Viele fromme Stiftungen, worunter besonders das Benediktinerkloster auf dem heiligen Berge Andechs genannt zu werden verdient, gründen sich auf seinen Namen. Die Geschichte nennt ihn darum „den Frommen." — Stets bemüht, Frieden und Eintracht während der Zeit seiner Regierung aufrecht zu erhalten, war er auch noch darauf bedacht, diesen Frieden nach seinem Hinscheiden zu begründen und ordnete deßhalb an, daß nach seinem Tode nur immer die zwei erstgebornen Prinzen die Landesregierung übernehmen sollten, um hierdurch die vielen Theilungen und daraus entstehenden Befehdungen zu verhüten.

Umringt von seinen fünf Söhnen starb er am 1. März 1460. Seine irdische Hülle ruht auf Andechs.

**Ludwig der Reiche, Herzog von Bayern-Landshut. Christoph, Herzog von München.** In Landshut kam nach Friedrichs Tode sein Sohn Heinrich zur Regierung.

Durch weise Sparsamkeit hatte er so viele Schätze gesammelt, daß er den Beinamen „der Reiche" erhielt.

Sein Sohn und Nachfolger Ludwig der Reiche wurde in Burghausen in solcher Dürftigkeit erzogen, daß es ihm oft am Nothwendigsten fehlte. Schon im Mannesalter wurde ihm gerathen, seine Freiheit und Selbstständigkeit anzustreben. Aber der edle Fürstensohn sprach: „Das sei ferne von mir, daß ich gegen meines Vaters Willen handle. Nie will ich ihm mit einem Blicke meines Auges wehe thun!"

Unter seiner Regierung kam Bayern-Ingolstadt an Landshut und so hatte Ludwig einen weiten Raum für seinen edlen Regentensinn. Er herrschte mit dem Grundsatze, den er oft aussprach: „Ich bin nur dann reich und glücklich, wenn es meine Bürger und Bauern sind."

Ewigen Ruhm verschaffte ihm die Gründung der Hochschule in Ingolstadt 1472. Dadurch wurde Liebe zu den Wissenschaften und ein höherer Sinn für alles Gute und Schöne verbreitet. Man fing an, geistige Genüsse lieb zu gewinnen und den wahren Werth des Menschen in etwas Höherem als in roher Tapferkeit und Körperkraft zu suchen.

Der edle Herzog Ludwig hatte einen würdigen Sohn, Namens Georg. Zum rüstigen Jünglinge herangewachsen, vermählte er sich noch bei seines Vaters Lebzeiten mit Hedwig, einer polnischen Königstochter. Bei dieser Hochzeitfeier glänzte die Fülle des Landshuter Reichthumes, und ganz Deutschland staunte über so viel Pracht und Herrlichkeit. Ueber 6500 Pferde brachten 9000 geladene Gäste, darunter die höchsten weltlichen und geistlichen Würdeträger.

Zur Verherrlichung des Festes wurde auch, wie damals gebräuchlich, ein großes Turnier veranstaltet. Gar manch tapferer deutscher Held hatte seine Stärke und Gewandtheit gezeigt; da ritt plötzlich ein riesenmäßiger polnischer Ritter in die Schranken des Kampfplatzes und spottete prahlerisch der Deutschen Fechtkunst. Sogar 1000 fl. setzte er in die Wette, wenn es Einer der Anwesenden mit ihm aufnehmen würde.

Die ganze hohe Versammlung schwieg einen Augenblick. Da erhob sich ein stattlicher, schöner Rittersmann, Herzog Christoph, ein Bruder des in Bayern-München regierenden Fürsten Albert IV. Er galt als der stärkste Ritter seiner Zeit, schnellte mit Leichtigkeit einen Stein von 364 Pfund Schwere empor und sprang 12 Fuß hoch. (Unter einem Thorwege der alten Residenz in München sind der Stein und drei Nägel angebracht mit einer Tafel, die von der Kraft Herzog Christophs erzählt.) Der bayerische Held ritt muthig dem kecken Fremdling entgegen und forderte, daß nach alter Sitte Jeder zuvor vom Pferde steige. Der Pole weigerte sich, weil er wegen zu großer Leibesschwere nicht mehr leicht hinauf käme. Christoph ließ aber diese Ausrede nicht gelten, und siehe da, es zeigte sich zum allgemeinen Gelächter der Zuschauer, daß der Großsprecher mit starken Riemen an den Sattel seines Streitrosses angeschnallt war. Mit vieler Mühe brachte man den Beschämten wieder auf das Pferd, und nun begann der Kampf. An Christophs starker Brust brach der Speer des Gegners in Trümmer, während der Pole zwei Mannslängen weit über sein Roß in den Sand flog. So hatte Christoph die deutsche Ehre einem übermüthigen Fremdlinge gegenüber gerettet, und donnernder Beifall lohnte seine ruhmvolle That.

Vier Jahre nach der glänzenden Hochzeitfeier segnete Ludwig das Zeitliche. Ganz in dem Geiste des edlen Vaters regierte Georg das glückliche Land, und bekam ebenfalls den Beinamen „der Reiche.“ Er machte von seinen Schätzen den besten Gebrauch und stiftete unter andern das Georgianum, eine Anstalt für mittellose Studirende, gegenwärtig in München. Als die Tage seines Alters herannahten, machte es ihm großen Kummer, ohne männlichen Erben zu sein. Er hatte wohl eine Tochter, Elisabeth, aber laut Vertrag konnte in Bayern keine Frau Regentin werden, und das Land mußte nach allem Rechte an München fallen. Dennoch setzte er Elisabeth in einem geheimen Testamente zur Erbin seines Landes ein und vermählte sie mit Rupert, dem Sohne des Kurfürsten Philipp von der Pfalz.

Im Jahre 1503 starb Georg, und Rupert wollte Schätze und Land des Verlebten in Besitz nehmen. Allein Albrecht IV., Herzog in Bayern-München, ließ sich sein gutes Recht nicht so leichten Kaufes nehmen. Nachdem der Versuch zu einem Vergleiche erfolglos war, brach der Krieg los und wüthete in der Pfalz und in Bayern fürchterlich. Das Blut floß in Strömen; ganze Striche Landes wurden geplündert und mehrere hundert Orte in Brand gesteckt. (Landshuter Erbfolgekrieg.)

Im Jahre 1505 kam endlich Vergleich und Friede zu Stande, welchem zufolge alle Schätze und Kleinodien der reichen Herzoge von Niederbayern bei der Pfalz blieben, das Land aber mit einigen Verlusten*) mit Bayern-München vereinigt wurde. So kamen die Länder von München, Ingolstadt und Landshut unter Albrecht dem Weisen wieder unter einen Scepter, um nie mehr getrennt zu werden. Landshut hatte aufgehört Residenzstadt zu sein.

**Albrecht IV. der Weise.** Albrecht, gewandt mit der Feder, wie mit dem Schwerte, klug und beredet, regierte mit der Kraft eines Jünglings und dem bedachtsamen Ernste eines Greises, und erwarb sich den Namen eines Weisen.

---

*) Die Söhne des während des Krieges verstorbenen Pfalzgrafen Rupert erhielten nur einen kleinen Strich Landes zwischen der Donau und Naab, welches man die junge Pfalz oder auch das Herzogthum Neuburg nannte.

Wissend, wie viel Uebel Theilungen und gemeinsame Regierungen dem Lande gebracht, that er Alles, um die Alleinherrschaft zu behaupten. Sein Bruder Christoph, bei Tänzen und Turnieren der Erste, machte öfter Einsprüche, verband sich auch mit dem Adel gegen Albrecht, starb aber nach einer Wallfahrtsreise ins heilige Land auf dem Rückwege zu Rhodus 1493. — Wolfgang verzichtete zuletzt auf alle Mitherrschaft.

Da die Linie von Bayern-Landshut im Jahre 1503 erlosch, vereinigte Albrecht ganz Bayern unter seinem Scepter, erhob im Jahre 1506 das Recht der Erstgeburt zu einem Hausgesetze, nach welchem künftig nur der erstgeborne Prinz allein regieren sollte.

So wurde die Regierung Albrecht IV. ein denkwürdiger Wendepunkt für die Geschichte Bayern's; seine Werke begründen die Anfänge einer andern Ordnung und Gestaltung des vaterländischen Staates, einen neuen Zeitraum in dessen Geschichte. Nach vielen großen Thaten entschlief er 1508 im 61. Jahre seines Lebens.

**Zustand des Landes und Volkes.** Wenn wir den Bildungsgang unsers Volkes betrachten, so begegnet uns im Verlaufe der letzten drei Jahrhunderte viel des Tröstlichen und Erfreulichen; aber gar oft trifft unser Blick auch auf Zustände und Ereignisse, von denen wir denselben lieber schnell wegwenden möchten. Aberglaube und Rohheit, beides dem Geiste jener Zeit entsprossen, gingen nicht selten Hand in Hand. Hunderte von Opfern des Aberglaubens wurden als Hexen und Verbündete des Teufels hingemordet. Auch die Juden erlagen oft blutigen Verfolgungen, nicht selten glaubte man bei ansteckenden Krankheiten, sie hätten die Brunnen vergiftet, und Tausende von ihnen mußten eines grausamen Todes sterben. Zur Fortdauer des Aberglaubens trugen besonders die durch die böhmischen Kriege in's Land geführten Zigeuner mit ihren Wahrsagereien und Schwarzkünsteleien Vieles bei. Das Volk ward mehr und mehr entsittlichet; auch die fortwährenden Zwiste der fürstlichen Brüder und Verwandten gingen in dasselbe über; Streit und Selbsthilfe kamen täglich vor; die Ueppigkeit an den Höfen wurde nachgeahmt; der durch Gewerbfleiß gehobene Wohlstand verführte zu Putzsucht und Nichtsthun, besonders in den Städten. Traurig war in den Wirren jener Zeiten die Lage des Landmannes. Zwar hatten sich die Bande seiner Leibeigenschaft allmählich gelockert; aber doch seufzte er gewöhnlich unter der Last schwerer Abgaben, Plünderung und Brand, die beständigen Begleiter jener häufigen Verheerungskriege, trafen vor allen die armen Landbewohner in ihren offenen, schutzlosen Höfen und Dörfern.

Aber! mitten in den traurigen Verhängnissen jener Tage verbreitete sich Kunst und Wissenschaft; mancher Ritter lernte diese Himmelsgaben lieb gewinnen, während sie bisher fast nur ausschließliches Eigenthum der Klöster gewesen waren. An Ludwig des Bayers Hofe sammelte sich eine Akademie Gelehrter; und als nun die Buchdruckerkunst 1440 und das Linnenpapier die Wissenschaft zum Gemeingute der Menschheit machte, und mehrere Universitäten entstanden; als man anfing, Erfahrungen und Ereignisse mehr nieder zu schreiben; als auch Musik und Baukunst sich emporschwangen, — da tagte es allmählig auch in den untern Schichten.

Die berühmten Deutschen: Albrecht Dürer († 1528) und Lukas Kranach († 1553) brachten die Malerkunst auf eine erstaunenswerthe Höhe. Auch die Entdeckung von Amerika, 1492, war von Einfluß auf Deutschlands Bildung. Ferner wurden Wälder ausgerottet, Sümpfe und Moose ausgetrocknet ꝛc., und so Verkehr und Handel immer mehr erleichtert.

**Wilhelm IV., der Standhafte.** Er trägt den Namen der Standhafte, und verdient ihn auch in Bezug auf sein treues, festes Halten an der heiligen Religion seiner Ahnen. Er ergriff daher manche scharfe Maßregel, besonders auch gegen diejenigen, die durch Wort oder That als Beförderer derselben erschienen. Der um sich greifenden Glaubensneuerung sollte überhaupt ein fester Damm entgegengesetzt werden. Wilhelm glaubte dieses am Besten durch Berufung des neuaufblühenden Jesuitenordens erzielen zu können. Die Jünger der heiligen Ignatius von Lojola, Petrus Faber und Claudius Jajus waren die ersten Jesuiten, die in Deutschland gesehen wurden; 1548 kam auch der berühmte Petrus Canisius nach Bayern. Der neue Orden stiftete an den ihm übertragenen Schulen, besonders an der Hochschule zu Ingolstadt, des Guten unaussprechlich viel. —

Bisher lernte oft nicht einmal der Edelknabe schreiben und lesen. Obwohl nun dieses allmählig seltener vorkam, so dachte doch Niemand daran, auch die Kinder des gemeinen Landvolkes in Schulen zu unterrichten. Dieser Gedanke und die Ausführung desselben lag nun Wilhelm IV. sehr am Herzen; im Jahre 1553 wurden in vielen Dörfern Schulen errichtet. Ferner ließ er durch Johannes Thurmair, Aventinus genannt, die bayerische Geschichte schreiben; ließ die Festungswerke zu Ingolstadt bauen, so auch einen Kanal, mittelst dessen zu Reichenhall die süßen Gewässer von den salzhaltigen abgeleitet wurden. Wilhelm IV. starb 1550, und hinterließ seinen Bayern einen vortrefflichen Fürsten in seinem Sohne Albrecht V.

**Albrecht V., der Großmüthige.** Albrecht war ein Freund der Künste und Wissenschaften; dadurch wollte er Bayerns kraftvolles Volk zu einem der ersten des deutschen Reiches machen. Er legte den Grund zur Bibliothek, zu den kostbaren Sammlungen von Münzen, Gemälden und Naturmerkwürdigkeiten. Viele Schulen entstanden unter seiner weisen Sorge; er errichtete eine Schule für die Söhne des Adels, sowie zwei Seminare für arme Studirende, das Georgianum in München und das Albertinum in Ingolstadt.

Unter seiner Regierung hatten sich viele Adelige gegen ihn verschworen und sogar Truppen im Auslande bestellt; er hörte aber frühe genug von dem frevelhaften Unternehmen, ließ die Schuldigen vor sich kommen, hielt ihnen ihr Unrecht vor und befahl ihnen, ihre Siegelringe von den Fingern zu ziehen, die er zerbrechen ließ, da sie nicht würdig seien, die Wappen fortzutragen, die ihre Ahnen mit Ehre für Gott, Fürst und Vaterland erworben hatten. Leben, Freiheit und Güter ließ er ihnen, wodurch er sich den Namen „des Großmüthigen" erwarb.

Obgleich er selbst keinen Antheil an irgend einem Kriege nahm, war er doch stets gerüstet wegen der Türken, welche das Abendland bedrohten, und wegen der Religionsstreitigkeiten. Um sich das nöthige Geld hiezu zu verschaffen, mußte er den Ständen Oberbayerns dieselben Freiheiten gestatten, wie einst Otto in seiner Handveste jenen Niederbayerns.

Nachdem das Concilium zu Trient, zu welchem er seinen beredten, unerschrockenen Rath Augustin Baumgärtner mit dem Jesuiten Cavillon gesendet hatte, bekannt war, hielt er fest an den Aussprüchen der Kirche. Gegen die Neugläubigen verfuhr er mit Strenge und ließ 18 Jesuiten aus Rom nach Ingolstadt kommen, wo er ihnen das erste Collegium erbaute. Die Errichtung von Priesterhäusern, die Bestrafung pflichtvergessener Priester und erhöhter Glanz des Gottesdienstes waren seine Mittel, Viele an die

alte Kirche zu fesseln und die Uebrigen im Glauben zu befestigen. Er hielt sich auch an seinem Hofe die berühmtesten Musiker, wie z. B. den ausgezeichneten Orlando di Lasso, und seine Kapelle war die ausgezeichnetste in ganz Europa.

Albrecht der Großmüthige starb 1579 und sein ältester Sohn

**Wilhelm V.** folgte ihm in der Regierung.

Den Beinamen des Frommen verdiente Wilhelm mit allem Rechte; denn er lebte nur für Religion und Wohlthun. Zu Regensburg, Altötting, Landsberg baute er den Jesuiten herrliche Gebäude; unvergeßlich macht ihn die prachtvolle Kirche zu St. Michael in München (1582—1597). — Das herzogliche Spital, ein Krankenhaus und ein Waisenhaus, das Haus bei St. Rochus zu München zur Beherbergung dürftiger und hilfloser Pilger, die tägliche Bewirthung von 12 Armen, die jährliche Bekleidung von 72 Bedürftigen, die Spendung von Arzneien und Lebensmitteln an dürftige Arme sind die sprechendsten Beweise seines ächt christlichen Wohlthuns.

Um für sich und seinen Wohlthätigkeitssinn ganz leben zu können, zog er sich von den Regierungsgeschäften zurück, und übertrug sie seinem Sohne Maximilian.

---

## Bayern als Kurfürstenthum 1623—1806.

*Maximilian I. (1598—1651.) Er war einer der größten Regenten, die je geherrscht haben. Mit seltenen Vorzügen des Geistes verband er eben so schöne Eigenschaften des Herzens. Er sorgte beim Antritte seiner Regierung für Geld, innere Ordnung und Kriegsmacht. Unter ihm entstand der 30jährige Krieg (1618 — 48), dessen Ausgang er unter allen deutschen Fürsten allein erlebte Bayern litt durch Verwüstung, Hunger und Pest namenloses Elend. Er erhielt 1623 die Kurwürde und als Entschädigung für die Kriegskosten 1628 die Oberpfalz. Trotz des langen Krieges that Maximilian viel für das Wohl seines Landes. Er erbaute das Residenzschloß und das Zeughaus in München, setzte Ludwig dem Bayer ein Denkmal in der Frauenkirche, errichtete mehrere Jesuitenkollegien, legte den Hofgarten in München und die Soolenleitung von Reichenhall an und befestigte die Städte München, Ingolstadt, Schärding und Braunau.

*Ferdinand Maria (1651—79). Unter seiner weisen und milden Regierung heilten allmählig die Wunden, welche der 30jährige Krieg dem Lande geschlagen hatte. Er lehnte die ihm angebotene deutsche Kaiserkrone ab, um für das Wohl seiner Unterthanen ganz leben zu können, stellte Klöster her, baute Nymphenburg, die Theatinerkirche und ein Opernhaus in München, schmückte Schleißheim mit Gemälden und gab gute Gesetze.

*Max Emanuel II. (1679—1726) half dem Kaiser die Türken besiegen, befreite Wien (1683) von ihrer Belagerung und eroberte an der Spitze der Seinen die Festung Belgrad (12. Aug. 1688). Da er sich im spanischen Erbfolgekriege an Frankreich anschloß, wurde er vertrieben und sein Land von den siegenden Oesterreichern 10 Jahre lang in Besitz genommen. Nach dieser Zeit erhielt Max seine Länder zurück.

*Carl Albrecht (1726—45) wurde in den österreichischen Erbfolgekrieg (1740—45) verwickelt. Er ließ sich zwar zum deutschen Kaiser krönen, allein der hieraus entstandene Krieg mit Oesterreich fiel unglücklich für ihn aus. Noch vor Beendigung desselben starb er aus Gram.

*Max III., der Gute genannt, (1745—77) war dem Geiste und dem Herzen nach einer der besten und liebenswürdigsten Regenten des Jahrhunderts. Er schloß zu Füßen (am 22. April 1745) Frieden mit Oesterreich und war ernstlich bedacht, Bayern glücklich zu machen. Mit ihm erlosch die bayerische Linie. Nun folgte dem Vertrage von Pavia gemäß die pfälzische Linie. Diese war in drei Nebenlinien: Sulzbach, Zweibrücken und Birkenfeld getheilt. Bayern erbte nun

*Carl Theodor, Herzog von Pfalzsulzbach (1777—99), und somit wurde die Pfalz wieder mit Bayern vereinigt. In seine Regierungszeit fällt der bayerische Erbfolgekrieg

1778 und der Ausbruch der französischen Revolution 1789. Carl Theodor ließ eine große Strecke des Donaumooses austrocknen, errichtete eine Vieharzneischule, hob die Salzwerke zu Reichenhall und Traunstein, verbesserte Straßen, gründete eine Armenanstalt, verschönerte München und pflegte Künste und Wissenschaften. Er starb ohne männliche Nachkommen.

---

**Maximilian I.** Schon Wilhelm blickte mit Vaterstolz auf seinen Sohn Maximilian, die große Hoffnung aller Bayern. Auf der vaterländischen Hochschule bestrebte er sich, alles kennen zu lernen, was die Vorzeit und Gegenwart Großes, Schönes und Lehrreiches erzeugte, und auf seinen Reisen, wie unter der Anleitung seines Vaters, hatte er sich viele Kenntnisse in der Staatsführung erworben. Ueberdies zeichnete er sich durch strenge Sitten, lebendige Gottesfurcht und treues Festhalten an den Glauben der Väter aus.

Als er die Regierung antrat, war voraus zu sehen, daß auch sein Land nicht länger von den Kriegsunruhen verschont bleiben werde; deßwegen sorgte er vor Allem, um auf jedes Ereigniß gerüstet zu sein, für drei Dinge: für Geld, indem er die Staatsausgaben beschränkte; für innere Ordnung im Lande, indem er ein Gesetzbuch zu Stande brachte; und für eine Kriegsmacht, indem er die waffenfähige Mannschaft fleißig in den Waffen übte. In allen Städten und Marktflecken wurden Schießstätten errichtet, und keiner konnte das Bürgerrecht erlangen, der nicht zuvor mit der Muskete oder mit dem Halbhacken vorschriftsmäßig schießen gelernt hatte. Deßgleichen durfte kein Geselle oder Bauernbursche heirathen, der sich nicht in Führung der Muskete hatte unterrichten lassen. Er ließ auch die Festung Ingolstadt in guten Vertheidigungsstand setzen und die Städte München und Schärding mit Wällen umgeben.

Nebst dem Heerwesen verbesserte der Herzog auch die Landstraßen, er stellte einen eigenen Handelsrath auf, nöthigte den Hof, sich in bayerische Zeuge zu kleiden, beförderte den Bergbau, ließ fremdes Gesindel über die Grenze jagen, schaffte die Strafen des Ertränkens und Lebendigverbrennens ab und lebte in rastloser Thätigkeit sieben Jahre lang mit seinem Volke in einem glücklichen Zustande. Nun traf aber ein Ereigniß zu, das ihm zur Pflicht machte, von seinen Waffen den ersten Gebrauch zn machen.

Am Markustage 1606 feierte der Abt des Klosters zum heiligen Kreuz in Donauwörth, das noch immer eine freie Reichsstadt war, die gewöhnliche Prozession nach Ochsesheim. Auf dem Rückwege wurde der Zug von protestantischen Einwohnern angefallen, zerstreut, die Priester mißhandelt, die Fahnen zerrissen und mehrere Menschen getödtet. Auf die Klagen des Abtes beim Kaiser wurde hierauf, da eine gütliche Ausgleichung nicht zu Stande kam, Donauwörth durch den Reichshofrath in die Acht erklärt, und die Vollziehung derselben dem Herzoge Maximilian in Bayern übertragen. Die Stadt, auf Vertheidigung nicht gefaßt, ergab sich ohne Schwertstreich. Zum Unterpfand für die verwendeten Kosten blieb Donauwörth in bayerischen Händen und verlor seine Reichsfreiheit auf immer. Maximilian offenbarte bei dieser Gelegenheit seine Macht und erregte die Furcht der Protestanten. Deßhalb schlossen diese nun aufs Neue im Jahre 1608 in Anhausen bei Ansbach einen Bund, die Union (Vereinigung) genannt, und machten den Kurfürsten Friedrich IV. zum Oberhaupte desselben. Die katholischen Fürsten setzten diesem auch ein Bündniß, das sie 1609 zu München schlossen, entgegen, die heilige Liga (Vertrag) genannt, bei welcher sie Maximilian I., Herzog in Bayern, an die Spitze stellten.

**Der dreißigjährige Krieg.** Beide Parteien, Union und Liga, standen mehrere Jahre einander gerüstet gegenüber, bis die Protestanten in Böhmen i. J. 1618 den Krieg zum Ausbruch brachten. Weil ihnen nicht gestattet wurde, auf das Gebiet der Katholiken Kirche und Schule zu bauen, warfen sie die kaiserlichen Räthe im Rathhause zu Prag zum Fenster hinaus, setzten den Kaiser Ferdinand, welcher zugleich König von Böhmen war, ab und wählten sich in der Person des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz einen neuen König. Friedrich V., welcher seit 1610 seinem Vater Friedrich IV. in der Kurwürde gefolgt war, nahm auf das Zureden seiner Gemahlin die Königswürde an, war aber kaum gekrönt, als Herzog Maximilian I. dem Kaiser Ferdinand zu Hilfe eilte, die aufrührerischen Böhmen in der Schlacht auf dem weißen Berge 1620 schlug und den eingedrungenen König verjagte.

Nun hatte Friedrich V. sein neues Königreich sammt seiner Pfalz verloren, denn er wurde in die Reichsacht erklärt, worauf er nach Holland floh, während spanische Truppen unter Spinola in Speier und Heidelberg ihren Einzug hielten. Die Kurwürde wurde dem Herzoge Maximilian, sowie später auch die obere Pfalz verliehen, weßhalb er und seine Nachfolger von nun an den Titel Kurfürst führen. Der Krieg war aber hiemit noch nicht beendigt. Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig, denen sich auch bald Christian V., König von Dänemark, anschloß, setzten denselben fort. Sie wurden zwar von dem bayerischen Feldherrn Tilly und dem kaiserlichen General Wallenstein in mehreren Treffen geschlagen; aber nun erschien i. J. 1630 der schwedische König Gustav Adolph in Deutschland um die Protestanten gegen den Kaiser zu unterstützen. Am 17. Sept. 1631 schlug er bei Leipzig den tapfern Feldherrn Tilly, überschwemmte mit seinen Schaaren Sachsen, Franken, die Rheingegenden und Schwaben, und zog nach einem hartnäckigen Treffen bei Rain, bei welchem Tilly durch eine Kanonenkugel schwer verwundet wurde, an Ingolstadt vorbei, nach Augsburg. Die Augsburger, welche sich schon längst der neuen Lehre zugewendet hatten, nahmen den Schwedenkönig mit Freuden auf. Nachdem nun Tilly in Ingolstadt gestorben war, fielen die Schweden in Bayern ein, raubten und mordeten, und brannten Alles nieder, wohin sie nur immer kamen. Die Münchner mußten 300,000 und die Landshuter 100,000 Thaler geben, daß ihre Städte nicht in Aschenhaufen verwandelt wurden. Nachdem Gustav Adolph aus Bayern wieder nach Sachsen gezogen und i. J. 1632 in der Schlacht bei Lützen gefallen war, setzten seine Generäle Horn und Torstensohn und der Herzog Bernhard von Weimar den Krieg fort und durchzogen mit Mord, Brand und Plünderung Bayern aufs Neue. Die Städte Landsberg, Eichstädt, die obere Pfalz, wo die Stadt Neumarkt vollends zerstört wurde, dann die Gegend längs der Donau, zwischen Regensburg und Vilshofen, wurden theils rein ausgeplündert, theils gänzlich verheert; doch i. J. 1634 den 27. August kam es bei Nördlingen wieder zu einer Hauptschlacht, in welcher die Schweden geschlagen, 12,000 derselben getödtet und der schwedische General Horn gefangen wurde.

Nach dieser Schlacht hielten sich die Schweden noch in Augsburg, welche Stadt von den kaiserlichen Truppen eingeschlossen und 7 Monate lang belagert wurde. In Augsburg war die Noth so groß, daß Pferde, Hunde, Katzen, Mäuse, Leder, Stroh u. s. w. als menschliche Nahrung dienen mußten. Die Straßen waren mit verhungerten Leichen angefüllt, das Jammergeschrei der mit dem Tode ringenden Menschen erfüllte Alles mit Grauen und Entsetzen, von 80,000 Menschen blieben kaum 18,000 am Leben, so,

daß die hartnäckigsten Widersacher zur Uebergabe stimmten. Am 28. März 1635 zogen die Schweden endlich ab.

Bayern blieb jetzt einige Jahre von den Schweden frei, und das Schwert würgte nicht mehr. Da kamen i. J. 1637 Hunger und Pest, und rafften mehr, als das Schwert, dahin. In München allein starben in kurzer Frist 15,000 Menschen. Dabei lagen die Getreidefluren unangebaut, voller Disteln und Dornen, kein Pflug durchbrach sie; Wölfe und reißende Thiere zeigten sich auf den Schutthügeln verbrannter und verlassener Dörfer. Mit düsterm Schmerze sah Maximilian Bayerns unendliches Leiden, doch es zu lindern lag außer seiner Kraft. Da der Krieg im Norden von Deutschland noch fordauerte, gab sich Maximilian alle Mühe, den Frieden zu gewinnen, aber Alles war umsonst, selbst die Franzosen hielten noch zu den Schweden und unterstützten dieselben. Im Jahre 1646 kam der schwedische General Wrangel mit dem französischen General Türenne wieder nach Bayern und die Grenzstädte Donauwörth, Rain, Dachau, Freising, Weilheim, Schongau wurden geplündert, Landsberg ganz abgebrannt und das flache Land verheert. Im Jahre 1647 schloß Maximilian mit den Schweden und Franzosen einen Waffenstillstand und rief seine Völker von der kaiserlichen Armee zurück, worauf aber die Feinde, statt einen Frieden mit dem Kaiser zu schließen, wie Maximilian hoffte, vielmehr anfingen, unerträgliche Bedingnisse vorzubringen. Dies bewog ihn, den Waffenstillstand aufzuheben und die bayerische Armee den kaiserlichen Truppen nach Böhmen zu Hilfe zu schicken. Kaum war Bayern von Truppen entblößt, so fielen mit dem Anfange des Jahres 1648 die Schweden und Franzosen in dasselbe ein, zogen über Freising, Moosburg, Landshut ꝛc. bis an den Inn und verheerten ganz Bayern auf die schrecklichste Weise. Im Oktober desselben Jahres zog endlich Wrangel über Donauwörth, Türenne über Lauingen ab.

Noch in diesem Jahre 1648 wurde in Westphalen der Friede geschlossen — zu Osnabrück und Münster, welcher der westphälische Friede genannt wird. Alles sollte bleiben, beschlossen da die Fürsten, wie es vor dem Kriege war. Den drei christlichen Confessionen, den Katholiken, Reformirten und Lutheranern wurde freie Ausübung ihrer Religion zugesichert. Maximilian erhielt für alle seine ungeheuren Opfer Nichts, als den Titel eines Kurfürsten und die Oberpfalz mit der Herrschaft Cham. Die Pfalz am Rhein und die junge Pfalz mit der neu gestifteten achten Kurwürde erhielt der junge Karl Ludwig, Sohn des unglücklichen Friedrichs V., der während des Krieges gestorben war.

Bayern glich nach dem dreißigjährigen Kriege einer Wüste, und Maximilian sah sich kaum im Stande, so namenloses Elend zu lindern; doch sein festes Vertrauen auf Gott und seine wahre Frömmigkeit hielten ihn in allen Schickungen aufrecht. Er allein hatte unter allen Helden den ganzen dreißigjährigen Krieg durchlebt. Ohne seines Willens Stärke wäre vielleicht keine katholische Kirche wieder auf deutschem Boden. Ungeachtet des schrecklichen Krieges war er doch im Stande, Vieles für Bayern zu thun: er baute die Residenz, das Zeughaus, das Josephsspital in München, die Jesuiten-Collegien zu Amberg, Burghausen und Mindelheim, mehrere Kasernen zu München und an andern Orten, da unter ihm das stehende Heer eingeführt wurde; er errichtete das Denkmal Ludwig des Bayers in der Frauenkirche zu München, er befestigte München, Schärding, Braunau, Ingolstadt und Landsberg und stellte die Salzwasserleitung von Reichenhall nach Traunstein her — das Alles in so stürmischer Zeit. Dieser große Fürst starb zu Ingol-

stadt i. J. 1651 und blickte mit vieler Hoffnung auf seinen fünfzehnjährigen Sohn

**Ferdinand Maria**, der ihm in der Regierung folgte, nachdem bis zu seiner Volljährigkeit seine Mutter und sein Oheim Herzog Albrecht die Regierungsgeschäfte geleitet hatten. Er war ein frommer, sanfter und friedliebender Fürst und vor Allem bemüht, die Wunden des Krieges zu heilen. Sein Bemühen blieb nicht fruchtlos. Neue Wohnungen stiegen empor und die wohlthätigen Früchte des Friedens zeigten sich allenthalben. Aus Friedensliebe schlug er die ihm 1687 angetragene Kaiserkrone aus, mit dem Bemerken, er wolle lieber im friedlich deutschen Reiche der Zweite heißen, als über dessen Trümmern der Erste sein. Ackerbau und Landwirthschaft, Handel und Gewerbe, sowie Künste und Wissenschaften blühten unter ihm wieder auf. Seine Ehrfurcht vor Religion und Kirche bewies nebst vielem Andern die Erbauung der Theatinerkirche in München und die Erneuerung vieler Klöster in der Oberpfalz. Auch gab er gute Gesetze und Verordnungen.

Von seiner kunstsinnigen Gemahlin Adelheid von Savoyen ermuntert, that er Vieles für die Kunst. Das Innere der Residenz wurde aufs Prächtigste verziert, Nymphenburg zu bauen angefangen, die Säle in Schleißheim mit Gemälden geschmückt und ein Opernhaus erbaut. Ein Brand, der beinahe die Hälfte der Residenz in Asche legte, verkürzte dem fürstlichen Paare seine Lebenstage; Ferdinand starb den 26. Mai 1679 im 43. Jahre seines Alters.

**Kurfürst Max Emanuel** war mit Leib und Seele Soldat und Feldherr, übrigens sehr menschenfreundlich und leutselig. Seine Tapferkeit in den Kriegen für Oesterreich gegen die Türken ist bekannt und lebt im Gedächtnisse des bayerischen Volkes fort.

Es kamen nämlich die Türken, von den Franzosen aufgeregt, an der Donau heraufgezogen und belagerten Wien. Dies war im Jahre 1683. *) Die Deutschen unterhandelten nun langsam wegen Ausrüstung einer Reichsarmee; das Heer der Türken wurde aber von Tag zu Tag größer, und der Fall von Wien schien nicht mehr ferne.

Kurfürst Max Emanuel brach die langsamen Unterhandlungen ab und bot seine Truppen insgesammt dem Kaiser zur Hilfe an. Mit Freuden nahm der Kaiser dieses Anerbieten an. Bayerns Heer kam herangerückt; mit ihm vereinigten sich auch die Schaaren des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen. Am 12. September 1683 wurde der Angriff auf das befestigte Lager der Barbaren unternommen. Der Kampf war höchst mörderisch, der Sieg vollständig. Die Türken wurden gänzlich in die Flucht geschlagen. Vor allen Andern zeichnete sich der Kurfürst von Bayern und der Polenkönig in diesem Kampfe aus.

Max Emanuel setzte eifrig den türkischen Krieg in Ungarn fort und kämpfte selbst männlich an der Spitze seiner Schaaren. Am 12. August 1688 eroberte er heldenmüthig an der Spitze der Seinen die Festung Belgrad. Die Türken wehrten sich bei der Erstürmung derselben verzweifelt. Ein Regen von Kugeln und Pfeilen, von Steinen und Wassergüssen, von Pech und Schwefel wurde auf die Stürmenden herabgeschleudert. Max Emanuel war stets voran, obwohl durch einen Pfeil unter dem Auge und durch eine Lanze in die Schulter verwundet. Als die Bayern die erste Bresche (eine

*) Siehe „Türkenkriege" Seite 194.

durch Geschützfeuer bewirkte Oeffnung in den feindlichen Mauern, um zu stürmen) erstiegen hatten, bildete ein zweiter tiefer Graben mit Mauern und Pfählen ein neues Hinderniß. Da rief Max Emanuel: „Bayern, mir nach!“ und sprang hinab. Begeistert folgten ihm 5 Regimenter nach. Todesschrecken ergriff die Türken, und nach zwei Stunden war Belgrad erobert. Der Verlust der Türken war sehr groß. Unter den Kriegsgefangenen war auch ein türkischer Pascha. Dieser fiel dem Kurfürsten Max Emanuel zu Füßen und bat, der Kurfürst möchte ihn nicht einem Ungarn, sondern einem Deutschen als Sklaven überlassen. Maximilian antwortete: „Es ist nicht unser Brauch, die Gefangenen so barbarisch zu behandeln, wie ihr zu thun pflegt, und wie ihr es daher auch billig verdientet. Wir werden dich zum Kaiser schicken.“

Die Türken, die seine kräftige Faust gefühlt haben, nannten ihn den blauen König.

Für alle seine Anstrengungen und ungeheure Auslagen in den Türkenkriegen, für das Blut von 30,000 Bayern, erhielt Emanuel Nichts als die leere Hand der Kaiserstochter Maria Antonia und damit eine schwache Hoffnung auf den Thron von Spanien, weil diese eine Schwesterstochter des kinderlosen Königs Karl II. von Spanien war.

**Der spanische Erbfolgekrieg während Max Emanuels Regierung, 1701—1715.** Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde Max Emanuel in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt. Dies ging so zu: Der König von Spanien, Karl II., hatte keine Nachkommen. Max Emanuel war ein naher Anverwandter zu Karl II.; denn die Mutter der Kurfürstin war eine Schwester des spanischen Königs. Da nun dieser kinderlos war, so traf er die Bestimmung, daß nach seinem Tode Emanuels Sohn, Leopold, Alleinherrscher des spanischen Reiches werden solle. Allein Leopold starb 1699 und das Jahr darauf auch der König Karl II. Nun machte sowohl Frankreich, als auch Oesterreich Ansprüche auf den spanischen Thron, und es kam zwischen beiden Mächten zu einem Kriege, der erst 1715 endete. Max Emanuel fand es seinem Interesse zuträglich, sich mit Frankreich zu verbinden. Hiezu mochte ihn vorzüglich Oesterreichs undankbares Betragen, das für seine vielen geleisteten Dienste ihm gar keine Entschädigung reichte, bewegen. Die Bayern eroberten nun Ulm, Memmingen und Neuburg, und wollten sich mit dem französischen Heere verbinden; es wurde dies aber lange verhindert. 1703 begann endlich der Krieg Oesterreichs gegen Bayern und Frankreich, der mit großer Erbitterung geführt wurde. Bayern und die Oberpfalz wurde mit feindlichen Heeren überzogen. Der Kurfürst zeigte sich überall, wo er mit Feinden zusammentraf, tapfer und drängte sie da und dort zurück: doch konnte er öfters der Uebermacht nicht wiederstehen. Am 20. September 1703 erfocht er jedoch bei Höchstädt einen glänzenden Sieg über die Oesterreicher und verfolgte die nach dem Schwarzwalde sich wendenden bis über die Grenzen.

So nahte das Jahr 1704. Das Kriegsglück wendete sich nun von Bayern ab. Am 21. Juli 1704 erfocht das Heer des Kaisers und seiner Verbündeten den Sieg auf dem Schellenberg bei Donauwörth, und am 13. August den noch weit bedeutendern bei Höchstädt und Blindheim. Die Niederlage war schrecklich. Nach verlorner Schlacht übersah Max Emanuel die unglücklichen, unheilbaren Folgen, die diese Niederlage nach sich zog. „Retten Sie sich und unsre Kinder,“ schrieb er an seine Gemahlin nach München, „wir haben heute Alles verloren. Gott sei bei Ihnen! Mit mir geht's dem Rheine zu.“ Er ging nach den Niederlanden, und wurde Statthalter daselbst.

Seiner Gemahlin übergab er die Regierung über das verwais'te Vaterland. Nun wurde das Land von Oesterreichern überschwemmt. Die Kurfürstin konnte dem Unglücke in der fürchterlichsten Größe nicht mehr Einhalt thun. Es wurde nun eine österreichische Regierung in Bayern eingesetzt. Selbst München wurde besetzt und gebrandschatzt; die Kurfürstin, welche zur Herstellung ihrer durch so vielen Kummer zerrütteten Gesundheit eine Reise nach Italien gemacht hatte, wurde, als sie wieder nach Bayern wollte, an der Grenze zurückgewiesen; ihre Kinder wurden unter die strengste Aufsicht gestellt, als Grafen behandelt, später sogar nach Oesterreich abgeführt.

Max Emanuel wurde in die Acht und aller seiner Länder und Reichswürden für verlustig erklärt, das bayerische Volk unsäglich gedrückt. Plünderung, Mord und Brand wüthete im Vaterland.

Gewalt ruft Gewalt. Durchs ganze Land ging die Losung: „Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben;" und ehe man sich's versah, hatten mehr als 30,000 Landleute sich bewaffnet, um das geliebte Vaterland von dem Joche der Oesterreicher zu befreien. Plinganser und Meindel, zwei begeisterte und tapfere junge Männer, stellten sich an die Spitze ihrer Landsleute, und nun begann ein mörderischer Kampf. Anfangs erwarben sich die Bayern manchen Vortheil; ihre Anzahl mehrte sich von Tag zu Tag; ihre Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes nahm immer zu. Als aber der österreichische General Kriechbaum heranzog, waren die schlecht bewaffneten Landleute nicht mehr im Stande, dem geordneten und waffenkundigen Heerhaufen Widerstand zu leisten. Sie wurden geschlagen und zerstreut. Etwa 6000 vertheidigten sich zuletzt noch bei Sendling an der Isar, eine halbe Stunde von München auf Tod und Leben; aber sie unterlagen der Ueberzahl der Feinde. Ueber 3500 Bayern wurden von den Oesterreichern hier nach tapferer Gegenwehr niedergehauen, und erst in neuester Zeit wurde ihnen ein ehrendes Denkmal im Kirchhofe bei Sendling gesetzt. Andere wurden gefangen, die Uebrigen zerstreut. Das tapfere Volk mußte zuletzt die Waffen niederlegen, sich den Oesterreichern wieder unterwerfen und nun das doppelte Joch auf's Neue tragen. Dies war eine schlimme Zeit für Bayern!

Da änderte die Vorsehung auf einmal die ganze Lage der Dinge. Kaiser Joseph I. starb, und sein Nachfolger machte dem Elende in Bayern wieder ein Ende.

Den 7. September 1714 wurde zu Baden in der Schweiz der längstersehnte Friede abgeschlossen. Nach demselben wurde Max Emanuel, Kurfürst von Bayern, in sein Land, seine Würden und Rechte, die er vor dem Kriege besaß, wieder eingesetzt.

Unbeschreiblich war die Freude, als in Bayern die frohe Botschaft erscholl, daß dem Lande wieder sein altes Fürstengeschlecht gegeben sei, unbeschreiblich das freudenreiche Wiedersehen der unglücklichen Fürstenfamilie nach mehr als 10jähriger Trennung.

Max schaffte nun zwar die von Oesterreich eingeführten sehr drückenden Steuern ab, war aber nicht mehr im Stande, die tiefen Wunden zu heilen, welche der Krieg seinem Volke geschlagen hatte. Sterbend beschwor er seinen Sohn und Nachfolger Albrecht, die Noth des Landes zu bedenken, die vielen Schulden zu zahlen, sich des armen Volkes zu erbarmen und Frieden mit Oesterreich zu halten. Er starb den 26. Februar 1726.

**Kurfürst Carl Albrecht.** Der österreichische Erbfolgekrieg. Unter dem Kurfürsten Carl Albrecht genoß Bayern vierzehn Jahre hindurch

die langerwünschte Ruhe, und die Unterthanen sammelten neue Kräfte; allein die Hoffnung, das Land blühend zu machen, verschwand, als das durch den letzten Frieden hergestellte gute Verständniß mit dem Hause Oesterreich auf's Neue wieder gestört wurde. Hiezu wurde Folgendes die Veranlassung:

Kaiser Karl VI. errichtete ein Hausgesetz, dem zufolge alle österreichischen Länder auf seine älteste Tochter Maria Theresia fallen sollten, weil er keine männlichen Nachkommen hatte. Es lebten freilich aber noch Töchter seines verstorbenen Bruders Kaiser Josephs I.; die jüngere derselben, Maria Amalie, war die Gemahlin des Kurfürsten Carl Albrecht von Bayern. Albrecht glaubte deßhalb, mehr Ansprüche auf die österreichischen Länder zu haben, als Maria Theresia. Als der Kaiser im Jahre 1740 gestorben war, trat Maria Theresia ohne alles Weitere die Regierung über die österreichischen Erblande an. Carl Albrecht errichtete einen Vertrag mit Spanien und Frankreich, Preußen und Sachsen zur Wahrung seiner Ansprüche, griff 1741 zu den Waffen, brachte ganz Oberösterreich in seine Gewalt, zog dann nach Böhmen, und ließ sich in Prag den 7. Dezember zum Könige von Böhmen ausrufen. Hierauf entschloß er sich, nach Frankfurt zu gehen, um die Kaiserkrone zu holen. Wirklich wurde er einstimmig als Kaiser im Januar 1742 gewählt und gekrönt.

Mittlerweile wendete sich aber das Kriegsglück. Die Ungarn, welche Maria Theresia um Hilfe anrief, zogen nach Oesterreich, vertrieben die bayerischen Besatzungen und fielen dann, mit den Oesterreichern vereinigt, auch in Bayern ein. In kurzer Zeit war das ganze Land in Feindes Hand. Die Feinde äscherten mehrere Städte ein und setzten zu München eine eigene Landesverwaltung ein. Bald eroberten sie auch wieder Böhmen, so daß Carl zwar als Kaiser in Frankfurt saß, aber seines eigenen Landes beraubt war. Im Jahre 1743 durfte er nach München zurückkehren; er wurde aber bald wieder verjagt, und Bayern wurde auf's Neue ausgeraubt. Durch Vermittlung der übrigen Reichsfürsten durfte zwar Carl Albrecht von Bayern wieder Besitz nehmen; aber er erlag bald den Kränkungen, die ihm das Schicksal bereitete, und starb nach kurzem Krankenlager im Jahre 1745 in seinem 48. Lebensjahre.

**Kurfürst Maximilian III., der Gute.** Nach dem Tode des Kurfürsten, Kaiser Carl VII., kam sein Sohn, der Kurfürst Max III. zur Regierung über Bayern. Das Herz brannte ihm von zärtlicher Liebe für sein Volk und er wollte nur dessen Glück begründen. Er sah wohl ein, daß in gegenwärtiger Lage, von den ränkevollen Franzosen verlassen, nicht zu hoffen war, die Erbrechte gegen die Uebermacht der Erzherzogin Maria geltend zu machen; darum bot er die Hand zur Versöhnung. In dem Schlosse zu Füssen entsagte Max allen Ansprüchen auf die österreichischen Erblande und der Friede wurde unterzeichnet.

Nach geschlossenem Frieden war es Maximilians einziges Streben, sein Volk glücklich zu machen. Die Schulen wurden verbessert, die Akademie der Wissenschaften in München gegründet und die Rechtspflege gehoben. Für Letztere erwarb sich Frhr. v. Kreitmayr, der Verfasser von drei Gesetzbüchern, unsterbliche Verdienste. Die neueste Zeit ehrte diesen Mann durch ein Denkmal, das ihm auf dem Promenadeplatze in München errichtet wurde.

Wie die geistige Veredlung, so lag dem liebreichen Landesvater auch das leibliche Wohl seiner Unterthanen am Herzen. Am rührendsten zeigte sich seine Liebe zum Volke in den schrecklichen Theuerungsjahren von 1770—1773. Längere Zeit wurde dem edlen Fürsten die traurige Lage seiner

Unterthanen so viel wie möglich verheimlicht. Eines Tages fuhr er aus dem Gottesdienste vom Herzogspitale nach Hause. Da umringte ein Haufen ausgezehrter Menschen seinen Wagen, weinend und mit aufgehobenen Händen schrieen die Unglücklichen: „Hilfe, gnädigster Herr! Wir sind ohne Brod und sterben vor Hunger!“

Mit Entsetzen vernahm Max diese Worte. Der Anblick der Halbverhungerten rührte ihn zu Thränen; all sein Geld, das er bei sich hatte, gab er den Armen und rief: „Kinder, wie jammert ihr mich! Aber ihr sollt Brod haben und nicht vor Hunger sterben!“ Der gute Fürst verwandelte sogleich alle seine Kostbarkeiten in Geld und ließ Getreide aus Italien bringen, um seine hungernden Unterthanen zu sättigen.

Dreißig Jahre des Friedens hatte Max über Bayern geherrscht, und überall begegneten ihm segnende und freudentrunkene Augen. Unnennbar war der Jammer des Volkes, als er, der herablassende Fürst, mit dem auch der geringste seiner Unterthanen wie ein Kind mit seinem Vater reden konnte, plötzlich auf das Krankenlager geworfen wurde. Die Kinderpocken verbreiteten sich über seinen Körper. Max hoffte Besserung und sprach: „In Bälde werde ich, zwar mit einem entstellten Gesichte, aber mit meinem alten Herzen ausgehen, und meine lieben Landeskinder werden ihren Vater nicht mißkennen.“ Aber — es kam der Tod. Als er die Nähe desselben fühlte, nahm er Abschied von seiner Gemahlin und seufzte mit sterbenden Lippen: „Leb' wohl, ewig wohl, Liebe! Auch ihr, meine lieben Unterthanen, lebt wohl! Betet für mich; auch ich will euch Segen bei Gott erfleh'n!“

Am 30. Dezember 1777 hauchte der Vielgeliebte seinen Geist aus. Lautes Wehklagen erscholl im ganzen Lande. So allgemein ist vielleicht noch kein Fürst der Erde betrauert worden.

Maximilian starb kinderlos, und mit ihm erlosch die Ludwig'sche bayerische Linie der Wittelsbacher; das gesammte Land fiel darum an die Rudolphische pfälzische Linie, und zwar an Carl Theodor, Herzog in Sulzbach und Kurfürst in der Pfalz. Dadurch wurden Pfalz und Bayern, die in Folge des von Ludwig dem Bayer in Pavia 1329 abgeschlossenen Vertrages getrennt waren, nach 448 Jahren wieder vereiniget.

**Carl Theodor, Kurfürst in Bayern und Pfalz.** Carl Theodor, Kurfürst von Pfalz-Sulzbach, wurde nach Maximilian Josephs Tod den ältern und neuern Wittelsbachischen Hausverträgen gemäß rechtmäßiger Erbe der bayerischen Lande, und Bayern und Pfalz wurden (1777) wieder mit einander vereinigt. Nach dem Tode Maximilian III. machte aber Oesterreich aus alten Urkunden Ansprüche auf Bayern, und es entstand der bayerische Erbfolgekrieg, der aber bald durch Preußens Vermittlung endete. Carl Theodor that, wie früher in der Pfalz, auch in Bayern sehr Vieles zum Wohle des Landes; er beförderte die Forstcultur, den Betrieb der Salzwerke zu Reichenhall und Traunstein, den Ackerbau, sowie die Bienen- und Seidenzucht und regelte das Bergwesen; er suchte das Donaumoos auszutrocknen, und verbesserte die Straßen und trug besonders viel zur Verschönerung Münchens bei. Unter ihm wurde das Carlsthor gebaut, der englische Garten angelegt, eine Militär-Akademie errichtet und eine gute Armenanstalt ins Leben gerufen, um dem Bettel und Müßiggange zu wehren.

Unter Carl Theodors Regierung entstand im Jahre 1790 eine große Revolution in Frankreich, bei welcher es sehr grausam und blutig zuging und tausend und tausend Menschen als Schlachtopfer fielen.

Es blieb aber in Frankreich nicht bei den Unruhen im eigenen Lande; das unruhige Volk führte bald mit andern Ländern Kriege herbei. Auch an

Oesterreich wurde von den Franzosen der Krieg erklärt. Kaiser Franz II. forderte das deutsche Reich zur Theilnahme an demselben auf, und Bayern mußte auch seinen Antheil Truppen stellen. Die Franzosen drangen bis an die Thore Münchens vor; der Kurfürst mußte flüchten. Erst im Jahre 1797 wurde Frieden geschlossen. Die Rheinpfalz ging an die wüthenden Republikaner verloren.

Zwei Jahre darauf starb Kurfürst Carl Theodor plötzlich an einem Schlagflusse. Mit ihm erlosch die Sulzbacher Linie in Bayern. Noch grünte aber am erhabenen Stamme der Schyren das edle Reis von Pfalz-Birkenfeld nun als des Stammes ungetheilter Gipfel.

Das Geschlecht Pfalz-Birkenfeld, an Macht und Reichthum das kleinste, blühte noch in seinem Fürsten Maximilian Joseph. An demselben Tage, da Carl Theodor erblaßte, wurde Maximilian Joseph zum Herrn von Bayern und Pfalz in München ausgerufen.

**Kurfürst Maximilian Joseph.** Als Kurfürst Maximilian Joseph den 12. März 1799 in München seinen feierlichen Einzug hielt, jauchzte ihm alles Volk mit Jubelgeschrei und Freudenthränen entgegen; denn Viele kannten schon seinen erleuchteten Geist, seine große Herzensgüte, sein kriegerisches Talent, seine in ächter Größe vorleuchtende Vaterlandsliebe, da er schon früher öfters in München gewesen war. Mit ihm zog ein seine Gemahlin Caroline, eine Fürstin des alterlauchten Hauses von Baden, Carl Ludwig, sein Sohn aus erster Ehe, ein geistvoller blühender Knabe von 13 Jahren, und seine übrigen Kinder. So kam er, ein zärtlicher Hausvater unter seinen Kindern, nicht wie ein gebietender Fürst zu anererbten Unterthanen, sondern abermals wie ein Vater zu Kindern. Und als ihn das Volk erblickte in seiner stattlichen Gestalt, in seinem Wort und Wesen die ganze Huld der alten Fürsten Bayerns, und als er den herzlichen Gruß der jubelnden Menge so freundlich erwiederte: da wünschten sich die Bayern Glück zu ihrem neuen Herrn; da wurde der Jubel immer allgemeiner und herzlicher, und sie sprachen: „Wahrlich, er kommt zu uns als ein liebender Vater; er ist Maximilian Joseph der Andere, aber im Kreise schöner Kinder glückseliger, als der Erste. Alles wird gut werden.“ Also geschah es auch. Selten empfing aber ein Fürst aus der Hand des Herrn eine schwerere Aufgabe des Lebens, als Maximilian Joseph. Schon als er in München einzog, war der Ausbruch eines neuen Krieges mit den Franzosen nicht mehr ferne. Der französische General Moreau drang nach Bayern vor, besetzte München und Landshut, schlug im Jahre 1800 das vereinte bayerisch-österreichische Heer und stand, ehe man sich versah, bei Linz in der Nähe von Wien. Im Jahre 1801 wurde zu Lüneville Frieden geschlossen, in welchem das linke Rheinufer, das die Franzosen schon längst besetzt hatten, förmlich an Frankreich abgetreten wurde. Die heutige Pfalz erhielt den Namen: Departement Donnersberg. Als Entschädigung für die verloren gegangenen Ländereien erhielt Bayern die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Augsburg und Freising, Theile von Passau und Eichstädt, und 15 Reichsstädte, worunter Ulm, Rothenburg, Weißenburg, Schweinfurt, Windsheim, Kempten, Memmingen, Kaufbeuren, Dinkelsbühl und Nördlingen mit beträchtlichem Landesgebiete.

Maximilian Joseph durfte sich aber nur kurze Zeit des Friedens freuen. Napoleon hatte sich nämlich am 18. Mai 1804 zur Würde eines Kaisers erhoben, und schaltete von nun an mit den Ländern ganz nach seiner Willkür. Da verbanden sich England, Rußland und Oesterreich neuerdings zu einem Kriege gegen Frankreich. Bayern, zwischen Oesterreich und Frank-

reich in der Mitte, war in einer mißlichen Lage. Da Oesterreich dem Kurfürsten Maximilian die entehrende Zumuthung machte, er solle sein Heer entwaffnen, so bestimmte ihn dies, sich in dem 1805 erneuten Kriege mit Frankreich zu verbinden. Die Oesterreicher fielen in Bayern ein, besetzten München und machten überhaupt in Bayern starke Forderungen; die Bayern aber vereinigten sich bei Würzburg mit den Franzosen. Die Franzosen mit den vereinigten Bayern und Württembergern griffen das österreichische Heer mit solcher Gewalt und Ueberlegenheit an, daß es, um nicht gänzlich aufgerieben zu werden, sich genöthigt sah, zu weichen. Die Franzosen und Bayern konnten bald in Oesterreich einrücken und schon am 12. November 1805 in Wien selbst einziehen.

Das vereinigte russisch-österreichische Heer eilte nun gegen Mähren. In vollen Märschen drangen die Franzosen ihnen nach. Da nahte die weltberühmte Dreikaiserschlacht von Austerlitz. Der russische Kaiser Alexander und der österreichische Kaiser Franz geboten über 90,000, der französische Kaiser Napoleon über 80,000 Mann. Die Franzosen erfochten in derselben einen vollkommenen Sieg. Dieser zog zuerst einen Waffenstillstand herbei, auf welchen Friedensverhandlungen folgten, die auch im Dezember 1805 in Preßburg geendet wurden.

---

## Bayern als Königreich seit 1806.

*Maximilian Joseph IV. (1779—1825) aus der Linie Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld wurde nun Kurfürst von Bayern. Er war einer der edelsten und gütigsten Regenten Bayerns. Sturmvoll und mühevoll war der Anfang seiner Regierung durch die Kriege Frankreichs gegen Oesterreich, Preußen und Rußland, woran Bayern Theil nehmen mußte. Aus diesen Kriegen, welche viele Veränderungen in allen deutschen Ländern zur Folge hatten, erhielt Bayern im Jahre 1806 den Titel eines Königreiches und ansehnliche Vergrößerung durch Einverleibung der Rheinpfalz, der drei fränkischen Kreise und Schwabens. Die Friedensjahre benützte Max zur Beglückung seines Volkes. Ackerbau und Gewerbe wurden emporgebracht, der Staatshaushalt geordnet, die Rechtspflege und das Schulwesen verbessert, Künste und Wissenschaften gefördert. Einen Beweis seines edlen Herzens gab der König durch die Verleihung einer landständischen Verfassung (Constitution) am 26. Mai 1818. Er starb, allgemein betrauert, am 13. October 1825. Ihm folgte sein erhabener Sohn

*Ludwig I. (1825—48), ein allgemein geliebter und bewunderter Monarch mit dem Wahlspruche: „Gerecht und beharrlich!“ Seine erste Sorge war, den Staatshaushalt mehr zu ordnen und durch religiöse und geistige Bildung sein Volk glücklich zu machen. Er rief das Institut der Landräthe ins Leben, wodurch das allgemeine Wohl in jedem Kreise berathen, die Kreisumlagen begutachtet, die Rechnungen über dieselben geprüft und jede Beschwerde, jeder Wunsch vor den Thron des Königs gebracht werden kann — gründete den Zollverein, ließ die Donau mit dem Maine durch einen Kanal verbinden, theilte im Jahre 1837 Bayern in 8 Kreise nach den Volksstämmen, ordnete und verbesserte das Schulwesen, verlegte 1826 die Universität von Landshut nach München, förderte Handel und Gewerbe, ließ große Prachtbauten aufführen, verschönerte München außerordentlich, und that als großer Kenner sehr viel für Kunst und Wissenschaft. Da die Stürme des Jahres 1848 sich erhoben, legte König Ludwig aus freiem Willen zu Gunsten seines erhabenen Sohnes Max die Regierung nieder, und lebt jetzt noch der Kunst und den Werken der Wohlthätigkeit.

*Maximilian II., geb. am 28. Nov. 1811 und im Jahre 1842 vermählt mit Marie, königlicher Prinzessin von Preußen, bestieg im Jahre 1848 den Thron von Bayern.

---

Anm. Die Namen mit * bezeichnen die Stammtafel unseres Königshauses von Otto von Wittelsbach bis auf unsere Zeit.

Sein Wahlspruch ist: „Freiheit und Gesetzmäßigkeit!“ Unablässig liegt dem geliebten Könige die Sorge für des Landes Wohl am Herzen. Sein Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, die Industrie, die Fabriken und den Ackerbau zu heben und Künste und Wissenschaften zu pflegen. Er ist ein Freund der Schulen und sorgt für wahre Bildung der Jugend. Mit inniger Liebe sollen ihm darum unsere Herzen entgegenschlagen. Der Herr segne Bayerns König und Volk!

---

**Maximilian Joseph I., als König von Bayern.** Der zu Ende des Jahres 1805 zu Preßburg geschlossene Friede erhob Bayern zu einem Königreiche, und Maximilian Joseph wurde am 1. Januar 1806 feierlich als König von Bayern ausgerufen. In der Fürstenburg zu München harrten die ersten Diener des Reiches auf den König, ihm die Glückwünsche darzubringen. Da trat er in seiner einfachen hohen Würde und Freundlichkeit mit dem Gruße unter die Versammelten: „Es freut mich, Euch zu sehen. Ich wünsche Euch Allen ein gutes neues Jahr. Wir bleiben die Alten.“

Und er blieb derselbe in seiner Güte und Liebe, in seinem Streben nach Volksveredlung und Beglückung. Die neue Würde verleitete sein Gemüth nicht zum Stolze.

Mit der Königswürde hatte er aber auch beträchtliche Besitzungen erworben. Er mußte zwar Würzburg an den Großherzog von Toskana abgeben; dagegen erhielt er bedeutende Gebietstheile, z B. die Grafschaft Tyrol, die Fürstenthümer Brixen und Trient, die Vorarlbergischen Herrschaften, die Reichsstadt Augsburg, die Stadt Lindau, den noch fehlenden Theil der Bisthümer Eichstädt und Passau ꝛc. ꝛc.

Nun wurde auch die deutsche Reichsverfassung aufgelöst; die deutschen Fürsten waren dem deutschen Kaiser nicht mehr unterworfen. Der damalige deutsche Kaiser Franz II. führte von da an nur noch den Titel „Kaiser von Oesterreich.“

Am 12. Juli 1806 schlossen Maximilian I. und 15 andere deutsche Fürsten mit Frankreich den rheinischen Bund, dessen Protektor der Kaiser Napoleon war, *) welchem gemäß sich König Maximilian verpflichten mußte, in jedem Kriege des Bundes oder Frankreichs 30,000 Mann ins Feld zu stellen und die Städte Augsburg und Lindau zu befestigen. In Folge dieser Bundesverpflichtung mußten die Bayern schon in diesem Jahre (1806) an dem Kriege gegen Preußen theilnehmen und 1809 wiederholt gegen Oesterreich kämpfen. Die Bayern fochten in beiden Kriegen glücklich unter ihrem Kronprinzen Ludwig und den Generälen Deroi und Wrede. Bei Abensberg (20. April 1809) erfochten 30,000 Bayern über 60,000 Oesterreicher den Sieg, so, daß Napoleon sprach: „Ich bedaure jetzt, nicht vollkommen deutsch zu sprechen, um diesen braven Truppen in ihrer Muttersprache danken zu können.“

Während hier die Bayern fochten, erregten die Tyroler zu Gunsten Oesterreichs einen Aufstand und nahmen vom 11.—13. April 1809 6000 Mann der besten bayerischen Truppen gefangen oder tödteten sie. Am 12. April zwang der Sandwirth Andreas Hofer, der Anführer der Tyroler, ein bayerisches Bataillon in der Ebene bei Sterzing, die Waffen zu strecken. Seine Leute schossen aus sicherm Versteck hinter Felsen und Gebüsch auf die bayerischen Krieger oder zerschmetterten sie durch Baumstämme und Felsenstücke von

---

*) Vergleiche „Napoleon“ Seite 198.

den Bergen herab, oder sie drangen mit Heugabeln, Dreschflegeln und Morgensternen auf die Kavallerie ein. Wrede brach hierauf über Salzburg in Tyrol ein, warf bis Innsbruck Alles vor sich nieder und zog nach wenigen Tagen schon in dieser Hauptstadt Tyrols ein. Als man die Unterwerfung Tyrols vollendet glaubte, eilten die Bayern nach Linz, dann nach Wien und gaben den 6. Juli durch ihr pünktliches Eintreffen der Schlacht bei Wagram den Ausschlag, daß Napoleon siegte. Weil aber die Tyroler sich aufs Neue empörten, die bayerische Besatzung verjagten und verschiedene Raub- und Plünderzüge in das südliche Bayern machten, so führte nach erfolgtem Waffenstillstand zwischen den großen Armeen Wrede neuerdings sein Heer in die tyrolischen Gebirgsschlünde, bis Andreas Hofer den 8. November seine Unterwerfung erklärte. Den 14. Oktober kam in Wien der Friede zu Stande, bei welchem Bayern Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, einen Theil des Hausruckviertels und die Fürstenthümer Baireuth und Regensburg erhielt. Dagegen mußte es an das Königreich Italien das südliche Tyrol, und an Württemberg und Würzburg, gegen andern Erwerb, einige Distrikte im Westen und Norden abtreten.

Im Jahre 1812 gab es wieder Krieg, der Beschützer des Rheinbundes eröffnete einen Feldzug gegen Rußland, und 38,000 Bayern mußten unter Wrede und Deroi nach dem Norden aufbrechen. General Deroi fiel in der denkwürdigen Schlacht bei Pollozk und von der ganzen Armee kamen im Frühjahre 1813 wegen Hunger und Kälte nur noch unbedeutende Trümmer zurück. Der Obelisk auf dem Carolinenplatz in München verkündet der Nachwelt, daß Bayern 30,000 tapfere Söhne durch den russischen Feldzug verlor.

Im folgenden Jahre entriß sich Maximilian durch den Vertrag zu Ried dem fremden Joche und verband sich mit den Alliirten, welche am 17., 18. und 19. Oktober 1813 bei Leipzig den Kaiser der Franzosen besiegten; worauf die bayerischen Heere bei Hanau, Brienne, Roßnay, Donemarie, Bar für Aube und Arcis die deutsche Freiheit erkämpfen halfen.

Napoleon wurde auf die Insel Elba verbannt, und die Monarchen Europas versammelten sich in Wien, um die Angelegenheiten Europas zu ordnen. Noch waren sie aber mit ihren Berathungen nicht zu Ende, als Napoleon seiner Haft entkam und aufs Neue die Welt mit Schrecken erfüllte. Doch das Glück hatte ihn verlassen, er unterlag im Kampfe mit den Alliirten, unter denen die Bayern die alte Tapferkeit bewährten, und seine blutige Niederlage bei Waterloo am 18. Juni 1815 begründete endlich einen dauerhaften Frieden. Napoleon wurde auf die Insel Helena verbannt, wo er 1821 starb.

Am 8. Juni 1815 wurde auch die Wiener Bundesakte abgeschlossen, vermöge welcher die deutschen Fürsten zur Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen Staaten einen Bund errichteten, welcher der deutsche Bund genannt wird und zu Frankfurt am Main seinen Sitz hat. Bayern nimmt in diesem Bunde die dritte Stelle ein, und ist den beiden Großmächten Oesterreich und Preußen gegenüber der wichtigste Staat Deutschlands. In Folge des Friedensschlusses trat Bayern an Oesterreich Tyrol und Vorarlberg, den größten Theil von Salzburg mit dem Inn- und Hausruckviertel ab, und erhielt dafür das Großherzogthum Würzburg mit Aschaffenburg und bedeutende Gebiete auf dem linken Rheinufer, die heutige Pfalz.

**Maximilians Josephs inneres Walten.** Maximilians Regierung muß mit Recht höchst segensreich genannt werden. Vor Allem

widmete er dem vernachlässigten Bildungs- und Erziehungswesen sehr große Aufmerksamkeit. Er gab der Akademie der Wissenschaften in München eine neue Einrichtung und einen weiteren Wirkungskreis, gründete die Akademie der bildenden Künste, der Malerei, Bildhauerkunst, der Bau- und Kupferstecherkunst und erleichterte hierdurch hoffnungsvollen und eifrigen Jünglingen das Bestreben, sich zu großen Künstlern auszubilden.

Zur Verbesserung der Verhältnisse des Volkes suchte er die Cultur des Bodens durch Aufhebung der Leibeigenschaft, durch Einführung eigener Musterwirthschaften, durch Heranbildung tüchtiger Landwirthe an denselben und durch manche andere Einrichtungen zu befördern, das Zunftwesen zu ordnen, den Handel durch Beseitigung kleinlicher Zollschranken zu heben, die Verwaltung des Landes zu verbessern und die hereinbrechenden Uebel der Unmoralität durch Bauten und durch Regulirung der Armenpflege zu verscheuchen und zu veredeln. Kurz er versäumte keine Gelegenheit, wo es galt, etwas wahrhaft Nützliches zu schaffen, dasselbe wirklich in's Leben zu führen. So gab sich dieser wohlthätige Fürst auch alle Mühe, in den Jahren 1816 und 1817, den Jahren einer großen Theuerung, die Leiden der Unterthanen zu mildern. Er ließ aus weiter Ferne damals Getreide auf seine Kosten herbeischaffen, besuchte an jedem Markttage die Schranne in München, weilte mitten im Gewühle der Käufer und Verkäufer und rief, wenn der Preis zu hoch stieg, laut: „Hieher kommt, zu mir, liebe Kinder! und kauft; ich gebe euch das Getreide um einen Gulden wohlfeiler." Dadurch hemmte er oft glücklich den ungeheuern Wucher der Kornhändler und wehrte der Verzweiflung der Armen, deren er Tausende auf seine Kosten täglich speisen ließ.

Am 26. Mai 1818 verlieh er seinem Reiche die verheißene Constitution oder Verfassung mit der Volksvertretung, freudig begrüßt vom ganzen Lande.

Die Hauptbestimmungen der Verfassung sind folgende: Das Königreich Bayern in Vereinigung aller älteren und neueren Gebietstheile ist ein monarchisch-constitutioneller Staat. Der König ist das allein regierende Oberhaupt des ganzen Reiches. Er allein unterhandelt mit auswärtigen Mächten. Unter ihm steht die ganze Kriegsmacht. Er führt die oberste Aufsicht über Alles im Staate, hat dabei einen Rath von Ministern und Staatsräthen um sich. Die Ausübung seiner Macht vertraut er seinen Ministern, welche ihm verantwortlich sind. Seine Person ist heilig und unverletzbar. Das Staatsgebiet ist untheilbar und unveräußerlich. Alle Staatsbürger sind gleich vor dem Gesetze. Niemand darf seinem ordentlichen Richter entzogen werden. Alle haben gleichen Antheil an den Vortheilen, wie an den Lasten des Staates, alle die gleiche Pflicht zum Waffendienst, gleiches Recht zu allen Graden des Staatsdienstes. Es besteht eine Nationalvertretung in zwei Kammern, der Kammer der Reichsräthe, die entweder durch Geburt berechtigt, oder vom König ernannt sind und der Kammer der Abgeordneten, die aus den verschiedenen Ständen des Landes vom Volke gewählt werden. Beide Kammern bilden miteinander die Ständeversammlung, werden wenigstens einmal alle drei Jahre vom Könige zusammen berufen und haben das Recht, bei der Gesetzgebung, bei Festsetzung und Erhebung der Steuern, bei Aufnahme von Staatsanlehen mitzuwirken, sowie endlich ihre gemeinsamen Wünsche und Anträge dem Könige in gehöriger Form vorzubringen und wegen Verletzung der Verfassung Beschwerde zu führen. —

Aber auch den Druck, welcher auf der katholischen Kirche lag, wollte Max erleichtern. Zur Schlichtung ihrer Angelegenheiten trat er in Unterhandlungen mit dem Papste Pius VII., gemäß deren eine Uebereinkunft (Concordat) 24. Oktober 1817 abgeschlossen wurde. Die bischöflichen Stühle

waren in Folge der Zeitverhältnisse alle unbesetzt bis auf jenen in Eichstädt. Als die Besetzung der Bisthümer vollzogen war (1821) wurde das Concordat in allen Kirchen Bayerns verkündet, und die neue kirchliche Regierung begann. Auch die geistlichen Angelegenheiten der Protestanten wurden i. J. 1818 geregelt.

An Allem, was die Erhebung seines Volkes betraf, nahm er innigen Antheil; er besuchte die Werkstätten der Künstler und Handwerker, ermunterte und unterstützte, wo und wie er nur konnte. Ueberall, wo er nur weilte, hinterließ er Spuren seiner großen Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit. Was er, der gute Vater Max, seinem ganzen Volke und jedem Einzelnen aus demselben gewesen, wie mild und freundlich und wohlwollend er gegen Jedermann, wie gern bereit er war zu helfen in der Noth, ist noch unvergessen in den Herzen seines dankbaren Volkes.

**Königs Maximilian I. 25jähriges Regierungs-Jubiläum und Tod.** Die treue Anhänglichkeit und innige Liebe des bayerischen Volkes zu seinem Vater Max zeigte sich im ganzen Lande am rührendsten und glänzendsten bei der Feier seines fünf und zwanzigjährigen Jubiläums am 16. Februar 1825. Da war durch ganz Bayern nur Ein Ruf der Freude und des Dankes, ein Fest, welches nicht befohlen war, sondern wie ein schönes Familienfest das ganze Land umschlang. Dörfer wetteiferten mit Städten, der Bauer mit dem Bürger, seine Liebe und Anhänglichkeit zu zeigen, und Alle freuten sich, Bayern zu sein und unter einem solchen Könige zu leben. Die Glocken erklangen zur Feier dieses Tages durch das ganze Land; Gebete stiegen empor in allen Kirchen, in allen Hütten. Auch der Armen wurde an diesem festlichen Tage reichlich gedacht; denn es sollten auch sie in fröhlicher Gemeinschaft den Tag mitfeiern.

Maximilian Joseph hatte das 69. Lebensjahr vollendet. Es war der 12. Oktober 1825, als die Bayern das Namensfest ihres Königs feierten. Der königliche Greis erschien am Abende dieses Tages noch bei einem Balle, der ihm zu Ehren veranstaltet war. Er war hier ernster als gewöhnlich, entfernte sich bald und still, und kehrte nach Nymphenburg zurück. Heimgekehrt beauftragte er seine Diener, ihn am andern Morgen eine Viertelstunde länger schlafen zu lassen, als gewöhnlich. Er schlief freilich länger; denn er schläft noch den Schlaf des Todes. Der andere Morgen fand ihn todt. Wie im süßen Schlummer lag er da mit den edlen Zügen im Antlitze, die den Lebenden ausgezeichnet hatten. Thränen der innigsten Trauer flossen von seinen treuen Landeskindern um ihren dahingeschiedenen guten Vater Max. Mit Rührung vernahm jeder Bayer das treffliche Wort seines Thronerben, Ludwigs I.: „So ein Herz, wie das Seine, wird kaum mehr auf einem Throne schlagen."

**Ludwig I. Geburt, Jugend und Thronbesteigung.** Nachdem der gute Vater Max gestorben war, folgte ihm sein Sohn Ludwig Carl August in der Regierung über Bayern. Ludwig wurde im Jahre des Herrn 1786 am 25. August in Straßburg geboren. Unter der sorgsamsten Pflege gedieh der Prinz in kräftiger Fülle. In seinen frühesten Jahren mußte er mit seinen Aeltern vor den Stürmen der französischen Revolution nach Mannheim, Heidelberg und Darmstadt flüchten. Schon in seinem 11. Lebensjahre verlor er seine geliebte Mutter Auguste Friederike, Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Herzog Max ließ dem Prinzen Ludwig eine Erziehung angedeihen, die ihn schon in seinem dreizehnten Jahre befähigte, die

Hochschule zu beziehen, nachdem der Vater 1799 nach Carl Theodors Tode die Kurwürde erlangt hatte.

Am 1. Januar 1806 wurde er, da Bayern zu einem Königreiche erhoben ward, Kronprinz, Königliche Hoheit. Im französisch-preußischen Kriege 1806 und 1807 zeichnete er sich sehr aus; ebenso in dem französisch-österreichischen Kriege 1809; mit Auszeichnung und Ruhm kämpfte er an den schweren Tagen bei Abensberg und Eckmühl.

Im Jahre 1810 vermählte er sich mit Theresia, Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, aus welcher Ehe 1811 der gegenwärtige König Maximilian geboren wurde.

Als König Maximilian am 13. October 1825 sein königlich-väterliches Auge geschlossen hatte, bestieg Ludwig den Thron als König von Bayern, für welchen er von seinem umsichtigen Vater vorgebildet worden war. Seine reichen, herrlich entwickelten Gaben an Herz und Geist halfen bald die Hoffnungen erfüllen, die man von dem viel versprechenden Thronfolger gehegt hatte. Schon am 19. October 1825 legte er den von der Verfassung vorgeschriebenen Eid in Gegenwart aller Großen des Reiches ab, und sprach nach der feierlichen Ablegung desselben die denkwürdigen Worte: „Dasjenige, was der von Mir gesprochene Eid als König an der Stelle meines erlauchten Vaters, dessen Andenken mir ewig theuer sein wird, Mir auferlegt, zu erfüllen, habe Ich den festen Willen, und erwarte von der Gnade Gottes, daß er mir die Kraft dazu verleihen werde! Schwer ist es, nach einem Könige, wie der uns entrissene war, zu herrschen; ihn zu erreichen, unmöglich!"

**König Ludwig I. während seiner Regierung.** Ludwigs I. Wahlspruch war: „Gerecht und beharrlich." Seine erste Sorge ging dahin, den Staatshaushalt zu ordnen und durch weise Sparsamkeit die Abgaben zu vermindern. Ueberdies war es eine Herzensangelegenheit von ihm, durch wahre Bildung, durch Religion seine Unterthanen glücklich zu machen. Er suchte in allen Theilen seines Reiches den religiösen Sinn zu wecken und für die Segnungen des Christenthums die Herzen seiner Unterthanen empfänglich zu machen.

Er rief das Institut des Landrathes in das Leben, durch welches ein wesentliches Glied in den Staatsorganismus eingesetzt worden ist, indem durch dasselbe das Wohl der Unterthanen in jedem Kreise berathen, die Kreisumlagen begutachtet, die Rechnungen über dieselben geprüft, und jede Beschwerde, jeder Wunsch vor den Thron des Königs gebracht werden kann.

Er ist Gründer des Zollvereins, der sich bald über ganz Deutschland und vielleicht auch über außerdeutsche Länder ausdehnen wird. Er ließ den Main und die Donau durch einen Kanal verbinden, welche Verbindung schon Carl der Große vor mehr als 1000 Jahren beabsichtigte, aber nicht vollführte. Unter ihm wurden auch große Eisenbahnbauten begonnen.

Im Jahre 1837 veranlaßte König Ludwig eine Eintheilung des Königsreiches auf Grundlage der Geschichte, indem er den bisher nach Flüssen benannten Kreisen neue und zwar volksstammgeschichtliche Benennungen gab: Oberbayern, Niederbayern, Pfalz, Oberpfalz und Regensburg, Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken und Aschaffenburg, Schwaben und Neuburg.

Mit solchen Einrichtungen gingen andere Hand in Hand. Für zweckmäßige Reformen in dem Universitäts- und Schulwesen wurde kein Opfer gescheut. Durch weise Einrichtungen und Verordnungen suchte er das gesammte Schulwesen bis zur kleinsten Dorfschule herab so zu ordnen, daß in Bayern ein religiöses, gesittetes Volk herangebildet werde. Die Ludwigs-

Maximilians Hochschule, welche 1802 von Ingolstadt nach Landshut versetzt worden war, verlegte er von Landshut nach München.

Sehr Vieles geschah auch unter seines Regierung zur Förderung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe. Namentlich ist König Ludwig nicht blos ein großer Kenner, sondern auch ein großer Förderer der Kunst. Die Künstler wurden zunächst durch eine Menge Ruhm fördernder Arbeiten in den Königlichen Prachtbauten unterstützt und angeeifert.

Vielen großartigen Bauwerken in Bayern hat Ludwig Entstehung und Vollendung gegeben; wir nennen hier nur: das Odeon (für musikalische Vorträge), die Pinakothek zur Aufstellung der Meisterstücke der verschiedenen Malerschulen, die Glyptothek zur Aufstellung plastischer Kunstwerke in antikem, klassischem Style aus vorchristlicher und neuerer Zeit (erbaut von 1816 bis 1830), den neuen Königsbau, die neue Universität, das Hof- und Staatsbibliothekgebäude, die Ludwigskirche und die Basilika in München, die Mariahilfskirche in der Vorstadt Au, die Bavaria, das Siegesthor, das Denkmal für König Max I., die Ruhmeshalle bei München, die Befreiungshalle bei Kelheim, die Walhalla bei Regensburg, ein Ehrentempel, Deutschlands großen Männern geweiht; die Festungen Ingolstadt, Landau und Germersheim u. s. w.

Bei diesem Allen vergaß König Ludwig aber nicht, den Armen und Nothleidenden, den von Ueberschwemmung und Feuersgefahr Heimgesuchten in allen Theilen seines Reiches Tröster und Helfer zu sein, und was er zur Zeit der Cholera im Jahre 1837 in seiner Haupt- und Residenzstadt that, hat ihm die Bewohner zu stetem Danke verpflichtet.

Als der zweite Sohn des Königs Ludwig, Prinz Otto, geboren im Jahre 1815, im blühenden Jünglingsalter stand, da verlieh ihm die Fügung des Himmels die Krone von Griechenland. König Ludwig und Königin Theresia brachten gewiß nicht das kleinste Opfer, als sie im Dezember 1832 den 17jährigen Sohn fortziehen sahen, um unter keineswegs leichten Verhältnissen die Regierung Griechenlands zu übernehmen.

**Von König Ludwigs Thronentsagung bis auf die gegenwärtige Zeit.** Als die Stürme des Jahres 1848 sich erhoben, da legte König Ludwig aus frei eigenem Entschlusse am 20. März desselben Jahres die Krone Bayerns zu Gunsten seines erhabenen Sohnes Maximilian nieder. Die königlichen Worte, welche er an die Bayern richtete, lauten: „Bayern! Ich lege die Krone nieder zu Gunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Treu der Verfassung regierte ich; dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; — als wenn ich eines Freistaates Beamter gewesen, so gewissenhaft ging ich mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen sehen. — Und nun meinen tiefgefühlten Dank Allen, die mir anhingen. Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Deutschland!"

Den Abend seines durch große Erinnerungen reichen und verschönerten Lebens bringt er an dem stilleren Heerde der Künste und Wissenschaften hin, und immer noch ist er den Armen und Nothleidenden Berather und Vater, und wirket Gutes, wo sich ihm Gelegenheit darbietet. Folgende Erzählung, der wir noch viele andere derartige anreihen könnten, wird einen Beleg hievon geben: Ein vornehmer Herr flüchtete sich vor dem heftigen Regen in eine Hütte unserer Vorstadt Au. Schon in der Hausflur hörte er vom oberen Stocke her Töne des Jammers, lautes Schluchzen. Er eilte hinauf, und auf seine Frage schilderte ihm eine arme Mutter ihre elende Lage mit

ihren vielen Kindern, und das schreckliche Unglück, welches ihnen erst dadurch noch bevorstehe, daß in den nächsten Tagen ihre kleine Habe gepfändet werden soll. Der Herr rieth dieser unglücklichen Frau, sich am andern Tage nach dem Wittelsbacher Palast zu begeben, und versicherte, daß ihr König Ludwig aus der Noth helfen werde. „Ach," erwiederte die Frau, „dieser Rath kann mir auch Nichts nützen; denn König Ludwig wird ohne dies von armen Leuten genug geplagt." Inzwischen war ihr Mann in's Haus getreten und hatte Alles mit angehört. Als er in's Zimmer trat und in dem fremden Herrn den König Ludwig erkannte, stürzte er mit Thränen zu des edlen Fürsten Füßen und wollte danken. König Ludwig wehrte dem aber ab, und sprach: „Nicht mir danket; Gott müßt ihr danken, welcher den Regen schickte, der mich in euer Haus führte. Kommt nur morgen; es soll euch geholfen werden."

Wolle der Herr ihn noch recht lange erhalten und segnen!

**König Maximilian II.** Maximilian II., geboren den 28. Nov. 1811 und vermählt im Jahre 1842 mit Friederika Franziska Auguste Maria Hedwig, Königliche Prinzessin von Preußen, bestieg den Thron in einer tiefbewegten Zeit. Die königlichen Worte, welche er den 20. März 1848 an sein Volk richtete, lauten: „Bayern! Mein vielgeliebter Vater und König hat geruht, mir die Krone zu übertragen. — Tief ergriffen fühle ich das ganze Gewicht der Verpflichtungen, das er mir auferlegt. In einer Zeit besteige ich den Thron, die mit ihren großen Anforderungen das In- und Ausland mächtig bewegt. Auf Gottes allmächtigen Schutz vertraue ich und auf meinen redlichen Willen, dieser Zeit Gebot zu verstehen und zu vollbringen. Wahrheit will ich in Allem, Recht und Gesetzmäßigkeit, Freiheit im Gebiete der Kirche, wie des Staates. Auf der Bayern Treue hoffe ich, auf die seit Jahrhunderten bewährte Liebe zu ihrem Fürsten. Bayern, steht mir bei in meinem festen Vorhaben, Euch auf die Stufe zu erheben, zu der Ihr als ein freies Volk berufen seid, ein Achtung gebietender Staat im einigen deutschen Vaterland!" — Durch Wohlwollen, Offenheit und treues festes Streben, das Beste seiner Unterthanen zu erzielen, wußte sich auch König Max die Herzen seiner Unterthanen bald zu gewinnen, und der Bayern Anhänglichkeit an ihr Fürstenhaus bewies sich auch in dieser sturmbewegten Zeit; auf die unzweideutigste Art zeigte sie sich, als der König mit seiner durch Anmuth und Herzensgüte ausgezeichneten Gemahlin Maria 1849 eine Rundreise durch sein Reich machte.

Unabläßig liegt dem geliebten Könige Max die Sorge für des ganzen Landes wahres Wohl am Herzen; sein Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, den Handel, die Industrie, die Fabriken und den Ackerbau zu heben, die Wissenschaften eifrigst zu pflegen und in jedem Zweige der Verwaltung reges Leben hervorzurufen. Er hat Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege mit Schwurgerichten in Bayern eingeführt und, berathen von vortrefflichen Ministern, besonders durch seine Festigkeit sehr viel dazu beigetragen, daß der Zollverein eine größtmögliche Erweiterung fand, und hiedurch, sowie durch Anlegung neuer Eisenbahnen und durch Herstellung eines telegraphischen Netzes über das ganze Reich zur Förderung des Handels und Verkehrs kräftigst gewirkt. Er ist ein Freund der Schulen, sorgt für wahre Bildung der Jugend, und will, daß dieselbe zur Frömmigkeit und Gottesfurcht erzogen werde; ja er besuchte selbst schon öfters höhere nnd niedere Lehranstalten, wohnte Prüfungen bei und vertheilte höchsteigenhändig die Preise an die würdigsten Schüler. Seine Sorge erstreckt sich aber noch weiter, denn

Maxens Herz ist beim Unglücke Anderer nicht verschlossen, sondern öffnet sich ihnen theilnehmend, sucht ihr Elend zu lindern und zu mildern, und darum ist er allen Armen und Nothleidenden in allen Theilen seines Reiches Tröster und Helfer. —

Ueberblicken wir nun auch nur das Wenige, welches hier aus der bayerischen Geschichte vorgeführt wurde, so entnehmen wir daraus, daß das bayerische Volk immer treu an seinem angestammten Fürstenhause hing, daß Bayerns Fürsten für des Volkes Bestes stets sorgten, daß beide vereint ihre Selbstständigkeit behaupteten und damit nicht blos die Wohlfahrt Bayerns, sondern selbst auch die der übrigen deutschen Völker und des Reiches schützten. — Die Provinzen, welche in Folge der Alles erschütternden Umwälzungen zu Anfang dieses Jahrhunderts mit der Krone Bayern verbunden wurden, sind seitdem berufen, mit den älteren Provinzen Eine Geschichte zu theilen. Sie können sich dieses Anschlusses nur freuen; denn sie sind nun Theile des erkräftigten Ganzen und haben als solche durch ihr Schwergewicht ja auch zur Rettung und zum Heile Deutschlands Manches schon beigetragen. Es muß jedem Angehörigen des bayerischen Staates ein sehr befriedigendes Gefühl gewähren und Jeden zum freudigen Aufblicke zu seinem königlichen Herrn veranlassen, wenn er sich sagt, daß auch er zu einem Volke sich zählen kann, welchem in der deutschen Staatenfamilie diese hohe Bedeutung zukommt, und dessen Staatsbau den Stürmen der Zeit widerstanden hat.

Wir sind Bayern. So laßt uns dieses Namens würdig beweisen durch brüderliche Einigkeit untereinander, durch wechselseitige Hochachtung, Liebe und Unterstützung, durch Anhänglichkeit und Liebe zu unserem theuren Vaterlande, durch Ehrerbietung, Liebe und Vertrauen zu dem geliebten Könige, dem erhabenen Herrscherhause und zu den Obrigkeiten, durch willigen, freudigen Gehorsam gegen die Landesgesetze, überhaupt durch pünktliche Beobachtung aller Pflichten christlicher Unterthanen und durch wahre Gottesfurcht und echt christlichen Sinn und Wandel; dann wird Gott uns und unser Vaterland durch uns segnen.

Der Herr wolle stets des bayerischen Staates Wohlfahrt und Glück fördern, und Bayerns König und Volk bis in die fernsten Zeiten hinaus segnen!

**Schwaben.** Der Theil Bayerns, der jetzt den Regierungsbezirk Schwaben ausmacht, gehörte in alten Zeiten zu dem Reiche Allemannien; die Bewohner desselben hießen daher Allemannen. Dieses Reich grenzte am Anfange des sechsten Jahrhunderts n. Chr. östlich au Bayern, westlich an Frankreich, südlich an Burgund und nördlich an Thüringen. Von Allemannien hat nur der Theil zwischen Iller und Lech für die bayerische Geschichte Wichtigkeit, da dieser den größten Theil des Kreises Schwaben und Neuburg ausmacht.

Schon in Mitte des sechsten Jahrhunderts war Schwaben einigermaßen der Herrschaft der fränkischen Könige unterworfen. Nach und nach suchten die Frankenkönige die schwäbischen Herzoge immer abhängiger zu machen. Diese leisteten zwar längere Zeit Widerstand; allein im Jahre 748 gerieth Herzog Lantfried II. in die Gefangenschaft der Franken und starb auch einige Jahre darauf in derselben. Von da an wurde das Herzogthum auf lange Zeit ein unmittelbarer Theil des Frankenreiches und stand unter der Verwaltung königlicher Kammerboten (Sendgrafen); die herzoglichen Güter fielen aber der Krone anheim. —

Diese Kammerboten strebten aber nach und nach bei der Schwäche der Regierung unter den Carolingern, die Unabhängigkeit wieder zu erringen. Als

nun die Macht der Carolinger in ganz Deutschland zu Ende ging, da erhob sich auch wieder das Herzogthum Schwaben. Die ersten Versuche der Kammerboten mißlangen jedoch. Graf Burkart, welcher die Zeit als i. J. 911 König Ludwig, das Kind, starb, für die passendste Gelegenheit erblickte, sich zum Herzoge aufzuschwingen, wurde in einer Volksversammlung ermordet. Die folgenden zwei Kammerboten hatten beinahe gleiches Schicksal. Was sie nicht erreichen konnten, das erlongte nach ihnen Graf Burkart, ein Sohn des in der Volksversammlung ermordeten Grafen Burkart; er wurde noch i. J. 917 als Herzog anerkannt, und König Konrad mußte dies geschehen lassen. Burkart nahm, so lange König Konrad lebte, Schwaben nicht als Lehen aus Konrads Hand, und erkannte sonach den König nicht als seinen Lehensherrn an. Als aber nach Konrad Heinrich von Sachsen als deutscher König gewählt war, und das Reich angetreten hatte, zwang er den Herzog Burkart, ihn als Lehensherrn und als deutsches Oberhaupt anzuerkennen. Im Jahre 926 fand Burkart seinen Tod auf einem Zuge nach Italien.

Kaum war Herzog Burkart im Jahre 926 gestorben, so brachen die Ungarn wieder verheerend über Bayern und Schwaben ein, überschritten selbst den Rhein und drangen bis in die Grafschaft Burgund. In dieser Noth ernannte der König Heinrich einen Sohn des Grafen Gebhart von der Wetterau, Namens Hermann I., zum Herzoge in Schwaben. Er hing treu an König Heinrich und an dessen Nachfolger Otto I. und trug 939 vorzüglich zur Niederlage der empörten Herzoge von Franken und Lothringen bei. Als er in der Mitte des zehnten Jahrhunderts starb, wurde sein Schwiegersohn Ludolph, der Sohn des Kaisers Otto I. sein Nachfolger. Da sich Ludolph gegen seinen Vater empörte, so nahm ihm dieser 954 das Herzogthum ab und übergab es Burkart II., einem Sohne des Herzogs Burkart, der auf einem Zuge nach Italien 926 starb. Im darauffolgenden Jahre erlitten die Ungarn, wie wir bereits bei dem Herzoge Heinrich I. von Bayern erzählt haben, eine große Niederlage auf dem Lechfelde bei Augsburg, wozu die Schwaben auch treulich beitrugen.

Ueber Schwaben regierten bis zum Jahre 1180 nach Burkhard II. noch verschiedene Herzoge.

Das Aussterben der Hohenstaufen im Jahre 1268 führte in Schwaben vielfache Veränderungen und namentlich eine Zerrissenheit des Landes herbei, die bis zu Anfang unseres Jahrhunderts dauerte; denn Bayern besaß Ländereien zwischen Lech und Iller; auch die größern geistlichen Stifte Augsburg und Kempten hatten bedeutende Besitzungen; die Markgrafschaft Burgau, die sich von der Iller bis zum Lech längs dem Südufer der Donau hinzog und aus vielen kleinen Gebietstheilen bestand, kam 1300 in Habsburgischen Besitz. Außerdem waren in dem eigentlichen Schwaben eine Menge kleiner Gebiete, die theils den Klöstern, theils dem Adel, theils den Städten, welche nun als Reichsstädte galten, gehörten. Das, was die Hohenstaufen in Schwaben, namentlich in der Gegend des Bodensees noch außerdem besaßen, wurde in die Landvogtei in Schwaben vereinigt, welche die Habsburger Kaiser als Hausgut ihrer Familie betrachteten.

In Schwaben, westlich der Iller, welches nicht zum Gebiete des jetzigen Königreichs Bayern gehört, wurden nach und nach Württemberg, Baden und Fürstenberg die bedeutendsten Landesherren.

**Das Fürstenthum und die Reichsstadt Augsburg.** Wann und von wem die Stadt Augsburg gegründet worden, ist geschichtlich nicht erweisbar, jedenfalls fällt ihr Entstehen in die Zeit lange vor Christi Geburt zurück. Nach dem Eindringen der Römer aber wurde hier eine römische Colonie angelegt und zu Ehren des Kaisers Augustus Augusta (Vindelicorum) genannt.

Diese Augusta war die glänzendste Kolonie in den römischen Donauländern, der Mittelpunkt wohlgebauter Heerstraßen, die von hier nach allen Weltgegenden ausliefen und namentlich berühmt durch die damals äußerst schwunghaft betriebene Purpurfabrikation.

In die Mauern der aufblühenden Stadt hatte schon in frühester Zeit auch das Christenthum Eingang gefunden. So soll der hl. Lucius schon im Jahre 180 hier das Evangelium gepredigt haben, und etwa 100 Jahre später kam der hl. Bischof Narzissus und sein Diakon Felix nach Augsburg und bekehrten die Götzenpriesterin Afra, die dann bei der bald darauf ausgebrochenen Christenverfolgung auf einer Lechinsel bei Augsburg mit 25 andern Glaubensgenossen lebendig verbrannt wurde.

Bis ins fünfte Jahrhundert war die Stadt Augsburg unter römischer Herrschaft; nach deren Sturz kam sie unter die Allemannen, nach der Schlacht bei Zülpich aber unter die Ostgothen, im Jahre 536 endlich an die Franken. In das sechste Jahrhundert fällt auch die Errichtung eines Bisthums daselbst, und als der erste Bischof von Augsburg wird Sosimus genannt. Vieles verdankt dieses Bisthum dem Wohlthätigkeitssinne Carls des Großen und seinen Nachfolgern. Unter dem letzten Carolinger, Ludwig dem Kinde, dessen Erzieher Bischof Adalbert von Augsburg war, drangen im Jahre 910 die Ungarn zum ersten Male bis an den Lech vor. Im Jahre 915 machten sie einen neuen Einfall, und als König Konrad zu des Schwabenlandes Schutze die Herzogenwürde daselbst wieder herstellte, ward auch Augsburg dem neuen Herzogthume einverleibt. Die Jahre 923, 936 und 955 waren schreckliche für Deutschland überhaupt und für die Völker am Lech insbesondere, denn die Ungarn wiederholten in diesen Zeiten ihre fürchterlichen Raub- und Mordzüge, wurden jedoch im letztgenannten Jahre in der bekannten Schlacht auf dem Lechfelde bis zur Vernichtung geschlagen.

Um diese Zeit stand an der Spitze des Augsburger Bisthums der hl. Ulrich, einer der ausgezeichnetsten Bischöfe dieser Diöcese. Während der 50 Jahre, in welchen er den Bischofsstab führte, erwarb er sich durch das viele Gute, das sein frommer und mildthätiger Sinn gestiftet, die Liebe seiner Untergebenen im vollsten Maße, darum ward er auch nach seiner Heiligsprechung als der Bisthums-Patron verehrt. Unter einem seiner Nachfolger, Namens Bruno, dem Bruder Kaiser Heinrichs des Heiligen, wurde das Hochstift vielfach erweitert und zu einem Fürstenthume erhoben. Sowohl unter Bruno, als den nächstfolgenden Bischöfen hatte Stadt und Fürstenthum Augsburg von den kampflustigen und mächtigen Welfen Vieles zu leiden. Sie verwüsteten mehrmals das geistliche Gebiet und zerstörten die Stadt fast gänzlich.

Unter Kaiser Rudolph von Habsburg blühte Augsburg namentlich; unter ihm wurde es auch 1276 zur freien Reichsstadt erhoben und von den Bischöfen unabhängig.

Die Verwaltung der städtischen Aemter stand in Augsburg Anfangs nur den Patriziern oder vornehmen bürgerlichen Geschlechtern zu; später bekamen jedoch auch die Zünfte Antheil an denselben. Unter den Bürgern Augsburgs aber hatte sich indessen das Geschlecht der Fugger hervorgethan, die sich von armen Leinewebern zu Reichsgrafen emporschwangen und durch Fleiß und Geschick einen Reichthum erlangten, mit welchem sie später in bedrängten Zeiten nicht selten Kaisern und Königen aus der Noth halfen. Den Namen dieses ruhmwürdigen Geschlechts, das heute noch in mehreren Zweigen blüht, verewigt zu Augsburg ein Denkmal hochherziger Menschenfreundlichkeit, die sogenannte Fuggerei in der Jakobsvorstadt, eine Anzahl kleiner Häuser, von den drei

Brüdern Ulrich, Georg und Jakob Fugger im Jahre 1519 zum Obdach für arme katholische Bürger erbaut.

Die Reformation brachte durch das Entstehen verschiedener Religionsparteien große Zwietracht unter die Augsburger, und vergebens bemühte sich der damalige Fürstbischof Christoph von Stadion (1517—1543) den alten Glauben und Frieden unter den Bürgern zu erhalten; die Spaltungen wurden immer größer. Im Jahre 1530 wurde hier der bekannte Reichstag gehalten, auf welchem die protestantischen Stände dem Kaiser ihr Glaubensbekenntniß, die Augsburger Confession, überreichten. In Augsburg wurde auch im Jahre 1555 der Religionsfriede geschlossen, der die Protestanten als Religionsgesellschaft in Deutschland aufnahm.

Der 30jährige Krieg verursachte der Stadt unsägliche Leiden und Drangsale, sie wurde bald von den Kaiserlichen, bald von den Schweden belagert, gebrandschatzt und beschädigt, denn Augsburg galt stets als wichtiger Waffenplatz. Auch im spanischen Erbfolgekrieg wurde es hart mitgenommen.

Das fürstbischöfliche Gebiet von Augsburg kam durch den Frieden von Lüneville (1801), die Stadt selbst aber durch den Preßburger Frieden 1805 an Bayern.

Der letzte Fürstbischof war Clemens Wenzeslaus, ein Prinz von Polen; unter seiner Regierung sah Augsburg das Oberhaupt der Christenheit, Papst Pius VI., in seinen Mauern; dieses freudige Ereigniß wird heute noch durch ein in der Domkirche errichtetes Denkmal geehrt. Nach seinem Tode war das Bisthum Augsburg verwais't; und erst im Jahre 1821 erhielt die Diöcese Augsburg wieder einen Bischof, indem das im Jahre 1817 den 24. Oktober vom Könige Maximilian I. mit dem Papste Pius VII. abgeschlossene Concordat in Ausführung kam, und seitdem erfreut sich dieses Bisthum wieder ausgezeichneter Oberhirten.

# IV.

# Aufsätze.

## 1. Erzählungen.

### 1) Einfache Erzählung.

#### Ein gutes Rezept.

Zu einem Manne, der lustwandelte und in seinen Mantel gehüllt war, kam ein schluchzender Knabe ganz außer Athem gelaufen, streckte seine Hände nach ihm aus und rief: „Ach, lieber Herr, geben Sie mir einen Gulden! Ich muß einen Gulden haben; geben Sie ihn mir, lieber, lieber Herr!“ — Der gute Mann sah dem weinenden Knaben liebreich in's Angesicht. Er fand Unschuld in seinen Mienen, eine ängstliche Zärtlichkeit in seiner zitternden Stimme und seinen bescheidenen Geberden, und sagte zu ihm: „Und warum denn so viel, mein Kleiner?“ — „Ach“, sprach der Knabe, „ich muß so viel haben; denn meine Mutter ist krank, und ich bin schon bei zwei Aerzten gewesen, aber jeder will erst einen Gulden haben, ehe er zu ihr kommt. Die gute, arme Mutter muß also sterben, wenn ich den Gulden nicht schaffe!“ — „Nun,“ erwiederte der gerührte Mann, „wenn das ist, mein Kleiner, so sage mir doch, wo wohnt denn Deine Mutter? Sieh, hier gebe ich Dir den Gulden; laufe nun geschwind und hole ihr den Arzt.“ — Der entzückte Knabe zeigte ihm die Wohnung und lief dann, so schnell er konnte, mit dem Gulden zum Arzt. Der gutherzige Mann aber eilte zur kranken Mutter. Er tritt zu ihr in's Zimmer und fragt, was ihr fehle. Und sie, die einen Arzt zu sehen glaubt, erzählt ihm alle Umstände ihrer Krankheit mit großer Vertraulichkeit. Der Menschenfreund hört sie geduldig an, fordert Papier, Dinte und Feder, setzt sich und schreibt einen Zettel, und sagt dann: „Lasse Sie das holen, was ich Ihr hier verschrieben habe.“ Er wünscht ihr dann eine gute Besserung und geht weg. — Bald nachher kommt der Knabe mit dem Arzt, und das befremdet die kranke Frau. „Wie viel Aerzte rufst Du denn?“ sagte sie zum Knaben und zeigte zugleich den Zettel, welchen der vorige geschrieben hatte. — Der Arzt nimmt den Zettel, lies't, erstaunt und ruft aus: „Nun, der kann freilich bessere Rezepte schreiben, als ich! Fünfzig Dukaten, Frau, soll Sie sich holen lassen; der gute Kaiser Joseph selbst ist hier gewesen, und sein Schatzmeister soll sie zahlen.“ — Ein freudiger Schreck überfiel die Kranke; sie wurde plötzlich schwächer, erholte sich jedoch bald wieder und ward in kurzer Zeit völlig gesund.

(Schubart.)

## 2) Umschriebene Uebertragung eines erzählenden Gedichtes.

### a. Das Gewitter. *)

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viele Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie sehen's nicht, sie hören's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht!
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind.
Vier Leben endet Ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

(G. Schwab.)

### b. Umschreibung des Gedichtes.

In der württembergischen Stadt Tuttlingen stand ein Haus, in welchem außer einigen andern Personen auch eine arme Familie wohnte, die aus der Urahne, der Großmutter, der Mutter und deren achtjährigem Kinde bestand. Am Abend vor einem Feiertage waren diese vier Personen in der kleinen Wohnstube beisammen. Das Kind freute sich auf den kommenden Feiertag. Da wollte es auf dem grünen Rasenplatze vor dem Thore mit andern Kindern spielen, oder mit der Mutter spazieren gehen, wobei es schon an die vielen schönen Blumen dachte, die es pflücken wollte. Die Mutter theilte des Kindes Freude. Sie dachte an das bessere Gericht, welches der Feiertag auch ärmeren Leuten bringt, an das Vergnügen, wenn sie im reinlichen Sonntagskleide einen Spaziergang in's Freie machen könne, und äußerte ihre Freude darüber, daß auf die sauern Arbeitstage immer auch wieder Ruhetage folgen. Die Großmutter theilte jedoch die Freude nicht ganz. Sie meinte, für sie gebe es keinen Feiertag. Jeder Tag bringe ihr die gleichen Geschäfte. Sie müsse dann kochen, kehren oder die Kleider reinigen, kurz, das Leben für sie sei nur Sorge und Plage.

Die schwache Urgroßmutter, welche hinter dem Ofen im weichen Lehnstuhle saß, hörte dies alles mit an. Sie seufzte und bedauerte, daß sie nicht mehr Kraft zur Arbeit habe, sich nicht einmal mehr des Lebens freuen könne

---

*) Es war im Jahre 1828, als eine württembergische Zeitschrift, „der Schwäbische Merkur," folgendes Inserat veröffentlichte:

„Gestern, am 30. Juni, schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen, und tödtete von zehn Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte 8 Jahre alt."

Das ist eine Darstellung der Sache, wie sie wirklich war, nackt und kahl: es ist Prosa, prosaische Darstellung. — Der schwäbische Dichter Gustav Schwab, geb. t. J. 1792 in Stuttgart, und ebendaselbst t. J. 1850 gestorben, war es, der den prosaischen Zeitungsartikel zu einem malerischen Bilde, zu einem Gedichte umgestaltete, und das ist Poesie, poetische Darstellung. (Nach Kehr.)

und Andern nur zur Last sei. Ach, seufzte sie, was thue ich noch auf der Welt! Wollte Gott, ich stürbe schon morgen!

Mittlerweile war ein schweres Gewitter, dessen leise grollende Donner man in der Stube überhört hatte, immer näher und näher gekommen. Plötzlich flammte ein greller Blitz, laut krachte der Donner hintendrein, und die vier Bewohner in der Stube waren nicht mehr. Alle vier tödtete ein Schlag.

Solches geschah am 30. Junius 1828. (L. Kellner.)

## 3) Erzählungen von erlebten Ereignissen.

### 1. Die Pfeife.

Ich war noch ein Kind, in meinem siebenten Jahre, als meine Verwandten mir an einem Festtage die Tasche mit Pfennigen füllten. Sogleich ging ich nach einem Laden, wo man Spielzeuge für Kinder verkaufte. Der Ton einer Pfeife aber, die ich im Vorbeigehen in der Hand eines andern Knaben sah, entzückte mich dergestalt, daß ich ihm freiwillig für dieses einzige Stück meine ganze Baarschaft anbot. Nun ging es nach Hause, wo ich pfeifend durch alle Winkel zog, sehr vergnügt über meine Pfeife, aber der ganzen Familie damit zur Last. Da meine Schwestern, Brüder und Vettern hörten, was für einen Tausch ich getroffen hatte, so versicherten sie mir, ich hätte viermal mehr für das Ding gegeben, als es werth sei. Nun fiel mir ein, was für schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und sie lachten mich so sehr über meine Einfalt aus, daß ich vor Verdruß anfing zu weinen; die Reue machte mir nun mehr Aerger, als die Pfeife mir Vergnügen gemacht hatte. Da dies aber ewig bleibenden Eindruck auf mich machte, so ward mir's in der Folge sehr nützlich. Oft, wenn ich in Versuchung kam, mir etwas Unnöthiges zu kaufen, sagte ich zu mir selbst: Gib nicht zu viel für die Pfeife! und so sparte ich mein Geld. Als ich groß ward, in die Welt trat und die Handlungen der Menschen beobachtete, glaubte ich oft, sehr oft auf Leute zu treffen, die zu viel für eine Pfeife gaben. Sah ich einen Menschen, der ängstlich nach Gunst strebte, und der für seine Zeit in Vorzimmern seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend und vielleicht seine Freunde aufopferte, so sagte ich zu mir selbst: Dieser Mann gibt zu viel für seine Pfeife. Sah ich einen andern um die Gunst des Volks buhlen, unabläßig mit bürgerlichen Händeln sich beschäftigen und seine eignen Geschäfte darüber vernachläßigen und zu Grunde richten, so sagte ich: Wahrlich, der bezahlt zu viel für seine Pfeife. Fand ich einen Geizhals, der sich selbst jede Gemächlichkeit des Lebens versagte, auf das Vergnügen, Andern Gutes zu thun, und die Achtung seiner Mitbürger gänzlich Verzicht that, der die Freuden wohlwollender Freundschaft dem Durste Schätze zu häufen, aufopferte: Armer Mann, sagte ich dann, fürwahr, du bezahlst zu viel für deine Pfeife! Traf ich auf einen Freudenjäger, der blos um sinnlicher Lüste willen jede löbliche Verbesserung seines Geistes und Vermögens versäumte, so dachte ich: Betrogener Mann! du schaffst dir selbst Schmerz statt Vergnügen; du gibst zu viel für deine Pfeife. Sehe ich einen Menschen, der an schöne Kleider, schöne Möbel, schöne Equipage Alles über sein Vermögen hängt, Schulden macht und seine Laufbahn im Gefängnisse beschließt, ach! sage ich dann: Der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt! Kurz, ich glaube zu bemerken, daß die Menschen selbst sich den größten Theil ihrer Uebel durch die falsche Schätzung des Werthes der Dinge und dadurch zuziehen, daß sie immer zu viel für ihre Pfeife geben.

(Benj. Franklin.)

## 2. Die goldene Repetieruhr.

Ich war bald fünfzehn Jahre alt — so erzählt Meister Hämmerlein eine wahre Geschichte aus seinem Leben — ich war zu meinem Oheim in die Lehre gethan und wünschte weiter nichts, als eine solide pünktliche Sackuhr, wie solche die Gehilfen auch hatten. Das, meinte ich, sei erst recht das Zeichen der Großjährigkeit, wenn man selber sagen könne, was es an der Zeit sei. Auch meine ich noch jetzt, man sollte in dem Lebensalter, wo der Ernst des Daseins beginnt, Jeden lehren, genau auf die Zeit Acht zu haben; denn die Zeit ist das kostbarste Gut, wenn man rechtschaffen damit haushält. Eine Uhr in der Tasche kann viel dazu beitragen, an Pünktlichkeit und sorgsame Benutzung der Zeit zu gewöhnen.

Es nahten die Weihnachtstage. Ich war schon alt genug, um zu wissen, daß der heilige Christ nicht, im buchstäblichen Sinne genommen, durch die Luft daher geflogen kommt und allerlei Geschenke bringt; sondern daß der heilige Christ die innige Liebe, der gute Geist in den Herzen der Angehörigen ist, die still und heimlich darauf denken, einander zu erfreuen und zu beglücken. Wie selig geht da jedes umher, lauscht dem andern seine verborgenen Wünsche ab, kann sich fast nicht halten, das Geheimniß zu bewahren, und ist doch wieder voll Freude im Stillen zu wirken und zu schaffen für andere. Wo das ist, kann man wohl sagen: Der heilige Christ schwebt in der Luft dieses Hauses.

Ich wünschte mir Nichts sehnlicher, als daß mir zu Weihnachten eine Uhr bescheert würde, ließ das aber keine Menschenseele merken; nicht einmal meiner immer seelenfrohen Schwester Mina sagte ich ein Wort davon. Wenn aber nur von einer Uhr die Rede war, zitterte ich vor Angst, und wenn man zufällig fragte: Wie viel Uhr ist's? war ich ganz böse. Das muß mich verrathen haben, denn hört, wie mir's ergangen ist.

Eines Mittags, als ich in die Stube trete und schon in der Thüre stehe, höre ich, wie mein Vater meiner Mutter zuruft: Frau, thu' schnell Adams goldene Repetieruhr weg! Er wickelt nun schnell Etwas in ein Papier und versteckt es. Meine Mutter sah betrübt aus, ich aber that, als ob ich gar Nichts gesehen und gehört hätte, und war überaus heiter. Von nun an ging ich stolz durch die Straßen und meinte, Jeder müßte mir's ansehen, welch eine goldene Zukunft ich habe. Es that mir nur leid, daß man die Uhren in der Tasche trägt, so verborgen und nicht offen vor aller Welt, und — so leicht wird man von den Eitelkeiten betrogen, daß ich mir einbildete, das wäre viel menschenfreundlicher, wenn man die Uhren öffentlich tragen würde, denn da könnten auch die armen Leute immer genau die Stunden und Minuten sehen.

Jeder, der es erschwingen und darauf Acht haben kann, hat eine eigene Uhr verborgen in der Tasche, und diese richtet und stellt er von Zeit zu Zeit nach der großen Uhr an dem Kirchthurme, und die Uhr an dem Kirchthurme wird nach der Sonne gerichtet, deren Lauf Gott von Ewigkeit her festgesetzt, und die Menschen können weiter Nichts thun, als Stäbe zur Sonnenuhr bilden, daran sie am Schatten den Stand des allgemeinen, ewigen Lichtes wahrnehmen.

Das ist auch ein Sinnbild und Gleichniß für unser ganzes inneres Leben. Das erkenne ich aber erst jetzt, damals hatte ich ganz andere Gedanken.

Vor dem Uhrenladen stund ich oft lange und verwies mein Federmesser einstweilen in die rechte Westentasche; die linke war zu Besserem vorbereitet. Wo das Herz ist, trägt man auch die Uhr, sagte ich mir; da geht's drinnen

und draußen: tik tak. Ich träumte einmal, meine goldene Repetteruhr sei mir gestohlen worden, und als ich erwachte, war ich ganz glückselig, daß ich sie noch besaß. Ich konnte mich nicht enthalten, meinen Kameraden mitzutheilen, was mich so voll Freude machte; ich sagte ihnen aber doch nicht das Ganze und sprach räthselhaft, daß sie am Weihnachtstage Augen und Ohren aufsperren würden, wenn ich ihnen Etwas zeige, was selber zeigt und spricht. Ich lief davon, ehe sie errathen konnten, was es sei.

Nun war das Augen- und Ohrenaufsperren an mir!

Der heilige Abend kam und zündete seine Freudenkerzen an. Als sich endlich die beiden Flügelthüren öffneten und wir Kinder hereinstürmten und dann wieder vor Ueberraschung still standen, da pochte mein Herz gewaltig. Richtig! da lag für mich die Uhr auf dem Tische; aber — o weh! es war eine silberne! Meine Freude war nun etwas abgekühlt, aber ich faßte mich und dachte: Das schadet Nichts, Silber ist viel weißer und dicker, und sie repetiert ja, bim bam. — Ich drückte mit aller Kraft den Heber, aber er gab nicht nach und tönte auch nicht. Da überkam mich ein fürchterlicher Schmerz: Alles ist Nichts! ich legte still die Uhr wieder hin, verließ rasch das Zimmer, ging auf meine stille Kammer und weinte und wehklagte, daß es mir fast das Herz abstieß. Der Gedanke kam mir, ich wollte mich umbringen, weil ich keine goldene Repetieruhr bekommen, und da weinte ich wieder um mein junges Leben, weil ich jetzt schon sterben müsse, da alle meine Hoffnungen zu nichte geworden. Meine Mutter kam bald mit Licht, und als ich ihr meinen unbeschreiblichen Jammer über die Täuschung klagte, schüttelte sie den Kopf, preßte die Lippen zusammen und sah mich an mit jenen treuen lieben Augen, die mir stets offen stehen, wenn sie auch längst der Tod geschlossen hat. Sie erklärte mir nun mein Unrecht: ich wäre ja mit einer einfachen Uhr zufrieden gewesen, wenn ich Nichts von einer goldenen Repetieruhr gewußt hätte; der Vater habe mich nur necken und mir dabei die Lehre geben wollen, auch mit dem Geringeren, als man erwartet hat, sich zu erfreuen; ich sollte nicht undankbar sein gegen Gott und die Menschen. So sprach sie in ihrem milden, herzinnigen Tone, und als ich mich recht ausgeweint hatte, ging ich mit ihr hinab in die Stube.

Ich war nicht mehr traurig, aber doch auch nicht glücklich, und es war doch eine solide, pünktliche Uhr, die jetzt mein Eigen geworden war. Als ich im Bette lag, kam der böse Geist wieder über mich; ich war so wild, daß ich aufstehen und die Uhr zum Fenster hinauswerfen wollte; es war mir aber doch zu kalt außer dem Bette, und ich blieb fein liegen.

Wie oft werden böse Thaten nur durch kleine Umstände verhindert, und wir haben deshalb gar keinen Grund, auf unsere Tugenden stolz zu sein.

Vom Weinen und den heftigen Gemüthsbewegungen ermattet, schlief ich bald fest ein und freute mich am andern Morgen doch beim Erwachen, daß meine Uhr so lustig tik tak machte. Acht Tage lang wich ich meinen Kameraden auf Weg und Steg aus, und sie vergaßen auch bald meine Prahlereien. Ich trug die Uhr lange bei mir, ohne sie Jemanden zu zeigen, und war damit in mir vergnügt.

Das sind nun bald vierzig Jahre seit jener Weihnacht, hier habe ich noch die Uhr, und sie verfehlt keine Minute.

Seitdem habe ich die Worte meiner Mutter erst recht verstanden, oder auch selbst die Wahrheit aus dieser Geschichte gefunden. Wenn ich einen Menschen sehe, der mit Nichts, was ihm zukommt, recht glücklich sein kann, weil er immer Stolzeres erwartet hat, sa denke ich: Der hat auch eine goldene Repetieruhr gehofft! — Wenn ich ein Geschäft mache und es ärgert mich,

daß es nicht ausschlägt, wie ich erwartete, sage ich mir: Hast noch immer die goldene Repetieruhr im Kopf? — Sehe ich einen Mann, der im Staate oder sonst hoch hinaus wollte und nun sich in Gram verzehrt, weil er in einer untergeordneten Stellung sein Leben verbringen muß, so möchte ich ihm zurufen: Lass' das Drücken am Heber, es macht nicht bim — bam, sei froh mit dem einfachen Zeiger. —

Kurzum, in tausenderlei Fällen habe ich von dieser Geschichte gelernt. Die meisten Menschen können sich nicht darein finden und sind unglücklich, weil es eben anders gekommen ist, als sie sich eingebildet hatten. Es schadet Nichts, wenn man nach dem Vollkommensten verlangt und trachtet, im Gegentheile, das spannt unsere Kraft erst recht an; man muß sich's dann aber auch wohl sein lassen, sich begnügen und bescheiden können, wenn minder Vollkommenes uns zu Theil wird.

Ich bin jetzt zufrieden mit dieser Uhr, und sie ist mir um keinen Preis feil.

(Vernaleken.)

## 4) Umbildung der Gesprächsform in die Erzählungsform.

### a. Darf man das Gefundene behalten?

Ein Gespräch zwischen Henriette und Louise, welche miteinander spazieren gehen.

H. (steht plötzlich still, bückt sich und hebt Etwas von der Erde auf.) Ei, sieh doch, Louise, was ich da finde! Das Ding ist ordentlich schwer.

L. (es hinnehmend.) Das ist ein Päckchen mit Geld; sieh, hier steht es geschrieben: enthaltend 50 Thaler.

H. (hüpfend.) O welch ein Glück! Das macht für jede von uns 25 Thaler. Laß uns sogleich theilen — (will ihr das Päckchen aus der Hand nehmen).

L. Du thust ja, Henriette, als ob das Geld uns gehöre.

H. (sie verwundert ansehend) — uns gehöre? Wem gehört es denn sonst?

L. Dem, der es verloren hat.

H. Ja, wer weiß, wo der ist!

L. Wir müssen ihn aufzufinden suchen.

H. Wie machen wir denn das!

L. Weißt Du nicht mehr, was neulich unser Herr Lehrer sagte? Wir tragen das Geld auf das Amt; es wird dann allenthalben bekannt gemacht, daß Geld gefunden worden sei; wer dann beweisen kann, daß er es verloren, der erhält es wieder.

H. Und wenn sich Keiner meldet — ?

L. Dann erst dürfen wir es behalten!

H. Höre, Louise, ich wollte, es meldete sich Niemand.

L. Das ist nicht wahrscheinlich; eher glaube ich, daß die Nachfrage nach dem Verlornen unserer Anzeige zuvor kommen wird.

H. Aber — könnten wir denn nicht —

L. Nun, was denn?

H. — stillschweigen und thun, als ob wir Nichts gefunden hätten, denn Keiner hat uns doch —

L. (sie unterbrechend). Wir sollten also Diebinnen werden, meinst Du? Denn das würden wir, wenn wir wissentlich und absichtlich fremdes Eigenthum behielten. Nein, Henriette, wenn Du ein so schlechtes Mädchen bist, so mag ich nicht mehr mit Dir zu thun haben.

H. (erschrocken.) Diebinnen? Nein, wenn Du das meinst — — aber es ist doch verdrießlich — ich hatte mich schon so gefreut —

L. Wir wollen uns darüber freuen, daß der Reisende sein Geld wieder erhalten wird. Vielleicht war es ein armer Bote, der jetzt in der größten Angst ist und sich nur damit tröstet, daß ein ehrlicher Finder es gefunden.

H. Es ist wahr, Louise! Meine Gedanken waren auf einem bösen Wege — es soll künftig nicht wieder so kommen. (Reicht ihr die Hand).

L. Ehrlich währt am längsten, sagt der Vater immer, und mein Herz sagt mir, daß er Recht hat.

## b. Umbildung.

### Darf man das Gefundene behalten?

Henriette und Louise gingen eines Tages miteinander spazieren. Plötzlich blieb Henriette stehen, bückte sich, und hob Etwas von der Erde auf, indem sie sprach: „Ei, sieh doch, Louise, was ich da finde! Das Ding ist ordentlich schwer." Louise nahm das Gefundene und sagte: „Das ist ein Päckchen mit Geld, sieh hier steht es geschrieben: „enthaltend 50 Thaler." Da hüpfte Louise auf mit dem Rufe: „O, welch ein Glück! Das macht für jede von uns 25 Thlr., gib her und laß uns sogleich theilen." Louise aber entgegnete schnell: „Henriette, Du thust ja, als ob das Geld uns gehöre!" Diese begriff noch nicht, daß sie nicht recht handle, sondern sah Louise verwundert an, ausrufend: „Uns gehöre? Wem gehört es denn sonst?" „Dem, der es verloren hat," erwiederte Louise rasch. „Ja," wendete Henriette wieder ein, „wer weiß, wo der ist!" Da sie aber auf die Antwort Louisens, daß man suchen müsse ihn aufzufinden, nochmals fragte, wie man das machen müsse, gab ihr Louise folgende Antwort: „Weißt Du nicht mehr, was neulich unser Herr Lehrer sagte? Wir tragen das Geld auf das Amt; es wird dann allenthalben bekannt gemacht, daß Geld gefunden worden sei; wer dann beweisen kann, daß er es verloren, der erhält es wieder." „Und wenn sich Keiner meldet?" rief Henriette wieder; „dann dürfen wir es behalten," sagte Louise. Henriette konnte den Wunsch, daß sich Niemand melden möge, nicht unterdrücken; aber Louise bedeutete ihr, daß dieses nicht wahrscheinlich sei, daß man eher durch Nachfrage ihrer Anzeige zuvorkommen werde. Henriette konnte sich mit dem Gedanken noch nicht vertraut machen, daß ihre Freude so schnell wieder vernichtet sein sollte, und bedeutete nochmals: „Aber — könnten wir denn nicht — —" „Nun was denn?" unterbrach sie Louise ungeduldig; „stillschweigen und thun, als ob wir Nichts gefunden hätten; denn Niemand hat uns doch gesehen," fuhr Henriette fort. Doch konnte sie nicht vollenden, denn Louise fiel ihr rasch in's Wort: „Wir sollten also Diebinnen werden, meinst Du; denn das würden wir, wenn wir wissentlich und absichtlich fremdes Eigenthum behielten. Nein, Henriette, wenn Du ein so schlechtes Mädchen bist, so mag ich Nichts mehr mit dir zu thun haben!" „Diebinnen?" rief Henriette erschrocken, „nein, wenn Du das meinst — — aber es ist doch verdrießlich — ich hatte mich schon so gefreut" — „Darüber, liebe Henriette wollen wir uns freuen, daß der Reisende sein Geld wieder erhalten wird," sagte Louise darauf; „vielleicht war es ein armer Bote, der jetzt in der größten Angst ist und sich nur damit tröstet, daß ein ehrlicher Mensch es gefunden hat!" Nun sah Henriette ein, daß sie Unrecht gehabt und war auch so aufrichtig, es zu gestehen, indem sie sprach: „Es ist wahr, Louise, meine Gedanken waren auf einem bösen Wege — es soll künftig nicht wieder so kommen. Vergib mir!" So sprechend, reichte sie Louise die Hand, welche diese zum Zeichen der Versöhnung ergriff, noch die Worte beifügend: „Ehr-

lich währt am längsten," sagt mein Vater immer, „und mein Herz sagt mir, daß er Recht hat."

## 5) Umbildung einer Erzählung in die Gesprächsform.

### a. Kindesdank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäfte an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern daß er als Taglöhner um achtzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit achtzehn Kreuzern auszureichen, und noch so frohen Muthes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen. Mit einem Drittheile zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Drittheil lege ich auf Kapitalien an." Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen armen Aeltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen. Jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden." — War das nicht schön gesagt und noch schöner gethan?

(J. P. Hebel.)

### b. Umbildung.

Kindesdank, oder der Bauer und der Fürst.

Fürst. Schönen Tag, guter Freund! Ihr habt da eine schwere Arbeit, aber sie scheint Euch gut von der Hand zu gehen. Ich sehe Euch mit Vergnügen zu. Ihr arbeitet so frisch drauf los, daß Euch der Schweiß auf der Stirne steht, und seht dabei doch so vergnügt aus, als wäre es für Euch nur ein Spiel. So seh' ich's gerne.

Bauer. Danke, Herr. Warum sollte ich auch nicht frohen Muthes sein? Arbeit macht froh, und ich bin mit meinem Loose zufrieden.

F. Nun ja, es scheint Euer Acker da ist auch nicht undankbar. Es steht Alles schön. Er wird Euch etwas Hübsches einbringen.

B. Gott sei Dank, es läßt sich Gutes hoffen. Aber das ist's nicht, was mich vergnügt macht. Denn was ich säe, das schneidet ein Anderer.

F. Gehört denn der Acker nicht Euch?

B. O nein, Herr! So reich bin ich nicht. Ich bin nur ein armer Taglöhner.

F. Und doch drücken Euch die Sorgen nicht? Doch vielleicht habt ihr es nur um so besser. Die Sorgen lasset Ihr Eurem Herrn, und Ihr beziehet Euren guten und sichern Lohn? — Wie viel beträgt Euer Tagelohn?

B. Achtzehn Kreuzer.

F. Wie! Nicht mehr als achtzehn Kreuzer? Wie ist es Euch aber möglich, lieber Mann, damit auszureichen? Das ist ja doch gar zu wenig. Mit achtzehn Kreuzer könnt ihr ja nicht einmal Eure täglichen Bedürfnisse bestreiten.

B. Herr! Ich darf nicht einmal so viel brauchen. Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Ein Drittheil muß mir genügen. Mit

dem zweiten Drittheile zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Drittheil lege ich auf Kapitalien an.

F. Ihr sprecht in Räthseln, guter Freund.

B. Nun ja, ich meine es so: Meinen Verdienst theile ich mit meinen armen Aeltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen. Jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.

F. Brav, das war schön gesagt. Ihr seid ein rechtschaffener Mann. Sagt mir Euren Namen. Ich will ihn nicht vergessen und werde für Euch und Eure Kinder sorgen.

(G. A. Riecke.)

## 2. Beschreibungen.

### 1) Freie Uebertragung eines beschriebenen Gedichtes.

#### a. Der Wechsel der Zeiten.

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!
Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wiedererwachten Natur;
Es grünen die Bäume, die Reben,
Die Saaten, die Wiesen, die Flur.
Der Sommer mit heißeren Tagen
Reift, was ihm der Frühling gebar;
Und bringt, wenn ermattet wir klagen,
Sanft kühlende Früchte uns dar.
Den letzten erfreulichen Segen
Gewährt uns die herbstliche Zeit;
Dann reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu erquicken bereit.
Und schüttelt vom kalten Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur;
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder;
Sein Eislauf ergötzet uns nur.
Drum lieb' ich den Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr;
Gar herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar.

(Ph. J. Lieberkühn.)

#### b. Umschreibung.

Wie viele Freuden bringen die Jahreszeiten während ihres regelmäßigen Wechsels dem Menschen! Im Frühlinge erwacht die erstarrte Natur aus ihrem langen Winterschlafe. Es schmelzen Schnee und Eis; der Boden thaut auf; die Lüfte werden lauer; die Saaten, Wiesen und Fluren grünen; die Bäume und Reben treiben Knospen, welche sich bald zu lieblich duftenden Blüthen und frischem grünen Laube entfalten; die Vögel lassen ihren Gesang wieder erschallen und bauen ihre Nester; die Kinder spielen im Freien, der Landmann bestellt sein Feld und der Winzer seinen Weinberg. Von Tag zu Tag wird's schöner und ehe man sich's versieht, ist der holde Frühling mit all seiner Lust und Wonne dahin, und der Sommer gekommen.

Die heißeren Tage dieser Jahreszeit reifen bald Früchte, welche uns gut schmecken und unsern Durst stillen. Gewitterregen mildern die schwüle Hitze, erfrischen die lechzenden Pflanzen und tränken das dürre Erdreich. Goldne Saaten wogen dem Schnitter entgegen, und der Landmann fährt den reichen Erntesegen nach Hause. Es weht der Wind nun über die Stoppeln, was Manchen als Zeichen des nahenden Herbstes erscheint.

Dieser reift und zeitigt, was ihm der Sommer übergeben. Es röthen sich die Pfirsiche, und Aepfel und Birnen werden reif. Der Landmann füllt Keller und Speicher, und besäet sorglich sein Feld, künftiges Jahr eine reichliche Ernte hoffend. Die reifen Trauben lachen dem Winzer entgegen, und laden ihn zur fröhlichen Lese ein. Welch ein Jubel erschallt von den lustigen

Höhen! Allmählig entlauben sich die Bäume und Wälder, die Luft wird kühler und der Winter steht vor der Thür.

Es fängt an kalt zu werden, und den erstarrten Boden bedeckt sorgsam der Schnee. Trotz der rauhen Stürme und des grimmen Frostes belustiget sich die Jugend auf der Eisbahn mit Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen. Die langen Winterabende werden durch ernste und heitere Beschäftigungen verkürzt und verschönert. So wechseln Tage und Zeiten und bringen dem Menschen mancherlei Freuden.

## 2) Ausführliche Beschreibungen von sinnlichen Gegenständen.

### 1. Der Storch.

Wenn Einer, so verdient der Storch den Titel hochgeboren mit Fug und Recht, denn auf Dächern und Giebeln oder auf abgestumpften Bäumen in der Nähe des Hauses ragt sein Nest und gestattet ihm, freie Umschau zu halten in dem Revier seiner Wiesen, Felder und Sümpfe. Er ist, wie die Schwalbe, einer der wenigen Vögel, welche Gastfreundschaft bei den Menschen genießen, ohne mehr als ein „vergelts Gott" dafür zu geben. Den Winter verlebt er in wärmeren Gegenden, vorzüglich in den Niederungen des Nils; aber mit den ersten Frühlingswinden kehrt er in die alte Heimath zurück und sucht sein Dorf und sein Nest wieder auf. Alt und Jung begrüßt mit Jubel den treuen lang vermißten Freund, der nun den Frühling mitbringt. Oftmals zieht dem Weibchen das Männchen 2 oder 3 Wochen voraus, um Rundschau zu halten. Wenn er aber die alte, übermooste Dachfirst mit dem verlassenen Neste, den Brunnen im Hofe und die breitästigen Bäume daneben wieder gefunden, und auch die Umgegend ausgekundschaftet hat, dann zieht er wieder fort, um sein Weibchen wieder zu holen, das er mit seltsamen Verbeugungen und fröhlichem Geklapper als Herrin einführt. Nachdem das etwa schadhaft gewordene Nest ausgebessert, beginnen bald die Aeltersorgen. Während das Weibchen brütet, ist die Hauptbeschäftigung des Männchens eine geräuschlose aber emsige Jagd in den Wiesen. Da hat man recht Gelegenheit, ihn zu betrachten.

Auf hohem Stelzfuß, der in rothen Juchtenstiefeln zu stecken scheint, wiegt sich der stattliche Leib, über den ein weißes, schwarzgesäumtes Reisekleid geworfen ist. Der Schwanz ist kurz und stumpf, desto schlanker aber sein Hals, der den ausdrucksvollen Kopf trägt. Ueber der hohen Stirn legt sich das Gefieder glatt an, wie sauber zurückgestrichenes Haar; das braune Auge blickt hell und ehrbar, und doch wieder mit schlauer Schalkhaftigkeit aus den schwarzen Brillenringen. Der lange Schnabel gibt dem Storchgesichte ein komisches Ansehen, ist aber eine respektgebietende Waffe. Schweigend stelzt der Storch steif und würdevoll durch Sumpf und Moor; mit jedem Schritt hebt er den langbestrumpften Fuß hoch hinauf, um ihn gleichsam vor jedem Anhängsel zu bewahren, während Hals und Kopf wie ein Pendel feierlich und doch lächerlich vorüber winken. Da gewahrt er einen fetten Frosch im Dickicht des Riedgrases, und wie ein Spieß fährt der Schnabel hinein in das Versteck, und der Zappelnde verschwindet im tiefen Kropfschlunde. Stundenlang geht die Jagd ununterbrochen fort, bis etwa ein Neugieriger zu nahe kommt, oder sonst etwas Ungewöhnliches sich zeigt. Dann steht der Jäger plötzlich still; das eine Bein zieht sich dicht unter den Bauch hinan und umklammert das andere, der Hals reckt sich forschend in die Höhe und das Auge ruht spähend auf dem verdächtigen Gegenstande. So steht er minutenlang regungslos, bis er sich überzeugt hat, ob er ohne Gefahr sein Geschäft fortsetzen könne, oder ob schleunige Flucht vonnöthen

sei. Im letzten Falle gewährt es einen wahrhaft lächerlichen Anblick, den Storch auffliegen zu sehen, denn der ehrwürdige Stelzengänger kommt dabei vollkommen aus dem Gleichgewichte. Er macht ein paar ungeschickte Sprünge, thut einige schwerfällige Flügelschläge, streckt die Füße ruderartig nach hinten, die schwankende Maße erhebt sich kaum vom Boden. Dann aber steigt er plötzlich mit einem Ruck empor und entfaltet nun hoch oben in langen Zügen und kühnen Kreisen die Kraft seiner Schwingen; oft schwimmt er weite Strecken ohne Stoß und Schlag dahin, wie getragen von seiner Last.

Im Ganzen ist der Storch duldsam und friedliebend; er läßt es sogar geschehen, daß Sperlinge und Schwalben sich unter und neben seinem Neste anbauen. Aber mit Seinesgleichen führt er oft blutige Kämpfe im Kleinen wie im Großen.

Wenn endlich mit dem eintretenden Herbste die Thiere, von denen er sich nährt, in ihre Höhlen und Schlupfwinkel kriechen, dann rüstet der Storch sich zum Abschiede. Große Züge ordnen sich zu Heeren von zwei- bis dreitausend und steuern in den höchsten Luftregionen dem fernen Süden zu.

## 2. Das Pferd und der Mensch.

Seit Menschengedenken war das Pferd ein freundlicher Diener, ein dienender Freund, ja noch mehr, der vertraute Gefährte der Menschen. Es ist gleich dem Hunde ein unzertrennlicher Begleiter, gleich dem Schafe und Rinde ein nothwendiges Hausthier, gleich dem Stier ein Zugthier, gleich dem Kameele ein Lastträger, gleich dem Elephanten ein kluger Arbeitsgehülfe geworden: aber es ist mehr als alle diese Thiere; denn es verschönert wie kein anderes Geschöpf des Menschen Dasein und fügt zu seiner Nützlichkeit zugleich die Bequemlichkeit und die Pracht. Und nicht blos unter allen Hausthieren, man könnte sagen unter allen Säugethieren überhaupt ist es das schönste, gleich sehr ausgezeichnet durch den stolzen Gang, den feinen Bau, die bewundernswürdige Geschmeidigkeit der Glieder, durch die Leichtigkeit und den Adel in seinen Bewegungen, durch die prächtige Mähne, den stattlichen Schweif, das kluge Auge. An Gelehrigkeit und Klugheit wetteifert es mit dem Elephanten und Hunde, aber beide übertrifft es an ritterlichem Muthe und hochherziger Tapferkeit. Mit seinem schönen Körperbau, der Feinheit und dem Ebenmaße seiner Glieder ist Schnelligkeit und Stärke auf das Beste vereinigt. Es ist geschwind wie der Wind. Unter unsern Hausthieren kann kein anderes in dieser Hinsicht seine Stelle ersetzen. Auch in Ansehung seiner Stärke behauptet es diesen Vorzug. Der Ochs ist zum Ziehen geschickt; beide Eigenschaften sind im Pferde vereint. Ein englisches Zugpferd zieht 3—4000 Pfund, und ein gutes Lastpferd trägt 210 engl. Pfund, eine Last, die selbst kleinen Kameelen zu schwer sein würde. Mit der Stärke vereinigt es Herzhaftigkeit und kriegerischen Muth. Es ist das einzige Thier auf dem Erdboden, das mitten im Getümmel der Schlacht weder flieht, noch in wilde Wuth geräth. Wie unerschrocken im Feuer und Pulverdampf! Wie heldenmüthig bei Verwundungen! Nur da, wo auch der tapferste Krieger den Naturgefühlen erliegen muß, sieht man es wanken und sinken. Aber kein Angstgeschrei, kein Klageton entfährt ihm. — Ohne das Pferd hätte die Erde eine andere, d. h. traurigere Gestalt gewonnen. Was wäre aus dem menschlichen Verkehr geworden zu einer Zeit, wo der Mensch noch nicht gelernt hatte, an seinen Wagen Flügel zu spannen, wenn das Pferd nicht gewesen! Und die schöne Blüthe des Mittelalters, das Ritterthum mit seinen Heldenthaten und Kampfspielen — ohne das Pferd wäre kein Ritter und kein Ritterthum entstanden. Das Dasein des Thieres ist mit der menschlichen

Bildung aufs Innigste verknüpft; aber auf kein anderes Thier hat auch die Bildung und Erziehung so eingewirkt wie auf das Pferd, und man kann wohl sagen, daß der Mensch erst dem Pferde die Schönheit gegeben hat durch anhaltende Pflege und Zucht.

(A. W. Grube.)

## 3) Beschreibungen von Beschäftigungen.

### 1. Das Kohlenbrennen.

Beim Kohlenbrennen wird auf folgende Weise verfahren. In der Mitte der rein abgefegten Kohlenplatte wird zuerst ein hoher, mit Tannenreis umwundener Pfahl aufgepflanzt. Um diesen Pfahl stellt der Köhler das Holz so lange herum, bis er an den mit einer Hacke im Boden gezogenen Umkreis des anzulegenden Kohlenmeilers gelangt ist. Auf diese unterste Holzschichte stellt er sogleich auf die nämliche Art eine zweite, so daß die längsten Scheiter um den Pfahl her zu stehen kommen und nach und nach immer kleinere, damit der Meiler die Gestalt einer Halbkugel bekommt. Dann wird er mit einem Rasendache verwahrt und mit Kohlerde überdeckt. Sofort sticht der Köhler zuerst oben rings herum Löcher bis auf das Holz durch, zündet den oben an dem Pfahl hervorragenden Wisch an, der nun in den Meiler hinabbrennt. Die Löcher fangen an, dick zu dampfen. Wird der Rauch hellbläulich, was ein Zeichen ist, daß das obere Holz verkohlt ist, so schließt er die obern Luftlöcher und sticht weiter unten neue ein und so fort. Wie das Holz allmählig verkohlt, tritt der Köhler den Meiler von oben herab zusammen; zuletzt wird das Rasendach abgenommen, die Kohlen werden gemessen und abgeführt.

(L. Völter.)

### 2. Bereitung der Leinwand.

Der Flachs oder Lein ist eine der wichtigsten Pflanzen. Er hat einen aufrechten Stengel, schmal lanzettliche Blätter und schön blaue Blumen. Im südlichen Europa wächst er wild unter der Saat, bei uns wird er aber häufig auf Aeckern angebaut. Er blüht im Juni und Juli, und reift im August und September.

Aus dem Flachse wird das Leinengarn gesponnen und dieses weiter zu Leinwandgeweben verarbeitet. Gewöhnlich 11—12 Wochen nach der Saat wird der Flachs aus dem Erdreich gezogen, von den Kapseln gesondert und geröstet, wobei diejenigen Stoffe, in denen die Fasern eingeschlossen sind, zerstört werden. Man läßt dieses durch Wasser oder feuchte Luft bewirken, und unterscheidet danach Wasser- und Thauröste.

Bei der ersteren legt man die Leinstengel in ein langsam fließendes Wasser, und hält sie durch aufgelegte Bretter und Steine fest, bis bei ihnen eine Art Fäulniß eingetreten ist, wodurch sich die Bastfasern leichter ablösen.

Bei der Thauröste breitet man die Stengel auf freiem Felde aus und setzt sie so dem Einflusse des Regens und Thaues aus, wodurch gleiche Wirkung erzielt wird. Den gerösteten Lein dörrt man dann an der Sonne oder in einem schwach geheizten Backofen. Hierauf wird derselbe gebrochen, wobei die Rindentheile zerstückelt werden, die dann durch das Schwingen abfallen. Endlich muß gehechelt werden, um die zusammenhängenden Fasern zu spalten und zugleich auch die kurzen, in einander gewirrten Fäden, das Werg oder die Hede, abzusondern.

Der fertige Flachs hat eine grünlich- oder gelblichgraue Farbe, und mehr

oder minder feine Fäden von großer Biegsamkeit und Festigkeit. Den besten und meisten Flachs liefern Irland, Flandern, Liefland, Polen, dann Böhmen, Oberpfalz u. s. w.

Durch Spinnen auf Spindeln, Spinnrädern oder Spinnmaschinen wird der Flachs in Garn verwandelt, gehaspelt und dann auf Webstühlen zu Leinwandzeugen verarbeitet. Von diesen unterscheidet man drei Sorten: Leinwand, Zwillich und Damast. Batist oder Batistleinwand nennt man, zum Unterschied von Batistmousselin aus Baumwolle, die feinste Leinwand.

Beim Weben werden so viele Fäden von der Länge des zu webenden Zeuges neben einander aufgespannt, als zu der Breite desselben erforderlich sind. Die Gesammtheit dieser Fäden heißt die Kette. Durch sie werden rechtwinklig andere Fäden geführt, der Einschuß, deren jeder abwechselnd einen oder mehrere Kettenfäden über sich und unter sich hat, so daß ein dichtes, festes Gewebe entsteht.

Nur grobe Leinwandsorten werden, wie sie vom Webstuhle kommen, verbraucht; die übrigen leinenen Gewebe werden in der Regel gebleicht, was entweder durch die Rasenbleiche oder durch die Chlorbleiche geschieht. Bei der erstern wird die Leinwand mehrmals mit Laugen behandelt, auf dem Bleichplatz vor Luft und Sonne ausgebreitet und öfters begossen, was mehrere Wochen fortgesetzt wird. Bei der Chlorbleiche wendet man außer der Lauge auch noch Chlorkalk an, wäscht aber öfters, namentlich zuletzt, selben sehr sorgfältig aus, weil sonst die Leinwand Schaden leiden würde.

Um dem Zeug ein gefälliges Ansehen zu geben, ertheilt man ihm eine Appretur, indem man ihn mit einem Gemenge aus Stärke, weißem Wachs, Talg und Waschbläue bestreicht und dann rollt. — Zu den besten Leinwandsorten rechnet man die von Holland, Westphalen und Schlesien.

Die Samen vom Flachs liefern viel Oel, das Leinöl, welches vorzugsweise zu Oelfarben, Firnissen u. s. w. gebraucht wird; auch in der Arzneikunde findet es Anwendung, sowie die ausgepreßten Leinsamen.

(Arendts.)

## 4) Beschreibungen geistiger Eigenschaften.

### 1. Der Barmherzige.

Der Barmherzige hat ein Herz voll Mitgefühls gegen seine Mitmenschen. Darum nimmt er an fremdem Wohl und Weh den wärmsten Antheil. Was Andern widerfährt, geht ihm zu Herzen, als wäre es ihm selbst widerfahren. Sieht er einen Unglücklichen, so eilt er, ihm beizustehen. Er wartet nicht erst, bis er um seine Hülfe angefleht wird; er fühlt sich von selbst zu dem Nothleidenden durch sein Herz hingezogen. Sein Vermögen, seine Kräfte und Mittel, Alles verwendet er mit Freuden im Dienste der unglücklichen Menschheit. An seine eigene Ruhe, Bequemlichkeit und Sicherheit denkt er, wo es die Rettung eines Unglücklichen gilt, zuletzt. Keine Mühe, keine Schwierigkeit, keine Gefahr hält ihn ab, zu helfen, zu retten, wo er kann. Sein Herz macht keinen Unterschied unter den Menschen, die seiner Hülfe bedürfen. Er fragt nicht, ehe er hilft, ob der Unglückliche ein Bekannter, ein Mitbürger, ein Glaubensgenosse sei. Noch weniger leitet ihn bei seinen Hülfeleistungen der Eigennutz. Er freut sich, mit eigenen Opfern Anderer Wohl befördern zu können. Sein süßester Lohn ist das Bewußtsein, Thränen getrocknet, Kummer gestillt zu haben, und sein einziger Schmerz, daß er dieses nicht immer und überall zu thun vermag. —

(G. A. Riecke.)

### 2. Der Friedfertige.

Der Friedfertige haßt Zank und Streit, sucht keinen Zwist und weicht auch jeder Gelegenheit, welche ihm dazu geboten ist, sorgfältig aus. Er meistert seine Zunge und meidet jedes Wort, das den Andern zu einer feindseligen Gesinnung oder Gegenrede veranlassen könnte. Seine Handlungen richtet er so ein, daß denselben Niemand eine unfriedliche Absicht unterlegen kann; und wenn Mißverstand oder Bosheit solches thut, so sucht er jenen in Liebe und Freundlichkeit eines Bessern zu belehren, während er diesem nicht antwortet, sondern duldet und schweigt. Der Friedfertige ist geneigt, alles ihn Beleidigende milde zu ertragen. Er leistet gerne Gefälligkeiten, um möglichst Viele zu Freunden und Niemand zum Gegner zu haben. Wo er aber zwischen Andern Hader wahrnimmt, so ruht er nicht, und scheut kein Opfer und keine Mühe, bis er sie ausgesöhnt und den lieben Frieden zwischen ihnen wieder hergestellt hat. Er beschwichtigt, er mildert, er entschuldigt, vergleicht, belehrt die Gegner. Er ist ein Engel des Friedens und ein Bote der Versöhnung, wo er sich zeigt. —

(A. Keller.)

### 3. Der Pflichtvergessene.

Der Pflichtvergessene erfüllt die übernommenen Obliegenheiten nur so lange, als er muß, oder als sie mit seinen übrigen Neigungen übereinstimmen. Er thut mithin, was er soll, nicht aus Achtung vor der Pflicht, sondern aus Zwang, oder weil es ihm einen Vortheil bringt. Wird er dagegen von seiner sinnlichen Lust zu einer pflichtwidrigen Handlung gereizt, so widersteht er nicht, sondern läßt sich verleiten zu thun, was er nicht sollte. Er denkt dabei weder an das, was die Pflicht von ihm fordert, noch an die schlimmen Folgen, die seine Pflichtvergessenheit nach sich ziehen könne, sondern folgt blindlings seinen sinnlichen, selbstsüchtigen Trieben. Der Pflichtvergessene ist also ein höchst unzuverlässiger Mensch. Man kann ihm kein Geschäft von Wichtigkeit anvertrauen; denn man ist nie sicher, wie lange er der Stimme der Pflicht Gehör geben und den Auftrag erfüllen werde. Selbstverleugnung und Aufopferung um der Pflicht willen ist ihm durchaus fremd. Er ist Jedem feil, der ihm einen größern Vortheil bietet, als die Erfüllung seiner Pflicht ihm zu gewähren verspricht.

(G. A. Riecke.)

## 5) Vergleichende Beschreibung.

### Hanf und Flachs.

Diese beiden Gewächse, welche in Deutschland fast allenthalben angebaut werden, verdanken ihre Verbreitung weder ihrer Blüthe, noch ihren Früchten, sondern ihrem Stengel. Dieser enthält nämlich zähe Fasern (Bast), welche, nachdem sie von den spröden, holzigen Schalen befreit sind, biegsame Fäden geben, die sich spinnen lassen. Welchen unendlichen Nutzen diese gewähren, kann sich jeder selbst aufzählen, wenn er an die Waaren des Seilers, an die Fäden, von dem Pechdrahte des Schusters bis zu dem Zwirn der Nähterin, an die Leinwand von dem groben Packtuche bis zu dem feinsten Batist denkt. Zwar hat man in neuerer Zeit die ausländische Baumwolle vielfach an die Stelle des Flachses gesetzt, aber das feinste und dauerhafteste Gewebe bleibt immer die Leinwand. Der Hanf hat den Vorzug größerer Festigkeit und Dauerhaftigkeit, aber Feinheit und Schönheit bleibt auf der Seite der flächsenen (leinenen) Gespinnste. Und wie viele Personen finden Arbeit und Verdienst bei der Behandlung dieser beiden Gewächse! Der Bauer,

welcher pflügt und säet, die Weiber, welche die Winterabende durch Spinnen und Haspeln kürzen, im Herbste brechen, schwingen und hecheln, im Sommer das gefertigte Tuch bleichen, die Weber, welche spulen, zetteln und weben, die Färber, welche dem Garn oder der Leinwand eine andere Farbe geben: Alle haben ihren Vortheil von dem Anbau dieser Pflanzen, den Seiler gar nicht gerechnet. Dazu kommt, daß Hanf und Flachs öligen Samen bringen, welcher sich mannigfach benutzen läßt, der Hanf mehr als Futter für im Käfig gehaltene Vögel, der Lein aber zu Oel, welches wegen seiner Trockenheit zu Firniß und Oelfarbe unter allen das brauchbarste ist.

So groß die Aehnlichkeit in der Behandlung des Hanfes und Flachses ist, so ungleich sind sich die Pflanzen selbst. An dem Hanf ist Alles größer und gröber, mannshohe Stengel, dickere, runde Samenkörner, widriger Geruch, unschöne Blüthe; an dem Flachs ist dies alles anders. Dennoch erträgt der letztere mehr Kälte und kommt in geringerem Boden fort. Der beste Lein kommt aus Rußland, der beste Hanf aus Italien. —

(W. J. G. Curtmann.)

## 6) Umwandlung einer Beschreibung in eine Erzählung.

### a. Der Nestbau der Hausschwalbe.

Gegen die Mitte des Mai's, wenn die Witterung schön ist, fängt die Hausschwalbe an, im Ernste an eine Wohnung für ihre Familie zu denken. Die Rinde oder Schale ihres Nestes scheint aus solchem Kothe oder Lehm zu bestehen, den sie am ersten bei der Hand hat, und sie arbeitet ihn durch kleine Strohhalme zusammen, um ihn zäh und haltbar zu machen. Da dieser Vogel oft an eine senkrechte Wand oder Mauer ohne einen Vorsprung unterbaut, so muß er alle seine Kräfte aufbieten, um die erste Grundlage so fest zu machen, daß er sicher darauf bauen kann. Bei dieser Gelegenheit klammert er sich nicht blos mit seinen Krallen an, sondern hilft sich auch zum Theil dadurch, daß er sich mit seinem Schwanze fest an die Mauer drückt und so eine Stütze bildet. Wenn er auf diese Art den Anfang des Nestes befestigt hat, so bearbeitet er die Materialien in der Gestalt eines Steines oder Ziegels, und klebt sie daran.

Damit aber sein Nest, so lange es noch feucht und weich ist, nicht durch sein eigenes Gewicht herabfalle, besitzt der verständige Baumeister Klugheit und Vorsicht genug, seine Arbeit nicht zu übereilen. Er baut daher blos des Morgens, und indem er den übrigen Theil des Tages mit Futtersuchen und Vergnügen zubringt, hat die Masse Zeit genug, trocken und hart zu werden. — Seine Tagesarbeit scheint ungefähr einen halben Zoll zu betragen. Auf diese Art bringt er in 10—12 Tagen ein halbkugelförmiges Nest zu Stande, das nach oben hin eine kleine Oeffnung hat, stark, fest und warm ist, und vollkommen allen Absichten entspricht, zu denen es bestimmt ist.

(White, englischer Naturforscher.)

### b. Erzählung.

Der Mai hatte eben angefangen ein Wonnemonat zu sein, als ein Schwalbenpaar Anstalt machte, unter dem Dache des Hauses meiner Aeltern ein Nest sich zu bauen. Niemand freute sich darüber mehr als ich! Da die lieben Thierchen nur des Morgens baueten, so konnte ich sie täglich bei ihrer Arbeit beobachten, und das habe ich denn auch unausgesetzt gethan. Da habe ich denn bemerkt, daß sie eine besondere Wahl des Kothes oder Lehmes, aus dem sie ihr halbkugelförmiges Nest zu Stande gebracht haben, nicht trafen; den nächsten, den sie finden konnten, nahmen sie. Um ihn jedoch

zähe und haltbar zu machen, arbeiteten sie ganz kurze Strohhalme hinein. Sehr schwer und sauer, so ist's mir vorgekommen, wurde es ihnen, an der senkrechten Wand die erste Grundlage zu ihrem Neste so fest anzubringen, daß der Weiterbau mit Sicherheit darauf vorgenommen werden konnte; denn es befand sich an der Wand keinerlei Vorsprung dazu. Ich habe ihnen mit Bewunderung zugesehen, wie sie bei diesem Grundbaue es verstanden, ihre Krallen und ihren Schwanz zu gebrauchen. Mit jenen klammerten sie sich an der etwas rauhen Wand an, und diesen drückten sie fest an die Mauer, so daß er ihnen als Stütze diente. Nachdem sie nun den Anfang des Nestes befestigt hatten, bearbeiteten sie die Baumaterialien in der Gestalt eines Steines oder Ziegels zu, und setzten sie stets mit großer Vorsicht an. Täglich wuchs die Arbeit ungefähr um einen halben Zoll. Da sie immer nur ein so kleines Stückchen täglich baueten, so hatte die Arbeit Zeit genug, trocken und hart zu werden. Das ward, wie ich mir denke, von den kleinen, klugen und sorgsamen Baumeistern wohl auch beabsichtigt. Hätten sie ihren Bau in wenigen Tagen beendigen wollen, so würde die Austrocknung mit seinem Wachsthum nicht gleichen Schritt gehalten haben, und das Nest durch sein eigenes Gewicht herunter gezogen worden sein. Es hat so ihr Bau gerade zwölf Tage gedauert. —

(Fr. Otto.)

## 3. Erklärungen.

### 1) Erklärungen kurzer Sätze und Sprichwörter in eigentlichen und uneigentlichen Ausdrücken durch Umschreibung.

1. Ist auch kein Freund dir nah, der liebe Gott ist immer da.

Wenn ein Mensch von allen seinen Freunden, Verwandten und Bekannten verlassen ist, und in seiner Noth weder Rath noch Hülfe weiß; so soll er deßhalb doch nicht verzagen; denn der liebe Gott, welcher der Vater aller Menschen ist, steht ihm Tag und Nacht zur Seite, auf daß er ihm helfe.

(A. Keller.)

2. Besser spät, als gar nicht.

Wer eine Pflicht, die ihm obliegt, nicht zu rechter Zeit erfüllt, bringt dadurch sich, oft auch Andere, in Nachtheil. Nun erst gehen ihm die Augen auf über das, was er hätte thun sollen. Aber soll nun das, was nicht zur rechten Zeit gethan worden, ganz ungethan bleiben? Nein, besser spät, als gar nicht! Das Gute zu thun ist immer Zeit. Kann auch nicht jeder Nachtheil beseitigt werden, der durch die Versäumniß entstanden ist, so ist es doch vielleicht möglich, der weitern Entwickelung der Nachtheile noch Einhalt zu thun.

(K. Bormann.)

3. Einmal ist keinmal.

Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter Mensch. Einmal ist wenigstens einmal, und davon läßt sich Nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Leben lang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen; und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht Alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert

und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt ein anderes Sprichwort ein: „daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht." —

(J. P. Hebel.)

4. Das schlechteste Rad am Wagen knarrt am meisten.

Wer am wenigsten leistet, macht oft am meisten Lärm von seinen Leistungen und ist am wenigsten mit seinem Lohne zufrieden. Der wahrhaft Fleißige thut ohne viel Geräusch ruhig seine Arbeit.

5. Wassertropfen höhlen Felsen aus.

Wassertropfen, deren einer nach dem andern immer auf dieselbe Stelle eines Felsens fallen, höhlen endlich diesen aus, und wäre er noch so hart. Lerne daraus: Auch das Schwerste ist dauernder, fortgesetzter, ernster Anstrengung möglich. „Geduld und Zeit überwinden alle Schwierigkeit." Sprich daher nie: Das kann ich nicht! Wolle nur ernst, und du wirst unendlich mehr vermögen, als du selber zu glauben wagst.

(K. Bormann.)

## 2) Erklärungen kurzer Sätze in jeder Art des Ausdruckes mit Anwendung auf Beispiele.

1. Wie man im Röcklein sich gedreht, man später auch im Rocke steht.

Wenn ein Mädchen in seiner Jugend in allen Dingen unordentlich, unreinlich und nachlässig ist, so wird es sich als Frau nicht mehr an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnen; denn „Wie man im Röcklein sich gedreht, man später auch im Rocke steht."

Hat sich Einer in der Jugend schon Lug, Betrug und Diebstahl angewöhnt, so wird er's auch später nicht lassen; denn „Wie man im Röcklein sich gedreht, man später auch im Rocke steht."

Ist Einer in seiner Jugend rastlos thätig und arbeitsam, so wird er's auch in seinen spätern Jahren bleiben; denn „Wie man im Röcklein sich gedreht, man später auch im Rocke steht."

Wer von Jugend an eine große Freude an Vieh, Landarbeiten und dergleichen Beschäftigungen hat, wird diese Neigung auch später nicht verlieren; denn „Wie man im Röcklein sich gedreht, man später auch im Rocke steht."

(A. Keller.)

2. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Ist dir einmal etwas Gutes gelungen, so sei nicht sicher, täusche dich nicht mit dem Glauben, daß es dir jederzeit gelingen werde; denn „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer."

Ihr seid so oft gewarnt worden, in der Hitze (bei Erhitzung) zu trinken. Jemand sagt: das schadet nicht; ich war einmal sehr erhitzt nnd habe ohne Schaden für meine Gesundheit kaltes Wasser getrunken. Wie kann man diesem recht treffend antworten? „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer."

Neulich erzählte mir Jemand, ein armer Taglöhner sei nach Amerika gereis't und dort zum reichen Manne geworden, weßhalb er nun auch dorthin zu reisen gedenke. Ich antwortete ihm: Guter Freund: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer."

## 4. Gleichnisse. *)

### 1) Einfach offene Gleichnisse mit Angabe der Aehnlichkeit.

1. Gott liebt die Menschen, wie ein Vater seine Kinder.
2. Des Menschen Leben vergehet, wie Gras auf dem Felde.
3. Wie die Sonnenblume zur Sonne, so wendet sich das Herz des Frommen zu Gott.
4. Wie Gottes Sonn' den Bösen scheint, so thu' auch Gutes deinem Feind.
5. So wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischet, so erfrischet das Gebet die Hoffnungen des Herzens.
6. Wie ein Schifflein auf dem Meere, schwebt das Leben über'm Tod, oben, unten, ringsumher von Gefahren stets umdroht. (Fr. Rückert.)
7. Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem Jeder sein Bild zeigt. (Göthe.)
8. So wie ein Tropfen in dem Bach, folgt in der Zeit ein Augenblick dem andern nach in's Meer der Ewigkeit. (Weisse.)
9. Die Natur ist ein Buch, das auf allen Blättern grossen Gehalt bietet. (Göthe.)
10. So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt, so, vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute empor. (Herder.)

### 2) Mehrfach offene Gleichnisse.

#### 1. Das Veilchen und der Bescheidene.

Im Grase verborgen blüht das liebliche Veilchen, von Vielen unbemerkt. Doch auch versteckt und unbemerkt verbreitet es seinen lieblichen Geruch.

Unbemerkt von Vielen wirkt auch der Bescheidene still und anspruchslos manches Gute. Ihn kümmert es nicht, ob man auch das Gute, das er wirkt, erfahre. Ohne Aufsehen zu machen, ohne von seinen guten Handlungen zu sprechen, schafft er des Guten viel und findet in der Vollbringung desselben süßen Lohn.

Das Veilchen ist Jedem eine liebliche Erscheinung. Wer es findet, der freut sich über seine schöne Farbe und über seinen angenehmen Duft.

Auch der Bescheidene wird überall gern gesehen. Mit Vergnügen sieht man ihn in die Gesellschaft kommen; Jeden freut sein sanftes, anspruchloses Wesen, und nur ungern vermißt man ihn. Der gute Mensch geht gern mit ihm um.

#### 2. Der faule Apfel.

Was es doch Böses um die Fäulniß ist! Kinder, werfet den faulen Apfel hinaus, er verdirbt sonst auch die frischen! — Wem gleicht der faule Apfel? Einem faulen Kinde, das Nichts lernen und Nichts thun mag, und noch andere vom Fleiße abhält; einem Faulenzer und Taugenichtse in der menschlichen Gesellschaft, der aus derselben, wie der Apfel aus dem Korbe, hinausgeworfen werden sollte. Er gleicht einem bösen Kinde, das böse Reden führt, flucht und andere beleidigt, und für alle ein böses Beispiel gibt. Dem

---

*) Sprachliche Darstellungen, welche irgend Etwas unter dem Bilde eines andern, in gewissen Hauptpunkten ähnlichen Gegenstandes vergleichungsweise bezeichnen oder bildlich veranschaulichen, nennt man **bildliche Darstellungen.**

Bildliche Darstellungen, in welchen derjenige Gegenstand, welcher verglichen und sinnbildlich dargestellt wird, geradezu genannt wird, nennt man **offene Gleichnisse.**

Sünder überhaupt gleicht er, der in sich selbst verdorben und angesteckt ist und sein ansteckendes Gift auch auf die noch Guten verbrettet.

(H. Dittmar.)

### 3) Offene Gleichnisse ohne Angabe der Aehnlichkeit.

#### 1. Wachsamkeit.

Die Sünde ist ein Funke, der in jedem Menschen liegt, den man wohl in Acht nehmen muß. Leichtsinniges Umherlaufen und der Hauch böser Reden blasen den Funken zu einer Flamme auf; und ein Feuer entsteht, das schwer gelöscht wird.

(Klaus Harms.)

#### 2. Der Spieler.

Der Spieler gleichet einem thörichten Menschen. Der hatte lange ein Feuer zu unterhalten, und gedachte ihm auf einmal so viel Holz zu geben, daß es ein ganzes Jahr daran zu brennen haben sollte. Darum ging er hin und schlug den größten Theil seines Waldes nieder, und zerhieb das Holz und trug Alles an das Feuer, damit es vom Holze satt würde. Aber je mehr Holz das Feuer zur Nahrung bekam, desto heftiger entbrannte es; und ehe es Abend geworden war, hatte es schon den ganzen Haufen des Holzes verzehrt.

Da verwunderte sich der thörichte Mensch, und verwünschte die Unersättlichkeit des Feuers, das ihn um sein Holz gebracht hatte.

(Aus den Minnesängern.)

#### 3. Was hat Bestand?

Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm besteh'n,
Sind Sternlein, die nicht untergeh'n.

(M. Claudius.)

### 4) Verschwiegenes Gleichniß.

#### Der Adler.

Ein Adler hebt sich empor aus fernen Meeresfluthen, über die Länder weit ausbreitend das schwarze Gefieder. Von dem Schlage seiner Schwingen heulen die Lüfte. Seine Blicke zünden, und vor seinem Geschrei erbebt die Erde. Plötzlich schleudert er die glühenden Krallen nieder und schlägt in den zerschmetterten Raub. Dann schüttelt er die nassen Flügel und rauschet vorüber.

(Rudolph Meyer.)

### 5) Fabelgleichnisse.

#### 1. Der Affe und die Nuß.

Ein Affe fand im Grase eine welsche Nuß, die noch mit ihrer grünen Hülle überzogen war. Er gab sich viele Mühe, sie aufzumachen, und es gelang ihm nur langsam, nur nach und nach. Einer seiner Mitbrüder sah ihm von Weitem zu, und lachte ihn aus. Aber der Finder sprach: „Lache nicht allzuviel; ich kenne die Natur dieser Frucht; ihre Schale ist allerdings hart, doch der Kern wird nachher desto süßer sein."

Umgestaltung.

1. „Lache nicht allzuviel!" sprach ein Affe zu einem andern, der ihm zusah, wie er mit Mühe eine grüne Nuß von ihrer Schale zu befreien suchte.

„Ich kenne die Frucht gar wohl und weiß, wie man mit ihr umgehen muß, um zum süßen Kern zu kommen.“ —

2) Ein Affe sah einem andern zu, wie er sich bemühte, eine welsche Nuß, die noch mit ihrer grünen Hülle überzogen war, aufzumachen. Es gelang ihm nur langsam, denn die Schale war gar hart. Das reizte den müßigen Zuschauer zum Lachen. Aber der Affe, welcher mit der Nuß beschäftigt war, rief ihm zu: „Guter Freund, lache nicht zu viel! Ich weiß gar wohl, daß die Schale dieser Frucht nicht leicht aufzuknacken ist, dafür schmeckt aber der süße Kern darin dann desto besser.“ —

3) Ein Affe gab sich viele Mühe, eine gefundene grüne welsche Nuß von ihrer harten Schale zu befreien. Da es ihm nicht gleich gelang, verlachte ihn ein anderer Affe, der ihm von Ferne zuschaute. Der Finder der Nuß erwiderte ihm aber: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Ich weiß wohl, wie diese Frucht beschaffen ist; ihre Schale ist allerdings hart, aber ihr Inneres birgt einen süßen Kern.“ —

### 2. Die Töpfe. 1) Fabel *)

Es ging einmal der irdene Topf hin und stellte sich zu dem ehernen. Als sie aber an einander stießen, da zerbrach der irdene. — Das ist für die Schwachen und Geringen gesagt, daß sie sich nicht hoffärtig zu den Hohen und Gewaltigen gesellen.

#### 2) Grundgedanke der Fabel.

Die Schwachen und Geringen sollen sich nicht hoffärtig zu den Hohen und Gewaltigen gesellen.

#### 3) Aufsuchung der Gleichnißpunkte.

Die Töpfe sind hier mit Menschen verglichen. Unter irdenen Töpfen sind geringe und schwache Menschen, und unter ehernen Töpfen starke, vornehme und gewaltige Menschen zu verstehen. Das Aneinanderstoßen der Töpfe aber ist mit dem Umgange und der Gesellschaft der Menschen verglichen.

#### 4) Verbindung der aufgefundenen Gleichnißpunkte.

Gleichwie einmal ein irdener Topf hinging und sich zu dem ehernen stellte; also gesellen sich auch mitunter schwache und geringe Menschen zu den Hohen und Gewaltigen. Gleichwie aber die Töpfe an einander stießen und der irdene zerbrach; also vermeinen oft Geringe und Schwache sich mit Starken messen zu können, wobei sie aber nicht blos unterliegen, sondern noch Schaden leiden. Und gleichwie die Töpfe an einander stießen und der irdene zerbrach, also kommen die Schwachen und Geringen, welche sich hoffärtig zu den Hohen und Gewaltigen gesellen, mit ihnen nicht nur nicht aus, sondern sie werden auch von diesen ihres anmaßenden und hoffärtigen Wesens wegen gering geschätzt und aus ihrer Gesellschaft und ihrem Umgange ausgeschlossen.

#### 5) Eigentliche Darstellung.

Schon oft geschah es, daß Geringe und Schwache mit ihrem Stande unzufrieden wurden, und vermeinten, glücklicher zu werden, wenn sie sich zu

---

*) Bildliche Darstellungen, welche nicht blos einen einzelnen Gegenstand oder ein einzelnes Verhältniß, sondern einen ganzen Gedanken, einen Erfahrungssatz, eine anerkannte Wahrheit in einer sinnbildlichen Erzählung veranschaulichen, in welcher aber, statt vernünftige, vernunftlose Wesen in der Weise von vernünftigen handeln, so daß die Erzählung eine rein bildliche ist und nicht wirklich geschehen sein kann, — solche Darstellungen werden Fabelgleichnisse oder Fabeln genannt.

den Hohen und Gewaltigen gesellten. Und sie fingen an in Allem diesen es gleich zu thun, um in ihren Umgang und in ihre Gesellschaft zu kommen, sowie an ihren Freuden und Genüssen Theil nehmen zu können. Sobald aber die hoffärtig gewordenen Schwachen und Geringen mit den Vornehmen und Gewaltigen in Berührung kamen, wurden sie ihres anmaßenden und hochfahrenden Wesens wegen von diesen gering geschätzt, und für immer aus ihrer Gesellschaft und ihrem Umgange ausgeschlossen, und zu spät kamen sie zur Erkenntniß, daß Jeder in seinem Stande das Glück und den innern Frieden suchen müsse.

## 6) Parabelgleichniß. *)

### Die Bürde.

Einen steilen Waldweg hinauf trug keuchend ein armer alter Mann ein schweres Gepäck. Gott! ach Gott! seufzte er, ist denn weit und breit keine mitleidige Seele, die mir meine Last tragen hilft! — Hier ist sie! rief hinter seinem Rücken eine ihm unbekannte freundliche Stimme. Betroffen sah der Alte sich um und erblickte einen schönen, blondlockigen Jüngling, dessen freundliches Aussehen ihm sogleich Vertrauen einflößte. O freundlicher junger Mann, sagte der Alte, du kommst mir wie ein Engel Gottes vom Himmel. Meinen armen Enkelchen, die ich ernähren muß, weil Vater und Mutter todt sind, ein Stückchen Brod zu verdienen, habe ich dieses Gepäck in die nächste Stadt zu tragen übernommen, das, wie ich zu spät merke, meine Kräfte übersteigt. Dürfte ich dich bitten, einen Theil davon auf deine jungen, kräftigen Schultern zu übernehmen? —

„Vor Allem laß uns ausruhen, lieber Alter!“ versetzte der Jüngling, „und dann noch einmal versuchen, was deine eigenen Schultern vermögen.“ Und hiemit hob er die Bürde von dem Rücken des Alten, ließ sich mit ihm im Schatten einer bejahrten Eiche nieder und zog ein Stück nahrhaften Brodes nebst einer Flasche stärkenden Getränkes hervor. „Iß nun und trink, Väterchen!“ sprach er und reichte ihm beides hin. Mit zitternder Begierde griff der Alte darnach und verzehrte es mit Heißhunger, während der Jüngling sich mit ihm in freundschaftlichen Gesprächen unterhielt.

„Auf nun, daß wir die Stadt erreichen, ehe die Sonne sich neigt!“ sprach endlich der Jüngling, und erhob sich zuerst von dem moosigen Sitze. Wehmüthig blickte der Greis auf seine Bürde und bittend in die blauen Augen seines Begleiters. Er glaubte in diesen die Gewährung seines Wunsches zu lesen, als dieser auch wirklich nach der Last griff, aber leider! nicht um sie zu theilen, oder sie selbst zu tragen, sondern um sie wieder auf die Schulter des Alten zu legen. Erschrocken sah dies der Greis, aber zu seiner Verwunderung fand er sich von dem Genossenen so gestärkt, daß er die Bürde kaum die Hälfte so schwer fand. Als nun Beide am Ende des Waldes sich trennen wollten, sagte der Alte: „Du hast, edelmüthiger Jüngling! mir besser geholfen, als ich gewünscht hatte; du solltest meine Last mir abnehmen, und gabst mir statt dessen Kraft, sie selber zu tragen. Aber nun sage mir auch, ehe wir scheiden: wer bist du, freundliche, liebe Seele?“ — „Ein Nachahmer der göttlichen Vorsehung,“ versetzte der Jüngling; „sie

*) Bildliche Darstellungen, — welche ebenfalls (wie die Fabel) einen ganzen Gedanken, eine Lehre oder Wahrheit in einer bildlichen Erzählung veranschaulichen, in welcher aber wirklich Menschen, und zwar auf menschlich mögliche Weise handeln, so daß die Erzählung auch abgesehen von ihrer bildlichen Bedeutung, wörtlich wahr, und die darin erzählte Begebenheit wirklich geschehen sein kann, — heißen Parabelgleichnisse oder Parabeln.

nimmt nicht immer die Last von dem Menschen, aber sie reicht dem vertrauenden Beter das Brod der Stärkung und den Becher des Trostes, und hilft ihm so sammt seiner Bürde zum Ziele.

Bei diesen Worten verklärte sich das Antlitz des Jünglings, und ohne seinen Namen zu nennen, entzog er sich durch einen langen Buschweg den Augen des Alten. Dieser aber faltete seine Hände zu Gott und in seinen aufwärts gerichteten Augen glänzten Thränen des Dankes. Im fehlten Anfangs Worte für seine Gefühle, aber bald lös'ten sie sich auf in den frommen Gesang:

Gott sah von aller Ewigkeit,
Wie viel mir nützen würde;
Bestimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was zagt mein Herz!
Ist auch ein Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre! (J. Fr. Schlag.)

## 7) Märchengleichniß. *)

### Der Mann im Monde.

Vor uralten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagmorgen in den Wald, haute sich Holz ab, eine großmächtige Welle, band sie, steckte einen Staffelstock hinein, huckte die Welle auf und trug sie nach Hause.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübscher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wohl in die Kirche gehen, blieb stehen, redete den Wellenträger an und sagte: „Weißt du nicht, daß auf Erden Sonntag ist, an welchem Tage der liebe Gott ruhete, als er die Welt und alle Thiere und Menschen geschaffen? Weißt du nicht, daß geschrieben stehet im dritten Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen?" Der Fragende aber war der liebe Gott selbst; jener Holzhauer jedoch war ganz verstockt und antwortete: „Sonntag auf Erden, oder Montag im Himmel, was geht das mich an, und was geht es dich an?"

„So sollst du deine Reisigwelle tragen ewiglich!" sprach der liebe Gott, „und weil der Sonntag auf Erden dir so gar unwerth ist, so sollst du fortan ewigen Montag haben und im Monde stehen, ein Warnungsbild für die, welche den Sonntag mit Arbeit schänden!"

Von der Zeit an steht im Monde immer noch ein Mann mit dem Holzbündel und wird wohl auch so stehen bleiben bis in alle Ewigkeit.

(L. Bechstein.)

## 8) Legendengleichniß. **)

### Der Rabe Noahs.

Aengstlich blickte Noah umher aus seinem schwimmenden Kasten und wartete, bis die Wasser der Sündfluth fielen. Kaum sahen der Berge Spitzen

---

*) Es gibt bildliche Darstellungen, welche abermals einen Gedanken, eine Lehre oder Wahrheit in einer Erzählung veranschaulichen, in welcher jedoch bald Menschen oder andere wirkliche Wesen, bald aber auch rein erdichtete, gar nicht vorhandene Wesen und Gegenstände auf eine Weise handeln, welche nach Natur und Vernunft unmöglich ist, aber ihnen angedichtet wird. Diese bildlichen Darstellnngen werden Märchengleichnisse oder Märchen genannt.

**) Es gibt bildliche Darstellungen, welche aus dem Gebiete der religiösen Sage entlehnt sind und irgend eine sittlich religiöse, oder eine rein religiöse Wahrheit durch ein wunderbares Ereigniß veranschaulichen wollen, und solche bildliche Darstellungen werden Legendengleichnisse genannt.

hervor, als er alles Gefieder um sich rief: „Wer," sprach er, „unter euch will Bote sein, ob unsere Rettung nahe ist?"

Da drängte sich vor Allen der Rabe hervor mit großem Geschrei; er witterte nach seiner Lieblingsspeise. Kaum war das Fenster geöffnet, so flog er hin — und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und seines Geschäfts; er hieng am Aase.

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll, und schwere Dünste hingen über den Leichen; die benebelten ihm sein Gesicht und schwärzten seine Federn.

Zur Strafe seiner Vergessenheit ward ihm auch sein Gedächtniß wie sein Auge düster; selbst seine neugebornen Jungen erkennt er nicht, und genießt an ihnen keine Freude. Erschrocken über ihre Häßlichkeit fliegt er hinweg und verläßt sie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geschlecht; entbehren muß er des schönsten Lohnes, des Dankes seiner Kinder.

(J. G. Herder.)

## 5. Angabe und Erklärung des Inhaltes ganzer Gedichte und anderer Darstellungen.

### 1. Lied beim Säen.

Sink' o Körnlein, denn hinab,
Sink' ins stille, kühle Grab,
In den Schoss der Erde!
Erde streu ich auf dich her,
Bis, mein Körnlein, ich Nichts mehr
Von dir sehen werde.

Wüsstest du, was ich dir thu',
Hättest Sprache du dazu,
Ach, du sprächst mit Beben:
Nie seh' ich die Sonne mehr,
In dem Dunkel um mich her
Endet alles Leben.

Aber, Körnlein, habe Muth,
Sieh, du liegst ja sanft und gut,
Hast bald ausgeschlafen!
Blickst dann aus dem Grab hervor,
Blühst als Blume schön empor,
Bist ganz neu geschaffen.

Ich auch sinke einst hinab
So wie du, in's kühle Grab,
Mich auch deckt die Erde;
Aber herrlicher noch ruft
Aus der stillen, düstern Gruft
Mich des Schöpfers: „Werde!" —

(Chr. Schmid.)

Das Lied hat vier Abtheilungen oder Strophen. In der ersten Strophe redet man das Körnlein an und sagt, was mit ihm geschehen solle. Dies ist ein Zweifaches. Man legt es in die Erde und streut wieder Erde darüber her.

In der zweiten Strophe denkt man sich, das Körnlein habe Bewußtsein und Sprache, gleich dem Menschen. Dann würde es angstvoll klagen und meinen, nie würde es wieder an's Licht kommen, nun müsse es sterben.

In der dritten Strophe spricht der, welcher das Körnlein in die Erde senkt, ihm auch wieder Muth ein. Es wird ja bald als schöne Blume emporwachsen; bis dahin liegt es aber sanft und gut in der Erde, wie in einem Bettchen.

Die vierte Strophe endlich enthält eine Vergleichung. Auch der Körper des Menschen wird nach dem Tode in die Erde gebettet; aber Gott ruft ihn daraus wieder hervor, damit er auferstehe zu einem schönern Leben.

(L. Keller.)

### 2. Die Pfeife. (Siehe Seite 259.)

In diesem Lesestücke stellt Benjamin Franklin eine Erinnerung aus seinem Jugendleben dar. Er theilt

1. Einen Vorfall aus seinen Jugendjahren mit; demnach erhält er:
   a) ein Geschenk an Geld;
   b) er verwendet dieses Geschenk auf kindische, thörichte Weise;
   c) er gelangt durch die Urtheile älterer Personen zur Einsicht in seine Thorheit und empfindet Reue.

2. Nutzen dieses Vorfalls für's spätere Leben. Er bildet sich einen Grundsatz, Wahlspruch (eine Maxime). (Gib nicht zu viel für deine Pfeife.)

3. Er findet Gelegenheit genug, davon im Leben der Menschen Anwendung zu machen, und führt nun einige Beispiele an:
   a) den nach Hofgunst oder Volksgunst ängstlich Strebenden,
   b) den Geizigen,
   c) den Vergnügungssüchtigen.

Hier sind die den Menschen regierenden Grundtriebe: „Ehrtrieb, Habtrieb, Genußtrieb" in ihren Ausartungen dargestellt.

4. Schlußbemerkung: Die Menschen verschulden ihr Elend oft genug dadurch, daß sie den Werth der Dinge nicht richtig beurtheilen.

(L. Kellner.)

## 6. Vergleichende Darstellung zweier Lesestücke.

1. Vergleichung der Erzählung: Ein gutes Recept (s. S. 257) mit der Parabel: Die Bürde (s. S. 277).

Es begegnet uns im Eingange beider Darstellungen eine mit einer Bürde beschwerte Person, die nach einem helfenden Menschenfreunde klagend verlangt. In der einen ist es eine arme, kranke Frau, die es vor Schmerzen nicht mehr aushalten kann; in der andern ein armer, alter Mann, dessen Kraft zu schwach ist, um ein Gepäck, das er in die nächste Stadt zu tragen übernommen, fortzubringen. Die arme Frau sendet ihr Büblein nach einem Helfer aus, der arme Greis einen tiefen Seufzer. Beiden ist die ersehnte Hilfe am nächsten. In das Zimmer der kranken Frau tritt der Kaiser Joseph, und zu dem alten Manne ein blondlockiger, freundlicher Jüngling. Die Frau und der Alte schildern ihre Armuth und hilfsbedürftige Lage mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß man ihnen Hilfe gewähre, und diese Hoffnung wird erfüllt; aber in der Art und Weise der Erfüllung liegt für beide eine Täuschung. Die Frau glaubt, der Kaiser sei ein Arzt, und was er schreibe, ein Recept; der Alte meinte, der Jüngling nehme ihm die Bürde vom Rücken, um sie sodann auf seine eigenen Schultern zu laden. Aber der Kaiser wie der Jüngling reicht blos das Mittel zur Hilfe. Jener weist der armen Frau 50 Dukaten an, durch welche Unterstützung es ihr möglich wird, einen Arzt und Medizin zu bezahlen, und sich die erforderliche Pflege zu verschaffen; dieser reicht dem schwachen Alten Brod und Wein, und stärkt denselben damit so, daß derselbe die Last, die er zu tragen hat, nur halb so schwer findet, und sie ohne Beihülfe an das Ziel tragen kann. Beide Wohlthäter verzichten auf den Dank, der das Herz der erfreueten Armen so mächtig bewegt, daß die Sprache anfangs keine Worte zum Ausdrucke findet; dann aber richtet sich ihr Blick zu dem empor, welcher der rechte Vater ist über Alles, was da Kinder heißet im Himmel und auf Erden. (Fr. Otto.)

2. Vergleichung zweier Fabeln: Der kluge Staar, und der Fuchs und die Trauben.

### a. Der kluge Staar.

Ein durstiger Staar wollte aus einer Wasserflasche trinken, und konnte das Wasser in derselben mit seinem kurzen Schnabel nicht er-

reichen. Er hackte ins dicke Glas, und vermochte nicht, es zu zerbrechen. Er stemmte sich gegen die Flasche, um sie umzuwerfen; aber dazu war er zu schwach. Jetzt kam er durch seine Klugheit und sein Nachdenken auf den glücklichen Einfall, dass er Steinchen zusammen las und sie in die Flasche warf, wodurch das Wasser endlich so hoch stieg, dass er es erreichen und seinen Durst löschen konnte.

Ermüde nicht beim Lernen, so schwer es dir auch wird; durch anhaltenden Fleiss erreicht man das gesteckte Ziel.

### b. Der Fuchs und die Trauben.

„Gewöhnlich verachtet der Mensch die Güter, nach deren Besitz er vergeblich strebt.“

Ein Fuchs kam einst bei einem Weinstocke vorbei, der voll süsser Trauben hing. Lange schlich er hin und her, es überlegend und versuchend, wie er in Besitz derselben gelangen könne. Aber umsonst, sie hingen zu hoch. Um sich nun nicht von den Vögeln, welche ihm zugesehen hatten, verspotten zu lassen, wandte er sich mit verächtlicher Miene weg und sprach: „Die Trauben sind mir zu sauer, ich mag sie nicht haben.“

(Nach Aesop.)

### c. Vergleichung.

In beiden Fällen ist die handelnde Person ein Thier, aber in der einen ein Staar, in der andern ein Fuchs. Beide hatten ein Bedürfniß, auf dessen Befriedigung sie bedacht waren, denn der Staar hatte Durst, der Fuchs Hunger. Den Staar führte sein Durst zu einer Wasserflasche, den Fuchs sein Gang nach Beute zu einem Weinstocke. In der Flasche war Wasser, am Weinstocke hingen reife Trauben. Staar wie Fuchs war bemüht, sich in Besitz des gefundenen Gutes zu setzen. Beide aber stießen auf Hindernisse. Das Wasser war zu tief unten in der Flasche; die Trauben hingen zu hoch. Aber nur dem Staar gelang es, ein Mittel ausfindig zu machen, das ihn an's Ziel brachte; der Fuchs mußte trotz alles Nachdenkens und trotz seiner allbekannten List mit leerem Magen abziehen.

(Fr. Otto.)

## 7. Beurtheilungen.

### Beurtheilende Vergleichungen verschiedener, handelnder Personen nach ihren Eigenschaften.

#### 1. Der Neidische und der Wohlwollende.

Der Neidische mißgönnt dem Nächsten alles Gute; der Wohlwollende wünscht, daß Andern recht viel Gutes zu Theil werde. Der Neidische wünscht nur die Güter Anderer selbst zu besitzen; der Wohlwollende trägt auch gern zum Glücke und zur Zufriedenheit seiner Mitmenschen bei. Dem Neidischen ist jede Auszeichnung, die ein Anderer erfährt, ein Stich in das Herz; der Wohlwollende freut sich nicht nur über die Anerkennung der Vorzüge eines Menschen, sondern er sucht auch nach Kräften noch dafür zu wirken. Des Neidischen Blick ist hämisch, unfreundlich, tückisch; in den Augen des Wohlwollenden spiegelt sich Liebe und freundliche Gesinnung. —

(L. Kellner.)

#### 2. Der Dieb und der Verleumder.

Der Dieb und der Verleumder suchen mir vorsätzlich zu schaden. Der Dieb stiehlt mir mein Geld und Gut; der Verleumder raubt mir meine Ehre

und meinen guten Namen. Der Dieb stiehlt mir solches, was ich mir wieder erwerben kann; um was mich der Verleumder bei den Menschen gebracht hat, hält mir oft schwer, wieder zu gewinnen, und selten gelingt mir dies in vollem Maße. Vor dem Dieb kann ich mich durch Schloß und Riegel verwahren; was kann mich vor dem Verleumder schützen? Der Dieb bestiehlt mich nicht weiter, wenn er mir das Werthvollste genommen hat; — ist auch der Verleumder jedes Mal zufrieden, wenn er die Achtung und das Zutrauen, welches Andere gegen mich hegen, erschüttert und untergraben hat? Wenn ich vom Diebe bestohlen worden bin, werde ich meinen Verlust bald inne; aber oft erst spät muß ich erfahren, daß der Verleumder schon längst meine Ehre bei Andern angetastet hat.

(W. Stern.)

### 3. Der Freund und der Schmeichler.

Ein treuer Freund ist dem Menschen ein kostbares Gut, ein Schmeichler aber ist sein Verderben. Darum Wahl eines treuen Freundes und Entfernung des Schmeichlers. Beide unterscheiden sich durch ihre Handlungsweise. Der Schmeichler geht darauf aus, uns immer zu gefallen; er lobt auch das Werthlose und Tadelnswerthe. Der Freund gibt seinen Beifall nur solchen Dingen, die wahren Werth haben, und darum tadelt er, was Tadel verdient, und beschönigt nicht, wie der Schmeichler, unsere schlechten Handlungen.

Der Schmeichler redet nur in unserer Anwesenheit von unsern lobenswerthen Eigenschaften und nimmt keinen Anstand, hinter unserm Rücken uns zu verkleinern und uns schlecht zu machen. Anders der Freund. Gegen ungerechte Angriffe sucht er uns in unserer Abwesenheit in Schutz zu nehmen, und wo er kann, ist er bereit, uns zu nützen, wo hingegen der Schmeichler durch seine glatten Worte für sich zu gewinnen sucht, um seine eigennützigen Absichten zu erreichen. —

(W. Nehm.)

## 8. Gespräche.

### 1. Was Ursache und Wirkung sei.

Bruder. Hast du schon gesehen, daß dein schöner Nelkenstock verwelkt ist?

Schwester. Ach ja, es ist so Schade.

B. Aber weißt du auch die Ursache davon?

Sch. Ursache? Ich weiß nicht, was du damit sagen willst.

B. Ich wundre mich, daß du das nicht weißt, da du mich schon so oft um die Ursache von diesem und jenem gefragt hast.

Sch. Ich, dich um die Ursache gefragt? Ich habe, glaub' ich, dieses Wort noch gar nie gesagt.

B. Du noch nie um die Ursache gefragt? Nun, nun, als ich dich gestern nicht wollte in der Hitze kaltes Wasser trinken lassen; hast du denn da nicht gefragt: Warum du nicht trinken dürfest? Und wieder, als vorgestern der Blitz in den Ableiter auf dem Pfarrhause schlug; hast du nicht gefragt: Warum er das Pfarrhaus nicht entzündet habe?

Sch. Ja, das habe ich freilich gethan.

B. Nun siehe, mit diesem Warum fragst du allemal nach der Ursache oder dem Grunde. Z. B. wenn du sprichst: Warum ist der Nelkenstock verdorrt? so heißt das so viel, als: ich möchte gern die Ursache wissen,

warum der Nelkenstock verdorrt ist; oder ich möchte gern wissen, was daran Schuld sei, daß der Nelkenstock verdorrt ist. — Wenn nun ein böser Bube einen Hammer nähme, und würde damit in die Scheibe schlagen; was würde dann mit der Scheibe geschehen?

Sch. Nun, sie würde zerbrechen.

B. Natürlich, aber wer wäre die Ursache davon, oder wer wäre Schuld daran?

Sch. Der böse Bube, der mit dem Hammer drein schlüge.

B. Richtig! Du siehst also, daß man unter dem Worte Ursache oder Grund dasjenige versteht, wodurch Etwas hervorgebracht wird oder entsteht. Aber weißt du auch, wie man das nennt, was von einer Ursache hervorgebracht wird oder aus ihr entsteht?

Sch. Nein, das weiß ich auch nicht.

B. Das nennt man eine Wirkung oder Folge.

Sch. Das sind mir seltsame Wörter! Aber warum heißt man denn das also?

B. Weil jede Ursache etwas bewirkt oder aus ihr immer etwas erfolgt; darum nennt man das, was durch sie bewirkt wird, oder aus ihr erfolgt, eine Wirkung oder eine Folge. So z. B. wäre der böse Bube oben die Ursache der zerbrochenen Scheibe, und die zerbrochene Scheibe die Wirkung oder Folge seiner Bosheit.

Sch. Ich glaube, ich fange an, das Ding zu verstehen.

B. Nun, so laß hören! Wenn Feuer im Ofen brennt, so daß es in der Stube warm wird; was ist denn das Feuer?

Sch. O, nun weiß ich es wohl! Es ist eine Ursache.

B. Aber, was ist denn die Wärme in der Stube, welche von diesem Feuer herrührt?

Sch. O, auch das weiß ich nun! Es ist die Wirkung.

B. Richtig! Siehst du, wie du die seltsamen Wörter so leicht begreifst? Weiter! Wenn ich das Messer nehme, und schlage damit an das Glas; was hörst du?

Sch. Ich höre, daß es klingt.

B. Gut! Aber was ist die Ursache dieses Klingens? Oder warum klingt das Glas jetzt, da es doch vorher nicht klang?

Sch. Weil du mit dem Messer daran schlägst.

B. Recht! Was ist also hier die Ursache, und was die Wirkung?

Sch. Das Anschlagen ist die Ursache des Klingens, und das Klingen ist die Wirkung oder die Folge des Anschlagens an das Glas.

B. Nun gib Acht! Aus warmen Dünsten entstehen in der kühlen Luft Nebel, die Nebel sammeln sich in der Höhe zu Wolken, die Wolken werden zu Regen, der Regen feuchtet die Erde, die Feuchtigkeit fördert das Gedeihen der Früchte, das Gedeihen der Früchte mehret den Wohlstand u. s. w. Wie ist nun eines die Ursache des andern.

Sch. Die warmen Dünste in kühler Luft sind die Ursache des Nebels, der Nebel dann ist die Ursache der Wolken, die Wolken dann sind die Ursache des Regens, der Regen dann die Ursache der Feuchtigkeit der Erde, die Feuchtigkeit dann die Ursache des Gedeihens der Früchte, das Gedeihen der Früchte dann die Ursache des größern Wohlstandes.

B. Und wie ist es hinwieder, umgekehrt, jedes eine Folge oder Wirkung des andern?

Sch. Der größere Wohlstand ist eine Folge des Gedeihens der Früchte, die Früchte aber sind eine Folge der Feuchtigkeit der Erde, die Feuchtigkeit

der Erde aber ist eine Folge des Regens, der Regen aber ist eine Folge der Wolken, die Wolken aber sind eine Folge der Nebel, die Nebel aber sind eine Folge der warmen Dünste unserer Erde. —

(II. Aarg. Lehr- und Lesebuch.)

## 2. Glück.

### Bernhold und seine Frau Anna.

A. Ach! was hat unser Nachbar Paul für ein Glück gemacht!

B. Nun, was ist's, hat er sein Getreide gut verkauft?

A. Ei, bewahre! Tausend Thaler hat er in der Lotterie gewonnen. Denk' dir einmal um Alles in der Welt! Tausend Thaler!

B. Desto besser für ihn! Da wird er endlich doch einmal sein Haus und seine Wirthschaftsgebäude wieder herstellen können.

A. Aber man muß doch auch wirklich sagen, solche Leute erhalten's im Schlafe.

B. Du bist wohl gar ein wenig neidisch auf die Leute mit den tausend Thalern Gewinn?

A. O nein, ich will Niemanden beneiden. Aber es ist doch kränkend, daß unser einer, der das Geld gehörig anzuwenden weiß, immer leer ausgehen muß.

B. Närrisches Kind, was können wir denn gewinnen, da wir nicht in die Lotterie setzten?

A. Ja, das ist's eben; ich habe schon lange auf dem Herzen gehabt, dir zu sagen, du möchtest doch auch in die Lotterie setzen.

B. Das wäre mir recht! Um auch allmählig so herunter zu kommen, wie unser Vetter N. Was hülfe mir das, tausend Thaler in der Lotterie zu gewinnen, wenn ich vorher vielleicht eben so viel schon verloren hätte, und mit dem Gelde die versäumte und vernachlässigte Wirthschaft erst wieder in Gang bringen müßte?

A. Aber es ist doch eine unverhoffte Freude.

B. Eine schöne Freude, jahrelang in einer angstvollen Erwartung zu leben, und fast an jedem Ziehungstage seine Hoffnung auf's Unangenehmste getäuscht zu sehen. O, ich habe den Mann oft genug mit mitleidigem Herzen betrachtet. Die vielen Tage des Kummers und der Unzufriedenheit können ihm durch die Freude über den gemachten Gewinn so wenig ersetzt werden, als die tausend Thaler hinreichen werden, seine Aecker und Wiesen wieder in guten Stand zu setzen, seinem Vieh wieder aufzuhelfen, seine Gebäude herzustellen, und vielleicht seine Schulden zu bezahlen. Nein ich sehne mich nicht nach einem Glücke, was so theuer erkauft werden muß.

A. Aber es könnte ja doch sein, wir gewännen bald Etwas, ehe wir noch was Bedeutendes verloren hätten?

B. Ja, und es könnte auch sein, wir gewännen nie Etwas. Aber ich muß dir überhaupt sagen, daß auf dem, was so von Glück und Zufall kommt, nicht viel Segen ruht, wie ich glaube. Gewöhnlich heißt es: wie gewonnen, so zerronnen. Wir wollen sehen, was unser Nachbar mit seinem Gelde anfangen wird.

A. O, der läßt heute Abend die Musikanten kommen, und gibt allen seinen Bekannten einen großen Schmaus. Er hat dich und uns Alle auch dazu bitten lassen, hätte ich dir's doch bald zu sagen vergessen. Es werden, wie ich gesehen habe, gewaltig große Anstalten dazu gemacht.

B. Nun! wohl bekomme es ihm! auf diese Weise wird er seiner tausend Thaler geschwind genug los werden!

(Vernaleken.)

### 3. Das Fragespiel.

Franz. Kannst du errathen, Ernst, was ich in Gedanken habe?

Ernst. Das wollen wir sehen! — Nun, ist's ein Körper, was du in Gedanken hast?

F. Ja.

E. Ein Körper, wie er von Natur ist?

F. O nein!

E. Also ein Körper, den die Menschen machen?

F. Ja, so einer.

E. Besteht er aus Erde oder aus Stein?

F. Nein.

E. Besteht er aus Pflanzentheilen?

F. Auch nicht.

E. Also ist er von Thieren genommen?

F. Ja wohl von Thieren.

E. Es ist also ein Körper, von Menschen gemacht, wozu man Etwas von Thieren genommen hat?

F. Richtig! Frage nur weiter.

E. Hat man das Fleisch dazu genommen?

F. Nein.

E. Oder die Knochen?

F. Auch nicht.

E. Aber die Haut.

F. Eben so wenig.

E. Nun was denn? — die Haare?

F. Ja wohl, die Haare.

E. Was man aus diesen Haaren macht, dient wohl zur Kleidung?

F. Getroffen!

E. Etwas zur Bedeckung der Füße?

F. O, bewahre!

E. Des Leibes?

F. Auch nicht.

E. Nun, also des Kopfes?

F. Richtig getroffen!

E. Also ein Hut ist's. — Ist er hier in der Stube?

F. So ist's.

E. Ist es dein Hut?

F. Nein, das nicht.

E. Nun, so ist es der meinige; ist's nicht so?

F. Ja wohl, du hast es getroffen!

(J. Glatz.)

## 9. Abhandlungen.

### 1) Weitere Ausführung von Sprüchen und Gedanken, Betrachtungen über Gegenstände der Natur ꝛc.

#### 1. Gute Anwendung der Zeit.

Nichts vergeht geschwinder, als die Zeit; und dennoch ist für den Menschen Nichts wichtiger, als sie. Jeder Augenblick, der nicht wohl ange=

wandt wird, ist verloren. Von der guten Anwendung unserer Lebenszeit, nicht aber von der Menge unserer Tage und Jahre hängt unser Glück ab. Nur thätig, nützlich sein, Gutes denken und Gutes thun, heißt wahrhaft leben. Viel Gutes wirken, so viel als nur möglich, heißt lange leben. — Darum suche immer weiser und besser zu werden, recht viel Gutes zu schaffen und auf alle dir mögliche Weise zu nutzen. Mit jedem Augenblicke kommst du dem Grabe näher; und nur dann läßt sich's gut sterben, wenn man gut gelebt hat.

(Kölner Lesebuch.)

### 2. Liebe die Arbeit.

Wer lange und glücklich leben will, muß wacker arbeiten. Arbeit würzet die Mahlzeit, befördert den Schlaf, belohnt mit Gesundheit, schützt vor Langweile, bewahrt vor Thorheit und gibt frohen Muth. Für den Müßiggänger sind die Tage immer zu lang, für den Fleißigen oft zu kurz. Arbeit erhöhet und vermehret die irdischen Freuden, sie macht auch stark im Ertragen der Leiden. Arbeit gibt Brod und Ehre, erwirbt uns Achtung, Liebe und Zutrauen bei den Menschen und, (was über Alles geht), wenn wir dabei redlich gesinnt sind, den Beifall Gottes.

(Kölner Lesebuch.)

### 3. Thue Gutes, so lange es Zeit ist.

Der Herr ermahnt uns, Werke der Liebe und Barmherzigkeit zu thun, so lange wir noch auf dem Acker des Lebens stehen. Denn wenn erst die Zeit vorübergeschwunden und die Ewigkeit gekommen ist, dann ist es zu spät. Keiner wird dort zu dir sprechen: Kleide den Armen, wo Alle in den Kleidern der Unsterblichkeit prangen. Niemand wird zu dir sagen: Bewirthe den Fremdling, wo Alle im Vaterlande leben. Niemand wird sprechen: Besuche den Kranken, wo eine ewige Gesundheit blüht. Niemand wird sagen: Bestatte den Todten, wo der Tod verschlungen ist in den Sieg. So lasset uns denn hier Gutes thun, so viel wir vermögen, lasset uns hier mit Eifer Samen streuen. Die Ernte mag dann früher oder später kommen; wenn sie kommt, wird sie in Ewigkeit nicht aufhören.

(Hildebert von Tours.)

### 4. Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden.

„Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden." Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihre Geschäfte nicht treiben und vollenden mögen, und schon müde sind, ehe sie recht anfangen.

Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zu gegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet und nicht abgelassen, bis es fertig war, und der Hahn auf dem Kirchthurm stand. So ist Rom erstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so.

(P. Hebel.)

### 5. Das Brod.

Willst du wissen, welch' eine Gabe des Höchsten dein Brod sei, so denke, wie viel Menschen und Thiere, wie viel Sonnenschein, Gewitter und Stürme dazu gehören, ehe dein Brod Halmen schießen, reifen, geerntet und zermahlt werden konnte. Hätten Menschen diese Vorkehrungen treffen müssen, so müßtest du hungern. Jeder Thautropfen, der wie ein Diamant am kleinen Stengel der aufsprossenden Saat blitzte, trug seinen abgemessenen Antheil,

wie jeder Sonnenblick, zum Entstehen und Gedeihen deines Brodes bei. Kannst du dankbar genug sein?

(Chr. A. Tiedge.)

## 6. Predigt der Garben.

Der heiße Erntetag war vorüber, eine schöne Sommernacht breitete sich über die schweigenden Gefilde. Da richtete sich eine Garbe auf und rief über den Acker hin: „Lasset uns dem Herrn ein Erntedankfest halten unter dem stillen Nachthimmel.“ — Und alle Garben richteten sich auf, und von ihrem Rauschen erwachten die Lerchen und die Wachteln, die in den Stoppeln umher schlummerten.

Die erste Garbe begann ihre Predigt: „Bringet her dem Herrn Ehre und Preis! Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute. Er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Aller Augen warten auf ihn und er gibt ihnen Speise zu seiner Zeit. Jahrtausende sind über die Erde gegangen, und jedes Jahr hat Ernten gesammelt und Speise bereitet. Immer noch deckt der Herr seinen Tisch, und Millionen werden gesättiget. Seine Güte ist alle Morgen neu. Bringet her dem Herrn Ehre und Preis!“

Da stimmte der Chor der Lerchen ein Danklied an. Und eine andere Garbe redete: „An Gottes Segen ist Alles gelegen! Der Landmann rührt seine thätige Hand, pflüget den Acker und streuet Körner in seine Furchen, aber vom Herrn kommt das Gedeihen. Viele kalte Nächte und heiße Sommertage liegen zwischen dem Säen und Ernten. Menschenhand kann die Regenwolken nicht herbeiführen, noch den Hagel abwehren. Der Herr behüte das Körnlein im Schoße der Erde, behüte die grünende Saat und die reifende Aehre. Fürchtet euch nicht! Er war mit uns. An Gottes Segen ist Alles gelegen!“

Nun nahm die dritte Garbe das Wort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten! Mit schwerem Herzen ging ein Sohn aus zu säen. Ach, der Vater war ihm gestorben, und daheim weinte die verlassene Mutter; denn die harten Gläubiger hatten die Scheuern geräumt. Ein mitleidiger Nachbar lieh ihm den Samen, aber Thränen fielen mit den Körnern in die Furchen. Nun erntet er hundertfältig: denn der Herr hat seine Ernte gesegnet. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten; sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben!“

Darnach fuhr eine vierte Garbe fort zu reden: „Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Könnten wir das hineinrufen in die Häuser der Reichen, die ihre Scheuern jetzt füllen! Könnten wir's dem hartherzigen Manne zurufen, der gestern die armen Aehrenleser von seinem Acker trieb! — Wen der Herr gesegnet hat, der soll auch seine milde Hand aufthun, daß er gleiche dem redlichen Booz, der an der frommen Ruth Barmherzigkeit übte. Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht!“ — Und die Wachteln riefen laut hinüber in's Dorf, als wollten sie die schlafenden Herzen aufwecken.

Und also endete die fünfte Garbe: „Was der Mensch säet, das wird er ernten! Wer kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen. Was wundert ihr euch, daß Unkraut unter dem Weizen stehet? Hättet ihr den Samen gesichtet, ehe ihr ihn ausstreutet! — Wer Unkraut säet, wird Mühe ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleische das Verderben ernten; wer aber auf den

Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten. Was der Mensch säet, das wird er ernten!"

Und alle Garben umher neigten sich und sprachen: „Amen! Amen!"

(Cl. Hennes.

## 7. Klage des Hasen.

Ich armer verfolgter Hase, was soll ich doch anfangen? wohin mich flüchten? Allenthalben droht mir der Tod. Nicht blos der Jäger und sein Hund stellen mir nach, Raubvögel aus der Luft stürzen auf mich herab, Füchse aus den Höhlen schleichen mir nach, selbst Katzen und Raben wagen sich an meine Jungen. Und Nichts gewährt mir Schutz vor all' diesen Verfolgern. Ich kann nicht auf Bäume klettern, wie das Eichhorn, nicht in Höhlen schlüpfen, wie meine Gebrüder, die Kaninchen. Ich habe wohl Zähne zum Nagen, und mancher Baum kann von der Schärfe derselben reden, aber zum Beißen, zur Vertheidigung fehlt mir der Muth. Höre ich ein Geräusch, sogleich muß ich meine langen Ohren in die Höhe recken und horchen, wer kommt, und kann ich mich nicht hinter eine Hecke oder in eine Furche ducken, so laufe ich lieber, so weit mich meine Beine tragen. Es ist wahr, im Laufe holt mich so leicht Keiner ein, es müßte gerade ein Windspiel sein; auch an Kreuz- und Quersprüngen lasse ich es nicht fehlen, um meine Feinde irre zu führen, aber was hilft es mir? ehe ein Jahr vergeht, bin ich doch ein Kind des Todes. Es paßt mir der Jäger auf, wenn ich des Abends aus dem Walde komme und meinen Hunger an dem fetten Grase stillen will. Da sitzt er in der Dämmerung hinter einer Mauer oder einer Hecke, und ehe ich mich's versehe, knallt sein Gewehr, und ich habe das tödtliche Schrot im Leibe. Habe ich noch Leben genug, um dem Walde zuzufliehen, flugs kommt auch noch der Hühnerhund, packt mich unbarmherzig und trägt mich seinem grausamen Herrn zu; quicke ich dann in der Todesangst vielleicht ein wenig, so werde ich noch ausgelacht. Im Winter verfolgen sie meine Spuren im Schnee oder füllen den Wald und das Feld mit häßlichen Treibern, welche klappern und schreien, bis wir armen Hasen unsern Zufluchtsort verlassen und vor die offenen Gewehre der Jäger laufen. Und wär' unser Tod noch ehrenvoll und würden wir ehrlich begraben, wie ein Hund oder Pferd! Allein unser Loos ist, in die Küche zu wandern. Da streift uns die blutige Hand einer Köchin den Balg ab und stopft ihn aus, bis er verhandelt wird. Unser Kopf, unsere Beine und Eingeweide werden in einem braunen Pfeffer zerkocht, und der Rest, das Beste an uns, wird mit Spicknadeln zerfleischt und dann erst gebraten. Nachdem die Menschen unser Fleisch abgeschält und verzehrt haben, werfen sie die Knochen ihren Hunden vor. Nein, es ist ein jämmerliches Schicksal, ein Hase zu sein.

(W. J. G. Curtmann.)

## 8. Der Frühling, der Jugend Bild.

Kein schöneres Bild für die freuden- und hoffnungsreiche Zeit der Jugend, als der Frühling. Er ist eine Zeit der Kraftentwicklung und Kraftfülle, eine Zeit der harmlosen Freude.

Verschwunden ist der Winter mit seinen rauhen Stürmen; die belebende Frühlingswärme kehrt zurück, und Knospen entfalten sich zu Blättern und Blüthen an dem wie erstorben gewesenen Baume; auf dem verdorrten Felde keimen zahllose Halme empor, und überall athmet junges, kräftiges Leben. Das sprosset und treibt üppig und kraftvoll, als wäre ein Zauberwort im steten Wirken. So die Jugend. Rasch entfalten sich auch im Kinde die Kräfte, mit welchen Gott es ausgestattet. Mit des Körpers Stärke wachsen

des Geistes Schwingen; es naht sich der ganze Mensch dem Ziele der Ausbildung. Munter, oft übermüthig, tummelt sich der Knabe, schäckernd und schalkhaft freut sich das Mädchen; Alles athmet Gesundheit und Kraft in der Jugendwelt. Doch nicht ungenützt darf der Frühling verstreichen. Er ist die Zeit der Vorbereitung und der Saat. Mit dem ersten Strahle der Morgensonne zieht der Landmann hinaus, bearbeitet mit emsiger Hand den Acker, und streut hoffnungsreich den Samen in den wohlzubereiteten Boden. Bald keimt die junge Saat empor, wenn auch nicht jedes Körnlein Wurzeln faßte. Der Gärtner pflegt des jungen Baumes, schneidet die wilden Triebe hinweg, vernichtet die zerstörende Raupe, und schützt den zarten Stamm gegen den Sturm. Ueberall Vorbereitung, damit Erfolg und Frucht erscheine. So ist auch die Jugend die Zeit der Vorbereitung. Dem Unterrichte gleicht der Same. Darum nimm auf in der Jugend die Lehre, denn dein Geist ist da am geschicktesten dazu; lerne und erwirb dir Geschicklichkeit, damit du einst mit Erfolg im Leben zu wirken vermagst! Ach nicht alle Samenkörnlein gehen auf! Gar manches fällt auf unfruchtbaren Boden. Manche üble Gewohnheit zeigt sich in der Kindesnatur, mancher wilde, böse Trieb. Zürne dem sorgenden Vater und Lehrer nicht, o Jugend! wenn er sie hinwegschafft, diese schlimmen Eigenschaften, damit das Gute Raum gewinne. Laß Eigensinn, Neid und Bosheit nicht in dir wachsen; es möchten sonst diese Fehler zu großen Lastern werden; rotte sie im Entstehen aus, wie der Landmann das Unkraut frühe ausjätet, wenn es nicht die guten Gewächse überdämmen soll. Oft aber setzte die Frucht des Baumes schon an, da fiel sie ab, denn ein Wurm zernagte unsichtbar den innersten Kern. Siehe das Wort des Verführers, der das schuldlose Kindesherz an sich gerissen! Es ist der Wurm, der dein Gemüth vergiftet, daß du, nimmer zufrieden und fröhlich, Frucht bringen kannst, sondern ohne deinen Lebenszweck zu erreichen, dahin gehst. Da ist denn die Hoffnung treuer Eltern und Lehrer unerfüllt geblieben, wie des Landmanns Hoffnung, dem der Sturm die Felder, Nachtfrost die jungen Saaten, und Ungeziefer Blüthen und Früchte zerstörte. —

### 9. Noth bricht Eisen.

Eisen ist ein harter, fester Körper, sein Zerbrechen macht Mühe, ist beschwerlich und unangenehm. Also wäre der Sinn des Sprichworts: in der Noth muß man oft das Schwerste, Unangenehmste und Mühevollste thun. Die Noth macht, daß wir unsere Kraft am meisten anstrengen und dann Etwas leisten, was wir früher für unmöglich hielten.

Beispiele. Ein sonst wohlhabender Mann hat durch allerlei unverschuldete Unglücksfälle das Seinige verloren. Um als ehrlicher Mann durchzukommen, fing er, der sonst es nicht nöthig hatte, an, tüchtig zu arbeiten. Er mußte dies thun, um nicht Noth zu leiden, und tröstete sich: Noth bricht Eisen; die Noth zwingt mich, auch das Beschwerlichste zu thun. —

Noth bringt also die Menschen zu größerer Kraftanstrengung; zum Nachdenken über Mittel, der Gefahr zu entgehen. Die Menschen kamen in kalte, unfreundliche Länder, sie mußten feste Wohnungen, warme Kleider haben; ihr Nachdenken brachte sie auf die Abhülfe der Uebelstände. Sie wurden von wilden Thieren angegriffen — da lernten sie Waffen schmieden und sich vertheidigen; das Wasser überschwemmte die Fluren, da lernten die Menschen Dämme bauen ꝛc. Denn Noth ist die Mutter der Erfindungen.

Der irdisch Glückliche ist stolz, hartherzig und ungefällig; er vergißt wohl gar Gottes, wie er den Bruder vergißt. Da trifft ihn die Noth; er

braucht seine Mitmenschen, und sein Mund öffnet sich zum Bitten, zum Flehen gegen Gott und Menschen; über die stolzen Lippen fließt das Wort der Demuth. Denn Noth lehrt beten.

Ein Anderer ließ sich aber durch die Noth zum Lügen, Betrügen, zum Heucheln und Schmeicheln verleiten, und meinte doch entschuldigend: ja, Noth bricht Eisen.

Er wendete das Sprichwort falsch an: denn ein Glück, einen Vortheil, was beides ich nur durch Sünde erlangen kann, das muß ich fahren lassen; sonst wäre das Sprichwort: Noth kennt kein Gebot! eben ein recht erlaubtes und prächtiges.

10. Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.

Ausgesprochen ist in diesem Sprichworte der Gedanke, daß Gott am besten da für uns sorge, wenn wir und Andere in bedenklichen Lagen des Lebens uns nicht mehr zu rathen und zu helfen wissen. Es weis't uns hin auf ein festes Vertrauen auf Gott, um der Verzweiflung zu wehren; will in uns standhaften Muth in des Lebens Noth wecken; uns durch den Gedanken an Gottes Barmherzigkeit beruhigen und das Gefühl unserer Abhängigkeit von ihm in uns beleben.

Doch die Wahrheit dieses Sprichwortes kann nicht Jeder als einen beruhigenden Trost auf sich anwenden. Nämlich nicht der Gewissenlose; denn er hat keine Freudigkeit zu Gott, und muß in seiner Noth Gottes gerechte Strafe finden; der Müßiggänger muß in ihr die nothwendigen Folgen seines Müßigganges sehen; der Leichtsinnige in ihr die Gefährtin seines Leichtsinns. — Diese Alle widerstreben Gottes Führungen, verschmähen die Mittel zur Erreichung eines wahren Glückes und gebrauchen undankbar Gottes Wohlthaten; sie können nicht ruhig und freudig zu ihm sich nahen; sie können in der Noth nicht mit Zuversicht auf Gottes Hilfe hoffen, denn sie würden ja dadurch verlangen, daß Gott die nothwendigen Folgen seiner Gesetze aufheben solle.

Nur der kann die Wahrheit dieses Sprichwortes auf sich anwenden, welcher in der Noth den Trost des ruhigen Gewissens hat; der alle Mittel zur Hilfe versucht und nicht unthätig sein Unglück beweint, sich muthlos der düstern Schwermuth preisgiebt; der in allen Lagen seines Lebens treu die Ueberzeugung bewahrt hat: Was Gott thut, das ist wohlgethan; der dem Unglücklichen jederzeit mit Rath und That beigestanden hat; denn selig sind die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen.

11. Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

Wer Arges thut, der hasset das Licht, daß seine Werke nicht offenbar werden. Darum kleidet sich die Sünde in das Gewand der Finsterniß; im Dunkel der Nacht schleicht der Dieb; im Dickicht des Waldes verübt der Räuber seine That, und hinter des Nächsten Rücken redet der Verläumder Böses. Doch die Lüge vergeht vor der Wahrheit, wie das Eis vor der Sonne, und wäre sie noch so fein ausgedacht, ausgeführt. Diesen Gedanken drückt unser Sprichwort aus, und es enthält demnach eine tiefe Wahrheit, die man prophetisch jedem Sünder zurufen könnte, und die im Munde jedes Hörers lebendig wird, der eine schlechte That vernimmt, bei welcher der Thäter verborgen ist. Sie gründet sich auf die Gerechtigkeit und Heiligkeit, auf die Allwissenheit und Weisheit Gottes, und die Erfahrung bestätigt sie in tausend Fällen, oft auf die wunderbarste Weise. Beispiele: Hier hat Einer betrogen, lange gelingt's ihm, sich den Schein des ehrlichen Mannes zu er-

halten, endlich wird dennoch — plötzlich — durch eine Kleinigkeit, einen unbedeutenden Umstand, seine Sünde offenbar. Dort ist Einer von bösen Zungen verleumdet, von den Menschen verkannt, vielleicht gar mit Schimpf und Strafe belegt worden; aber der Herr bringt seine Unschuld an den Tag, und das Verderben fällt auf die Verderber.

Darum ist das Sprichwort:

1. ein Wort der Furcht — dem Sünder, ein Wort der Warnung jedem Menschen. Die böse That ist dem allwissenden Gott schon bekannt, noch ehe sie ausgeführt wurde, schon als der Entschluß zu ihr im Herzen des Bösewichts aufstieg. Darum peinigt auch den heimlichen Sünder die Furcht vor Entdeckung und Strafe, wenn ihm sein Gewissen zuruft: Gott sieht auch ins Verborgene. Er schwebt in steter Angst; das Laub am Baume rauscht ihm Entsetzen ein, und verzweifelnd gibt er sich wohl selbst dem Richter an, um dieser Furcht los zu werden, die ihn an allen Orten, in allen Dingen Entdeckungen erblicken ließ. — Wie sollte uns Alle nun dies Wort nicht warnen: Gott sieht's. Es kommt an den Tag, was du Böses thun willst; oft auf die wunderbarste Weise bringt's die Vorsehung an's Licht; auch wenn du dich in Finsterniß hülleſt, und es noch so klug anlegst: selbst die Sonne scheint's heraus.

2. Ein Wort des Trostes. Fürchte dich nicht, du Frommer; du Unschuldiger; hoffe! Wenn dich auch die Menschen verkennen, wenn sie dich unterdrücken, ungestraft, weil unerkannt, oder weil des Unterdrückten Noth nicht ans Tageslicht kommt: Einer sieht dich, ihm ist dein Unglück klar, er wird dir lohnen und den Rath der Herzen offenbaren. Ja, er wird auch dein Gutes, wie deiner Feinde Bosheit an den Tag bringen, und über kurz müssen sich deine Widersacher in ihren eignen Netzen fangen.

## 2) Ausführliche Entwürfe und kürzere Andeutungen.

### a. Ueber den Nutzen des Reisens.

#### I. Einleitung.

1) Es wird viel gereiset — jetzt mehr als früher.
2) Man reiset, um Geschäfte zu betreiben, um sich zu belehren, um sich zu erholen.
3) Man reiset zu Wasser und zu Lande, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen.
Das Reisen muß wohl manchen Nutzen gewähren.

#### II. Abhandlung.

1. Im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf die drei Hauptgattungen (Geschäfts-, Erholungs- und belehrende Reisen).

a. Für den Reisenden selbst:
   aa. Kräftigung seines Körpers durch die mit Reisen größtentheils verbundenen Mühseligkeiten und Unbequemlichkeiten.
   bb. Der Reisende lernt andere Menschen und Sitten kennen, und gewinnt dadurch
      1) an Bildung durch Erweiterung seiner Kenntnisse;
      2) an Charakter.

1) Dadurch, daß er mit Menschen von verschiedenem Charakter in Verbindung kömmt, lernt er sich leichter in die Menschen finden.
2) Je mehr Menschen er kennen lernt, desto mehr wird das Vorurtheil in ihm erstickt, Andere blos nach sich zu beurtheilen.

3) Er lernt oft Menschen kennen, die sich von einer Seite zeigen, daß dadurch der Glaube, es gebe noch gute Menschen in der Welt, in ihm genährt wird.

4) Die häufigen Gefahren und mißlichen Verhältnisse, in welche man auf Reisen kommt, geben Charakterstärke und befördern Gegenwart des Geistes.

5) Man wird zufriedener mit seinem Vaterlande und dessen Einrichtungen, indem man es anderswo oft viel schlimmer findet.

cc. Angenehme Rückerinnerungen. Erzählung des erfahrenen Angenehmen und überstandenen Unangenehmen.

b. Für Andere.

aa. Durch Reisen sind oft wichtige Entdeckungen gemacht worden. (Beispiele.)

bb. Der Vernünftige lernt im Auslande oft viel Schönes und Gutes kennen, womit er sein Vaterland bekannt machen kann. Gesetze, Einrichtungen, Lebensweise der Familie, nützliche Erfindungen, nachahmenswerthe Gebräuche. (Beispiele.)

cc. Beförderung des allgemeinen Verkehrs.

2. Besonders mit Rücksicht auf die drei Hauptgattungen des Reisens.

a. Geschäftsreisen.

aa. Durch persönliche Gegenwart werden Geschäfte von Kaufleuten, Staatsdienern oder Familienangelegenheiten rascher und sicherer abgemacht, als durch Briefe.

bb. Für den Kaufmann besonders dienen sie zur Ausbreitung und Sicherung seines Geschäfts durch schnelleren und weiteren Absatz der Waaren, durch neue Bekanntschaften, durch Einkassirung von Geldern u. s. w.

cc. Zur Abwendung drohender Gefahren, z. B. bei ausbrechenden Bankerotten. (Bei dieser Art Reisen sind die Reisen mit Extrapost oder mit Dampfkraft am geeignetsten.)

b. Erholungsreisen. Sie bewirken, was jedes vernünftige Vergnügen bewirkt.

aa. Stärkung der Gesundheit und der Kräfte des Körpers.

bb. Stärkung des Geistes zu neuer Thätigkeit.

cc. Für die Zukunft einst angenehme Erinnerungen aus der Vergangenheit. (Bei dieser Art Reisen sind die Fußreisen in Gesellschaft einiger Freunde allen übrigen Reisearten vorzuziehen.)

c. Belehrende Reisen, theils in ferne Länder (Entdeckungsreisen um die Erde, in Afrika, in das Innere Asiens und Amerikas, an die Pole), theils als Künstler und Gelehrter in große Städte; theils als Mensch, um fremde Sitten und Gebräuche kennen zu lernen.

aa. Die meisten unserer Erkenntnisse kommen aus Erfahrung (Anschauung): folglich müssen Reisen unsere Kenntnisse vermehren. Werke der Natur und Kunst, durch eigene Anschauung kennen gelernt, wecken wichtigere Vorstellungen, als wenn man sie durch Erzählung und Lectüre, oder durch Abbildungen kennen lernt.

bb. Benutzung auswärtiger Hilfsmittel für Künste und Wissenschaften, Bibliotheken, Gemäldesammlungen, Antiken und Naturaliencabinette.

### b. Das Leben, eine Reise.

#### I.

Man hat das Menschenleben häufig mit andern Gegenständen verglichen, (z. B. mit den Jahreszeiten (Frühling, Sommer, Herbst und Winter), mit

den Tageszeiten (Morgen, Mittag, Abend und Nacht); mit einem Baume, der wächst, blühet, Früchte trägt, abstirbt; mit einer Blume, mit einer Seefahrt u. s. w.)

II.

Auch mit einer Reise kann das Menschenleben verglichen werden.

1) Im Allgemeinen.

a) Wie der Reisende ein Ziel hat, so ist auch dem Menschen auf der Bahn durch das Erdenleben in doppeltem Sinne ein Ziel gesteckt. Eins steckte ihm die Natur: er muß sterben, früh oder spät; ein anderes, das er bald mit mehr, bald mit wentger Anstrengung seiner Kräfte zu erreichen strebt, steckt er sich selbst. Dem Einen ist das Ziel Ehre und Ansehen, dem Andern Wohlstand, Reichthum und Wohlleben, einem Dritten stilles häusliches Glück und Ruhe, einem Vierten u. s. w.

b) Des einen Wanderers Reise geht durch angenehme Gegenden und ist frei von Beschwerden und Gefahren, die des Andern ist beschwerlich und gefahrvoll. So auch das Leben des Menschen; dem Einen lacht das Glück schon von der Wiege her stets freundlich an, während der Andere u. s. w.

c) Was dem Wanderer treue Gefährten sind, sind dem Menschen auf der Reise durch das Leben treue Freunde.

d) Der Reisende bedarf und findet auch gewöhnlich Erholung nach überstandenen Mühen — so ist auch das Menschenleben nicht eine ununterbrochene Reihe von mühseligen Anstrengungen.

2) Besonders mit Rücksicht auf die vier verschiedenen Menschenalter.

1. Das Leben des Kindes.

a) Der Wanderer beginnt seine Reise, ohne zu wissen, was ihm auf derselben bevorstehe, ob mehr Leiden, ob mehr Freuden ihn treffen werden — so beginnt das Kind sein Leben in gleicher Unwissenheit.

b) Der beginnende Wanderer tritt in der Regel seine Wanderschaft heiter und mit frohen Hoffnungen an — so durchlacht und durchscherzt das Kind seine Jugendzeit.

c) Des Weges unkundig, bedarf der beginnende Wanderer eines Wegweisers und des Rathes Erfahrener, und Führer gesellen sich zu ihm. Wohl ihm, wenn er nicht falsch geführt wurde, wenn er nicht schlimmem Rathe folgte! — So das bald hier- bald dorthin wankende Kind. Es findet seine Führer in sorglichen Aeltern und treuen Lehrern. Wohl ihm, wenn sie dasselbe gut führen und es ihrem Rathe folgt!

2. Das Leben des Jünglings.

a) Der erste Theil des Weges ist vollendet. Nachdem der Wanderer größtentheils durch fröhliche Auen, bei heiterem Himmel und in frischer Morgenkühle, fröhlich hindurchgewandelt ist und sich an einem sprudelnden Quell gelabt hat, beginnt ein schwieriger Theil des Weges. Schwüler wird die Luft; zu erklimmende Berge hemmen die Aussicht. Er sucht sich zu unterrichten über die Bedürfnisse der Reise; er forscht nach dem besten, nach dem nächsten Wege, der ihn zum Ziele führe. — So der Jüngling. Die Zeit des blosen Scherzes und Spieles ist geschwunden; er wählt sich — der Schule entlassen und in's bürgerliche Leben eintretend — seinen Lebensweg und sucht

sich die Kenntnisse zu erwerben, deren er dazu bedarf. Wohl ihm, wenn er nicht falsch wählt!

b) Auf dem weiten Wege verläßt der Wanderer seine bisherigen Führer, mehr sich selbst vertrauend. Sie begleiten ihn noch mit ihren Lehren und Warnungen. — So der in's bürgerliche Leben eintretende Jüngling, der jetzt mehr allein stehen, sich auf seine eigenen Kräfte verlassen will und soll.

c) Rasch vorwärts schreitend, sich Ruhe versagend, ermattet der Wanderer leicht — so leicht der Jüngling, wenn der Ehrgeiz ihn auf Kosten der Gesundheit zu stark spornt. — Oder gar zu sehr nach Freude haschend, säumen beide da, wo sie eilen sollten.

d) Das stete Alleinwandern behagt dem Wanderer nicht: er gesellt sich zu Gefährten; hat die Menschen noch nicht prüfen gelernt; stößt hier auf Genossen, die mit ihm ausdauern in Freude und Leid, dort auf falsche Gesellen, die ihn in mancherlei Unannehmlichkeiten und Gefahren verwickeln. — So der Jüngling im Leben. Er sucht sich Freunde, die ihn durch's Leben geleiten, findet auch, was er sucht, sieht sich aber am Ende oft getäuscht und trifft, statt auf echte Freunde, auf Schmeichler, Verführer, feindlich gesinnte Menschen, die ihn um Ehre und guten Namen bringen.

3. Das Leben des Mannes.

a) Klüger durch Erfahrung, gereifter an Kenntniß schreitet der Wanderer vorwärts. Trotz der größeren Schwüle des Tages verliert er sein Ziel nicht aus dem Auge. Ruhe und Anstrengung vertheilt er in gehörigem Wechsel. — So der aus dem Jünglingsalter getretene Mann, der seine Kräfte zwar anstrengt, aber sie auch zu ferneren Arbeiten zu schonen weiß.

b) Dem drohenden Unwetter sucht der Wanderer durch Ruhe in einer freundlichen Herberge zu entgehen; überrascht es ihn dennoch, so setzt er, durch frühere Wanderungen gestählt, demselben Muth und Ausdauer entgegen, oder denkt: nach Regen folgt Sonnenschein! — So der Mann im Leben und bei den Widerwärtigkeiten desselben. Kann er ihnen durch Ruhe und Nachgeben, ohne sein Ziel zu verfehlen, entgehen, so thut er es; kann er es nicht, so setzt er ihnen seine gestählte Brust entgegen und duldet. Erfahrung hat ihn gelehrt, daß Leiden wie Freuden nicht ewig dauern.

4. Das Leben des Greises.

a) Immer müder wird der Wanderer, je näher er seinem Ziele kommt; sein Schritt wird unstät und matt; immer mehr sehnt er sich nach Ruhe; die Schönheiten, welche der Weg ihm darbietet, reizen ihn nicht mehr; die Sonne neigt sich zum Untergange; die Natur erstirbt. — So der Greis. Seine Schritte wanken; seine Kraft ist gewichen. Der Stab, mit dem er einst spielte, wird nothwendige Stütze; die Mattigkeit raubt ihm den Sinn für Freude.

b. Die letzte Höhe ist noch zu ersteigen. Schwer und schmerzlich wird dem Wanderer der Weg; aber das Ziel wird erreicht, und Ruhe von den Mühen der Anstrengung und ein freudiger Rückblick auf die glücklich überstandenen Gefahren, wie auf die schön verlebten Stunden ist der Lohn seines Ausharrens. Ein sanfter, von wüsten Träumen ungestörter Schlaf nimmt den Ermüdeten am Ende in seine Arme auf. — So der Greis. Schmerzlich fühlt er zwar das

Entweichen seiner Kräfte; aber er hat sein Ziel erreicht; er ruhet aus von den Mühen des Lebens, und lebt in der Erinnerung genossener Freuden und wohl vollführter Thaten, bis des Schlafes Bruder, der Tod, ihn heimführt in ein besseres Land.

## 10. Verschiedene Lesestücke.

### 1. Wahl eines Standes.

Die Wahl eines Standes ist von höchster Wichtigkeit. Unsere Väter sagten, daß, um eine gute zu treffen, man Gottes Eingebung erfleben müsse. Ich weiß nicht, was sich noch heut zu Tage Besseres darüber sagen ließe. Denke mit heiligem Ernste über deinen Stand und wahrscheinlichen Beruf in der Zukunft nach und bete! Hast du im Herzen die göttliche Stimme vernommen, welche dir nicht an Einem Tage, sondern ganze Wochen, ganze Monate, und mit immer größerer Ueberredungskraft sagen wird: „Dies ist der Stand, den du wählen mußt!" so gehorche ihr beherzt und mit festem Willen. Betritt diese Laufbahn und gehe auf ihr vorwärts; aber nimm auch die Tugenden mit, welche sie fordert. Vermittelst dieser Tugenden ist jeder Stand, zu dem man Neigung hat, gut . . . . . .

Alle Stände, vom höchsten bis zu dem des niedrigsten Handwerkers, haben ihre Annehmlichkeit und ihre Bürde. Man muß nur die Tugenden pflegen wollen, welche in jedem Stande nöthig sind. Blos weil so wenige diese pflegen, hört man so viele ihre Verhältnisse beklagen, welche sie selbst durch die Wahl ihres Berufes geschaffen haben.

Wenn du einst nach reiflicher Prüfung vor Gott eine Wahl getroffen haben wirst, so ahme diese Unglücklichen nicht nach! Laß dich nicht von dem Wunsche, etwas Anderes zu ergreifen, beunruhigen! Jeder Lebensweg hat seine Dornen. Sobald du den Fuß auf einen gesetzt hast, so verfolge ihn! Umzukehren ist unrecht; beharrlich zu sein, ist immer gut, ausgenommen in der Sünde. Nur wer in seinem Unternehmen auszuharren vermag, kann hoffen, etwas Ausgezeichnetes zu werden.

(Kölner Lesebuch.)

### 2. Die letzte Nacht im Vaterhause.

Ich hatte mit meinen Freundinen noch einen Abendspaziergang in Begleitung meines Vaters gemacht. Das Herz war mir so voll, daß ich stumm den lieben Gespielinen meiner Kindestage die Hand drückte, als wir uns trennten und ich mich zur Heimkehr wandte. Wir begleiten dich morgen noch! riefen sie mir Alle zu, und ich ging zurück. Die Abendglocke hallte so wehmüthig heute in das Thal hernieder, wie sie das nie gethan. Tief bewegt betete ich für Aeltern und Alle, die ich liebte und nun verlassen mußte.

Als ich heim kam, sagte mein Vater: „Agnes, sag' nun den Nachbarsleuten ein Lebewohl. Gute Nachbarn muß man stets werth halten. Sie sind besser als ferne Verwandte!" Ich ging. Sie drückten mir alle freundlich die Hand und wünschten mir Glück und Segen für meine Zukunft. Schon war die Nacht hereingebrochen, als ich wieder in die Stube trat. Meine Aeltern saßen stille beieinander. Sie waren tiefbewegt, selbst mein Vater.

An das Essen war kaum zu denken; es schmeckte uns nicht. „Agnes," sagte mein Vater, „gehe heute zeitig zu Bette, wir müssen morgen um 4 Uhr

schon aufbrechen. Nun wurde der Koffer gepackt; ich erhielt von der Mutter einen saubern Anzug für morgen, und mit einem kaum hervorgehauchten: Gute Nacht! schlich ich hinauf in mein Kämmerlein; aber schlafen konnte ich nicht. Es war schon sehr spät und ich lag noch weinend im Bette, da hörte ich noch einmal die Mutter heraufkommen. Sie hatte vergessen, mir ein Paar Strümpfe zu geben, die sie noch brachte. Sie mochte denken, ich schliefe, denn sie schlich leise herein, legte die Strümpfe auf den Stuhl und stand dann lange Zeit leise weinend an meinem Bette. Ich mußte mich mächtig zusammennehmen, um nicht in lautes Weinen auszubrechen. — Dann kniete sie am Bette nieder. Das treue Mutterherz betete für sein Kind — erst leise — dann vom Gefühle fortgerissen, lauter und lauter. Und als sie geendet, küßte sie mich leise; ich aber, überwältigt von meinem Herzen, schlang meine Arme um ihren Hals und weinte laut. — Stumm riß sie sich los und eilte hinab.

O du treues, frommes Mutterherz, wie hast du meine Seele erschüttert! Wie hab' ich Gott gelobt, dir keinen Kummer zu machen und deiner würdig zu bleiben! — Die Wirkung des Gebetes des mütterlichen Herzens war auch anderweitig fast wunderbar! Meine Thränen versiegten, Ruhe und Friede kam in meine Brust. Getrost und ruhig blickte ich in die Zukunft. Stand ich doch nun im Schutze Gottes und seiner heiligen Engel, und der heilige Spruch klang hell wie Glockenschall in meiner Seele: „Ist Gott mit uns, wer mag wider uns sein?"

(Münch'ner Lesebuch.)

### 3. Ein Handwerksgeselle erhält von seinem ältern Bruder Ermahnungen auf die Wanderschaft.

Auch ich bin gewandert, lieber Bruder, und habe die Welt gesehen; ich kenne die Gefahren, in die ein junger Mensch, der bisher blos das älterliche Haus kannte und liebevoll geleitet wurde, so leicht geräth, wenn er nun ohne Freund, Führer und Rathgeber ist. Du hast mir bisher Vertrauen geschenkt, nimm freundlich auf, was ich in den letzen Tagen für dich niedergeschrieben habe:

Wo du auch immer sein magst, überall habe Gott im Herzen, und bitte ihn, daß er deine Wege leite und alle deine Anschläge in ihm verbleiben. Verliere den Zweck deiner Wanderschaft nie aus dem Auge, der kein anderer ist, als dich in dem zu vervollkommnen, was dich einst ernähren und dich einst zu einem brauchbaren Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft machen soll. Zu dem Ende suche die Orte auf, wo du für dein Fach am meisten lernen und am meisten Neues sehen kannst. Weile nicht zu lange an einem und demselben Orte! (Warum nicht?)

Erwirb dir durch Treue, Fleiß und gesittete Aufführung das Vertrauen und die Liebe deines Meisters. Er wird dann weniger geheimnißvoll in seiner Kunst sein, dich wie ein Glied seiner Familie ansehen und vielleicht, wenn du zu deiner weiteren Bildung ihn verlässest, dich anderswohin empfehlen.

Wo Sonntagsschulen sind für Handwerker, besuche sie. Du wirst immer etwas Neues sehen, hören, lernen. Setze deine Ausgaben in ein richtiges Verhältniß mit deinen Einnahmen; denke auf einen Nothpfennig. Sei sparsam, liebe Ordnung und Reinlichkeit. Den Schmutzigen und Zerlumpten nimmt kein ordentlicher Wirth auf und kein redlicher Meister in Arbeit. Sei behutsam in deinen Aeußerungen über öffentliche Angelegenheiten. (Warum?)

Sei vorsichtig in deinem Umgange. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten und rauben das Vertrauen Anderer zu uns. Naht sich dir Jemand,

der über Religion und religiöse Gebräuche spottet und dich vom Besuche des Gottesdienstes abhalten will, den meide als einen Verführer. Hörst du einen Gesellen seinen rechtschaffenen Meister verleumden, oder die Fehler seiner Familie in der Zechstube aufdecken und durch falsche Zusätze vergrößern, den halte als einen Verführer. Eben so wenig verkehre mit dem, der schmutzige Reden führt, schamlose Lieder singt und über ehrbare Leute sich lustig macht; meide ihn, denn auch er ist ein Verführer. — Sei redlich gegen Jeden, erwarte es aber nicht, daß es Alle gegen dich seien. — Ein gewisses Mißtrauen wird dich schützen, daß du nicht die Beute verschlagener Gauner werdest. — Sei zwar fröhlich mit den Fröhlichen, aber wo wilde Gelage gefeiert werden sollen, da ziehe dich zurück, denn du kommst dabei leicht in Gefahr, dein Herz zu entweihen und zu entheiligen. — Mische dich nicht in Händel und Streitigkeiten. Vermeide das Spiel des Gewinnstes wegen. Sei nicht empfindlich, und nimm nicht jedes Scherzwort übel auf.

Sprich von deinen Mitgesellen hinter ihrem Rücken nichts Böses; sage ihnen lieber freundlich und offen, was du gerne anders hättest; sie werden dies lieber von dir selbst hören, als durch Andere. Sei höflich gegen Jedermann, selbst gegen Personen, die du auch nicht gerade besonders achten kannst. Zwischen Höflichkeit und Vertraulichkeit ist ein Unterschied. — Fange die Arbeit stets mit Gott an, und bete fleißig zu ihm; dies wird deinem Herzen die sicherste Schutzwehr gegen alle Versuchungen zum Bösen sein. Unterlaß auch nie in der Fremde, die Kirche zu besuchen, so oft du nur Gelegenheit hast; vor Allem aber gedenke, daß du den Sonntag heiligest. — Schreibe fleißig an das älterliche Haus; das weckt und erhält gute Vorsätze und hilft sie ausführen.

Richtest du dein Leben in der Fremde so ein, so können deine Aeltern und Geschwister die Hoffnung hegen, du werdest einst als tüchtig in deinem Fache und gesund an Leib und Seele zu ihnen zurückkehren.

(Kölner Lesebuch.)

### 4. Drei Bücher.

Immer, wenn du des Abends zu Bette gehen willst, lies zuvor drei Bücher, die du überhaupt stets bei dir haben mußt. Das erste ist ein recht altes, graues und häßliches, mit ganz schwarzer Tinte geschrieben; das zweite ist weiß und schön mit rother Schrift; das dritte prangt mit goldenen Buchstaben. Zuvörderst lies also das alte Buch, das heißt, betrachte dein vergangenes Leben, das, wie bei allen Sterblichen, auch bei dir voll von Sünden und Irrthum ist. Gehe in dich und öffne das Buch des Gewissens, das bei dem letzten Gerichte vor Gott und aller Welt wird aufgeschlagen werden. Denke daran, wie schlecht du gelebt hast, wie nachlässig du gewesen bist in Worten, Werken, Wünschen, Gedanken; schlage die Augen nieder mit dem Zöllner und sprich: Gott sei mir Sünder gnädig! Ich habe gesündigt, o Herr, ich habe gesündigt, erbarme dich meiner! Dann wird der Herr Furcht und Angst vertreiben, und dir Glauben und Hoffnung verleihen. Zugleich wird in dir die Sehnsucht erwachen, ihn zu loben und ihm treu zu sein bis in den Tod. Nun lege das alte Buch bei Seite, und hole aus dem Gedächtnisse das weiße. Siehe es ist das unschuldige Leben Jesu unsers göttlichen Heilandes, dessen Seele rein, dessen herrlicher Leib aber überall von Geißeln zerschlagen und mit rosenfarbenem, köstlichen Blute gezeichnet ist. Das sind die rothen Buchstaben, die seine wahre Liebe gegen uns bezeugen. Schaue sie an, in tiefem Mitgefühl und danke ihm, daß er dir durch seinen Tod die Thüre des Himmels aufgeschlossen und die Stätte bereitet hat. Zuletzt hebe

deine Augen in die Höhe und lies das dritte Buch, mit goldener Schrift geschrieben, das heißt: Betrachte die Herrlichkeit des ewigen Lebens, gegen welches das irdische also verschwindet, wie Kerzenlicht vor dem Glanze der Mittagssonne.

(Ruysbrock.)

## 5. Der liebe Gott ist todt.

Bei Meister Martin war die Noth zu Haus,
Aus jedem Winkel guckte sie heraus;
Sie machte sich in Küch' und Keller breit, —
Sie saß am leeren Tisch zur Mittagszeit —
Und legte selbst am Abend schadenfroh
Sich mit den Müden auf die Schütte — Stroh.
Und ob's der Meister noch so emsig trieb,
Arbeitend halbe Nächte — munter blieb:
Umsonst — es wuchs die Noth mit jedem Tag
Und muthlos ward der Meister allgemach;
Ließ ruh'n die fleiß'gen Hände und seufzte schwer —
Und wankte wie ein Schatten bleich umher.
Und mahnte ihn sein Weib auf Gott zu trau'n,
Zog er zusammen finstrer noch die Braun'n
Und brummte: „Weib, laß mir das Trösten sein,
Es kann vom Elend nur der Tod befrei'n!"
Da schwieg die Frau und sprach kein Wörtlein mehr,
Und wankte wie ein Schatten bleich umher;
Saß müßig an dem Rocken — Stunden lang —
Tief in Gedanken still, und seufzte bang.
Da sprach der Mann: „Was fehlet dir Marie?"
Und als sie schwieg, drang er noch mehr in sie,
Sie sollte ihm ihr Leiden doch gesteh'n,
Er könne sie nicht mehr so traurig seh'n!
Und sie darauf: „Ach in verwich'ner Nacht
Hat mir ein Traum das Herz so schwer gemacht;
Ja, bester Mann, ich will dir's nun gesteh'n,
Ich hab' im Traum den lieben Gott geseh'n;
Er lag im Sarg, — sein Haar war silberweiß,
Und weinend standen Engel rings im Kreis.
Der Helfer starb — nie endet unsre Noth,
Der liebe Gott — der liebe Gott — ist todt.
Da lächelte der Mann nach langer Zeit
Zum ersten Mal und sprach mit Freundlichkeit:
„Ei, ei, Marie, wie du so thöricht bist,
Weißt du denn nicht, daß Gott unsterblich ist?
Daß er — erhaben über Raum und Zeit —
Regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit?"
„Wie — sprach die Frau — so glaubst du lieber Mann,
Daß Gott im Himmel niemals sterben kann,
Daß er derselbe bleibet — fort und fort, —
Und wählest ihn doch nicht zu deinem Hort,
Und setzest deine Hoffnung nicht auf ihn, —
Daß Hilf uns stets zur rechten Zeit erschien!"
Da fiel's wie Schuppen von des Mannes Geist,
Ja — Gott ist treu und hält, was er verheißt!
Dank — liebes Weib — du weckest mein Vertrauen,
Auf Gottes Hilfe will ich freudig bauen;
Und zag ich jemals wieder in der Noth,
Dann frag mich nur: „Ist denn der Herr Gott todt?"

## 6. Die Vortheile der Armuth.

Armuth in leiblicher Art ist der Zustand, in welchem der Mensch nicht das hat, womit er die ersten Bedürfnisse seines Lebens, nämlich Nahrung, Kleidung und Wohnung genügend befriedigen kann. — Ein Gegenstand des innigen Mitleids ist die Armuth, der viel, oft sehr viel zu einem glücklichen und frohen Leben fehlt; sie verdient um so mehr unser Mitleid, wenn sie nicht durch Thorheit, Verschwendung ꝛc. verschuldet ist. Doch auch sie ist eine Einrichtung Gottes, und daher müssen auch durch sie Gottes weise Absichten in seiner Welt gefördert werden. So freudenleer uns die Armuth zu sein scheint, so sind doch mit ihr so manche Vortheile verbunden, die sehr zu beachten sind. Sie bestehen darin, daß der Arme:

1. unabhängig ist von so manchen Bedürfnissen. Wenig bedarf er, um die ersten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, er weiß nichts von prachtvoller Kleidung, ist zufrieden mit einer solchen, die ihn nothdürftig bedeckt und schützt, — nichts von glänzenden Wohnungen, — nichts von köstlichen, leckern Speisen, zufrieden mit einfacher, nährender Kost, — daher weniger Sorge, fühlt sich durch das Entbehren nicht unglücklich, da er von Jugend auf daran gewöhnt ist; — wie unglücklich ist der Reiche, der Prachtliebende, der an leckere Speisen Gewöhnte, wenn er in Lagen versetzt wird, wo er entbehren muß, und seine zahlreichen Bedürfnisse nicht mehr befriedigen kann?

2. freier ist vor den Anfechtungen so manchen Lasters. Zwar ist er nicht frei von allen Versuchungen, die er aber durch seine Gewöhnung zum Einfachen, durch seine Genügsamkeit leicht und sicher besiegen kann, — kommt weniger in Gefahr, Gott zu vergessen, wie der in Ueberfluß und Pracht Lebende — lebendig wird das Gefühl seiner Abhängigkeit von Gott erhalten, hat keine Veranlassung zur Verschwendung, zum Geiz, zum Stolz, sein Sinn für Lebensfreuden bleibt reiner; auch der geringste Segen in seinem Leben macht, daß er sich herzlich freut, und froh wird;

3. durch seine Armuth stets gewiesen ist an den Gebrauch seiner Geistes- und Körperkräfte. Noth ist zu allen Zeiten die Weckerin der Geistes- und Körperkraft der Menschen gewesen, wie viel ist durch sie für Kunst und Wissenschaft, für Erfindungen mancherlei Art gewonnen worden, — der Arme, nicht mit äußern, irdischen Gütern begabt, sieht sich fast genöthigt zum Gebrauche seiner Körper- und Geisteskräfte — Männer, in der tiefsten Armuth geboren und auferzogen, haben sich oft zu den brauchbarsten und tüchtigsten Bürgern eines Staates empor gearbeitet — sind ihrem Vaterlande und andern Nationen ein Segen gewesen.

So hat denn auch der Arme in seinem Leben der Veranlassungen so viele, Gott als seinen weisen und gütigen Schöpfer zu verehren und sich in Dankbarkeit ihm zu weihen, wenn er anders das vielfache Gute, was Gott in die Armuth legte, wahrnimmt und Gottes Führungen, die oft so wunderbar sind, verstehen lernt.

## 7. Gottes Lohn.

Eine Parabel aus dem 17. Jahrhundert.

Ein reicher, unbarmherziger Mann hatte einen großen Ackerbau, und bestellte ihn wohl, ackerte tief, düngte reichlich, säete viel und hatte einen starken Viehstand. Bei der jährlichen Berechnung der Ausgabe und des Ertrags fand er aber immer Verlust statt Gewinn, und daß der Samen nicht geerntet und die Kosten verloren wurden, sein Vieh manigfach verderbte,

und seine Aecker und Wiesen sich ganz entkräftet und unfruchtbar befanden. In seiner Nähe hatte ein armer Einsiedler nur ein kleines Feld, nur eine magere Kuh, der er selbst das Gras an steilen Felsen und in Sümpfen zusammen suchen mußte, weil er keine Wiesen hatte; doch erntete der arme Mann immer die Hülle und Fülle, und konnte seinem reichen Nachbarn selbst manchmal das Saatkorn borgen. Da fragte ihn der Reiche einst: „Sag wir, wie soll ich meinen Ackerbau nur anstellen, daß ich zum Ertrage komme?“ Und der Einsiedler antwortete ihm: „Führe einen silbernen Zaun um deine Felder und Wiesen, so wird Gott dich segnen.“ Der Reiche erwiederte: „Das steht nicht in meinem Vermögen, und ich will nicht, wie jener Schwabe, Nadeln aussäen, daß mir ein eiserner Zaun daraus wachse.“ Der Einsiedler aber sprach: „Du verstehst mich nicht; wechsle um einige Thaler Scheidemünze ein, und komme damit morgen wieder zu mir, so will ich dich lehren, den silbernen Zaun zu pflanzen.“ Dieses that der Reiche, und fand am andern Morgen von dem Einsiedler einige hundert Arme wie einen Zaun um seine Felder gestellt, und denen mußte er die Münze mit freundlichen Worten austheilen. Da sprachen sie alle von Herzen: „Gott vergelte es! Gott lohn es!“ Da wurde der reiche Mann wunderbar durch die Gnade Gottes gerührt, und zuerst erfüllte sich die Verheißung des Einsiedlers an seinem unfruchtbarsten Acker: seinem harten Herzen, denn es entsprang ein Quell aus diesem nackten Felsen, und Thränen der Liebe flossen reichlich von seinen Wangen. Aber auch seine Felder und Wiesen prangten bald in überschwenglichem Segen, er konnte seinen silbernen Zaun immer dichter und reicher machen, und er war bald so mild und selig, daß er in jedem Armen unsern Herrn selbst zu sehen glaubte, und so endlich die Liebe Gottes als eine silberne Mauer um Hab und Gut führte, daß ihn die Engel, als er selbst geerntet wurde, im Schutze des Himmels fanden, und zu dessen Freude ihn eintrugen.

## 8. Die Einkehr.

Bei einem Wirthe wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leicht beschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus,
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, der deckte selbst mich zu,
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

(Uhland.)

## 9. Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher gebreitet übers Land? die weißen, duft'gen Tücher mit ihrem grünen Rand? Und hat darüber gezogen das hohe blaue Zelt? darunter den bunten Teppich gelagert über das Feld? Er ist es selbst gewesen, der gute reiche Wirth des Himmels und der Erde, der nimmer ärmer wird. Er hat gedeckt die Tische in seinem weiten Saal, und ruft was lebet und webet, zum großen Frühlingsmahl. Wie strömt's aus allen Blüthen herab von Strauch und Baum! und jede Blüth' ein Becher voll süßer Düfte Schaum. Hört ihr des Wirthes Stimme: „Heran, was kriecht

und fliegt, was geht und steht auf Erden, was unter den Wogen sich wiegt! Und du mein Himmelspilger, hier trinke trunken dich, und sinke selig nieder auf's Knie, und denk' an mich!"

(Vernaleken.)

## 10. Blau-Veilchen.

Ein kleines Blau-Veilchen stand eben erst ein Veilchen unten im Thal am Bach. Da dacht' es einmal nach und sprach: „Daß ich hier unten blüh', lohnt sich kaum der Müh'; muß mich überall bücken und drücken, bin so in's Nied're gestellt, sehe gar nichts von der Welt; d'rum wär' es ganz gescheidt gethan, ich stieg ein bischen höher hinan!" — Und wie gesagt, so gethan. Aus dem Wiesenland mit eig'ner Hand zieht es ein Beinchen nach dem andern und begibt sich auf's Wandern. „Drüben der Hügel wär mir schon recht! Wenn ich den erreichen möcht', könnt' ich ein Stückchen weiter seh'n; dahin will ich geh'n!" Und so, im behenden Lauf, steigt das Veilchen den Hügel hinauf, pflanzt sich dort oben ein im schönsten Sonnenschein. Kaum aber hat es hier einen Tag gestanden, meint' es: „Von allen Landen sieht man hier oben kein großes Stück; — man hat keinen freien Blick. Aber auf jenem Berge dort, das wär' ein Ort, wo ich wohl möchte steh'n, um die weite Welt zu seh'n. D'rum wär' es noch gescheidter gethan, ich stieg ein bischen höher hinan!" — Und wie gesagt, so gethan. Aus dem Hügel, wo es stand, zieht es mit eig'ner Hand ein Beinchen nach dem andern und begibt sich auf's Wandern. Doch den Berg hinauf geht es nicht in so raschem Lauf. Es muß sich verpusten, muß öfter ruh'n; endlich mit niedergetretenen Schuh'n, auf beschwerlicher Bahn, kommt's Veilchen oben an, pflanzt sich dort wieder ein im hellen Sonnenschein. „Ei," spricht es, „hier ist's schön, aber Alles kann man doch nicht seh'n; so ein Berg ist doch nur ein Zwerg, auf der Alp da droben, das wär' eher zu loben, da möcht ich wohl sein! Da guckt ich bis in den Himmel hinein, hörte die Englein musiciren, säh' unsern Herrgott die Welt regieren!" — Und aus dem Berge, wo es stand, zieht es wieder mit eig'ner Hand ein Beinchen nach dem andern, begibt sich noch einmal auf's Wandern. Die Reise macht diesmal viel Beschwer; kein Weg, kein Steg war rings umher; dem Veilchen flimmert's vor dem Blick; es schwindelt, es kann nicht wieder zurück; da setzt es die letzte Kraft noch d'ran, zum Tode ermattet kommt's oben an. Ach! da war der Boden von Stein, kann mit den Füßchen nicht hinein; der Wind, der bläs't so hart; das Veilchen vor Frost erstarrt: Es zappelt mit allen Würzlein, bedeckt sich mit dem grünen Schürzlein, friert sehr an Händen und Beinen; da fängt's bitterlich an zu weinen; die blauen Bäcklein werden weiß; die Thränen gefrieren darauf zu Eis: „Ach! wär' ich geblieben im Thale dort!" Das war Blau-Veilchens letztes Wort. D'rauf sank es um und blieb stumm. — Hast du im Thale ein sich'res Haus, dann wolle nie zu hoch hinaus!

(Förster.)

## 11. Die Gefahren des Glücks.

Das Streben, glücklich zu sein oder glücklich zu werden, finden wir fast in jedem Kreise der menschlichen Gesellschaft. Glücklich im gewöhnlichen Sinne nennt man den, welcher von irdischen Gütern so viel besitzt, daß er auf eine bequeme, sorgenfreie Weise alle Bedürfnisse des Lebens befriedigen kann. An und für sich ist der Wunsch, glücklich zu sein, ein erlaubter; aber unerlaubt sind oft die Mittel, welche angewendet werden, um diesen Wunsch zu befriedigen. Wer zum Besitze des Glückes gelangt, denkt wohl aber auch selten daran, daß es in seinem großen Gefolge auch verderbliche, Gefahr

bringende Begleiter hat; denn es bringt uns ja das, was vorzüglich unsre sinnliche Natur so angenehm anspricht, ihre Wünsche so ganz befriedigt. Darum gehört der noch nicht zu den wahrhaft Glücklichen, dem auf Erden Glück zu Theil ward; denn vielfältig sind die Gefahren, welche auch das Glück bringt. Sie sind:

1. Sorglosigkeit und Leichtsinn. — Der Günstling des Glücks vergißt im Genusse der Gegenwart sehr oft, mit Ernst an die Zukunft zu denken, und an die vielfache Art, wie ihm sein Glück entrissen werden kann — er wird sicher, — denkt, es kann ihm nie fehlen — beachtet nicht die warnenden und lehrreichen Beispiele seiner Mitmenschen — vernachläßigt oft den eigentlichen Beruf seines Lebens und versäumt daher, seinen Geist zu bilden, sein Herz zu veredeln; setzt sich mit Leichtigkeit über die heiligsten Pflichten, welche ihm das Verhältniß zu den Seinigen und zu andern Menschen auflegt.

2. Ungenügsamkeit. Der Glückliche wird durch den Ueberfluß leicht unmäßig in seinen Wünschen und Erwartungen — das, was er hat, ist ihm noch nicht genügend, daher wird er leicht zum Geize verleitet — ist schwer zu befriedigen im Genusse irdischer Freuden, weil er sich dieselben ohne Mühe bereiten kann. Verschwendung — Ueppigkeit — Widerwillen gegen das Natürliche ꝛc.

3. Trägheit und Gleichgültigkeit. — Entwöhnung von aller Thätigkeit durch die Gewöhnung zur Bequemlichkeit, durch die leichte und mühlose Art, seine irdischen Wünsche zu befriedigen — daher Gleichgültigkeit, selbst gegen die Freuden der Natur, des Wohlthuns. Mangel an Theilnahme an dem Wohle und Wehe anderer Menschen; Kälte, Lieblosigkeit, Härte ꝛc.

4. Uebermuth. Bei dem Glücklichen findet sich leicht ein kühnes Vertrauen auf den Besitz irdischer Güter ein — verächtliche Behandlung anderer Menschen, die mit Glücksgütern nicht so reich begabt sind — Stolz — setzt sich über die bürgerlichen Anordnungen, über den Anstand hinweg — denkt nicht mehr Gottes, seines größten Wohlthäters — Abwesenheit aller Dankbarkeit gegen Gott und des Strebens, durch rechten Gebrauch des Glücks sich dessen immer würdiger zu machen.

Bitten wir daher um Glück, so mögen wir nicht vergessen, im Glücke auch um Demuth und Weisheit zu bitten; damit wir es als Gnade von Gott und als ein Mittel betrachten, leichter und sicherer unsere Bestimmung zu erreichen.

## 12. Die Lilie.

Die Jungfrau zu der Lilie spricht:
Ich gehe heut' zum Tanze,
Du stolze Lilie, willst du nicht
Dich reihen zu meinem Kranze?

Die Lilie spricht: Wo Jubel schallt,
Sind gern die feur'gen Nelken;
Ich arme Lilie möchte bald
In fliegenden Locken welken.

Die Braut nun zu der Lilie spricht:
Heut' geh' ich zum Altare!
Du schöne Lilie, willst du nicht
Dich schlingen in meine Haare?

Die Lilie spricht: Ich bin zu bleich,
Um eine Braut zu schmücken;
Die Rosen, an Duft und Schönheit reich,
Sollst, schöne Braut, du pflücken.

Die Mutter zu der Lilie spricht:
O Lilie, zarte, bleiche!
Mein Kind ist todt, — o willst du nicht
Dich legen zu der zarten Leiche?

Die Lilie spricht: O Mutter, nein!
Das ist nicht meine Stelle,
Es schmücke dein todtes Kindelein
Die sinnige Immortelle!

Ich gehe jetzt zum Tisch des Herrn,
Hat dann ein Mädchen gesprochen;
Dich, holde Lilie, hätt ich gern
Zu meinem Schmuck gebrochen!

Die Lilie spricht mit frohem Muth:
Dir will ich gern mich vereinen,
An deinem Herzen ruht sich's gut —
Die Reine bei der Reinen! (Ernst.)

## 13. Der Unzufriedene.

In einem schattigen Thälchen, nicht weit von der Heerstraße, war eine Baumschule angelegt. Ein schöneres Plätzchen hätte auch Niemand dazu finden können. Die jungen Pflänzchen erfreuten sich der Morgensonne, während ein naher, stark bewaldeter Berg Nachmittags erquickenden Schatten gab. Von der Landstraße war das Thal gerade weit genug entfernt, um es vor lästigem Staube zu sichern, und seine Seitenwände schützten die jungen Bäumchen vor scharfen Winden.

Es war ein fröhliches Leben in der Baumschule. Junge Pappeln-, Kirschen- und Aepfelbäume, Kastanien-, Ahorn-, Pflaumen- und Nußbäume, alle wuchsen in geregelten Reihen munter empor und sahen so frisch und kräftig aus, daß jeder Wanderer überrascht stehen blieb und die liebliche Pflanzung mit Freuden betrachtete.

Nur ein Kirschenbäumchen war mit seiner Stellung nicht zufrieden. Ach, seufzte es oft, wie eng und gedrückt stehe ich doch hier, nach keiner Seite hin habe ich Aussicht in's Freie! Und lebt man einmal ein Bischen auf, macht man sich nur ein klein wenig breit, so kommt flugs der Gärtner mit seinem scharfen Messer und schneidet einem die besten Zweige vom Stamme herunter, daß man laut aufschreien möchte. Und wenn er nicht an mir herum schneidet, so hackt er mir doch an den Wurzeln, daß ich über und über erzittere, oder er schnürt mich so fest an einen Pfahl, daß mir das Blut stocken möchte, und ich mich nach keiner Seite hin frei bewegen kann.

So seufzte und klagte das Bäumchen oft, und wünschte nichts sehnlicher, als endlich aus dem Thale erlös't zu sein und an die Heerstraße versetzt zu werden, wo mehr Freiheit herrschte, wo die großen Bäume standen und ihm öfters zuzuwinken schienen.

Dieser Wunsch sollte auch bald erfüllt werden, denn eines Tages kam der Gärtner, säuberte den Boden um das Bäumchen, hob es mit einigen kräftigen Spatenstichen aus der Erde und trug es vorsichtig hinauf an die Heerstraße. Hier wartete seiner schon eine Vertiefung, in welche es alsbald eingesetzt und mit Erde umschüttet wurde, die der Gärtner fest trat. Dann schlug er einen Pfahl ein, band es daran fest, gab ihm noch einmal zu trinken und ging seines Weges. Das Alles kam so schnell und plötzlich, daß das Bäumchen gar nicht recht wußte, wie ihm geschah und seinen Jugendgefährten nicht einmal Lebewohl sagen konnte.

Ob's unser Kirschbäumchen nun wirklich besser hatte? Ob es nun recht zufrieden war? Anfangs, und nachdem das Bischen Heimweh vorüber, schien es so, und das Bäumchen wuchs zusehens und machte sich recht breit und schaute mit stolzem Selbstgefühle in's Thal hinab auf seine Jugendgenossen. Aber nach einigen Wochen umwölkte sich der Himmel, ein heftiger Wind erhob sich mit Regenschauer begleitet, und hätte unser Kirschbäumchen nicht den Stab zur Seite gehabt, so würde es ihm schlimm ergangen sein. Aber auch dieses Beistandes sollte es sich nicht lange mehr freuen, denn eines Abends spät kam ein diebischer Mensch, schnitt die Weiden, mit denen das Bäumchen festgebunden war, hastig durch, riß den Pfahl aus der Erde und lief damit rasch von dannen. Nun hatte das Bäumchen keinen Schutz mehr und war öfters in großer Gefahr, vom Sturme gebrochen zu werden. Endlich legte sich dieser, aber bald kamen neue Leiden. Wochenlang brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab, unser Bäumchen verschmachtete fast vor Durst, aber mehr noch plagte es der Staub, den jeder Luftzug oder Wagen und jede Viehheerde aufwirbelte, der sich ihm auf alle Blätter und Zweige setzte, ihm den Athem erschwerte, und einen großen Theil

seiner Blüthen erstickte. Auch dieses Leid wurde überstanden, denn endlich kam ein erfrischender Regen, wusch den Staub hinweg und stärkte unser Bäumchen so, daß es wieder wachsen und Früchte ansetzen konnte. Aber nun kamen neue Trübsale. Böse Buben, welche vorbei gingen, rissen ihm Zweige ab oder schlugen und warfen nach den Früchten, und häufig genug kam das Vieh und rieb sich an dem Stamme, also, daß sich von dem Bäumchen die schützende Rinde ablös'te, und es vor Schmerzen aufseufzte.

Da gedachte unser Kirschbaum des stillen Thales und seines Aufenthaltes in der schützenden Baumschule! Ach, wie habe ich mein Glück und die Sorgfalt des Gärtners verkannt, seufzte er oft, und wie sehe ich erst jetzt ein, daß jene Zeit, die ich so oft verwünschte, die glücklichste meines Lebens war!

Jünglinge und Jungfrauen, seht in diesem Baume euer Bild! Wohl wird auch für euch die Zeit kommen, wo ihr das Aelternhaus, die Familienkreise und die Schule verlassen und in die Welt eintreten müßt; aber ersehnet diese Zeit nicht zu heftig, und laßt euch durch den Hinblick auf die lockende Zukunft nicht um den frohen Genuß der Gegenwart bringen. Ihr werdet es alle erfahren, daß uns auf dem Markte und der Heerstraße des Lebens Stürme der Trübsal umbrausen, daß wir dort öfters allein stehen, daß unsere schönsten Hoffnungsblüthen, daß die besten Entschließungen und die Früchte des edelsten Strebens vom Neide vergiftet oder von bösen Buben in den Staub gezogen werden, und daß die Elendesten Gelegenheit finden, euren Frieden zu stören. Auch für euch kommt die Zeit, wo ihr voll Sehnsucht auf eure Jugend zurückschaut und mit Dankbarkeit und Wehmuth eurer Gefährten und Pfleger gedenkt. Aber weil diese Zeit nicht ausbleibt, so erkennet und genießet dankbar das Gute der Gegenwart!

(Kellner.)

### 14. Der alte Löwe.

Ein alter Löwe, der von jeher sehr grausam gewesen war, lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete seinen Tod. Die Thiere, welche sonst in Schrecken geriethen, wenn sie ihn sahen, bedauerten ihn nicht; denn wer betrübt sich über den Tod eines Friedestörers, vor dem man nie ruhig und sicher sein kann? Sie freueten sich vielmehr, daß sie seiner nun bald los sein würden. Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, das er ihnen ehedem angethan hatte, wollten nun ihren Haß an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfreden; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein stand dabei und that ihm Nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht," fragte der Esel, „dem Löwen auch Eins hinter die Ohren geben?" Das Pferd antwortete ernsthaft: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht schaden kann.

(G. E. Lessing.)

### 15. Der Adler, die Katze und das wilde Schwein.

Auf einer Eiche im Walde lebten ein Adler, ein Schwein und eine Katze. Der Adler nistete auf dem Wipfel, die Katze in der Mitte des Baumes, und das wilde Schwein hatte unten am Fuße desselben seine Ferkel geworfen. Das bösartigste Geschöf unter allen dreien war die Katze. Sie sann unaufhörlich auf das Verderben der übrigen, und wandte sich in dieser Absicht zuerst an den Adler.

„Ew. Majestät," sprach sie, „mögen wohl auf Ihrer Hut sein. Es ist gewiß ein verrätherischer Anschlag gegen Sie, und nebenbei auch gegen mich armes Thier im Werke. Unaufhörlich wühlt das Schwein da unten an den Wurzeln des Baumes. Sicherlich wird es nicht eher nachlassen, bis die Eiche stürzt, und dann mag wohl der Himmel sowohl meinen, als Ihren Jungen gnädig sein."

Kaum war es ihr auf diese Weise gelungen, den Adler mißtrauisch zu machen, als sie sich auch zu dem Schweine verfügte. „Du träumst Dir wohl kaum," sprach sie, „die Gefahr, in welcher Du Dich befindest? Da oben auf dem Wipfel des Baumes lauert ein Adler; raubgieriger als er, war gewiß noch keiner. Nur allzugern möchte er unsere Jungen erbeuten. Entferne Dich nur ein einziges Mal, und er hat sie."

Von Stund' an wich der Adler nicht mehr von seinem Neste, und das Schwein ebensowenig von seiner Bucht. Jedes fürchtete sich vor dem Andern. Die anscheinende Sorgfalt der Katze, die nur des Nachts ausschlich, um sich Futter zu holen, vergrößerte die Besorgniß ihrer Nachbarn. Beide waren so lange auf ihrer Hut, bis endlich beide verhungerten, und die Besorgung ihrer Kinder der räuberischen Katze und ihren Kätzchen überlassen mußten.

Hüte dich, auf Zwischenträger und Verläumder zu hören! Auf der ganzen Erde gibt es keine so verderbliche Art von Menschen, als diese.

(A. G. Meißner.)

## 16. Der Zaunkönig und seine Frau.

Zu Bethlehem der Wächter rief zu Aller Kunde
Nach Mitternacht die dritte Stunde. —
Da stand am Hinterhause des Ezechia
Der Engel, und besah
Mit seinen himmlischen Gefährten
Den Ort, wo Gottes Sohn auf Erden
In Knechtsgestalt erscheinen sollte. —
O, dürft' ich, seufzte Gabriel, ich wollte
Dem Höchsten eine Wiege bauen! —
Als Opfer flößen schnell von allen Enden,
Aus allen Gauen
Zum heiligen Werk die reichsten Spenden.
Die Berge spendeten ihr reinstes Gold,
Der Wurm aus weiter Ferne
Die Seide zu dem Decklein gerne,
Die Tiefe, was die Purpurschnecke zollt,
Der Schwan aus seiner weißen Hülle
Der weichsten Daunen reiche Fülle. —
Den Wiegenkorb hing ich an Reben,
So frei von Ulm' zu Ulme schweben,
Und Lüften, die auf Blüth' und Blume liegen,
Geböt' ich aufzustehen und das Kind zu wiegen.

Unweit von Gabriel, der also sprach,
Hing, gut geflochten mit dem Stroh am Dach,
Ein rundes Nest, und d'rin
Saß König Zaun mit seiner Königin.
Die stieß den schlafenden Gemahl
Erwecklich in die Seite,
Und sprach: Zaun hör' einmal,
Was unter uns die fremden Leute
Von wunderlichen Dingen sagen!
So horchten nun der König und die Königin
Und hörten, daß in wenig Tagen,
Nach Gottes Sinn,
Der Herr des Himmels und der Erden
Sollt' unter ihrem Dach geboren werden. —

Als d'rauf die Engel weiter waren,
Sprach seine Frau zu König Zaun,
Der seine Augen wieder schließen wollte: Traun,
Nach dem, was wir erfahren,
Ist nun zum Schlafen nicht mehr Zeit. —
Ei ja, der Engel sprach wohl lang und breit
Von Stall und Krippelein, und jammerte dabei;
Doch was darin zu richten sei,
Vergaß der Kluge nachzuseh'n,
Als werd' es schon von selbst gescheh'n. —
Komm, Guter, komm! laß uns nicht säumen,
Im Stalle etwas aufzuräumen.
So sprach die Königin zu ihrem Herrn,
Und obgleich König Zaun sonst länger schlief,
So folgte er doch seinem Weibe gern,
Das ihn zu dieser Arbeit rief.

Ach Gott, das ist ein Stall!
An allen Enden welch' ein Graus!
Wer zählt das Ungeziefer all! —
Im Winkel sitzt die Fledermaus,
Die Spinne an den Netzen flickt,
Die Wespe an dem Holze zwickt,
Der Tausendfuß im Moder kriecht,
Der Skorpion im Staube liegt.

Und von der Decke Staubpaniere hangen. —
Das Paar vom Zaune läßt sich vor diesem Graus
Nicht bangen.
Es jaget fort die Fledermaus,
Es spießt die Spinne, die am Netze flickt,
Es schlägt die Wespe, die am Holze zwickt,
Es fällt den Tausendfuß, so in dem Moder kriecht,
Es würgt den Skorpion, der in dem Staube liegt. —
Der Königin, so wohlgemuth,
Sind ihre Flüg'lein nicht zu gut;
Sie kehret an den Wänden auf und ab,
Sie flattert an der Decke hin und her,
Und Staub um Staub fällt wolkendicht und schwer
Auf's Esterich herab. —
Indeß sie Wand und Decke fegt,
Heißt sie den König lugen,
Ob wohl das Krippelein in seinen Fugen
Kein Ungeziefer hegt. —
„Denn," sagte sie, „es wär' uns Sünde,
So Spinne oder Käferlein dem Kinde,
Wenn's in der Krippe schliefe,
Zum Schrecken über's Antlitz liefe.
Ei Schande, wenn es aufschlüg' seine Aeugelein,
Und fiel ihm Staub und Wust hinein! —"

Indeß so die vom Zaun sehr fleißig waren,
Kam Gabriel herabgefahren,
Und sprach zum König und der Königin:
Gott hat geseh'n, was ihr mit gutem Sinn
Für seinen Sohn gethan,
Und sieht's so hoch in Gnaden an,
Daß ihr den Lohn selbst wählen sollt. —
Wir brauchen, sprach der König, weder Ehr' noch Gold,
Wir haben unser täglich Brod,
Und sonst thut uns Nichts noth.
Doch will der Herr uns Gnade schenken
Und des geringen Dienst's gedenken,
So laß er mir, wann allemal das andere Gefieder
Im Herbst verstummet, meine Lieder,
Auf daß ich immerdar nach meiner Weise
Von nun an meinen Schöpfer preise.

Seitdem singt König Zaun am Weihnachtsfest,
Wann Gott die andern Vögel schweigen läßt,
Im Namen der beschwingten Brüder
Dem Sohne Gottes seine Lieder.

O, räum' auch du, mein Kind, aus deinem Sinn,
Was König Zaun und seine Königin
Zu Bethlehem aus Stall und Krippe, —
Des Eigensinnes Staub, des Ungehorsam's Wust,
Dann hast du auch stets Trieb und Lust,
Zum Preis des Herrn mit Herz und Lippe! —

(Karl Stöber.)

## 17. Das Habermus.

1. Kinder, das Habermus ist fertig, so kommt denn und esset!
Betet: Aller Augen — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß am rußigen Topf sich keins das Aermelchen schwarz macht.
So, nun esset, und segn' es euch Gott, und wachs't und gedeihet!
Seht, es hat die Haberkörnlein der Vater im Frühjahr
In die Furchen gesä't mit fleiß'ger Hand und beegget.
Aber daß sie gewachsen und zeitig geworden, dafür kann
Euer Vater hier nicht, das thut der Vater im Himmel.
Denket nur, Kinder, es schläft ein Keimchen im mehligen Körnlein,
Klein gestaltet und zart; nicht regt, noch rührt sich das Keimchen,
Nein, es schläft und spricht euch kein Wort und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis es die Furche bedeckt und der aufgelockerte Boden;
Aber sodann in der Furch' und in der befeuchteten Wärme
Wacht allmählich es auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
Streckt die Gliederchen aus und sauget am saftigen Körnlein,
Wie an der Mutter das Kind, es fehlt' nur, daß es noch weinte.
Nach und nach wird's größer und heimlich auch schöner und stärker,
Schlüpft aus den Windeln heraus und streckt ein Würzelchen abwärts
Tiefer hinein in den Grund, sich Nahrung suchend und findend.
Ja, und der Vorwitz plagt's, neugierig möcht' es auch wissen,
Wie es nun weiter oben wohl sei. — Gar heimlich und furchtsam
Guckt's aus dem Boden heraus. — Potz Stern! ich glaub' es gefällt ihm! —
Und der liebe Gott schickt einen Engel hernieder!
Bring' ihm ein Tröpfchen Thau und sag' ihm freundlich Willkommen!
Und es trinkt nnd es schmeckt ihm so wohl, es streckt sich gewaltig.

Aber nun kämmt sich die Sonne, und ist sie gekämmt und gewaschen,
Tritt mit dem Strickzeug schnell sie hervor dort hinter den Bergen,
Wandelt daher den Weg hoch an der himmlischen Straße,
Stricket und schauet herab, wie eine freundliche Mutter
Nach den Kinderchen sieht. Sie lächelt freundlich dem Keimchen,
Und es thut ihm so wohl bis tief hinein in das Würzelein.
Solch' eine prächtige Frau und doch so gütig und freundlich!
Aber was sie wohl strickt? Ein Gewölk aus himmlischen Düften!
Schon setzt's Tropfen, ein Sprützelchen kommt, jetzt regnet es völlig.
Keimlein trinket sich satt, darauf wehet ein Lüftchen und trocknet's,
Und es sagt: Nicht kehr ich zurück jetzt unter den Boden!
Nicht um Alles! Da bleib' ich, und schau', zu was ich noch gut bin!

2. Esset, ihr Kindlein, und segn' es euch Gott, und wachs't und gedeihet,
Bittre Zeit noch harrt auf das Keimlein. Wolken an Wolken
Stehen am Himmel, bei Tag und bei Nacht, und die Sonne verbirgt sich.
Hoch auf den Bergen da schneit es, und weiter unten da hagelt's.
Hu — wie schaudert es jetzt dem Keimlein, wie schlottert's und weint es!
Und der Boden ist zu und hat gar ärmliche Nahruug.
Ist denn die Sonne gestorben, so spricht's, daß sie gar nicht zu seh'n ist?
Oder fürchtet sie auch, sie erfrör'? Ach wär ich geblieben,
Wo ich gewesen, bescheiden und klein im mehligen Körnlein,
In dem heimischen Grund' und in der befeuchteten Wärme!
Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr sprechet wohl auch dereinst so,
Wenn in die Welt ihr kommt, bei nie gesehenen Leuten
Schaffen müßt und euch rühren und Brod euch verdienen und Kleidung:
Wäre daheim ich doch bei'm Mütterchen, hinter dem Ofen!
Tröst' euch Gott, es währet nicht immer, und endlich wird's besser,
Wie auch das Keimlein erfahren. Nun hört! Am heiteren Maitag
Weht es so lau, und es steigt die Sonne kräftig vom Berg auf,
Und sie schaut, wie's dem Keimlein ergeht, und gibt ihm ein Küßchen.
Ach! wie ist's ihm so wohl, es weiß nicht zu bleiben vor Freude.

3. Allgemach pranget die Matte mit Gras und farbigen Blumen,
Allgemach duftet die Blüthe der Kirschen, es grünet der Pflaumbaum,
Buschiger wird das Korn, und buschiger Weizen und Gerste.
Und mein Häberlein spricht: Jetzt bleib ich allein nicht dahinten!
Nein, es spreitet die Blättchen — wer hat sie so zart ihm gewoben?
Jetzt auch schießet der Halm — wer treibt in Röhren an Röhren
Aus den Wurzeln das Wasser hinauf zur saftigen Spitze?
Endlich schlüpfet ein Aehrlein heraus und schwangt in den Lüften —
Sage mir doch nur ein Mensch, wer hat an seidene Fäden
Dort ein Knöspchen gehängt und hier mit künstlichen Händen? —
Himmlische Engel, wer sonst? — Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab von Halm zu Halm und schaffen gewaltig.
Jetzt hängt Blüthe bei Blüth' an der zierlichen, schwankenden Aehre,
Und mein Häferchen steht gleich einem Bräutlein im Kirchstuhl.
Jetzt sind zarte Körnchen darin und wachsen im Stillen,
Und mein Haber beginnt zu merken, was es will werden.
Käferchen kommt nun und Fliege: sie kommen und machen Besuch ihm,
Schauen, wie es ihm geht, und singen ihr: Eia Popeia! —
Und auch der Glühwurm kommt, Potz tausend, mit dem Laternchen
Nachts um neun auf Besuch, wenn Flieg' und Käferlein schlafen. —

4. Esset, ihr Kinder, gesegn' es euch Gott und wachs't und gedeihet!
Späterhin hat man geheu't und Kirschen gesammelt nach Pfingsten,
Späterhin saftige Pflaumen gepflückt dort hinten im Garten,
Späterhin hat man Roggen gemäht und Weizen und Gerste:
Aber die Kinder der Armen sind barfuß zwischen den Stoppeln
Aehren lesen gegangen, und's Mäuslein macht den Kehraus.
D'rauf hat der Hafer geblüht; voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: Jetzt ist's mir endlich verleidet;

Meine Zeit, ich merk' es, ist aus; was mach' ich allein hier
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Kraut der Kartoffeln?
D'rauf ist die Mutter hinaus mit Joseph, Fränzchen und Lieschen,
Und schon fror's an den Fingern, so kalt war's Morgens und Abends.
Endlich haben wir heim ihn gebracht in die staubige Scheune
Und ihn gedroschen von früh um zwei bis Abend um viere.
D'rauf hat des Müllers Esel ihn abgeholt in die Mühle
Und ihn wiedergebracht, in feine Körnlein zermahlen;
Und mit sahniger*) Milch von jungen fleckigen Kühen
Hat lieb Mütterchen ihn gekocht, — gelt, Kinder, es schmeckte?
Wischet die Löffel nun ab, und bet't eins: Danket dem Herrn!
Und jetzt geht in die Schule, dort hängt das Ränzchen am Simse!
Falle mir keins, gebt Achtung und lernt hübsch, was man euch aufgibt!
Kehrt ihr zurück, setzt's auch ein gebackenes Pfläumlein zum Nachtisch.

## 18. Das Glasgemälde.

Ein armer Pilger, fromm und gut,
Mit weißem Stab und Muschelhut,
In schwarzem, wollenen Gewand,
Zog weit umher von Land zu Land.
Er sah die Unschuld oft gedrückt,
Die Schuld mit Stern und Band geschmückt.
Der Welt verworrenes Gewühl
Schien ihm fast nur des Zufalls Spiel.

So wallt' er einst mit trübem Sinn
Durch eine rauhe Wildniß hin;
Der Himmel ist von Wolken schwer,
Es regnet, schneit und stürmet sehr.
Da zeigt, mit Moos bedeckt und alt,
Ein einsam Kirchlein sich im Wald.
Er zieht den Hut und geht hinein,
Und grausig Dunkel schließt ihn ein.

Das Spitzgewölb', die Wänd umher
Sind ohne Zierrath, kahl und leer;
Der kleine, steinerne Altar
Vielfältig grün von Schimmel war.
Des Kirchleins einzig Fensterlein
Nimmt des Altarblatts Stelle ein,
Und schwärzlich, roth und ungestalt
Sind alle Scheiben übermalt.

Pfui! spricht der Mann, welch' garstig Stück
Beleidigt hier den frommen Blick!
Das malte wohl in Fieberwuth
Ein blinder Mann mit Ruß und Blut.
Man sieht ja Nichts, als Fleck an Fleck,
Nichts hat Bedeutung, Sinn und Zweck,
Ja, dieses dunkle Chaos stellt
Mir dar ein treues Bild der Welt.

Indem der Pilger dieses spricht,
Die Sonne durch die Wolken bricht,
Entzündet, wie mit einem Strahl,
Des Glasgemäldes Farben all'.
Ein Bild von wunderschönem Glanz
Erscheint in buntem Feuer ganz,
Und der Kapelle düst're Nacht
Erhöht noch mehr der Farben Pracht.

Den feur'gen Dornbusch man erkennt,
In dem der Name Gottes brennt;
Beleuchtet von dem Wunderlicht,
Liegt Moses auf dem Angesicht.
Sein Purpurkleid, des Mantels Blau,
Der graue Fels, die grüne Au,
Der weißen Schäflein zarte Schaar,
Erscheinen lieblich, hell und klar.

Ha! rief der Pilger, welch' ein Bild!
Wie feuerreich und doch so mild!
Was dunkel und verworren war,
Wie ist es jetzt so licht und klar!
Was vorher ohne Zweck mir schien,
Setzt wohlbedacht der Meister hin;
Kein Strichlein durfte anders sein,
Sollt ich mich dieser Schönheit freu'n.

Auch seine düst're Seel' wird licht,
Im Herzen tief die Stimme spricht:
„Dem Bilde gleicht dein Lebenslauf.
Geht einst die Wahrheitssonne auf,
Dann wird, was dir verworren scheint,
Zu einem Lichtgemäld' vereint.
D'rum glaube jetzt und bete an!
Was Gott thut, das ist wohlgethan!"

(Christoph v. Schmid.)

## 19. Die Kirche.

Vom Himmel selbst bereitet
Aus heil'gen Cedern, gleitet
Ein Schiff durch's wilde Meer;
Und wie auch Winde blasen,
Und wie die Stürme rasen,
Mit Ruhe geht's einher.

---

*) Sahne, Rahm, Obers, Nidel.

Statt Mast und Segelstangen
Sieht man ein Kreuz nur prangen,
Des ew'gen Heil's Symbol;
Und unermüdlich walten
Drei herrliche Gestalten
Ob dieses Schiffes Wohl.

Ein Ritter, ungeheuer
An Stärke, lenkt das Steuer.
Er wankt und rastet nicht!
Und Glaube heißt der Ritter,
Dem auch im Ungewitter
Das Ruder nimmer bricht.

Und in des Meeres schwanker
Bewegung hält den Anker
Ein Weib, das Hoffnung heißt,
Die, nach dem Land gerichtet,
Wo einst es friedlich lichtet,
Das Ziel dem Schiffe weis't

Die Dritte spannt den Schleier,
Hellleuchtend, wie ein Feuer,
Als weites Segel auf;
Sie heißet Liebe, zügelt
Die Stürme und beflügelt
Des Schiffes stillen Lauf.

Heil Jedem, der entronnen
Dem Meer, das Schiff gewonnen
Und nimmer es verläßt!
Dort darf er nicht mehr zagen,
Es wird ihn sicher tragen,
Es schirmt ihn stark und fest.

Die Arche, die den Einen
Von Gott erkor'nen Reinen
Vor Zeiten schützend trug,
Als jene Fluth verheerend,
All' Lebendes zerstörend,
Sich um die Erde schlug: —

Sie war ein schwaches Zeichen,
Und muß dem Schiffe weichen,
Das unvergänglich lebt,
Wenn Alles schon verklungen,
Wenn diese Welt verschlungen,
Noch ruhig oben schwebt.

Doch in der Zeiten Fülle
Steht dieses Schiff einst stille,
Vollendet ist sein Lauf.
Und Er, der es regierte,
Nimmt Alle, die es führte,
In seinen Himmel auf!

(Diepenbrock.)

## 20. Die sieben heiligen Sakramente.

Sieben Himmelspalmen pflanzte
Gott dem Menschen auf die Erde,
Daß ihm Ruh' in ihrem Schatten,
Speise von den Früchten werde.

Sieben Sonnen hieß er scheinen
In die Erdennacht, die öde,
Daß die finstere Macht der Kälte
Nicht den blinden Wand'rer tödte.

Sieben Quellen hieß er springen
In der Wüste aus dem Sande,
Daß der Wand'rer nicht verschmachte
In des Durstes heißem Brande.

Sieben Kreuz' er aufgerichtet,
Stationen um zu rasten,
Wenn der Erde Kreuz und Leiden
Scharfen Druckes ihn belasten.

Sieben Engel hat der Milde
Als Geleiter uns gegeben,
Uns zu stärken, uns zu führen
Durch den Tod zum ew'gen Leben;

Sieben Flügel uns verliehen,
Die mit mächtig starkem Zuge
Uns zur lichten Sonne tragen,
Wenn der Staub uns hemmt im Fluge.

Siebenfach sei d'rum gepriesen,
Der die Gnaden uns ertheilet,
Der mit sieben Sakramenten
Heiligend die Sünder heilet.

Schon im zarten Mutterarme
Naht dem Kindlein Himmelsgnade,
Mild verzeihend, neu es weihend,
In der Taufe heil'gem Bade.

Himmelskraft zum Erdenkampfe,
Helm und Schild zu seiner Schirmung
Reicht die Fülle dann des Geistes
Dem Erstarkten in der Firmung.

Wenn er strauchelt, wenn er stürzet,
Von dem Feinde überwunden,
Heilt der Heiland in der Buße
Seines Herzens tiefste Wunden.

Naht erbarmend seiner Hütte,
Wenn ihn Durst und Hunger quälen,
Um, als Speise selbst ihn speisend,
Gott und Menschheit zu vermählen.

Daß er deines Reiches walte,
Das Verliehene verlethe,
Machst du ihn zu deinem Priester
Durch die heil'ge Kraft der Weihe.

Harrest seiner am Altare
Bei dem Tausch der Hochzeitringe,
Daß die Ehe, gottgesegnet,
Gottgeweihte Blüthen bringe.

Wenn er endlich niedersinket
Vor des Todes kaltem Hauche,
Weih'st du ihn mit heil'gem Oele,
Daß er auf zum Leben tauche,

Daß er, eine Himmelsflamme,
Sich zum Himmel auferschwinge,
In dem Chore reiner Engel
Lichtgesänge leuchtend singe.

(Münster'sches Lesebuch.)

## 21. Der Tag der ersten heiligen-Kommunion.

Zur Zeit, in welcher der Kaiser Napoleon auf den höchsten Gipfel der Macht und des Glückes gelangt war, befand er sich einmal umgeben von den ausgezeichnetsten seiner Feldherren und von den vertrautesten seiner Kriegsgefährten, wovon Einige sich von den merkwürdigsten Tagen ihres Lebens unterhielten. Der Kaiser hörte ihnen einige Augenblicke stillschweigend zu. Auf einmal unterbrach er sie mit der Frage: „Wissen Sie auch, meine Herren, welches der schönste, der glücklichste Tag meines Lebens ist?“ Alle Umstehenden nannten ihm alsbald einige jener Tage, an welchen er die grösste Kriegskunst bewiesen, die herrlichsten Siege erfochten hatte. Die Einen riethen Marengo, die Pyramiden, Austerlitz, Wagram . . . die Anderen den Tag, an welchem er zum Kaiser gekrönt worden . . . . „Es ist der Tag meiner ersten Kommunion!“ Alle lächelten ob dieser Erklärung, mit Ausnahme eines einzigen Generals, der mit Ernst und Rührung die Worte des Kaisers aufgenommen. Napoleon klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Brav, Druot (spr. Drüo), brav! Ich bin glücklich, dass Du mich verstanden hast!“

Und dieser Mann, der in den Tagen seines Glückes auf dem Gipfel der Macht und Grösse, auf dem Throne, den Tag seiner ersten Kommunion nicht vergessen, ihn öffentlich als den schönsten und glücklichsten seines Lebens anerkannt, er vergass denselben auch nicht in den Tagen des Missgeschicks. Als er auf der Insel St. Helena sich seinem Ende nahe fühlte, erinnerte er sich des Gottes seiner Jugend, und flehte zu ihm, um in der letzten Stunde ebenso, wie am Tage der ersten Kommunion, Gnade zu erhalten. Vor seinem Tode berief Napoleon alle Gefährten seiner Verbannung zu sich und betheuerte vor ihnen, dass er in dem Schosse der katholischen, apostolischen und römischen Kirche sterben wolle; auch empfing er in ihrer Gegenwart mit glaubensvoller Andacht die heiligen Sakramente.

(Lesebuch von Malkmus).

## 22. Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendgluth vor seinen Füßen liegen.
Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl,
Streckt er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.
Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn vor dir seine Schwächen er bekennt.

Daß, wer auf Erden lebt, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange,
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh', ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."
Wie so er sprach zum Höchsten, kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
Und eine Stimme hört er dröhnend hallen:
Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen.
Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum andern umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.
Das Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes and're nicht,
Doch scharf von Kanten drückt' es desto mehr.
Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt ihn, unversucht es nicht zu lassen,
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.
Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.
Durchmustert hat er schon die ganze Zahl, —
Verlor'ne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.
Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.
Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
Herr, rief er, so du willst, das Kreuz sei mein!
Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

(A. v. Chamisso.)

## 23. Das Gesicht des Arsenius.

Arsenius hört eine Stimm' ihm rufen: „Komm, ich will der Menschen Thun dir zeigen." Der Klausner ging hinaus zum ersten Male und einen Mohren sah er, wenn er emsig Holz hackend, einen schweren Bündel häufte, und da er ihn zu heben nicht vermochte, ihn immerfort mit neuen Scheitern mehrte. Der Klausner ging hinaus zum andern Mal, und einen Menschen sah er, welcher Wasser aus einem Teich in eine löcherichte Cisterne goß. Verloren war die Mühe. Das Wasser floß zurück; der Teich blieb immer gefüllt und immer die Cisterne leer. Der Klausner ging hinaus zum dritten Mal, und sah gestreckten Lauf's zwei trotz'ge Reiter mit starken in die Quer gelegten Balken ansprengen gegen eines Tempels Thor. Umsonst! anrennend mit den Balken, prallten sie stets zurück und blieben ewig draußen. Da sprach Arsenius: Herr, deute mir, was ich geseh'n! Und dieses war die Deutung: Der Mohr, der immerfort sein Bündel häuft, das ist der Mensch, der manche Sünde thut, und weil er solche abzuthun verzweifelt, die alte Sünde stets

mit neuer häuft. Der Thor, der Wasser schöpft, wie in ein Sieb, das ist der Mensch, der Gutes thut, doch immer dazwischen mehr des Bösen. Müh' und Arbeit und auch des Guten Frucht verliert ein solcher. Die tollen Reiter, die mit Unverstand das Thor zu sprengen meinen, das sind die, die mit Gewalt und Uebermuth die Burg des Himmels zu erstürmen droh'n. Umsonst! Es öffnet sich das diamant'ne Thor der Demuth nur, dem Glauben und der Liebe.

(Rosegarten.)

## 24. Wiege und Sarg.

Ruhestätten gibt es gar viele im Leben, — und wer kennt unter ihnen nicht die zwei wichtigsten? — Die eine steht an der Eingangs-Schwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

Aus Brettern ist die Wiege gezimmert; und so auch der Sarg. Im Walde stand einst ein Baum, von welchem die Bretter genommen wurden. Frisch und grün streckte er seine Zweige aus, und schon damals ruhte der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet. Eine Wiege vielleicht und ein Sarg zugleich entstand aus seinem Holze. Wiege und Sarg — beide also wuchsen einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen. Beide wurden vom Frühlinge einst belaubt und vom Herbste entblättert. Beide wurden gefällt durch Axt oder Sturm. — Und in beiden schläft der Mensch. In beiden gibt's Ruhe und Frieden. Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege. Keine Noth ficht ihn an. Rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. — Verhält sich's anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch. Und auch hier trifft den Menschen kein Ungemach, keine Erdennoth. Zwar ein anderer Schlaf ist es, als der Schlaf in der Wiege — denn jetzt ist er eisern, traumlos und kalt — aber sicher und geborgen doch hält er den Schläfer.

In beide steigen wir nicht selbst. Man legt uns hinein. Denn hilflos und schwach noch waren wir, als wir auf dem Schosse der Mutter sassen. Von ihr erlangten wir, was wir brauchten. Auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arme und Schosse, sie legte uns liebend und sanft in die Wiege. — Starr und bleich und gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode. Man legt uns hinein in den Sarg, denn wir selbst können uns nicht betten. — Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Wer kennt nicht die Thränen der Freude, die im Vater- oder Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? — Wer kennt die Thränen des Schmerzes, welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Aeltern steht? — Aeltern legen ihre Kinder in die Wiege, und in der Regel legen die Kinder ihre Aeltern in den Sarg. Thränen gibt's hier wie da. — Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. Ja, Hoffnung regt sich im Herzen, süsse Hoffnung leuchtet uns entgegen, wenn wir an der Wiege unserer Lieblinge stehen. Mit ihnen hoffen wir durch's Leben zu gehen, durch sie gedenken wir ein reines Band zu knüpfen für die Erde, und Glück und Freude und Wonne zu finden.

— Im Tode ist dieses Band zerrissen, — aber wir hoffen mit Zuversicht, es werde in der Höhe sich wieder dauerhaft knüpfen. Und diese Hoffnung ist am Sarge unser Trost, unser Anker, unser Rettungsstern. — Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet. Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus dem Herzen der Aeltern zum Himmel auf, wenn sie an dem harmlosen Lager des Kindes stehen. Um Glück und Segen für den Liebling beten sie zu Gott. — Auch an dem Sarge beten wir. Wir beten für den Todten. Wir beten für ihn um ein gnädiges Gericht, um Himmelsfrieden und Seligkeit. Wir beten für uns um Weisheit für das Leben und das Sterben.

Wiege und Sarg — immerdar werdet ihr Menschen bergen! Oft, ach! — stehet ihr nahe aneinander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder fern, ihr beide seid Wiegen, die eine: Wiege für die Erde, — die andere: Wiege für den Himmel.

(Würkert.)

### 25. Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh',
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein.

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'."

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herz so schwer,
Ein Wörtlein wollt ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

(Kerner.)

### 26. Leopold von Stolberg, oder: Wie der katholische Christ stirbt.

Nirgends zeigt sich die Himmelskraft des Christenglaubens und die echte Frömmigkeit herrlicher, als in der Nähe des Todes. Zum Beweise sollen uns die letzten Lebenstage des gelehrten und frommen Grafen Friedrich Leopold von Stolberg dienen. Sein Leben war die schönste Vorbereitung zu einem sanften Ende. Da sich die Krankheitsumstände des gräflichen Greises von Tag zu Tag, ungeachtet aller ärztlichen Hilfe, sehr verschlimmerten, war der anwesende Arzt sehr ernst und äußerte den Wunsch, daß der kranke Graf die heiligen Tröstungen der Religion empfangen möchte. Der Geistliche wurde sogleich gerufen, um es ihm zu eröffnen. Ohne die geringste Befremdung nahm der kranke Stolberg es an und sagte: „Ja, sehr gern!" — Er empfing die Heilsmittel der Sündenvergebung und das heilige Mahl der Liebe mit sichtbarer Rührung und Andacht. Alle seine Kinder standen um das Bett des innigstgeliebten Vaters. Welche Ruhe, welche Gelassenheit, welche Freudigkeit war in seinem Blicke! welche Zufriedenheit war über sein ganzes Wesen ausgegossen! „Kinder!" sagte der edle Greis mit sanfter Stimme, „Kinder! seid getrost, nun ist mir ganz wohl. Ich habe eine schöne Zeit gelebt: siebenzig Jahre sind über meinem Haupte hingeschwunden! — was wollt ihr mehr? Gott weiß es, wie herzlich ich euch und eure Mutter liebte; aber doch gehe ich nun gern aus diesem irdischen Vaterlande. Gott hat Alles so freundlich gefügt. Ich gehe nun gern in die bessere Heimath; aber will mich Gott noch länger hier lassen, so ist es auch gut!" — Nun fühlte er sich wieder auf's Neue gestärkt und sagte mit ge-

lassener Stimme: „Vor großen Schmerzen fürchte ich mich, aber wenn Gott sie mir schickt, Dank ihm!“ — Er schlief ruhig ein, und als er erwachte, war er wie verklärt, und sprach von der Liebe zu Gott und den Menschen. Einmal erwachte er aus einem Schlummer mit dem Spruche „Jesus Christus ist uns von Gott gegeben zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung.“ — Er sagte dann zu den Umstehenden: „Meine Grabschrift soll sein: Hier liegt Friedrich Leopold von Stolberg, geboren den 7. November 1750 und gestorben . . . . . Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, damit Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben!“ — Diese Grabschrift habe ich mir schon vor dreißig Jahren gemacht. Ich muß euch aber ersuchen, Nichts hinzuzusetzen; denn wenn von dem Ewigen die Rede ist, muß man von dem Zeitlichen schweigen.“ Darauf wendete er sich mit folgenden Worten zur Mutter: „Lege den Kindern recht an's Herz: Demuth, Wachsamkeit und Gebet für sich, und besonders Treue in der Fürbitte für Andere. Wenn Gott mir, da ich doch ein großer Sünder bin, Barmherzigkeit erzeigt, so ist es, glaube ich, weil ich — ich darf es sagen, — treu diese Pflicht der Liebe zu erfüllen mich bestrebt habe.“ — Um 4 Uhr fand ihn seine Tochter sehr abgenommen, seine Hände kalt, — er fing an zu röcheln. Nachdem er sich wieder etwas erholt hatte, sagte er: „Ich glaube, Gott nimmt mich bald durch gänzliche Kraftlosigkeit zu sich. Ich weiß zwar wohl, daß man eine Kraftlosigkeit aushalten kann; aber die meinige ist zu groß. Ich wünschte sehr, daß der Heiland mich heute zu sich nähme; — aber ich kann ja noch gehorsam sein. Gott beuge meinen zum Leiden unwilligen Sinn!“ — Er verlangte die Gebete für Sterbende. Bald darauf klagte er über heftigen Schmerz und Beängstigung und sagte: „Das ist Todeskampf!“ — Seine Gattin sagte ihm hier die Worte Christi: „Ich bin die Auferstehung und das Leben,“ worauf er hinzufügte: „und wer an mich von Herzen glaubt, der stirbt nicht!“ — Ein nahestehender Arzt machte die Bemerkung: „Er glaube nicht, daß es einen Bösewicht geben könne, der bei dem Anblicke des schon halb Verklärten nicht tief erschüttert würde und sich bekehrte.“ — Gegen 1 Uhr Nachmittags verlangte er alle die Seinigen zu sehen. Es war ein rührender Anblick, wie alle seine Lieben gedrängt um sein Sterbebett knieten. Er blickte mit zärtlichem Wohlwollen umher und sprach dann mit matter, aber feierlicher Stimme: „Ich bin hier vor dem Angesichte des allgegenwärtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und flehe zu ihm, den ich immer angebetet habe: Er möge uns Alle durch Glauben, Hoffnung und Liebe umschlingen, daß Keines fehle, und wir Alle einst vereint werden am Throne des Allerhöchsten. Ich muß mich kurz fassen. Alle meine Kinder und Hausgenossen, und alle meine Freunde und Bekannten bitte ich um Verzeihung wegen meiner häufigen Lieblosigkeiten, und bitte Gott: er möge den Schaden von ihren Seelen wegnehmen und die Folgen davon nicht auf sie, sondern auf mich legen. Ich bitte alle meine Kinder, für mich und für uns Alle zu beten. Der Geist des Herrn möge mich und uns Alle mit seiner Liebe erfüllen, damit wir Alle Eins seien, wie der Vater in dem Sohne. Sollte eines meiner theuern Kinder, oder meiner lieben Verwandten etwa glauben, daß irgend Jemand sich an mir versündigt oder mich beleidigt habe, so beschwöre ich ihn, es nicht zu rügen, sondern nur für die Person im Stillen zu beten, von der er es glauben möchte. Nun, meine theuern, innigstgeliebten Kinder, wollte ich euch nur noch Eines an das Herz legen: Wir sind Menschen, wir Alle sündigen; aber haltet nur immer dem Heiland euer Herz offen, schämet euch

setner nie!" Denn, auf wen, ach! auf wen könnten wir unsere Hoffnung setzen, wenn uns des Todes kalte Hand auf dem Sterbebette ergreift?!" — Nach einiger Zeit rief er mit Inbrunst aus: „Herr Jesus, du Sohn Davids, du Heiland der Sünder: erbarme dich meiner!" — Nun überfiel ihn ein Frost; er rief den Arzt und fragte: „Wird es wohl morgen oder übermorgen mit mir enden?" — Auf dieses erwiderte der Arzt: „Bei Ihrem lebendigen Glauben und Verlangen nach Gott darf ich es Ihnen wohl sagen: es wird nicht Mitternacht für Sie!" „Gottlob!" sagte er, die beiden Hände des Arztes ergreifend und sie mit Kraft drückend; „ich danke Ihnen, recht herzlich danke ich Ihnen! Gelobt sei Jesus!" — Mit diesen Worten sank sein Haupt auf die Seite, und nach einigen leichten Athemzügen war er hinübergegangen in das bessere Vaterland. — So stirbt der wahre Christ. Möchten wir doch Alle solch' ein seliges Ende haben, und mit solcher Freude und Ruhe von der Erde scheiden!

(Dewora).

## 27. Das Leichenbegängniß.

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ernst und feierlich ertönen heute die Glocken von dem Kirchthurme: sie verkünden die Stunde, da die Leiche einer geliebten Mutter zur Ruhe begleitet werden soll. Siehe da das Haus, dem düster und schweigend Nachbarn, Freunde und Bekannte zuwallen, um der Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen. Eben jetzt wird der Sarg, der die sterbliche Hülle der liebenden Mutter und Gattin umschließt, aus dem Hause getragen und auf die düstere Todtenbahre gestellt. O, die unschuldigen Kindlein! wie sie so herzlich der theueren Leiche nachweinen! wie dem Gatten, niedergebeugt von Schmerz, die Thränen unaufhaltsam über die blassen Wangen rollen! Ach, die armen Kinder, sie haben keine Mutter mehr, der unerbittliche Tod hat sie ihnen entrissen!

Nun tritt in kirchlicher Kleidung der Geistliche mit seinen Begleitern zu dem Sarge und betet abwechselnd mit dem Sängerchore den Bußpsalm: „Tief gebeugt rufen wir zu Dir, o Herr! Herr, sei der Seele der Verstorbenen gnädig! Gib ihr die ewige Ruhe! Und das ewige Licht leuchte ihr! Laß sie ruhen im Frieden!" — In stummer Trauer stehen Nachbarn, Freunde, Bekannte und Verwandte um die Bahre, und ihre Lippen bewegen sich in stillen Gebeten, während der Priester den Sarg mit Weihrauch beräuchert, zum Sinnbilde, daß der Wohlgeruch guter Werke mit den Gebeten zum Vater ewiger Liebe emporsteigen möge. Und nun beginnt der letzte, schwere Gang. Vier Männer mit langen schwarzen Mänteln und Trauerflören auf den Hüten erfassen die Bahre, heben sie auf die Schultern und schreiten in langsamer Bewegung vorwärts. Ein Kreuz, mit schwarzem Flor umwunden, wird vorangetragen; schluchzend folgen dem Sarge fünf untröstliche Kinder, nach ihnen der tiefgebeugte Vater mit leichenblassem Angesichte und rothgeweinten Augen, hinter ihm die Brüder und Verwandten der Verblichenen. Ihnen schließt sich die Menge der übrigen Leidtragenden in lauten Gebeten an. Die Trauerglocken hallen im vollen Klange und begleiten mit ihren dumpfen Schlägen den einfachen und doch so ergreifenden Grabgesang. Jetzt hat der Leichenzug den Gottesacker erreicht. Die Träger stellen die Bahre

neben dem offenen Grabe nieder, um welches sich die Leidtragenden langsamen Schrittes gruppiren. Der Priester besprengt das Grab mit geweihtem Wasser, um es als Ruhestätte für den Tag der Auferstehung einzusegnen. Und nun wird der Sarg hinabgesenkt in den dunkeln Schoß der Erde, und mit den Worten: „Dein Leib, o Mensch! aus Erde gebildet, werde wieder zur Erde, bis ihn deines Richters Stimme dereinst zum neuen Leben erweckt!" wirft der Priester dreimal Erde auf den hinabgesenkten Sarg, und geschlossen wird nun das Grab auf immer unter lautem Schluchzen und Weinen der in tiefer Trauer Versammelten.

Und abermals erhebt der Priester sich mit lauter Stimme und spricht: „Christus ist die Auferstehung und das Leben; wer an ihn glaubt, wird auch, wenn er stirbt, noch leben." Die Weinenden und Schluchzenden unterdrücken den Ausbruch ihres Schmerzgefühls, während der Priester ein Kreuz, als Versicherungszeichen der Auferweckung vom Tode durch Jesum Christum, auf dem nun geschlossenen Grabe aufpflanzt und dann die Trauerrede beginnt. Mit wenigen, aber inhaltschweren Worten spricht er von der Gewißheit des Wiedersehens, von der Liebe, die über das Grab hinausgeht, von der Seligkeit derer, die in dem Herrn sterben, und von der demuthsvollen Ergebung in das Walten auch der dunkelsten Fügung der Vorsehung. Wiederholte Gebete für den Frieden aller abgeschiedenen Seelen schließen die Beerdigungsfeier. Schweigend und in tiefer Rührung entfernen sich die Leidtragenden allmählig von dem frischen Grabeshügel; nur Wenige verweilen noch, sich zerstreuend auf dem Friedhofe bei den Gräbern ihrer Lieben, und kehren endlich in das einsame Haus zurück, wo sie in Gesprächen von der geliebten Todten den Schmerz der Trennung zu mildern suchen.

(Hepp.)

## 28. Ewig und Ewigkeit.

Eine sehr schöne, alte Dichtung über das Wort ewig und seinen Begriff findet sich in mehreren Ländern, namentlich in Süddeutschland, im Munde des erzählenden Volkes, auch in schwedischen und russischen Volksliedern. In alter Zeit, so berichtet ein altes, schwedisches Lied, lebte in einem großen Kloster des hohen Nordens ein Mönch von sehr frommem Gemüthe und dabei tief forschenden Geistes. Es war ihm der Lauf der Gestirne und die Sprache der Lebendigen im ganzen Reiche der Sichtbarkeit verständlich; er erkannte den Sinn und die Eigenschaft der Dinge an ihrer Gestalt. Bei einem solchen weit und tief gründenden Sinne stellte sich nicht selten auch die Unruhe des Weiterfragens und Forschens ein. Der Geist hatte den festen Ankergrund gefunden; die menschliche Vernunft warf Blasen auf und Schaum um den zu Boden gesunkenen Anker.

Einst an einem Morgen geht er betend und sinnend aus dem Kloster in einen benachbarten Wald. Es war Frühling, und die Bäume blühten. Er betet voll Liebe und Andacht. Als aber das Gebet geendet, denkt er: „O mein Gott! Es ist nun Frühling, und bald folgt der Sommer und dann der Herbst. Da ist Abwechselung von Monat zu Monat. Deine Ewigkeit aber, sie ist unveränderlich dieselbe: wie mag auch ein dich liebender Geist dieses ewig Dasselbe ertragen und nicht vergehen!"

Er geht, sinnend über den Gedanken, der ihn schon sonst oft und viel beschäftigt, weiter und weiter in den Wald hinein. „Ja, sterben wollte ich gern, wäre nur noch, so lange ich im Fleische walle, der Gedanke deiner Ewigkeit mir klar und verständlich. Dein Anschauen ist süß; aber ewig, ohne Wechsel — wer erträgt den Gedanken!"

Er geht sinnend und betend weiter. Und siehe, der Wald wird immer fremdartiger. Statt der alten Eichen und Tannen kommt da ein Gebüsch von Myrten, bald hernach ein Wald von Cedern, dann von Palmen. Der Mönch will stehen bleiben, sich fragen, ob alles nur Traum sei; aber der Gesang eines Vogels zieht den zögernden Fuß weiter. Aus dem Wipfel einer Palme ertönt er, und zu ihrem Fuße steht der Mönch endlich still, hinanstaunend nach dem Vogel mit prächtigem Gefieder. Die Töne sind so trauernd, als klagten sie um ein Vergangenes und Verlorenes, dazwischen aber so freudig, so selig, als sprächen sie von einer nun bald kommenden, unvergänglichen Herrlichkeit der Geschöpfe. Der Mönch horcht entzückt, es fließen ihm Thräuen der Trauer und der Himmelssehnsucht von den Wangen.

Aber bald hat das Auge keine Thränen mehr. Denn immer lieblicher, immer lebendiger weht eine Luft des Paradieses; immer lauter werden die Töne des Gesanges, welche von einer künftigen, ewig bleibenden Herrlichkeit der Geschöpfe sprechen. Der Mönch horcht nnd schaut unverwandt nach dem Paradiesesvogel hin.

Endlich, sich selbst gewaltig aufraffend, denkt er: siehe, es wird wohl schon einige Stunden sein, seitdem du da stehest und horchest. Der Weg ist noch weit: wohlauf, du willst für heute heimkehren nach deinem Kloster. Morgen wird ja der Vogel wieder singen, und du kommst dann und hörst ihn.

Er geht, vertieft in ein süßes Schmecken der Freuden der Ewigkeit, von denen der Paradiesesvogel gesungen, heimwärts, den Weg nach dem Kloster. Der Wald wird bald wieder der heimathliche, nordische, und statt der Palmen und Cedern kommen Eichen und Tannen.

Da ist denn der Rand des Waldes. Die Hügel sind noch dieselben; die Wasser der Erde haben noch denselben Lauf; das Kloster aber — nach so wenigen Stunden, scheint ein ganz anderes. Täuschen sich die Augen, oder sind jetzt wirklich da Thürme, wo heute am Morgen noch keine waren? Das Dach und der Giebel, das Thor und die Fenster so ganz anders, als sie noch heute früh gewesen!

Er tritt nun in's Kloster. Lauter fremde Gesichter, die stumm ihn ansehen; er glaubt einen unheimlichen, spukhaften Traum zu träumen und eilt hinauf nach seiner Zelle, um da sich zu sammeln und zu beruhigen. Aber, wo diese Zelle einst war, da ist jetzt Gemäuer, keine Thüre mehr hinein noch Fenster. Erschrocken und fast unwillig kehrt er um. Er fragt die Mönche, die ihm nachgegangen, wie einer fremden, bedenklichen Erscheinung: „Wo ist der Abt Johannes?“ — „Johannes,“ sagten die Mönche, „heißt unser Abt nicht: er heißt Paulus Chrysostomus. Aber wer bist denn du, der hier in unser Kloster eingegangen, so vertraut, als sei er da zu Hause?“

„Wer ich bin,“ sagte der Mönch, „kennt ihr mich denn nicht? Erst heute Morgen ging ich ja von hier aus in den Wald; ich bin Petrus Forschegrund, euer Bruder.“ — „Petrus Forschegrund?“ sagte ein alter Mönch, „bist du der? Ich habe in den alten Chroniken von einem Petrus Forschegrund gelesen, der lebte vor tausend Jahren hier in unserm Kloster. Er kam aus fernem, südlichen Lande hieher. Er betete und forschte viel. Eines Morgens ging er aus in den Wald und kam nie wieder; wärst du der — siehe, die Zeit ward seitdem eine andere; nur Gottes Erbarmen ist dasselbe.“

Da hebt Petrus seine Hände betend empor: „O mein Gott, ich bebte in den Tagen meines Zweifelns vor dem Gedanken deines ewigen Anschauens, ewigen, wechselvollen Genießens. Nun hab' ich tausend Jahre nur den Gesang

eines Vogels aus deinem Paradiese gehört, welcher klagte, wie um etwas Verlornes, und eine zukünftige Herrlichkeit verkündete. Und diese tausend Jahre sind mir vergangen wie etliche Stunden. Wie wird nun erst das Entzücken in dem Anschauen deines Angesichts selber, in dem Vernehmen deiner Nähe sein! O Ewigkeit, o Ewigkeit, dein Gedanke ist so süß, dem erwachten Geiste so leicht. Wohlan, ich habe hier Nichts mehr zu schaffen mit dem Geschäfte des Sehnens und Hoffens und Zweifelns; denn mein Ohr hat schon gehört, mein Herz schon erfahren. Ich kehre zurück in den Wald zum Gesange des Vogels."

Da Petrus dies gesagt, sinken die Hände und die Augen, die Füße wollen sich noch bewegen, als möchten sie ihren Leib wieder hinaustragen durch den Wald der Eichen und Tannen in den der Cedern und Palmen. Aber mit dieser letzten Bewegung sinkt auch der Leib, der nur noch im Traume des alt und längst vergangenen Lebens bestanden, zu Asche, und in den Hörenden allen tönen die Worte: O Ewigkeit, Ewigkeit! unvergeßlich nach.

Ja, es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes, ein Sabbath, hehr und heilig ohne Aufhören.

(H. G. v. Schubert.)

## 29. Die Recensenten.

Es saßen Gesellen bei Bier und Wein,
Die mochten was klüger als And're sein.
Die lasen, als lustiges Nachgericht,
Zur Kurzweil so eben sich ein Gedicht.
Da sagte der Eine: „'s gefällt mir gut,
Das kommt wohl von einem wackern Blut."
Der Zweite mit kluger Miene spricht:
„I nun, es ist grad so übel nicht."
Der Dritte aber: „Ei sprecht nicht so,
Das Ding ist nichts, als gedroschenes Stroh."
Der Vierte: „Zu kurz ist's, wer säh's nicht ein?"
Der Fünfte: „Mir scheint es zu lang zu sein."
Der Sechste: „Ich wend' es her und hin,
Doch scheint mir dahinter kein rechter Sinn."
Der Siebente: „Den Sinn fänd' ich wohl heraus,
Doch die Form, o Himmel — das ist ein Graus!"
Der Achte: „Ich denk' mir, wie ich's betracht',
In Prosa hätt' sich's viel besser gemacht."
Der Neunte: „'s ist eben nur ein Gedicht,
Und so was les' ich mein Lebtag nicht."

(Vogl.)

## 30. Samenkörner.

Verachte keinen Menschen seines Alters wegen; denn auch von uns werden einige alt werden.

Verachte einen Gerechten nicht, weil er arm ist; ehre einen Sünder nicht, weil er reich ist.

Ein weiser, bescheidener Mann murrt nicht, wenn er getadelt wird.

Lobe keinen Mann seiner Gestalt wegen, und verachte keinen Menschen seines Aussehens wegen.

Ehe du gehört hast, antworte nicht, und unterbrich Niemanden in seiner Rede.

Sei mit deiner Zunge nicht schnell, aber auch nicht träge und fahrlässig in deinen Handlungen.

Sei bereitwillig ein Wort zu hören, um es zu verstehen; aber mit Klugheit gib die rechte Antwort.

Verstehst du die Sache, so gib Bescheid deinem Nächsten; wo nicht, so lege die Hand auf deinen Mund.

Nimm Lehre an von Jugend auf, so wirst du bis in's Alter die Weisheit finden.

Sei nicht wie die, so viel Worte machen und wenig thun.

Der Vorlaute ist verhaßt, weil er viel schwätzt; schweig und höre, so wirst du dir durch deine Bescheidenheit die Gunst erwerben.

Durch Schaden wird man klug. Du gehst auf Heiles Pfaden,
wenn statt durch eignen klug du wirst durch fremden Schaden.

Beispiele steh'n vor dir, nimm Warnung an von ihnen,
daß du nie mögest selbst zum Warnungs=Beispiel dienen.

Vertrau auf Gottes Schutz. Wer könnte sonst dich schützen?
Und stütze dich auf ihn! Auf wen willst du dich stützen?

Der Hunger guckt dem Fleiße zuweilen wohl in's Haus,
allein die Thätigkeit wirft ihn zur Thür hinaus.

Man kann nicht immer, was man will; der ist mein Mann,
der sich bescheidet, das zu wollen, was er kann.

Dem Müßiggänger fehlt es stets an Zeit zum Thun,
und nie an einem Grund, warum er's lasse ruh'n.

Was einem Menschen du nicht frei in's Angesicht darfst sagen, sag' ihm das auch hinterm Rücken nicht.

Wer einmal lügt, wird oft zu lügen sich gewöhnen,
denn sieben Lügen braucht's, um Eine zu beschönen.

Betrübe das Herz des Dürftigen nicht, und verzögere die Gabe dem Bedrängten nicht.

Neige dein Ohr dem Armen, und antworte ihm freundlich und sanft.

Verlass' dich nicht auf Güter, und sage nicht: Ich habe mein Lebenlang genug, (denn zur Zeit der Trübsal wird's dir Nichts nützen).

Wenn du Gutes erweisest, so siehe zu, wem du es erweisest.

Es gibt Gaben, die unnütz sind, und Gaben, die doppelt vergolten werden.

Leihe deinem Nächsten zur Zeit, wann er's bedarf, und ebenso gib deinem Nächsten zurück zur rechten Zeit.

Halte Wort und handle redlich gegen ihn; so wirst du auch zu jeder Zeit finden, was du braucheſt.

Gewöhne deinen Mund nicht zum Schwören.

Ein Mensch, der an Schimpfreden gewöhnt ist, wird sein Lebenlang nicht gesittet werden.

Hasse nicht beschwerliche Arbeit, noch den Landbau, den der Höchste geschaffen.

Lässige Hand macht arm; aber der Fleißigen Hand macht reich.

Was wir gern thun, kommt uns nicht sauer an.

Wen Gott nicht hält, der fällt.

Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer.

Gib den Armen, und freundlich und still, so bist du ein Geber, wie Gott ihn will.

Rede wenig, aber wahr; vieles Reden bringt Gefahr.

Fängst du ein Werk mit Beten an, ist's um die Hälfte schon gethan.

An Gottes Segen ist Alles gelegen.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Nichts behält, wer allzuviel auf einmal ergreifen will.
Wenn es thaut, so kommt an Tag, was unterm Schnee verborgen lag.
(Vernaleken.)

### 31. Sprichwörter und Sprüche.

1. An zwei Tischen wird ein Fraß erzogen.
2. Das Glück steht auf einer Kugel.
3. Nach der That gilt der Rath.
4. Uebermaß sprengt das Faß.
5. Wohlgeschmack bringt Bettelsack.
6. Erspieltes Geld hat Flügel.
7. Ein williges Herz macht leichte Füße.
8. Feindes Mund spricht selten gut.
9. Die Wahrheit bedarf keiner Besserung. (M. Claudius.)
10. Jeder Müller leitet das Wasser auf seine eigene Mühle.
11. Einem Trunkenen muß man mit einem Fuder Heu aus dem Wege fahren.
12. Aus verrostetem Eisen macht der beste Schmied keine gute Klinge.
13. Feuer und Wasser sind gute Diener, aber schlimme Herren.
14. Sammet und Seide löschen das Feuer in der Küche aus.
15. Freude, Mäßigkeit und Ruh' schließt dem Arzt die Thüre zu.
16. Anfang und End' in allen Sachen muß man mit Gott dem Herrn machen.
17. Die Hausmutter hat fünf K zu besorgen: Kinder, Kammer, Küche, Keller, Kleider.
18. Die Eigenliebe gebiert die Eitelkeit, den Hochmuth, den Stolz, die Hoffart und die Aufgeblasenheit. (J. G. Zimmermann.)
19. Böse Augen und bös Gewissen können das Licht nicht leiden.
20. Das Wetter kennt man am Wind, den Vater am Kind, den Herrn am Gesind, den Vogel am Gesang, den Hasen am Klang, den Esel am Ohr, am Wort den Thor.
21. Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt drei Lichter dabei.
22. Arbeit kürzt die Stunden und verlängert das Leben.
23. Schon oft haben zwei um ein Ei gestritten, und die Henne fliegen lassen.
24. Schon Mancher wollte das Licht fein putzen und hat es ausgelöscht.
25. Anfangen ist leicht, Beharren ist Kunst.
26. Wahrheit gibt kurzen Bescheid, Lügen macht viel Redens.
27. Leere Töpfe klappern am meisten, und leere Köpfe plappern am meisten.
28. Leichtsinn führt zur Sünde, Sünde führt in's Unglück, Unglück weckt zur Erkenntniß und Reue, die Reue rechter Art führt zum Vater. (Hebel.)
29. Das Glück wirbt Freude; aber das Unglück prüfet sie.
30. Mancher möchte leben und essen; aber er hat das Arbeiten vergessen.
31. Mische dich nicht in fremde Dinge; aber die deinigen thue mit Fleiß. (Claudius.)
32. Suche dich stets zu beschäftigen und lerne Mühe über dich zu nehmen; denn ohne Mühe ist kein Glück und kein Verdienst und keine Tugend. (Gellert.)
33. Sich selbst recht kennen ist Verstand; drum werde du mit dir selbst bekannt.

34. Allgemein verbreiteten Gerichten kann man nicht immer trauen, daher entscheide nie ohne genaue Kenntniß. (Reinhard.)
35. Was Niemand straft, straft Gott.
36. Wer zu entbehren weiß, lebt auch bei Mangel zufrieden.
37. Wer vor Dankbarkeit sich scheut, ist schon im Herzen undankbar. (Pfeffel.)
38. Der Bettelsack sagt nie: Ich habe genug.
39. Der Faule sucht sich einen Herrn, der ihm in der Woche sieben Feiertage gibt.
40. Die Lügen sind ein böser Samen, aus dem nie gute Früchte kommen. (Chr. Schmid.)
41. Wie man's treibt, so geht's.
42. Viele Menschen rechnen so schlecht, daß sie Heller sparen und Thaler wegwerfen. (Knippe.)
43. Wo ein Geiziger schneidet, ist das Aehrenlesen umsonst.
44. Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armuth nicht hinein.
45. Da, wo die Pflicht ruft, muß unser Vortheil schweigen.
46. Wenn in der Küche Speise übrig bleibt, ist allemal ein Hungriger auf der Straße.
47. Rühme den Markt nicht, bevor er gehalten ist.
48. Wenn das Wort aus dem Munde ist, gehört es nicht mehr unser.
49. Man ißt, damit man lebt.
50. Wir leben, um zu sterben. (Hölderlin.)
51. Ein kleines Ungemach zu meiden, stürzt Mancher sich in größere Leiden. (Chr. Schmid.)
52. Wenig ist genug, wenn Gott es segnet.
53. Wenn des Nachbars Haus brennt, stehet auch das deinige in Gefahr.
54. Soll der Acker Saaten treiben, darf der Pflug nicht müßig bleiben.
55. Je schärfer der Scherz, je tiefer der Schmerz.
56. Je größer die Versuchung ist, desto schwerer ist der Kampf mit derselben.
57. Tadeln ist leichter, als Besseres leisten.
58. Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten. (Hebel.)

(Herzog's deutsche Stilübungen.)

---

59. Wer Gott fürchtet, hat nichts Anderes zu fürchten.
60. Gott begegnet Manchem, wer ihn nur grüßen möchte.
61. Es ist besser Unrecht leiden, als Unrecht thun.
62. Sich selbst besiegen, ist der größte Sieg.
63. Bet' und arbeit', Gott hilft allzeit.
64. Ein gut Gewissen, ist ein sanftes Ruhekissen.
65. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.
66. Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen.
67. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.
68. Besser arm mit Ehren, als reich mit Schande.
69. Ehre verloren, Alles verloren.
70. Der Geizige macht sich seine Höllenfahrt sauer.
71. Trägheit geht langsam voran, Armuth schnell hintendrein.
72. Was man nicht ändern kann, das nimm geduldig an.
73. Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß.
74. Jung gewohnt, alt gethan; fang das Gute wacker an!
75. Wer im Zorne handelt, geht im Sturm unter Segel.

76. Junges Blut, spar' dein Gut!
77. Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist.
78. Viele Hunde sind des Hasen Tod.

(Hepp, Lesebuch.)

---

Der Geist ist in einer jeden Sache das Vorzüglichste. So ist es auch in der Religion. Wer das Aeußerliche der Religion beobachtet, den Geist derselben aber nicht hat, der ist vor Gott ein kleingeistiger Pharisäer. Der Geist der Religion ist Glaube und Liebe.

Begegnet dir etwas Unangenehmes, so schlage nicht gegen den Stachel aus, sondern glaube, daß Gott dich demüthigen wolle; beuge dich unter seiner Hand.

Beuget sich dein Mitmensch vor dir, so ntmm seine Demüthigung nicht an. Erhebe ihn und begegne ihm um so liebevoller; denn ihr seid alle Brüder.

Betest du, und dein armer Mitmensch ruft dich um Hilfe an, so laß das Gebet und eile deinem bedrängten Mitmenschen zu helfen; denn Gott will in diesem Falle lieber Barmherzigkeit als Gebet.

Einen Menschen zu betrüben, indem du ihm Verachtung zeigst, indem du ihn vor Andern herabsetzest, indem du ihn lächerlich machst, indem du ihn verläumdest, indem du ihm einen Liebesdienst abschlägst, indem du seine Liebe mit Kälte und Rohheit erwiderst, halte für die größte Sünde, denn du hast dich an seinem Schöpfer versündiget.

Einen Menschen erfreuen, trösten, retten — halte für wichtiger, als hättest du eine Hauptschlacht gewonnen.

Ist dein Feind gestürzt, so freue dich nicht, damit es dir nicht auch so gehe, und Andere Ursache bekommen, bei deinem Untergange zu lachen.

Geht es deinem Feinde übel, so halte dies nicht für deine Rechtfertigung; denn dies wäre gegen den Geist, der dir verbietet zu richten, und der dich in Allem Demuth lehret.

Höreſt du von den Sünden deines Nebenmenschen, so richte ihn nicht. Denke an deine Sünden und sprich: Herr! wer bin ich, daß ich meinen Mitmenschen richten sollte.

Ziehe aus dem Unglücke deines Mitmenschen keinen Nutzen; Blut und Thränen sind daran, und sie bringen dir keinen Segen.

Macht dir ein armer Mensch ein kleines Geschenk, so verschmähe es nicht, denn du würdest ihn betrüben. Nimm es an und erwidere es doppelt. Zeige ihm so viel Freude, als hätte dich ein Fürst beschenkt; denn der Arme hat dir sein Herz gegeben, und seine Liebe ist Millionen werth.

Willst du ein Vergnügen genießen, so mache zuvor einem deiner Mitmenschen eine Freude: dein Vergnügen wird noch so süß sein, denn Gott wird dir Seligkeit zum Geschenke mittheilen.

Kannst du einem deiner Mitmenschen helfen, so laß ihn nicht lange nach deiner Hilfe seufzen, damit Gott auch dich schnell erhöre, wenn du in der Noth zu ihm rufest.

Glaube nicht, daß du dich zu Jemand herablassen könnest; schon dieser Gedanke wäre Stolz. Weißt du, ob dein Mitmensch vor Gott nicht höher sei als du?

Zürne auf den Armen nicht, weil er an deiner Thüre klopft: wie oft klopfest du an der Thüre des himmlischen Vaters? Und er duldet es.

Bernhard Galura,
Fürstbischof von Brixen.

# 11. Anfangs- und Schlußformeln etc. zu Briefen.

## A. Anfangsformeln.

### a) An höhergestellte Personen.

1) Entschuldigen Sie, daß ich mir erlaube an Sie zu schreiben.
2) Verzeihen Sie, daß ich mir die Freiheit nehme, mich mit einem Schreiben an Sie zu wenden.
3) Entschuldigen Euer Wohlgeboren die Freiheit, daß ich es wage, Sie mit einem Schreiben zu belästigen.
4) Die Dringlichkeit der Umstände wird mich entschuldigen, wenn ich Euer Wohlgeboren mit gegenwärtigem Schreiben lästig falle.
5) Vergeben Sie mir, daß ich mir erlaube, Ihre Güte und Nachsicht auf einige Augenblicke in Anspruch zu nehmen.
6) Erlauben Sie gütigst, daß ich Ihnen eine Bitte gehorsamst vortrage.
7) Ich bitte zum Voraus um Verzeihung, wenn ich Ihnen mit gegenwärtigen Zeilen beschwerlich fallen sollte.
8) Durch Ihre Menschenfreundlichkeit ermuntert, nehme ich mir die Freiheit an Sie zu schreiben.
9) Im Vertrauen auf Ihre wohlwollende Güte finde ich den Muth, Ihnen eine Bitte vorzutragen.
10) Ihre menschenfreundlichen Gesinnungen werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen durch gegenwärtiges Schreiben einige Mühe verursache.
11) Das Wohlwollen, das Sie mir von jeher bewiesen, läßt mich hoffen, daß Sie es nicht ungütig nehmen, wenn ich mich mit einer Bitte an Sie wende.
12) Im Vertrauen auf ihre edlen Gesinnungen wage ich es an Sie zu schreiben.
13) Sie waren so gütig, mir zu erlauben, mich in jeder Angelegenheit an Sie wenden zu dürfen. Ich bin daher so frei, von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen.
14) Sie haben von jeher an meinen Lebensschicksalen so herzlichen Antheil genommen, daß ich mich für entschuldigt halte, wenn ich mir erlaube, Ihnen eine Bitte vorzutragen.
15) Sie waren so gütig, bei meinem Abschiede von Ihnen den Wunsch zu äußern, daß ich Ihnen bald Nachricht von meinem Befinden geben möchte. Ich säume daher nicht, Ihnen mitzutheilen, daß u. s. w.

### b) An gute Freunde.

1) Dein letzter Brief hat mir eine große Freude gemacht.
2) Es hat mich sehr gefreut, endlich wieder einmal einen Brief von Dir zu erhalten.
3) Dieses Mal kann ich Dir eine sehr erfreuliche Nachricht mittheilen.
4) Deinen lieben Brief vom . . . d. M. habe ich richtig erhalten, und beeile mich, Dir sogleich wieder zu antworten.
5) Die Veranlassung zu gegenwärtigem Schreiben ist ein sehr trauriges Ereigniß, das ich Dir hiedurch mittheile.
6) Dieses Mal muß ich Dir eine betrübende Nachricht mittheilen, welche Dein mitleidiges Herz gewiß schmerzlich berühren wird.
7) Dein letzter Brief hat mich sehr befremdet.
8) Es thut mir leid, Dir sagen zu müssen, daß Du meine Freundschaft und mein Zutrauen sehr mißbraucht hast.

### c) Eingangsformeln zu Geschäftsbriefen.

1) Haben Sie die Güte, mir mit nächster Gelegenheit folgende Waaren (Bücher ꝛc.) zu übersenden.

2) Mit diesem erlaube ich mir Ihnen Folgendes mitzutheilen.
3) In höflicher Erwiderung Ihres geehrten Schreibens vom 2. d. M. habe ich Ihnen mitzutheilen, daß ꝛc.
4) Indem ich Ihnen den Empfang Ihres werthen Briefes vom 7. d. M. anzeige, habe ich das Vergnügen Ihnen Folgendes zu berichten.
5) Ihr letztes Schreiben hat mich wenig befriedigt.
6) Mit Bedauern ersehe ich aus Ihrem letzten Briefe, daß ich mich auf Ihr früheres Schreiben nicht verlassen kann.
7) Es ist mir unangenehm, Ihnen sagen zu müssen, daß Ihr letzter Brief mich sehr mißstimmt hat.
8) Ihre Saumseligkeit in Erfüllung ihres Versprechens nöthigt mich, Sie nochmals dringend aufzufordern, Ihren Verpflichtungen in Bälde nachzukommen.

## B. Schlußformeln.

1) Mit ausgezeichneter Hochachtung und Verehrung verharret ꝛc.
2) Indem ich mich Ihrem fernern Wohlwollen empfehle, habe ich die Ehre zu sein Ihr gehorsamster ꝛc.
3) Genehmigen Sie die Versicherung aufrichtiger Verehrnng und erlauben Sie, daß ich mich nenne ꝛc.
4) Meine Bitte wiederholend verharre ich mit besonderer Hochachtung ꝛc.
5) Indem ich um die Fortdauer Ihrer Freundschaft gegen mich bitte, bin ich mit achtungsvoller Ergebenheit Ihr bereitwilligster ꝛc.
6) Mit bekannter Hochschätzung zeichnet Ihr ergebenster ꝛc.
7) Achtungsvollst empfiehlt sich Ihr dankbar ergebener ꝛc.
8) Hochachtungsvollst unterzeichnet ꝛc.
9) Unter Versicherung besonderer Werthschätzung verharret ꝛc.
10) Indem ich mich Ihnen höflichst empfehle ꝛc.
11) Mit herzlichem Gruße bin ich Ihr aufrichtiger ꝛc.
12) Leben Sie wohl! Es grüßt Sie herzlich Ihr aufrichtig ergebener ꝛc.
13) Ich bleibe stets mit inniger Liebe und Dankbarkeit Ihr gehorsamster ꝛc.
14) In froher Erwartung unterzeichnet sich ꝛc.

## C. Verschiedene Redensarten.

1) Kann ich Ihnen auf irgend eine Weise gefällig sein, so werden Sie mich immer bereit finden.
2) Für diesen Dienst werde ich mich zu jeder möglichen Gegengefälligkeit verpflichtet halten.
3) Durch die Erfüllung meiner Bitte werden Sie mich Ihnen unendlich verpflichten.
4) Für Ihre Güte herzlich dankend, werde ich jede Gelegenheit benützen, Ihnen gefällig zu sein.
5) Kann ich Ihnen hierin dienen, so erwarte ich Ihre ferneren Aufträge.
6) Es ist mir sehr angenehm, Gelegenheit zu finden, Ihnen meine Bereitwilligkeit beweisen zu können.
7) Ich rechne es mir zum Vergnügen, Ihnen hierin dienen zu können.
8) Für Ihre liebreiche Unterstützung bleibe ich Ihnen für immer verpflichtet.
9) Ich werde mich bestreben, Ihnen zu beweisen, daß Sie Ihre Güte an keinen Unwürdigen verschwendet haben.
10) Das Andenken an Ihre Menschenfreundlichkeit und Großmuth wird in meiner Seele niemals erlöschen.
11) Ich werde mich eifrigst bestreben, Ihr Wohlwollen und Zutrauen zu erhalten.

12) Möchte es mir vergönnt sein, Ihnen oder den lieben Ihrigen Beweise meiner Dankbarkeit geben zu können.
13) Es fehlt mir an Worten, meine Gefühle so würdig und lebhaft darzustellen, als ich sie empfinde.
14) Empfangen Sie den herzlichsten Dank für die unzähligen Gefälligkeiten, die Sie mir auf die verbindlichste Art erzeigt haben.
15) Ihr freundliches Anerbieten nehme ich mit Dank an.
16) Für das werthvolle Geschenk, womit Sie mich so angenehm überrascht haben, empfangen Sie meinen herzlichsten Dank.
17) Für Ihre Güte bin ich Ihnen sehr verbunden.
18) Ewig werden Ihnen all' meine Empfindungen des Dankes und der Verehrung gewidmet sein.
19) Ich werde es mir zur höchsten Aufgabe meines Lebens machen, durch mein ganzes Betragen Ihre Zufriedenheit zu erwerben.
20) Mit dem bereitwilligsten Herzen beeile ich mich, Ihnen meine Hilfe anzubieten.

(H. Retser.)

## 12. Geschäftsaufsätze.

### Die Rechnung.

Die Rechnung ist ein Verzeichniß von verfertigten und abgelieferten Arbeiten, oder erkauften Waaren, nebst Angabe der dafür gebührenden Zahlung. Sie muß enthalten: 1) Den Namen des Ausstellers; 2) den Namen des Empfängers; 3) die Aufzählung der einzelnen Waaren, Arbeiten ꝛc. mit ihrem Preise und der Zeit, wann sie ausgeführt oder abgeführt worden sind; 4) die Unterschrift des Ausstellers mit Angabe seines Wohnortes und des Tages der Ausfertigung. — Wird der Geldbetrag gleich bezahlt, so wird unter die Rechnung eine einfache Quittung geschrieben.

**Rechnung**

für Herrn Anton Mayr über abgegebene Specereiwaaren.

| 18—. | | fl. | kr. | hl. |
|---|---|---|---|---|
| den 5. Juni | Einen Zuckerhut zu 12 Pfd. à 28 kr. . . . . | 5 | 36 | — |
| | 3 Pfd. Kaffee à 44 kr. . . . . | 2 | 12 | — |
| den 11. Juni | 5 Pfd. Zwetschgen à 9 kr. . . . . | — | 45 | — |
| | 3 Pfd. Mandeln à 18 kr. . . . . | — | 54 | — |
| den 4. August | 2 Pfd. Kandiszucker à 36 kr. . . . . | 1 | 12 | — |
| den 8. August | 1 Vierlg. Weinbeere . . . . . | — | 14 | 2 |
| den 13. August | 4 Pfd. Zucker à 27½ kr. . . . . | 1 | 50 | — |
| | 2 Loth Safran à 1 fl. 18 kr. . . . . | 2 | 36 | — |
| | Summe . . | 15 | 19 | 2 |

Bonlanden, den 2. Oktober 18—.

Georg Nett, Handelsmann.

Den richtigen Empfang von obigen fünfzehn Gulden neunzehn Kreuzern 2 Hellern bescheinigt dankend

Georg Nett.

Fol. 72. Kempten, den 5. Oktober 18—

## Rechnung

für Herrn Max Ammann, kgl. Professor,
von Caspar Wurm.

| 18— | | | fl. | kr. | fl. | kr. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| August. | 13 | $3^3/_8$ Ellen blaues Tuch à . . . . . | 6 | 6 | 20 | 36 |
| " | " | $1^1/_2$ Elle modefarb Tuch à . . . . . | 6 | 12 | 9 | 18 |
| " | " | $^7/_8$ Ellen Merino à . . . . . | 2 | — | 1 | 45 |
| " | " | 1 Elle Cannevas . . . . . | — | — | — | 22 |
| " | " | $3^1/_2$ Elle Futter à . . . . . | — | 20 | 1 | 10 |
| " | " | 18 Stück Knöpfe . . . . . | — | — | — | 27 |
| " | 15 | Fürs Decattren . . . . . | — | — | — | 30 |
| | | | | fl. | 34 | 8 |

Dankend saldirt

Caspar Wurm.

### Schuldscheine (Obligationen).

Ein Schuldschein ist eine schriftliche Versicherung, welche Jemand über ein erhaltenes Darlehen (Kapital) einem Andern ausstellt, und worin er verspricht, dasselbe zu einer gewissen Zeit nebst den Zinsen zurückzubezahlen. Auch für erhaltene Waarenvorschüsse, Sachen, wird eine solche Handschrift ausgefertigt.

Die Obligationen unterscheiden sich von den Schuldverschreibungen dadurch, daß bei denselben irgend eine Sache, z. B ein Acker, eine Wiese, ein Garten, ein Haus oder das ganze Anwesen (unbewegliches Inventar genannt) zur Sicherheit des Gläubigers verschrieben oder verpfändet wird.

Bei einfachen Schuldverschreibungen kommt auch hie und da bewegliches Inventar, als: Pferde, Kühe, Wagen ꝛc. zur Sicherheitsstellung vor. Obligationen müssen gerichtlich vollzogen und in das Hypothekenbuch eingetragen werden.

Bei Abfassung von gewöhnlichen Schuldscheinen und Obligationen ist erforderlich: 1) Namen, Stand und Wohnort dessen, der das Geld darleiht (des Gläubigers); 2) Namen, Stand und Wohnort dessen, der das Geld erborgt (des Schuldners); 3) die Angabe der erborgten Summe; 4) die Quittung über den baaren und richtigen Empfang des erborgten Kapitals; 5) die Angabe dessen, was dem Gläubiger die nöthige Sicherheit gewährt; 6) das Versprechen, das Kapital zurückzubezahlen; 7) die Angabe der Zeit, wann die Zurückbezahlung erfolgen soll und die hiebei festgesetzten Bedingungen z. B. wegen der vorhergehenden Aufkündigung; 8) die Bestimmung über den Zinsfuß; 9) der Tag, an welchem das Kapital erborgt worden ist.

### Schuldschein (auf bestimmte Zeit ohne Zins).

Herr Johann Ruf, Schreinermeister in St . ., hat mir heute sechs und dreißig Gulden auf sechs Monate baar geliehen. Ich verspreche ihm, dieselben am Ende dieser Frist richtig zurückzubezahlen.

F— den — 18— Karl Miller, Bäcker.

### Schuldschein (auf bestimmte Zeit mit Zins).

Herr Andreas Sohr, Gärtner dahier, hat uns heute fünfhundert und fünfzig Gulden (fl. 550) auf 2 Jahre baar vorgeschossen. Wir versprechen ihm, diese Summe nach Verlauf benannter Frist richtig zurückzubezahlen, und bis dahin jährlich mit vier vom Hundert zu verzinsen.

K— den — 18—

Georg Hufmayr, als Zeuge. Xaver Nerz, Söldner.

Johann Zimmermann, als Zeuge. Agnes Nerz, geb. Mayr.

## Schuldschein (auf unbestimmte Zeit mit Zins).

Herr Johann Reiter, Postwirth in B., hat mir heute dreihundert und fünf und zwanzig Gulden baar geliehen. Ich mache mich verbindlich, dieses Kapital nach wechselseitiger, vierteljähriger Aufkündigung richtig zurückzuzahlen, und während der Genußzeit jährlich mit vier vom Hundert zu verzinsen.

G— den — 18— Georg Kuhn, Webermeister.

## Schuldschein (mit Bürgschaft).

Von Herrn Franz Baumann dahier habe ich heute Einhundert Gulden in Kronenthalern entlehnt. Ich werde ihm diese Summe nach drei Monaten in der nämlichen Münzsorte, in der ich sie erhalten, wieder zurückbezahlen.

K— den — 18—

Joseph Sailer, Schreiner.

### Bürgschaft.

Für Herrn Joseph Sailer dahier trete ich, im Falle er die im obigen Scheine angegebene Schuld von 100 fl. nicht zur rechten Zeit abträgt, als Selbstschuldner ein mit Verpfändung meiner Güter.

K— den — 18— Anton Kolb, Oekonom.

## Obligation.

Herr Joseph Stuhler, Gastwirth in O., hat mir heute 600 fl. (sechshundert Gulden) baar geliehen. Ich verspreche, ihm diese Summe nach vorhergegangener halbjähriger Aufkündigung zurückzuzahlen und jährlich mit $4^1/_2$ % zu verzinsen. Um meinen Hrn. Gläubiger sicher zu stellen, verpfände ich ihm meinen gerichtlich auf 640 fl. geschätzten Gras- und Obstgarten.

M— den — 18—

Joseph Sauter, Söldner.

### Tilgungsschein.

Der Tilgungsschein (Amortisationsschein) ist die schriftliche Versicherung eines Gläubigers, daß der vom Schuldner ausgestellte, aber verloren gegangene Schuldschein, im Falle er wieder gefunden werden sollte, nicht mehr giltig sei.

## Tilgungsschein.

Unterzeichneter bestätigt hiemit, daß Herr A. Schneider, Tapezierer dahier, die zweihundert Gulden (200 fl.), welche er mir schuldig war, nebst den treffenden Zinsen heute baar zurückbezahlt habe. Da der Schuldschein, den er mir am 1. Mai 18— ausstellte, verloren ging, so erkläre ich hiemit denselben, falls er mir wieder zum Vorschein kommen sollte, für ungiltig.

J— am — 18—

Anton Meer, als Zeuge. Ignaz Bürzle, Gastgeber.

### Quittungen.

Eine Quittung ist eine schriftliche Bescheinigung, daß eine Schuldforderung bezahlt, oder ein gewisser Betrag an Geld und Geldeswerth erfolgt sei. Sie muß enthalten: 1) die genaue Angabe der getilgten Schuld oder der geleisteten Zahlung; 2) die Benennung dessen, der die Zahlung geleistet hat; 3) die Sache, wofür bezahlt worden ist; 4) die Bescheinigung des Empfanges, Ort und Datum; 5) die Namensunterschrift des Empfängers.

## Quittung.

Den Empfang von 40 fl. (vierzig Gulden) Jahreszins von 800 fl. Kapital, welchen Ignaz Stückle von hier heute entrichtet hat, bescheinigt

L— den — 18— Julius Karpf, Gutbesitzer.

## Quittung.

Herr Karl Miller, Bäckermeister dahier, hat mir heute diejenigen sechs und dreißig Gulden (fl. 36), welche ich ihm vor sechs Monaten geliehen habe, richtig und baar zurückbezahlt.

St— den — 18—

Johann Ruf, Schreinermeister.

## Quittung.

Hundert Gulden sind mir heute abschlägig für einen Ochsen, welchen Metzgermeister Jakob Seitz in H. heute für einhundert und dreißig Gulden von mir erkaufte, baar und richtig mit der Versicherung bezahlt worden, die noch fehlenden dreißig Gulden binnen 4 Wochen von heute an gerechnet, zu entrichten.

A— den — 18—

Leo Berchtenbreiter, Bräuer.

Zur gänzlichen Abtragung der Kaufsumme von einhundert dreißig Gulden sind mir heute dreißig Gulden baar und richtig bezahlt worden, worüber hiemit quittirt

A— den — 18—

Leo Berchtenbreiter, Bräuer.

### Empfang- und Depositenscheine (Aufbewahrungsscheine.)

In diesen Scheinen wird bezeugt, daß gewisse Gegenstände, die man bestellt, oder auch nicht bestellt hat, richtig abgeliefert worden seien; oder daß uns Jemand irgend Etwas zum Aufbewahren übergeben, oder mit dem Auftrage, dasselbe auf eine bestimmte Weise zu verwenden, für dasselbe Sorge zu tragen, anvertraut habe. Solche Empfangscheine werden auf ähnliche Weise, wie die Quittungen abgefaßt.

## Empfangschein.

Von dem Postboten N. aus N. ist mir heute ein versiegeltes Päckchen mit 60 fl. an Geld zur Weiterbesorgung an N. in N. übergeben worden.

P— den — 18— N. N.

## Empfangschein.

Daß mir der Fuhrmann N. aus N. die vom Kaufmann R. in W. an mich abgesandte Kiste, gezeichnet R. W. Nr. 11, heute richtig und unversehrt abgeliefert habe, bescheinige ich hiemit.

W— den — 18— N. N.

### Abtretungs- und Schenkungsscheine.

Diese Scheine sind Urkunden, durch welche Einer dem Andern ein Recht an einer gewissen Sache oder den Besitz von irgend Etwas abtritt. Darin muß angegeben werden: 1) die Namen der betheiligten Personen; 2) die Bezeichnung der Sache, welche abgetreten oder verschenkt wird; 3) die Bedingungen, unter welchen die Abtretung oder Schenkung erfolgt, sowie die Bestimmung, ob Etwas für immer, oder für eine gewisse Zeit abgetreten oder verschenkt wird.

## Schenkungsschein.

Vermöge dieses Briefes schenke ich meinem Vetter und Nachbar, Herrn August Schedel, meinen an sein Haus angrenzenden Gemüse- und Blumengarten für seine durch zwanzig Jahre treugeleistete Freundschaft und Dienstfertigkeit. Ich behalte mir aber noch das Recht zurück, den Garten nach Gefallen zu meinem Vergnügen besuchen zu dürfen.

Z— den — 18—

Jakob Kränzle,
Schmiedmeister.

## Abtretungsschein.

Ich erkläre hiemit, daß ich ein bei N. stehendes Kapital von vierhundert Gulden an meinen Verwandten, den hiesigen Schreinermeister N. N. abgetreten, und ihm die unter dem —ten Februar 18— ausgestellte gerichtliche Obligation mit allen mir in derselben zugesicherten Rechten übergeben habe. Daß dies mit Vorwissen und unter Zustimmung des genannten Schuldners geschehen sei, bescheinigt derselbe durch eigenhändige Namensunterschrift.

N. N.

Zur Bestätigung obiger Bemerkung unterzeichnet diesen Schein der Schuldner

Datum. N. N.

### Reverse, (Rückscheine, Gegenscheine, Gegenversicherungen).

Reserve sind theils Verpflichtungsscheine, durch welche man sich für geleistete Dienste oder Gefälligkeiten zu bestimmten Gefälligkeiten verbindlich macht, theils Verwahrungs- oder Sicherungsscheine, in welchem der Aussteller versichert, daß er das, was ein Anderer aus freien Stücken bewilligt hat, nicht als eine Schuldigkeit ansehen wolle.

## Revers.

Der Unterzeichnete bescheinigt hiemit, daß er die von seinem Nachbarn, Herrn N. N. dahier, bewilligte Anlage zweier mit eisernen Gittern versehenen Fenster in dessen Hofraum blos als eine nachbarliche Gefälligkeit ansieht, und sich verbindlich macht, sobald es von Herrn N. oder dessen Erben gewünscht werden sollte, diese Fenster wieder zumauern zu lassen.

B— den — 18— N. N.

## Revers.

Mein Nachbar, der Herr N. N., hat die Gefälligkeit gehabt, mir auf mein Ansuchen zu erlauben, durch sein hinter meinem Garten liegendes Feld auf meine Wiese zu gehen und zu fahren. Es soll aber dem Herrn N. N. freistehen, diese Erlaubniß nach Belieben zurückzunehmen, und dieselbe keineswegs für eine seinerseits stattfindende Schuldigkeit erklärt werden. Zu mehrerer Bestätigung dessen habe ich diesen Revers ausgestellt und solchen eigenhändig unterschrieben.

F— den — 18— N. N.

### Zeugnisse.

Ein Zeugniß (Attest) ist eine schriftliche Versicherung, daß sich Etwas so und nicht anders verhalte. Ein Haupterforderniß bei ihrer Abfassung ist strenge Gewissenhaftigkeit. Das Zeugniß muß den Namen, in vielen Fällen auch den Geburtsort und das Alter der Person enthalten, für welche es ausgestellt ist. Ebenso muß die Dienstzeit, die Art des Dienstes, der Entlassungsgrund, Ort und Zeit der Entlassung und die Unterschrift des Ausstellers angegeben sein. Für Gesindezeugnisse sind besondere Dienstscheine von der Behörde angeordnet.

### Beispiel.

Wilhelm Mai aus Breslau, 25 Jahre alt, hat $1^1/_2$ Jahr bei mir gearbeitet und sich während dieser Zeit nicht nur durch Fleiß und gute Arbeit, sondern auch durch sein ganzes Verhalten so ausgezeichnet, daß ich ihn ungern verliere, ihm aber, da er sich anderwärts umzusehen wünscht, mit Vergnügen dieses Zeugniß ertheile.

G. Pethran, Sattlermeister.

## Zeugniß.

Magdalena Schmid von Egg hat seit drei Jahren alle in meiner Familie vorkommenden Weißnähereien zu meiner völligen Zufriedenheit besorgt, und hiebei namentlich Geschick und Genauigkeit, sowie auch Billigkeit in ihren Forderungen gezeigt, weßhalb sie zu ihrem weiteren Fortkommen Jedermann empfohlen werden kann.

R— den — 18— Maria Hempfer.

## Zeugniß.

Franz Reisch, Schreinerssohn von N., stand bei mir 4 Jahre und 6 Monate im Dienst als Schreinergeselle. Sein Fleiß, seine Geschicklichkeit und sein ordentliches, stilles, eingezogenes und friedfertiges Betragen sind gleichen vorzüglichen Lobes werth, weßhalb ich ihn jedem Meister bestens empfehle.

N— den — 18—

Johann Ruf, Schreinermeister.

## Zeugniß.

Joseph Otto aus Neumarkt, 30 Jahre alt, seit einem Vierteljahre bei mir als Bedienter stehend, wurde heute seiner Unsittlichkeit und fortwährenden Trunkenheit wegen entlassen.

N— den — 18— N. N.

## Zeugniß.

Die unterzeichnete Gemeindeverwaltung bezeugt dem ledigen Söldnerssohn N. N. zum Behufe seiner Ansäßigmachung in N., daß derselbe ein Kapital von 2300 fl. (zweitausend dreihundert Gulden) älterliches Vermögen besitze.

N— den — 18— Die Gemeindeverwaltung.

(Siegel:) (Folgen die Namen:)

## Oeffentliche Anzeigen, Benachrichtigungen und Bekanntmachungen (Annoncen, Avertissements).

Hieher gehören Bekanntmachungen von verloren gegangenen oder gefundenen Sachen, von neu angekommenen Waaren, Veränderungen des Wohnorts, Einladungen; ferner: Anzeigen von Familienangelegenheiten, — Todesfällen, Verlobungen, Trauungen, Danksagungen, Bitten, Abschiedsworte ꝛc. — Diese kleinen Aufsätze müssen, da sie der Oeffentlichkeit übergeben werden, namentlich gut stilisirt, dabei kurz und deutlich sein. Zu vermeiden ist in ihnen durchaus die Aussprache der Gefühle eines durch Freude oder Schmerz bewegten Gemüthes; man gebe in der Hinsicht nur das, was zur Sache gehört.

## Arbeitsgesuch.

Ein Mädchen, welches im Weißnähen geübt ist, erbietet sich zur Uebernahme und sorgfältigen Fertigung aller in dieses Fach einschlagenden Arbeiten. Nähere Auskunft ertheilt der Verleger dieses Blattes

## Versteigerung.

Freitag den 19. März, Vormittags 8 Uhr, werden im Gebhard'schen Garten gegen sogleich baare Zahlung versteigert: Silber, Kupfer, Messing, Porzellain und Gläser, verschiedene Meubeln von Eben- und Nußbaumholz u. s. w.

N— den — 18—

Adam Koch.

## Aufforderung.

Derjenige Herr, welcher gestern im Wirthshause zu N. einen Mantel mit Pelzkragen statt des seinigen, wahrscheinlich nur aus Versehen, mitgenommen hat, wolle den Austausch im nämlichen Wirthshause bewirken.

## Vollmachten.

Eine Vollmacht ist diejenige Handlung, durch welche Jemand einen Andern ermächtigt, Etwas für ihn zu thun. Sie muß, wenn sie gerichtliche Handlungen betrifft, gerichtlich ausgestellt oder beglaubigt sein; außerdem aber genügt eine Privat-Urkunde, auch ein Brief.

Es gibt zweierlei Vollmachten, nämlich: General- und Specialvollmachten. Unter den ersteren wird die Vollmacht verstanden, welche sich auf alle und jede den Gewaltgeber betreffenden, sowohl gegenwärtigen als künftigen Rechtsangelegenheiten, oder auf die gerichtliche

oder außergerichtliche Besorgung, oder die Person oder das Vermögen betreffenden Geschäfte bezieht, welche überhaupt auf Betreibung aller streitigen und nichtstreitigen Rechtssachen gerichtet ist. Eine Specialvollmacht ist die, welche sich nur auf einen einzigen Rechtsstreit, oder auf ein einzelnes Rechtsgeschäft, z. B. die Abschließung eines Kaufes, Empfangnahme eines Kapitals ꝛc. bezieht, oder auch auf Handlungen, die bei der Behandlung einer Sache vorkommen und besonders ausgedrückt werden müssen, z. B. Vergleiche zu schließen, auf das Rechtsmittel der Appellation (Berufung auf ein höheres Gericht) zu verzichten, Gelder in Empfang zu nehmen, auf Ansprüche Verzicht zu leisten u. dgl. mehr.

Der Machtgeber kann die Vollmacht nach Belieben widerrufen, muß aber den Beauftragten für gehabte Kosten und Auslagen schadlos halten. Der Machthaber muß hingegen, wenn er vor Vollendung des ihm aufgetragenen, oder vermöge der allgemeinen Vollmacht angefangenen Geschäfts kündet, und nicht ein unvermeidliches oder unvorhergesehenes Hinderniß eintrat, jeden allenfalls entstandenen Schaden ersetzen.

## Allgemeine Vollmacht.

Da ich demnächst eine Reise anzutreten habe, die mich auf die Zeit eines Jahres aus Bayern entfernt, so habe ich heute dem Herrn Professor Dr. Hall dahier die uneingeschränkte Vollmacht zur Besorgung aller meiner Geschäfte ohne Unterschied ertheilt. Ich erkläre daher, daß ich Alles, was derselbe auf die Dauer meiner Abwesenheit für mich thun oder unterlassen wird, genehmige und für so giltig halte, als wenn ich selbst gehandelt hätte. Derselbe ist auch befugt, Jemand andern sich zu substituiren, Gelder in Empfang zu nehmen und darüber zu quittiren. Alle Kosten-Auslagen ersetze ich nebst dem sonstigen Schaden und verspreche außerdem ein Honorar von 200 fl. (zweihundert Gulden).

So geschehen P. den 1. Januar 18—

(L. S.) Heinrich Kaulberg, Kassier.

## Specialvollmacht.

Ich ertheile dem Herrn N. hiemit den Auftrag, die von N. an mich zu bezahlenden 3000 fl. (drei tausend Gulden rhn.) statt meiner zu erheben und darüber unter Rückgabe des Obligationsdokuments rechtsgiltig zu quittiren.

N. den 1. August 18— Heinrich T., Revisor.

(L. S.)

## Specialvollmacht.

Ich bevollmächtige hiemit Herrn N., bei dem Theilungsgeschäfte der Verlassenschaft meines seligen Bruders für mich zu erscheinen und zu handeln. So wie ich alles das, was derselbe bei diesem Geschäfte für mich thun wird, durchaus genehmige, so verspreche ich ihm, selbst unter Verpfändung meines ganzen Vermögens, in jeder Rücksicht vollkommene Schadloshaltung. Urkundlich mit Siegel und Unterschrift.

D— den — 18— N. N.

(L. S.)

# Verträge.

Ein Vertrag oder Kontrakt besteht in der Uebereinkunft zweier oder mehrerer Personen, unter gewissen festgesetzten Bedingungen Etwas zu geben, zu thun oder zu unterlassen (Kauf-, Mieth-, Pacht-, Bau-, Lehrkontrakt ꝛc.). Einen Kontrakt kann nur derjenige abschließen, der im vollen Gebrauche seines Verstandes und Herr seines eigenen Willens ist. Zu einem vollständigen Vertrage gehören: 1) der vollständige Name und der sonstige Charakter der Personen, die ihn schließen; 2) die genaue Bestimmung und Bezeichnung des Gegenstandes, worüber der Vertrag abgeschlossen wird; 3) die Bedingungen, unter welchen derselbe zu Stande gekommen ist; 4) die beiderseitigen Unterschriften der sämmtlichen Vertragschließenden (Kontrahenten); sowie 5) der Ort und Tag, an welchem der Vertrag abgeschlossen worden ist.

## Kaufvertrag.

Per 530 fl.

Der Söldner Georg Wegele schließt unterm Heutigen mit dem Bauern Anton Herz, beide von Weiler, folgenden Vertrag:

1. Wegele überläßt dem Herz seine am Löwenberg gelegene Wiese Pl. Nr. 365, 1 Tagw. 15 Dez. haltend, mit allem Nutzen, Beschwerden und Lasten, wie er dieselbe bisher besessen hat.

2. Hiefür bezahlt Herz die Summe von 530 fl. auf folgende Weise: 30 fl. werden heute erlegt, 250 fl. bezahlt er auf Martini d. J. und 250 fl. bis Ostern des nächsten Jahres; jedoch wird bis zu gänzlicher Tilgung der Schuld kein Zins bedungen.

3. Der Käufer tritt von heute an in den Besitz der Wiese und hat auch alle Lasten zu tragen.

4. Die gerichtlichen und außergerichtlichen Kosten bezahlt der Käufer.

So wurde dieser Vertrag beschlossen, doppelt ausgefertigt, verlesen und unterzeichnet.

E— den — 18—

Georg Wegele.
Anton Herz.

## Lehrvertrag.

Der unterzeichnete Joseph Engel ist entschlossen, seinen Sohn Joseph bei dem unterzeichneten N. N., Schmied dahier, in die Lehre zu geben. Beide Theile haben sich über nachstehende Punkte vereinigt:

1. N. N. nimmt den Sohn des Joseph Engel als Lehrling in sein Haus, und verpflichtet sich, demselben zu seinem Geschäfte die nöthige Anleitung zu geben, ihn dabei in Kost und Wohnung zu nehmen, ihn auch zu keinen anderen Geschäften zu gebrauchen und nach vier Jahren freizusprechen.

2. Dagegen macht sich Joseph Engel verbindlich, das Lehrgeld für seinen Sohn mit einhundert und siebzig Gulden, und zwar die eine Hälfte bei der Aufnahme, und die andere Hälfte bei der Entlassung zu zahlen.

3. Joseph Engel übernimmt den Schaden, den sein Sohn dem N. N. etwa zufügen könnte.

Zur Bestätigung der Uebereinkunft ist dieser Vertrag doppelt ausgefertigt, und nach der Unterschrift jedem ein Exemplar zugestellt worden.

K— den — 18—

Joseph Engel.
N. N. Schmiedmeister.

## Miethvertrag.

Zwischen Anton Müller und Georg Schedler dahier ist heute folgender Miethvertrag abgeschlossen worden:

1. Anton Müller vermiethet an Georg Schedler vom 1. November l. J. an in seinem in der Marktgasse Nro. 30 gelegenen Hause den ganzen mittleren Stock, nebst Keller, Holzplatz, Speicher und Mitgebrauch der Waschküche.

2. Georg Schedler zahlt dafür eine jährliche Miethe von fünfhundert Gulden in vierteljährigen Raten.

3. Der Miether verpflichtet sich, jede nicht durch den gewöhnlichen Gebrauch entstandene Beschädigung der Wohnung auf seine Kosten wieder herstellen zu lassen.

4. Beide Theile haben sich vierteljährige Aufkündigung vorbehalten.

Vorstehender Vertrag ist doppelt ausgefertigt, von beiden Theilen unterzeichnet, und jedem derselben ein Exemplar eingehändigt worden.

A— den — 18—

Der Miether: Georg Schedler.

Der Vermiether: Anton Müller.

## Frachtbriefe

sind kurze, offene Briefe, welche demjenigen, der die Fracht übernimmt, von dem Absender der Waaren übergeben werden, und dem Empfänger die ihm geschickten Waaren bezeichnen. Zugleich dienen sie als Ausweise des Fuhrmanns und Schiffers bei Zollämtern ꝛc. Der Frachtbrief enthält außer dem Namen des Empfängers auch den Namen des Fuhrmanns oder Schiffers, die Bezeichnung und die Art der Verpackung der abgesendeten Waaren, die Zeit, in der der Fuhrmann die Waaren überliefern muß, und die Größe des Frachtlohns. Der Name des Empfängers, so wie die kurze Angabe der Waare, wird auf der Rückseite des Frachtbriefes bemerkt; z. B. „An Herrn Hapel in Steinau. Hiebei ein Ballen Kaffee, bez. K. H."

### Frachtbrief.

Herr Kaufmann Meier in Prag.

Hiemit übersende ich Ihnen die verlangten 6 Ballen Median-Druckpapier, bezeichnet mit M Nr. 412, welche hier 7 Zentner gewogen haben, durch den Fuhrmann Berg aus Linz. Wenn er dieselben gut erhalten binnen 20 Tagen a dato abliefert, so belieben Sie die bedungene Fracht von 6 fl. ihm auszuzahlen.

Christoph Flor.

### Frachtbrief.

Herrn Gradmann in Memmingen.

Augsburg, den 1. Juni 18—

Durch den Fuhrmann Johann Schleifer von hier erhalten Sie anbei in 4 Tagen Lieferzeit Nr. 1 B. Eine Kiste Seidenwaaren . $1^3/_4$ Ztnr.;
Nr. 2 A. Eine Kiste Weißzeuge . $3^5/_8$ Ztnr.
Fracht für einen Zentner $1^1/_2$ Gulden. Nach rechtzeitiger Ablieferung der unbeschädigten Waaren belieben Sie die bedungene Fracht zu bezahlen (oder mir dann in Rechnung zu stellen), und mit dem Gute nach meiner Anzeige von — zu verfahren.

Ergebenst
Johann Schmid.

## Anweisungen (Assignationen).

Anweisungen sind Aufsätze, in welchen man die Summe als eigene Schuld zu übernehmen erklärt, welche von einem Zweiten dem Dritten ausbezahlt wird.

Eine Anweisung enthält also das Gesuch, daß A dem B eine namhaft gemachte Summe gegen diese Zahlungsanweisung ausliefere, mit kurzer Bemerkung der Art und Weise, wie A diese auszuzahlende Summe dem Aussteller der Anweisung in Rechnung bringen solle, nebst Ort, Tag und Jahr, und Unterschrift des Ausstellers.

### Anweisung.

Herr Albert Förster in München beliebe dem Herrn Friedrich Kleist daselbst gegen diese meine Anweisung 100 fl. (Einhundert Gulden) auszuzahlen und dem Unterzeichneten, gegen Quittung des Empfängers, in Rechnung zu stellen.

Augsburg, den — — 18—

Heinrich Hartmann,
Apotheker.

### Anweisung.

Herr Ludwig Hummel, Kaufmann in Augsburg, wird hiemit ersucht, gegen diese Anweisung dem Vorzeiger derselben, meinem Sohne Anton Herbst 25 fl. (Fünf und zwanzig Gulden) auf meine Rechnung auszubezahlen.

Memmingen, den 28. Oktober 18—

Leopold Herbst,
Spezereihändler.

### Rundschreiben (Cirkulare).

In einem Rundschreiben werden mehrere Personen von irgend Etwas in Kenntniß gesetzt. Enthält dasselbe eine blose Benachrichtigung, so setzt jeder Leser darunter: Gelesen, N.

Bei Einladungen, Aufforderungen zu Beiträgen ꝛc. hat jeder Leser auch eine kurze Erklärung beizufügen.

## Einladung.

Die Unterzeichneten haben bei der nun günstigen Schlittenbahn sich verabredet, kommenden Montag, Mittags 12 Uhr zur Post sich zu versammeln, um eine Schlittenfahrt nach N. zu bewerkstelligen. Jene verehrliche Herren, welche Antheil zu nehmen gedenken, wollen gütigst in diesem Schreiben ihre Bemerkungen notiren, oder sich belieben, morgen Abend zu einer Besprechung auf die Post zu kommen.

N., den 1. Februar 18—

N. N., k. Posthalter.
N. N., Bierbrauer.
N. N., Gutsbesitzer.

A. B. wird sich morgen Abend einfinden.
C. D. ist mit einer Schlittenfahrt nach N. einverstanden.
E. F. nimmt ebenfalls Antheil u. s. f.

### Das Verzeichniß.

Es enthält eine Aufzählung gewisser Dinge, um eine Uebersicht von ihnen zu erhalten. Daher sind dieselben wo möglich unter allgemeinen Benennungen zusammenzufassen und einzeln mit fortlaufenden Nummern zu versehen. — Kommt noch die Werthbestimmung der aufgezeichneten Gegenstände hinzu, so wird diese nach rechts hinausgestellt. — Unter Inventarium versteht man die zu einem Grundstücke gehörigen beweglichen Dinge, z. B. das Ackergeräthe auf einem Gute, das Geräthe in einer Mühle, Brauerei ꝛc. Dann versteht man auch darunter das Verzeichniß selbst, sowie die in einem Kaufmannsladen sich befindenden Waaren (Inventiren — ein Inventarium aufnehmen). — Katalog bezeichnet ein Verzeichniß von Büchern, oder Gegenständen einer Sammlung; Spezifikation ist eine Angabe des Einzelnen (z. B. ein Waschzettel, welcher die zur Wäsche gegebenen Stücke angibt); Register ist ein Verzeichniß, welches nachweis't, wohin gewisse Sachen gestellt oder gelegt sind, damit man jede nach Verlangen gleich finden kann. (Registriren, Registratur, Registrator.)

## Inventar

der an Se. Wohlgeboren Herrn Geometer Zattler überlassenen Mobilien in der Wohnung B. Nr. 56 dahier.

1) Zwei viereckige Tische von Eichenholz;
2) einen Kommodkasten von Nußbaumholz;
3) ein Kanapé und drei Sessel, mit schwarzem Leder überzogen;
4) einen Schlafsessel, mit Kattun überzogen;
5) einen Spiegel mit hellbraunem Rahmen;
6) sechs Kupferstiche unter Glas und Rahmen;
7) zwei Rollvorhänge von grünem Merino;
8) einen messingenen Leuchter mit Lichtscheere;
9) ein Waschbecken von Blech.

Obige Mobilien übernommen zu haben, bescheinigt

M— den — 18—

Joseph Zattler, Geometer.

## Berichte.

Unter einem Berichte versteht man eine Aufklärung, auch Erzählung oder Beschreibung, welche Jemand einem Vorgesetzten ertheilt. Dabei ist zu beobachten:

1. Man halte strenge an die vorgeschriebene Form; an Gerichtsstellen wird ein ganzer Bogen, in der Mitte eingebogen (halbbrüchig), verwendet; oben hin kommt Ort und Datum, dann in die Mitte die Aufschrift, auf die linke Spalte der Betreff, auf die Rechte der Vortrag, in der Mitte der Titel nochmal wiederholt, und beinahe ganz unten rechts folgt die Unterschrift. — 2. Man berichte kurz, doch so genau und bestimmt, daß keine Irrung obwalten kann, — und 3. Mache man sich zur Regel, von jedem Berichte eine Abschrift zu halten.

Königliche Regierung von Schwaben und Neuburg!
Kammer des Innern!

Unterthänigster Bericht des Schullehrers A. B. von N. auf ein erhaltenes höchstes Rescript sub. Nr. $\frac{1102}{1201}$ praes. den 28. Okt. l. Js. plötzliche Erkrankung betr. mit einem ärztlichen Zeugnisse.

Laut neben genannten höchsten Rescripts erhielt der unterthänigst gehorsamst Unterzeichnete die höchste Weisung, sich nach M. zu begeben und die dort erledigte zweite Schullehrerstelle zu verwesen. Am Tage vor seiner Abreise wurde er, wie anliegendes ärztliches Zeugniß nachweiset, von einem Bluthusten überfallen, und ist also nicht im Stande, der höchsten Weisung Folge zu leisten.

Dies zur unterthänigsten Anzeige bringend, erstirbt in tiefster Ehrfurcht

der königlichen Regierung von Schwaben und Neuburg

der unterthänigst gehorsamste
N. N., Schullehrer.

## Das Protokoll.

Eine Protokoll (schriftliche Aufnahme) ist eine Urkunde, welche gemacht wird, um einzelne Begebenheiten, Erzählungen und Aussagen von Zeugen, geschlossene Uebereinkünfte, Ergebnisse von Untersuchungen und Besichtigungen ꝛc. schriftlich zu verzeichnen und deren Inhalt möglichst genau aufzubewahren. Sind die Aussagen einzelner Personen in dem Protokolle niedergeschrieben worden, so muß dasselbe, bevor es geschlossen wird, ihnen wörtlich vorgelesen werden, damit sie sich mit dem Niedergeschriebenen für einverstanden erklären. Dieses wird demnächst ausdrücklich bemerkt, alsdann das Protokoll geschlossen und von allen Betheiligten unterschrieben. Der Abfasser eines Protokolls hat daher auf Vollständigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit besondern Fleiß zu verwenden.

### Protokoll.

M— den — Februar 18—

Gegenwärtige: Der Bürgermeister N.
Der Stadtschreiber N.

Soeben, Nachmittags 4 Uhr, kommt der hiesige Einwohner Gotthard Knoll zu mir und zeigt mir an, daß er heute auf dem Rückwege vom Jahrmarkte zu M . . , in dem Gräbner Walde von zwei Männern angefallen worden sei, die ihm, unter der Drohung, ihn zu knebeln,

seine Baarschaft, bestehend in 15 fl., und seine in einem leinenen Tuche eingeschlagene neu
Wäsche, die er sich auf dem Jahrmarkte gekauft, nämlich: 4 Hemden, 6 Halstücher vo
buntem Kattun, 3 Paar weißwollene Strümpfe und 4 blaue leinene Sacktücher mit G
walt abgenommen hätten, und sodann nach der Seite von Gräben zu in den Wald g
sprungen seien. Die beiden Männer waren ihm ganz unbekannt, trugen blaue Jacken, ro
leinwandne Beinkleider und schmutzige, tuchne Mützen. —

Dem Beraubten ist dieses Protokoll vorgelesen worden und er hat es richtig befund
und unterschrieben.

Gotthard Knoll.

Die Commission des Magistrats:
N., Bürgermeister.

N., Stadtschreiber.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

seine Baarschaft, bestehend in 15 fl., und seine in einem leinenen Tuche eingeschlagene neu
Wäsche, die er sich auf dem Jahrmarkte gekauft, nämlich: 4 Hemden, 6 Halstücher vo
buntem Kattun, 3 Paar weißwollene Strümpfe und 4 blaue leinene Sacktücher mit Ge
walt abgenommen hätten, und sodann nach der Seite von Gräben zu in den Wald g
sprungen seien. Die beiden Männer waren ihm ganz unbekannt, trugen blaue Jacken, rot
leinwandne Beinkleider und schmutzige, tuchne Mützen. —

Dem Beraubten ist dieses Protokoll vorgelesen worden und er hat es richtig befunde
und unterschrieben.

Gotthard Knoll.

Die Commission des Magistrats:
N., Bürgermeister.

N., Stadtschreiber.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Büschl, Andreas / Büschl, Andreas / Frey, Michael

Schul- und Lesebuch zum Gebrauche in den oberen Klassen der deutschen Volksschulen

Bd.: 1

Augsburg ; München (1864)

Paed.pr. 581-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759402-1